(10.901 / 118,2 Sr.)

Schutzumschlag (Titel): Parseierspitze in den Lechtaler Alpen.
Foto: Dieter Seibert

Schutzumschlag (letzte Seite): Frauen im Yashin-Tal (Nordpakistan). Zum Beitrag von Ruth Steinmann-Hess (Seite 105 bis 118).
Foto: Lilo Baumgartner

Vorsatz: Panorama der Lechtaler Alpen nach der Wiedergabe eines 1899 entstandenen Bildes von E. T. Compton in dem Buch „Lechtaler Alpen" von Dieter Seibert, Rosenheim 1990

Hinterer Vorsatz: „Ein ausgestopfter Steinbock jodelt nicht." Objekte aus dem Alpinmuseum Kempten. Zum Beitrag von Helmuth Zebhauser (Seite 219 bis 223).
Fotos: Franz Speer/DAV

Seite 1: „Und dann – guter Gott! Ist es ein Wunder? Ist es ein Trugbild der Hoffnung, geschaffen von der Tapferkeit aus dem Chaos des Alptraums? Denn dort, über den höchsten Höhen, in einem Winkel, auf den mich meine Erfahrung auf dem Chogori nicht vorbereitet hatte, dort steht der Kangchendzönga, schwach rosa, blaßblau, strahlend weiß, in der Morgendämmerung!" Zum Beitrag von Peter Meier-Hüsing (Seite 263 bis 271).
Foto: Jürgen Winkler

Doppelseite 4/5: Die Heiterwand in den Lechtalern.
Foto: Dieter Seibert

Seite 6: Aufstieg zum Taneller in den Lechtaler Alpen.
Foto: Klaus Puntschuh

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

ISSN 0179-1419 ISBN 3-7633-8057-4
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Dieses Buch ist auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Drucktechnische Gesamtausführung:
Adolf Holzhausens Nfg.,
Kandlgasse 19-21, A-1070 Wien

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
in Deutschland: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Postfach 19 01 62, D-8000 München 19;
in Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldgasse 62, A-1071 Wien

1993: 14556

Berg '94

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift" Band 118)

UB INNSBRUCK
+C26145607

Redaktionsbeirat:
Elmar Landes
Josef Klenner DAV
Prof. Dr. Christian Smekal ÖAV
Luis Vonmetz AVS

Redaktion:
Peter und Harry Baumgartner

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen

Inhalt

Kartenthema

9 *Dieter Seibert:*
Streifzug durch die Lechtaler Alpen

35 *Karlheinz Baumgartner:*
„Wie die Blumen sich im Bett des Windes vermählen ..."
Das Tiroler Lechtal vor der Krise

41 *Peter Donatsch:*
Walser in Lech
Fortschritt setzt Tradition unter Druck

Bergsteigen allgemein

49 *Peter Baumgartner:*
Ein Liebesbrief
Oder: non, je ne regrette rien

59 *Dagmar Wabnig:*
Frauenalpinistik

65 *Tilman Steinert/Barbara Hauler:*
Denkmäler der eigenen Leistung
Bergerlebnis und Narzißmus

71 *Elisabeth Godai:*
Pizzo Badile – Spigolo Nord

77 *Tobias Heymann:*
Bernina-Eis-Expreß
Ein Tag in den Wänden von Bernina, Scerscen und Roseg

85 *Peter Donatsch:*
Ätna – wo die Freude Trauer trägt

93 *Sandra Schernhuber:*
Faszination Mountainbike
Mit dem Bergradl in Korsika

99 *Herbert Hloch:*
Spitzbergen
Firnabfahrten unter der Mitternachtssonne

Ausland/Expeditionen

105 *Ruth Steinmann-Hess:*
Über den Wolken ...
Gelebte Bergabenteuer einer Frau
Frauen sehen die Welt:

120 *Andrea Schamschula:*
Wo Gorillas frühstücken, Berge Feuer spucken und ein Märchenwald zum Regenmacher führt

127 *Lilo Baumgartner:*
„We are the highest people in Jamaica"

131 *Anna Lauwaert:*
al hamdu Allah
Von Biafo auf den Hisparpaß

134 *Marianne Hofinger-Koblmüller:*
Aus dem Reisetagebuch einer Bergführerin

139 *Walter Siebert:*
Können Machos weinen?
Klettern in der Wildnis von Wyoming

149 *Christian Dialer/Kurt H. Gerstle:*
Tenth Mountain Trail
Eine Skitour von Leadville nach Aspen/Colorado

155 *Reinhard Haessler:*
Der Gipfel des McKinley/Denali
Hoher Atlas heute – zu Fuß und mit dem Rad:

161 *Rudolf Malkmus:*
Vom Dschebel Toubkal zu den Chleuh-Berbern

169 *Norbert Hein:*
Von Agadir nach Marrakech mit dem Mountainbike

173 *Wolfram Cosmus:*
Abenteuer Gasherbrum

181 *Dieter Elsner:*
Alpinismus international
Bedeutende Unternehmungen 1992
Mit Beiträgen von Uwe Koblitz (Cho-Oyu-Nordwestgrat), Hans-Peter Fischer (Gleitschirmfliegen in Nepal) und Oliver Guenay (Transasia-Expedition 1992)

Natur/Umwelt

197 *Walter Dorfmann:*
Das Eisacktal – Leben am Auspuff Europas
Alpentransit aus der Sicht eines Betroffenen

207 *Horst Wirth:*
Von Blumen, von Bären und vom Räuberhauptmann Jánošik
Die Malá Fatra, ein Wander-, Tier- und Blumenparadies in der Slowakei

Kunst/Kultur/Geschichte

211 *Gaby Funk:*
Abschied

219 *Helmuth Zebhauser:*
Epitaph für Randfiguren
Der Alpinismus und sein kulturelles Selbstverständnis

225 *Franz Grassler:*
Hohe Ziele alpenferner Sektionen: die Dreitausender der Ostalpen und der Kilimandscharo
Bergsteiger aus Prag und Berlin, aus Mittel-, Ost- und Norddeutschland sowie aus Böhmen haben einst die höchsten Alpenvereinshütten erbaut

237 *Otto Braun:*
Menschen am Berg
Hüttenwirte auf Schneeberg und Rax, einst und jetzt

249 *Fritz März:*
Studenten sind auch solche weiblichen Geschlechts
Hundert Jahre Akademischer Alpenverein München

263 *Peter Meier-Hüsing:*
Der Antichrist im Himalaya
Die unbekannte Geschichte des Alpinisten Aleister Crowley (1875–1947)

Anhang

273 *Johann Karl:*
Klimaänderungen in den Alpen – einst und jetzt
Auswirkungen und Konsequenzen

Kartenbeilage
Blatt 3/4, Lechtaler Alpen,
Heiterwand – Muttekopfgebiet

Streifzug durch die Lechtaler Alpen

Von Dieter Seibert

Links:
Das andere Gebirge.
Steilschrofen (mit Leimkraut)
in den Lechtaler Alpen

Das war eine umständliche Reise in die Stubaier Alpen, damals, in der Karwoche vor 37 Jahren. Um sechs Uhr morgens hatten wir unser Haus in Starnberg bei München verlassen, waren mit dem Zug über Innsbruck zum Bahnhof Ötztal gefahren und anschließend im Bus nach Längenfeld gezockelt. Auf Fellen mühten wir uns dann im tiefen Neuschnee bergauf, der gewaltige Urlaubsrucksack drückte unverschämt. Im Dunkeln kamen wir in Gries im Sulztal an. Beim Kuraten, der auch das Dorfgasthaus führte, machte man große Augen ob der unerwarteten Gäste – zu dieser Jahreszeit. Die Betten im natürlich ungeheizten Zimmer mußten erst aus ihren „Winterschlaf-Hüllen" geschält werden. Am nächsten Mittag erreichten wir endlich unser Ziel, die Amberger Hütte.

Ähnlich umständlich war eine Fahrt in die Lechtaler Alpen im gleichen Jahr. Unsere „Wolken" schleppten wir diesmal von Elmen im Lechtal die 10 km durch das Bschlabertal hinauf nach Boden. Von dort stiegen wir weiter zur Hanauer Hütte auf; um neun Uhr abends kamen wir dort an.

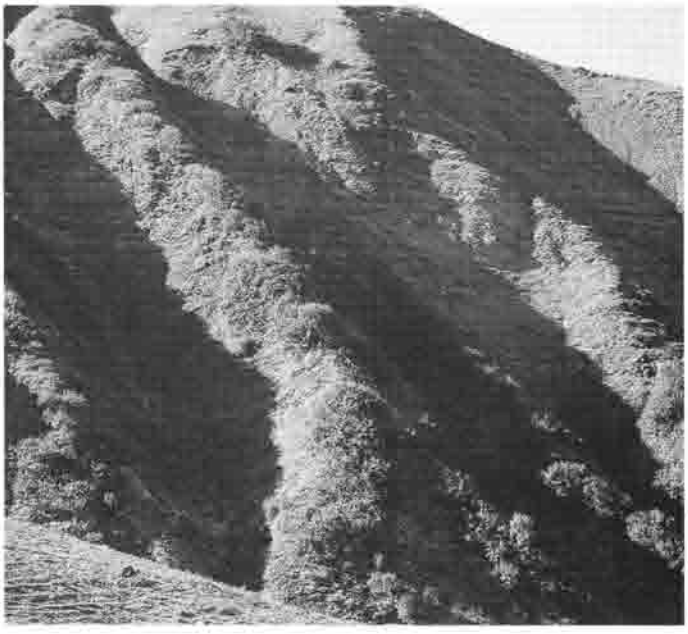
Drei in hohen Seitentälern versteckte Bergdörfer hatten wir bei den beiden Touren kennengelernt: Gries (1572 m) über dem Ötztal, zudem Bschlabs (1316 m) und Boden (1356 m) in den Lechtaler Alpen. Diese weltabgeschiedenen, stillen Bauernnester wirkten seinerzeit bescheiden, ja ärmlich, waren völlig auf sich gestellt und in einer ganz typischen Weise in sich versponnen. Seitdem sind 37 Jahre vergangen. Was ist in dieser Zeit aus Gries im Ötztal geworden? Der Ferienort bietet heute 700 Betten (!) in Gasthäusern und Pensionen, ein Kaufhaus, ein Sportgeschäft, Bergführer ... Alles ist auffallend sauber, adrett und modern, die Landwirtschaft wirkt nur noch wie eine Randerscheinung, eine Art Nostalgie, die zum Image eines Ferienortes in den Bergen gehört.

Ganz anders das Dörfchen Boden im Jahr 1990! Die kurze Dorfstraße betrachten die Hühner als ihre Promenade, drei junge Katzen spielen vor einem alten Blockhaus, ihre Mutter sonnt sich scheinbar unbeteiligt auf einem Mäuerchen. Auch mein Hund, immerhin ein Boxer, verwandelt diese Idylle nicht in kopflose Aufregung. Nur die Kätzin faucht warnend; ihren Kindern darf keiner zu nahe kommen! Sonst herrscht jener Burgfrieden, der einst das Leben auf allen Höfen, in allen Bauerndörfern prägte.

Die beiden Beispiele zeigen den grundsätzlichen Unterschied. Die Lechtaler Alpen sind anders als vergleichbare Gebirge, ihre Landschaft, aber auch eine ganz eigene Atmosphäre empfängt den Besucher dort.
Bitte keine Mißverständnisse! Im Lechtal und in den Lechtaler Alpen ist die Geschichte nicht etwa stehengeblieben, auch dort haben wir das Ende des 20. Jahrhunderts. Trotzdem gibt es, etwa im Gegensatz zum Stubai, einen zwar feinen, für den Sensiblen aber deutlich spürbaren Unterschied. Nur bei flüchtigem Hinsehen wirken die Lechtaler wie andere Gebiete. Es gibt zum Beispiel 16 Alpenvereinshütten, davon 13 der üblichen, bestens bewirtschafteten und sehr schön gelegenen Häuser. Alpine Steige ermöglichen die Zugänge aus den Tälern, verbinden die Stützpunkte untereinander und erschließen einige Gipfel.
Auch unten im Lechtal eher ein gewohntes, dabei unauffälliges Bild: Die stattlichen Orte folgen rasch aufeinander, sind schmuck und teilweise modern, die neu errichteten Gasthöfe, Pensionen, Geschäfte usw. lassen erkennen: Man kann auch hier ohne Mangel leben. Doch welcher Unterschied zum Stubaital! Dort beherrscht der Fremdenverkehr das Bild, das Denken und Handeln, während im Lechtal ganz deutlich das Dörfliche und der Einheimische im Vordergrund stehen, und nicht die Gäste das Leben bestimmen.
Es ist außerdem weder ein Versehen, noch eine grundlose Vorliebe, wenn im Zusammenhang mit den Lechtaler Alpen häufig vom Lechtal, doch selten vom Ehrwalder Becken und Fernpaß, vom Gurgltal oder Inntal und vom Arlberggebiet die Rede ist. Die Ränder unseres Gebirges, der Bereich zwischen Berwang und Lermoos, außerdem das Muttekopfgebiet oberhalb von Imst erinnern mit ihren Liften und Bahnen den Skifahrer und Bergwanderer an die „üblichen" alpinen Gegenden, und der Arlberg mit all seinen berühmten Stationen wie St. Anton und Valluga, Lech und Zürs führt sowieso ein Eigenleben. Doch was zwischen diesen kleinen Randgebieten liegt, immerhin 95% der Fläche, das zeigt sich richtig „lechtalerisch", wie die treffendste Charakterisierung lautet. Und dieser Hauptteil der Lechtaler Alpen ist ganz stark auf das Lechtal ausgerichtet. Von dort führen die Seitentäler tief ins Gebirge hinein, dort verstecken sich noch ein paar echte Bergdörfer wie das anfangs erwähnte Boden, von dort kommen die meisten Wanderer und Bergsteiger.

Foto: Dieter Seibert

Geologische Vielfalt:
Mergel-Landschaft am Rappenköpfle (unten),
Muttekopf von der Vorderen Plateinspitze (rechts)

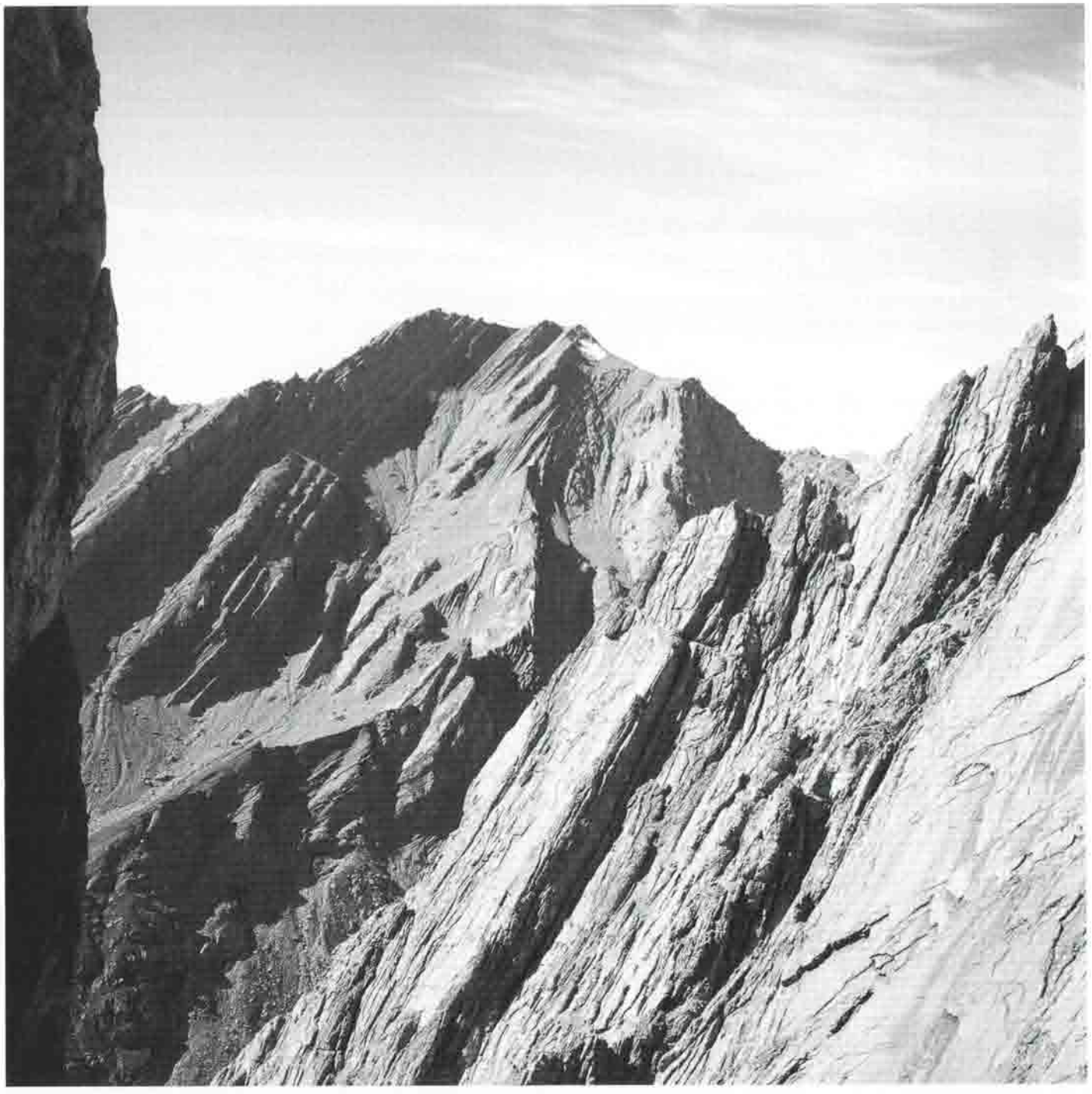


Fotos: Dieter Seibert

Ein Gebiet von 50 km Länge läßt sich in einem Artikel nicht detailliert beschreiben. Es bleibt nur Raum für Streiflichter, die das Typische dieses außergewöhnlichen Gebirges beleuchten, einer Berggruppe, zu der es kein Gegenstück im gesamten Alpenraum gibt. So ist zum Beispiel das „Innere" der Lechtaler vollkommen frei von jeder technischen Erschließung. Aber nicht nur das! Dort fehlen auch alle Modetouren, ein Phänomen bei einer Bergregion, die sich so schnell und mühelos aus dem bayerischen Alpenvorland erreichen läßt. Zufahrt plus Aufstieg zu manchem großen Gipfel dauern hier nicht länger als etwa in den benachbarten Allgäuer Alpen, wo der Massenauftrieb fast zum Alltäglichen gehört.
Auch das folgende Detail ist bezeichnend für unser „vergessenes" Gebirge. Ende des 19. Jahrhunderts erforschte Anton Spiehler aus Memmingen als erster die Lechtaler systematisch. Damals erschien auch eine Artikelserie in den Jahrbüchern des Alpenvereins. Es dauerte dann genau hundert Jahre, bis mit meiner Monographie *Lechtaler Alpen* wieder ein Werk auf den Markt kam, das sich ausführlich mit diesem Gebiet beschäftigt.

Reich der mächtigen Berge

Wenig bekannt und wenig besucht – da drängt sich eine Schlußfolgerung geradezu auf: Dieses Gebirge wird langweilig sein. Völlig falsch! Im Gegenteil – keine andere Gruppe der Nördlichen Kalkalpen bietet eine ähnliche Vielfalt, keine andere kann mit so mächtigen, individuellen Berggestalten aufwarten. Auch in der Höhe sind die Lechtaler konkurrenzlos. Mit der Parseierspitze (3036 m) gibt es den einzigen Dreitausender, und immerhin 37 selbständige Gipfel ragen noch über 2700 m hoch auf (im Dachsteingebirge sind es sieben, im Karwendel vier).
Zweierlei sorgt in den Lechtaler Bergen für den unverwechselbaren Charakter und den besonderen Reiz. Größer noch als in den Allgäuer Alpen, die immer als Beispiel zitiert werden, ist hier die geologische Vielfalt. Man findet alles vom reinen Steilgrasberg über Karst und zerborstene Felsburgen aus Hauptdolomit bis hin zum schönsten Klettergestein, dem Oberrätkalk. Die Bergketten im Karwendel etwa werden über viele Kilometer aus ein und demselben Gestein aufgebaut, während an dem nur drei Kilometer langen Kamm von der Grießlscharte über die Frei- zur Saxerspitze in den Lechtaler Alpen sich die Formation nicht weniger als dreißigmal ändert! Dort eine gewisse Gleichförmigkeit, hier eine einzigartige Vielfalt.
Hauptdolomit, Plattenkalk, Oberrätkalk, Liaskalke, Fleckenmergel und Aptychenkalk heißen die wesentlichen Gesteine, die die Lechtaler Berge aufbauen. Nur ein Gebietsfremder mag nun mit einem „na und?" die Schultern zucken. Jede Gesteinsformation schafft nämlich ganz unverkennbare Gipfelgestalten. Ein so eleganter Turm wie die Holzgauer Wetterspitze kann nur aus Oberrätkalk bestehen, die riesigen, ungemein zerborstenen Felsruinen wie die Dremelspitze mit dem unangenehm splittrigen Gestein und die großen Schutthalden sind bezeichnend für den Hauptdolomit, während die 1000 m hohe Westflanke der Parseierspitze mit ihrem formlos zerfallenden, grüngrauen Fels aus Mergel besteht. Aptychenkalke wiederum sorgen für so wilde Gestalten wie die Roggspitze, bilden ein rauhes, kantiges, wider Erwarten auch recht festes Gestein, das dem Kletterer durchaus Spaß macht, solange es nicht allzu üppig bewachsen ist. Die allersteilsten Grasberge – wie die berühmte Höfats im Allgäu – werden nämlich ebenfalls aus diesem sehr vegetationsfreundlichen Gestein aufgebaut, die Tajaspitze, der Jägerrücken an der Freispitze oder auch der Grießmuttekopf mit seiner senkrechten, noch unbegangenen Ostwand sind typische Lechtaler Beispiele dafür.
Dazwischen sorgt der geologische Baumeister der Lechtaler Alpen noch für ein paar besondere Kuriositäten. Als Gosauschichten bezeichnet man zum Beispiel ein intensiv rotes Konglomerat (aus Kieseln zusammengebackener Fels) am Muttekopf, an der Vorderen Platteinspitze usw., das teilweise zu malerischen Zähnen und Zacken – mitten in den Flanken – verwittert. Und die kilometerlange Felsmauer der Heiterwand besteht aus Wettersteinkalk, den es hier eigentlich gar nicht geben dürfte. Rein geologisch bildet sie ein Anhängsel der Mieminger Kette, das hier in die Lechtaler Alpen eindringt. Das Gestein schafft wirklich ganz typische Formen: So erinnert die Heiterwand durchaus an Wetterstein oder Karwendel, hat aber keine Ähnlichkeit mit all den anderen Gipfelformen, die sonst in den Lechtaler Alpen vorkommen.
In den Dolomiten und in weiten Bereichen der Kalkalpen von Berchtesgaden gegen Osten sorgt die waagrechte Lagerung der Gesteinsschichten für den Grundcharakter der Bergstöcke. Das Karwendel wiederum ist geradezu ein Schulbeispiel für die Auffaltung langer, paralleler Ketten mit steil gestellten



Schichten. Ihnen entsprechen die schrägen Abdachungen nach Süden, während im Norden die gewaltigen Felsmauern dominieren. 98% aller Karwendelgipfel lassen sich auf der Sonnenseite viel einfacher besteigen als von Norden. Mehr oder weniger senkrecht wurden hingegen die Gesteinsschichten in den Lechtaler Alpen aufgerichtet. Das sorgt für sehr markante und scharfe Grate, die meist tief geschartet sind. Die geologische Vielfalt verstärkt diesen Effekt, schließlich verwittern die einzelnen Gesteinsarten sehr unterschiedlich schnell. Dadurch wurden hier die Gipfel besonders stark herausmodelliert, entstanden zahllose recht gewaltige und ganz individuelle Berggestalten. In keiner anderen Gruppe der Nördlichen Kalkalpen sind die einzelnen Gipfel so markant voneinander getrennt wie hier.

Noch ein letztes Charakteristikum: Die Alpenfaltung hat im Bereich der Lechtaler Alpen „eher schlampig gearbeitet". Da gibt es keine langen Ketten (außer der Heiterwand), die sauber ost-westlich ausgerichtet sind. Die Kämme verlaufen in einem oft schon verwirrend winkeligen Durcheinander, und man trifft auf manchen großen Gipfel, der weit vom Zentrum weggerückt ist. Die Holzgauer Wetterspitze, mit ihren 2895 m der vierthöchste Berg des Gebietes, schiebt sich zum Beispiel weit nach Norden vor, während die Parseierspitze im Süden steil und unmittelbar über dem Tal der Sanna bei Grins thront.

Ein Gebiet für den guten Allround-Bergsteiger: die Schlenkerspitzen über dem Parzinn

Homo Montanus Lechtaliensis ausgestorben

Gerade ein Gebiet mit besonders individuellen Berggestalten lockt – üblicherweise – die Besucher in Scharen an; dort gibt es schließlich am meisten zu schauen und bestaunen. Die Dolomiten geben ein vielbeiniges Beispiel dafür. Nur bei den Lechtaler Alpen ist es, wieder einmal, ganz anders. In weiten Teilen des Gebirges herrscht auch zum Ende des 20. Jahrhunderts noch eine erstaunliche Ruhe. Gipfel wie der Stierlochkopf (2788 m), die Feuerköpfe (2827 m), die Kleine Schlenkerspitze (2746 m), um nur drei von vielleicht fünfzig zu nennen, sehen oft jahrelang keinen einzigen Besucher. Die drei sind auch durchaus keine unauffälligen, faden Mugel, sondern große Felsberge, recht wilde und auffallende Gestalten mit Wänden bis zu 500 m Höhe.

Ist Ihnen die Vorderseespitze ein Begriff? Oder haben Sie diesen Berg gar schon bestiegen? Wohl kaum! Dabei dominiert das gewaltige, 2889 m hohe Massiv über drei Tälern, stürzt in alle Richtungen mit hohen Schrofenwänden ab und verbirgt auf der Nordostseite sogar ein Gletscherchen. Dieses eisgefüllte Hochkar zwischen 2600 und 2780 m Höhe – auffallend sind seine sanften Formen inmitten der Steilflanken – könnte der Daumeneindruck eines Riesen sein. Ein außergewöhnlicher Berg, der dennoch unbekannt ist und sehr selten bestiegen wird.

Niemand sollte mich falsch verstehen! Ich stelle hier nur eine Tatsache fest, die ich keineswegs bedaure oder gar ändern möchte, ja, wohl auch überhaupt nicht ändern könnte. Selbst eine flammende Liebeserklärung an dieser Stelle würde die Vorderseespitze auf die Dauer nicht aus ihrem Dornröschenschlaf wecken. Denn nicht der Zufall, sondern handfeste Gründe bedingen die hier herrschende Ruhe.

Wer bevölkert heute die sommerlichen Kalkalpen? Es gibt eigentlich nur zwei, recht unterschiedliche Gruppen: die Bergwanderer und die ausgesprochenen Kletterer. Die einen bleiben gerade in einem so hohen und steilen Gebirge mit peinlicher Genauigkeit den angelegten und üblichen Bergwegen treu, die anderen lieben keine stundenlangen Anmarschwege, bevor sie das gelobte Land erreichen. Dabei gibt es in den Lechtaler Alpen – entgegen ihrem Ruf – sehr schönen Kletterfels. Ich denke dabei weniger an die durch Walter Pause etwas wahllos herausgegriffene Parzinnspitze mit ihren Hauptdolomitplatten. Ungleich besser eignet sich der schon erwähnte Oberrätkalk etwa an der Freispitze, dem Dreischartlkopf usw. Selbst der Aptychenkalk, wie ihn die Roggspitz-Südseite zeigt, wäre noch vorzuziehen.

Doch zurück zur Vorderseespitze und den „handfesten Gründen". Die Kletterer würden die Routen mit dem splittrig-bröseligen Hauptdolomit, in dem oft ganze Felstürme zu labilen Senkrecht-Schutthaufen zerfallen, bei den Gruseltouren einreihen. Und der Bergwanderer stände hier sowieso vor unlösbaren Aufgaben. Steilstes Gras und Schrofen, Geröll und Blockfelder, Platten, dick mit Schutt bepackt, und Schnee, steil und oft hart oder gar eisig – an den großen Lechtaler Gipfeln muß man all diese Hindernisse souverän meistern, auch im

Foto: Dieter Seibert

Abstieg. Hier ist eine perfekte Trittsicherheit das Allerwichtigste. Zudem erfordert fast jeder Gipfel auch einige Kletterei, die man in all den aufgeführten Gesteinsarten beherrschen muß. Wer dabei nicht sehr sorgfältig auf den besten Durchschlupf achtet, steht – auch auf einem „Normalweg" – rasch vor Dreierstellen. Eine weitere Voraussetzung ist die Fähigkeit, sich nach der Karte zu orientieren, und schließlich braucht man noch jenen „Blick fürs Gelände", um in dem so weiträumigen, zerklüfteten Felsflanken, oft ohne genaue Routenbeschreibung, eine günstige Möglichkeit zu finden.
Der Allround-Bergsteiger alter Prägung, der alle Voraussetzungen für Touren in der Lechtaler Hochregion erfüllen würde, ist bis auf wenige Exemplare ausgestorben. Wer sollte also die Vorderseespitze und die anderen Gesellen ihrer Art heute und in Zukunft aus ihrer Einsamkeit aufwecken?

Das einzige bekannte Unternehmen: die Durchquerung der Lechtaler

Wie ein Schiffsbug springt die Spießrutenspitze (2703 m) zwischen Lochbach- und Medrioltal gegen Südosten vor, eine ideale Aussichtskanzel für das Patrol mit den bis zu 700 m hohen Nordwänden von Wannenkopf, Simeleskopf, Gatschkopf usw., aber auch für das Medriol mit seinem Kranz zerklüfteter Felsberge. An einem schönen Augusttag war ich zu diesem Ziel unterwegs, endlich, stand es doch schon seit zwanzig Jahren auf dem Wunschzettel. Drei Stunden wanderte ich in absoluter Einsamkeit durch das Röttal und über die schönen Böden von Oberlahms bergauf und stieg schließlich pfadlos über eine Schrofenstufe ins Großbergjoch (2493 m) empor. 40 Minuten folgte ich nun dem Grat über den Großbergkopf und begegnete dabei elf Bergsteigern, weitere sieben saßen auf dem Gipfel der Großbergspitze. Dort bog ich nach Südosten ab und folgte der zerborstenen Felsschneide – nun wieder in völlig menschenleerem Gelände – und erreichte nach einigen unschwierigen Kletterstellen den Gipfel der Spießrutenspitze.
Typisch Lechtaler Alpen! Paradiesische Ruhe herrscht in vielen Tälern und Hochkaren, denn die sowieso nicht allzu zahlreichen Wanderer verlassen, wie gesagt, nie die üblichen Routen. Doch sie schätzen den Lechtaler Höhenweg, dem auch ich auf meiner Spießruten-Tour das kurze Stück zwischen Großbergjoch und -spitze gefolgt war. Dreizehn Alpenvereinshütten sind gleichmäßig zwischen Arlberg und Heiterwand über das Gebirge verteilt, die üblichen Steige führen von einem Stützpunkt zum nächsten und schaffen damit diese ideale Möglichkeit für eine Gesamtdurchquerung.
Diese Höhenwege würden ins Buch der Rekorde passen, zum Beispiel als die Route, die vom ersten bis zum letzten Schritt nie langweilig ist. Es gibt keine einförmigen Abschnitte, keine „Hatscher", keine Talmärsche. Nirgendwo paßt die Bezeichnung *Höhenweg* besser als hier. Die Steige überqueren zahllose Scharten zwischen 2200 und 2650 m Höhe, traversieren mal südlich, mal nördlich des Kammes die oft steilen Hänge, folgen allerdings nur ein einziges Mal, und zwar an der erwähnten Großbergspitze, längere Zeit einem Grat. So begleiten den Wanderer ohne Unterbrechung die schönsten Ausblicke, auf den Hohen Riffler mit seinen Gletschern etwa oder zum Kaunergrat. Noch eindrucksvoller aber ist der Anblick der großen Lechtaler Felsberge, die sich beim weiteren Vorrücken oft erstaunlich verändern. Betrachtet man sie aus einiger Entfernung, so präsentieren sie sich fast alle als markante und formschöne Gestalten. Rückt man ihnen dann näher, so geht das Kompakte mehr und mehr verloren, und wandert man schließlich am Fuß der Felsen entlang, dann sieht man nur noch verwirrend zerklüftete Massive über sich, eine eher düster feindliche Welt.
Auf den Höhenwegen herrscht eine perfekte Regie, die auf all den Etappen für Spannung sorgt. Eben bummelte man noch sorglos über Gras, dann steht man plötzlich vor einer tief eingeschnittenen Felsrinne, und das schrofige, manchmal auch etwas ausgesetzte Gelände erfordert wieder volle Aufmerksamkeit. Unmittelbar auf eine vegetationslose Geröll- und Felslandschaft folgt ein Bergsee mit grüner Einfassung usw. Fast immer ist das Gelände kleinräumig, wechselt oft und unerwartet den Charakter, die Steige biegen um zahllose Ekken, führen mal diesseits, dann wieder jenseits des Grates durch die Flanken ...
Wie bei den Bergsteigern wird auch von den Lechtaler Wanderern – in der entsprechenden Relation – volle Trittsicherheit verlangt. Bei den zahllosen Schrofenstellen ist selten eine echte Promenade in den Fels geschlagen, meist muß man über abschüssiges, bröseliges Gestein balancieren, eine Kleinigkeit für den Könner, der seinen Schritt kaum verlangsamt, ein nicht ungefährliches Hindernis für den Unerfahrenen. Schnee kann für zusätzliche Aufregung sorgen.
Höhenwege brauchen keine Routenbeschreibungen, sind sie doch stets gut beschildert und markiert. Ein paar Tips erleichtern allenfalls die Entscheidungen unterwegs. Die Lechtaler Durchquerung wartet nämlich mit einer Reihe von Varianten auf, zudem liegen ein paar mit Steigen erschlossene Gipfel als verlockende „Seitensprünge" am Weg.
Wer mag schon seinen dicken Rucksack durch Täler schleppen, wenn er bereits den ersten Stützpunkt auf einem reizvollen Höhenweg erreichen kann! Die Rüfikopfbahn bei Lech macht dies möglich. Der Zugang führt dann, stets in mehr als 2000 m Höhe, über drei Scharten zur Stuttgarter Hütte. Bei der zweiten Etappe muß man sich sogar zwischen drei Möglichkeiten entscheiden: entweder auf „bravem" Weg in einer recht unberührten Bergwelt über die Erlachalm direkt zur Leutkircher Hütte, oder – viel spannender, aber teilweise in einer Lift- und Pistenlandschaft – über die Valluga (2809 m) dorthin, und schließlich gibt es noch die längste Route, den Steig über die felsige Trittscharte zur Ulmer Hütte und den Weiterweg von dort über das Valfagehrjoch zum Ziel. Bei Variante zwei und drei liegt zudem ein besonderer Leckerbissen unmittelbar am Weg: der Arlberger Klettersteig. Läßt man den schweren Rucksack im Mattunjoch, dann könnte man immerhin Knoppenjochspitze und Lorfekopf (2689 m) auf sehr ausgesetzter

Foto: Dieter Seibert

Route überschreiten. Von der Lorfescharte läßt sich über Geröll der Höhenweg und nach einem Aufstieg von gut 30 Minuten wieder der Ausgangspunkt erreichen.

Hinter dem Kaiserjochhaus, genauer gesagt, unter dem Hinterseejoch, wird der unternehmungslustige Bergsteiger nach Norden, Richtung Simmshütte, abbiegen. An dieser Route liegen nämlich zwei der ganz großen, mit einem Steig erschlossenen Gipfel der Lechtaler Alpen: die Holzgauer Wetterspitze (2895 m) und die Feuerspitze (2852 m).

Am nächsten Tag steht man beim Winterjöchl schon wieder vor der Entscheidung: links oder rechts. Links führt der übliche Höhenweg über die Grießlscharte zur Memminger Hütte und rechts ... Das ist ein ganz eigenes Thema, dieser *Augsburger Höhenweg*. Wie alle anderen Routen wurde er als Übergang erbaut, und zwar von der Ansbacher zur Augsburger Hütte. Und das bereits im Jahr 1910! Ein Innsbrucker hielt mir – mit anklagender Stimme – einen längeren Vortrag über diesen Steig, über die höchst ekligen Schrofen dort, das bröselige Gestein, die tückischen Gefahren. Der gleiche Mann betrachtet aber die Predigtstuhl-Nordkante im Wilden Kaiser, eine lange und ausgesetzte Kletterei bis IV, als Nachmittagsvergnügen.

Unser Augsburger Neun-Stunden-Weg ist eben in extremer Weise lechtalerisch! Bis zur Parseierscharte mit der Biwakschachtel ähnelt er noch anderen Höhenwegen, er durchschneidet dabei ein paar tief eingeschnittene Gräben und Felsschluchten. Doch dann quert er in 2600 m Höhe die Nordflanke des Hauptkammes in steilstem Geröll- und Schrofengelände, bietet keine Promenade, sondern ist ein bröseliges, abschüssiges, etwas ausgesetztes Steiglein mit einigen Sicherungen.

In der Dawinscharte ändert sich der Charakter nochmals schlagartig: Statt düsterer Flanken folgt nun ein sonniges Gratgelände. Man überschreitet den Dawinkopf, mit 2968 m immerhin der dritthöchste Gipfel in den gesamten Nördlichen Kalkalpen, zum Grinnerferner.

Bei guten Verhältnissen wandert der Könner zügig und mühelos auch über diesen außergewöhnlichen Weg; dabei helfen ihm keine Krücken wie die Skistöcke sondern eine solide Trittsicherheit – ein Begriff, den man stets wiederholen muß, wenn man sich mit den Lechtaler Alpen beschäftigt. Das fundierte Wissen und Können sollte bei den Menschen, die das Hochgebirge zu ihrem Hobby machen, sowieso einen viel höheren Stellenwert haben. Bei allzu vielen reichen die Fähigkeiten gerade eben aus, solange alles reibungslos abläuft. Wer auf dem Augsburger Höhenweg durch Firnfelder oder Neuschnee, wegen Nebel und Regen in Bedrängnis kommt oder gar verunglückt, den trifft nicht ein unglückseliges und unabwendbares Schicksal. Nicht der Berg war tückisch, man ist einzig und alleine das Opfer seiner eigenen Unfähigkeit oder seines persönlichen Leichtsinns geworden.

Um von der Augsburger Hütte wieder die übliche Route zu erreichen, begeht man den Spiehlerweg, ebenfalls einen echten Lechtalsteig, spannend, aufregend, hochalpin ... Die Route überquert wieder einen der ganz großen Gipfel, den Gatschkopf (2945 m), außerdem läßt sich die Parseierspitze (3036 m) „im Handstreich mitnehmen". Der Abstieg von der Patrolschulter führt dann, man muß das so drastisch ausdrücken, durch eine nordseitige Dreckflanke. Am Fuß der Steilhänge quert man noch über Firn hinüber zum Parseierjoch, wo das Gelände allmählich wieder etwas gemütlicher wird. Vater und Sohn waren an einem Julivormittag auf diesem Firn unterwegs, als es oben in den Mergelwänden krachte, die ja mit Steinschlag recht „großzügig" sind. Ein Brocken und ein paar mittelgroße Steine stürzten in den Firnhang und sausten die 200 Höhenmeter über den steilen Schnee herab, direkt auf die beiden erschrockenen Wanderer zu. „Hinwerfen!" schrie der Vater. Gesagt, getan – doch der Sohn wurde tödlich getroffen. Nicht trotzdem, sondern gerade deshalb! Dieses Unglück war ein Schulbeispiel für die erwähnte alpine Unwissenheit, aus der sich dann das folgenschwere Fehlverhalten ergab. Steine auf Schneefeldern entsprechen nun einmal keinen Gewehrkugeln, sie sind zum Glück doch ungleich langsamer. Man erwartet sie aufrecht stehend und kann in einem Gelände dieser Art den gefährlichsten Brocken fast immer durch eine rasche Bewegung ausweichen. Das sollte in den Lechtaler Alpen auch jeder Bergwanderer wissen und beherrschen, gibt es doch viele Stellen, die steinschlaggefährlich sind.

Nach diesem anspruchsvollen Abstecher rund um die Parseierspitze fällt es schwer, in den Höhenweg-Alltag zurückzukehren. Die Route führt ja noch weit nach Osten und kommt durch so eindrucksvolle Gebiete wie Medriol und Parzinn. Sechs bis neun Tage nach dem Start in Lech steht man schließlich auf dem Muttekopf (2774 m), einer Art östlichem Eckpfeiler der großen Lechtalberge. Dort könnte man die lange Höhenwanderung gemütlich beenden, und zwar mit einer Liftfahrt

Rechts: Falscher Kogel und Maldongrat.
Unten: Sonnenkögel über dem Lechtal

aus dem Gebiet der Muttekopfhütte hinab nach Imst. Es wäre dann auch problemlos, mit Bahn und Bus zum Ausgangspunkt zurückzufahren.

Berge mit Wegen

Auf einer Übersichtskarte sind die Lechtaler Alpen schön gleichmäßig mit roten Linien überzogen, also offensichtlich gut mit Wegen erschlossen. Man muß schon ein Kartenblatt danebenlegen, das eines der Modeberge, etwa die Allgäuer Alpen, zeigt. Erst dann kapiert man, wie weitmaschig in den Lechtalern das Wegenetz ist.
Hin und wieder steuert eine dieser roten Linien auch einen Gipfel an. Aber es sind doch erstaunlich wenige für ein Berggebiet dieser Größe. Nur am Nord- und Ostrand des Gebirges zählen ein paar Ziele zu den Modetouren, wie der Taneller oder der Rote Stein und natürlich der schon erwähnte Muttekopf (2774 m), der Leib- und Magenberg der Imster. Dank der Lifte ist dieser Aufstieg zu einem Drei-Stunden-Ausflug „herabgesunken". Doch schon auf der vis-à-vis aufragenden Vorderen Platteinspitze (2562 m) bleibt es eher ruhig, trotz der bizarren roten Felsen (Gosauschichten) dort oben und dem faszinierenden Tiefblick auf das Imster Becken.
Die weiteren Lechtaler Wegeberge kann man in eine Art Zweiklassengesellschaft einteilen. Im zentralen Teil des Gebirges, stets im Bereich der Hütten und Höhenwege, wurden vom Alpenverein einzelne Gipfel erschlossen, etwa der Maldongrat (2544 m), die Kogelseespitze (2647 m), die Seeköpfe (2718 m), die Feuerspitze (2852 m), der Stanskogel (2757 m), der Trittkopf (2720 m) ... Sie alle lassen sich gut besteigen, allenfalls gibt es hin und wieder ein paar der hier typischen Schrofen, bei denen man auch einmal die Hände braucht.
Ganz anders die Ziele in den nördlichen Seitenkämmen! Meist ist es der letzte Gipfel des jeweiligen Grates, ein echter Lugins-Land, sozusagen senkrecht über dem Lechtal. So überragt die Lichtspitze (2356 m) das Tal bei Häselgehr um 1350 m Höhe, ist aber in der Luftlinie nur zwei Kilometer davon entfernt! Neun Berge dieser Art stehen im Süden über dem Tal, weitere sechs im Norden, der schon zu den Allgäuer Alpen zählt. Dieses Tal ist also richtiggehend eingerahmt von Aussichtswarten, die alle mit eindrucksvollsten Tiefblicken und zudem mit einem weiten Gipfelpanorama aufwarten. Und es ist wieder einmal typisch für die Lechtaler Alpen, daß hier statt Menschenmengen die Stille vorherrscht. Teilweise ist die Mode daran schuld. Schwarzhanskar- oder Wannenspitze? Nie gehört – was soll ich also dort? In ein paar Fällen erwarten den ahnungslosen Besucher aber auch einige Überraschungen.
Schon die Bezeichnung grenzt die beiden Sonnen*kögel* gegen die anderen Berge ab, die fast ausnahmslos auf den Nachnamen „Spitze" enden. Diese oben abgerundeten Köpfe bilden Steilgrasberge der Superklasse, die, wie alle ihresgleichen, aus den drei Gesteinsfamilien Fleckenmergel, Aptychen- und Liaskalken zusammengesetzt sind. Ich war dort relativ früh im

Jahr unterwegs und noch dazu nach einem richtigen Lawinenwinter. Eine Riesenlahn hatte nicht nur auf einer Höhendifferenz von 1000 m den Schnee von den Grashängen geräumt, sie war auch wie eine Furie in den Wald gefahren und hatte gerade dort einen Kahlschlag gerissen, wo das Steiglein bergauf führt. Jetzt war zwar der Schnee geschmolzen, er hatte jedoch ein Baumchaos am äußerst steilen Hang zurückgelassen. Aus dem Kampf mit diesem Wegabschnitt ging ich zwar letztendlich als Sieger hervor, war aber stark gezeichnet, von Erde verschmiert, von Harz verklebt, mit mehreren Schrammen geziert ... Erholung auf den dann folgenden freien Wiesenhängen? Von wegen! Auf 1000 Höhenmetern gibt es einen einzigen flachen Absatz, alles andere ist steil bis sehr steil, und das Weglein zieht meist schnurgerade empor. Ein so vollständig von Gras überwucherter Berg hatte einst eine magische Anziehungskraft für die Bergbauern. Bis auf den 2204 m hohen Gipfel des Vorderen Sonnenkogels wurde gemäht, der Zugang und der Abtransport erfolgte auf einem Heuersteig (von dem Wort Heu). Mit dem Ende der Heuwirtschaft in der Hochregion gerieten diese Steige dann in Vergessenheit und wucherten zu. Erst in der letzten Zeit hat man sie sozusagen wiederentdeckt. Einige wenige Ausbesserungen, ein paar Markierungen – schon war ein Wanderweg für die Urlaubsgäste geboren. Auf vielen Karten werden diese Routen wie alle anderen Wege eingetragen und entwickelten sich damit zu perfekten Touristenfallen. Bei absolut trockenem Boden mag der Bergwanderer mit diesen Steigen noch ganz gut zurechtkommen; vielleicht erinnert ihn ein Muskelkater an seinen Ausflug, bei dem es so lange Zeit derartig steil bergab ging. Bei Nässe verwandeln sich diese Erdwege jedoch in perfekte Rutschbahnen.
Die Sonnenkögel stehen hier nur als Beispiel. Es gibt ähnliche Ziele, etwa den Seitekopf oberhalb von Gramais. Außerdem führen auch viele andere Wege – allerdings nicht ganz so steil und direkt – zwischenzeitlich durch ein Gelände dieser Art. Man braucht nur einmal bei Regenwetter von der Memminger Hütte auf den Seekogel (2414 m), einen makellos grünen Kegel, zu steigen. Bei entsprechenden Bedingungen gibt

Fotos: Dieter Seibert

es im Abstieg nur eine Rettung: Man verläßt die Erdeschmierseifenbobbahn und geht über die steilen Matten.

Gipfel sind nicht alles

Die Täler, die die Lechtaler Alpen einschließen, das Lechtal, das Inntal, das Gurgltal usw., bilden – von wenigen Engpässen abgesehen – weite, fast ebene Böden. Aus diesen Flächen wächst unser Gebirge wie eine Festung empor, wuchtig und unmittelbar. Es gibt keinen allmählichen Übergang, und an keiner einzigen Stelle öffnen sich sanfte Nebentäler.
Wild, urtümlich und herb lauten deshalb die ersten Eindrücke beim Betreten der Lechtaler Alpen. Alle Täler, die in das Innere des Gebirges führen, sind extrem als V-Täler ausgebildet. Sie münden ausnahmslos mit tiefen, manchmal kilometerlangen Felsschluchten ins Umland. Steilhänge von 1000 m Höhe und mehr begleiten die Einschnitte, meist ein wüst-unnahbares Gelände, mit Wald und Latschen überzogen, von Fels und Schrofen durchsetzt, von steilen Bachrunsen zergliedert, die oft zugleich die Hauptlawinenbahnen bilden. In einem Gebiet, das vom Steilen so vollkommen bestimmt wird, sind die Lawinen sowieso die unumschränkten Herrscher. Es gibt kaum richtige Böden, auf denen sich zum Beispiel die winzigen Bergbauerndörfer bedenkenlos ausbreiten könnten, und manche Almhütte duckt sich hinter einem Geländevorsprung, um nicht doch eines Tages in den weißen Massen zu verschwinden. Bei einer Skitour im späten Frühjahr durch das Sulztal mußte ich auf einer Entfernung von drei Kilometern über eine ununterbrochene Fläche von Lawinenbollern stolpern. Und bei einer Oktoberwanderung durchs mittlere Parseiertal blockierten noch drei von Erde schmierige Firnkegel das Weglein, gewaltige Reste der großen Frühjahrslawinen.
Wie gesagt, die Landschaft ist streng, ja herb. Trotzdem zeigt gerade dieses Gelände einen ganz eigenen Reiz. Täler, deren „Gewand" die Natur und nicht der Mensch geschaffen hat, sind in den Alpen selten geworden. In den Lechtalern ist man zuerst stets in den beschriebenen, sehr urtümlichen Tälern unterwegs. Ab 1200 m bis 1400 m Höhe boten dann kurze, etwas sanftere Abschnitte den Bergbauern die Möglichkeit, einige Hänge als Mähder und Viehweiden zu kultivieren – schmucke hellgrüne Flächen als Kontrast zum Dunkelgrün der

Im Roßkartal:
Unterer Wasserfall bei Grammais

Nadelhölzer und den Grau der Felsen. Weiter talein nimmt die Landschaft rasch wieder ihren strengen Charakter an. Schließlich folgen hohen Steilstufen, die dann in den freundlichsten Teil der Lechtaler Alpen münden, die Hochkare.
Bei einem Ausflug ins Roßkartal kann jeder diese verschiedenen Stufen in der Landschaft selbst kennenlernen. Von Häselgehr im Lechtal führt eine Straße durch das schluchtartige und waldreiche Tal ins Dörfchen Gramais hinauf, das von einigen wenigen Wiesen umgeben ist. Gegenüber mündet das Roßkartal. Hohe, von Felswänden durchsetzte Steilhänge flankieren den unteren Teil des Einschnittes. Latschen und Geröll bestimmen das Bild, der Blick bleibt stets frei, wenn man auf dem kleinen, sehr steinigen Weg nach Südwesten wandert. Es folgt eine 300-m-Steilstufe, wo die beiden erwähnten Elemente noch durch Gras und ein paar Schrofen ergänzt werden. Man kommt an fünf Wasserfällen vorbei, hohen Kaskaden, die in einem Modegebiet bestimmt zum Berühmten zählen würden. In 1900 m Höhe ändert die Landschaft dann ganz überraschend ihren Charakter. Saftig grüne Matten überziehen die Hänge, im Frühsommer belebt durch ein Meer von Blüten. Im Becken des kreisrunden Kares liegt als besonderes Ziel der großflächigen Roßkarsee (2118 m). Oberhalb werden die Hänge dann rasch wieder steil, bald gehen die Grasflächen in Geröll- und Schneehalden über, die ein Kranz mächtiger Felsgipfel überragt. Es herrscht der übliche, stark zerborstene Hauptdolomit vor, im Osten imponieren auch einige mächtige Schichttafeln und Felsplatten.
Schon 1965 gab es einen kleinen, teilweise kaum erkennbaren Steig bis zu den Böden oberhalb der Wasserfälle. Wir bestiegen damals die Große Schafkarspitze (2532 m) in paradiesischer Ruhe. Den ganzen Tag begegneten wir keinem Menschen, und nichts deutete auf einen gelegentlichen Besuch hin. Bei der Tour zum Großstein (2632 m) ein paar Jahre später war's nicht anders. Erst 1992 kam ich das dritte Mal ins Roßkar.

Nun halfen Wegweiser und Markierungen beim Zurechtfinden, der Steig war an der großen Steilstufe etwas besser ausgebaut, und man hatte ihn bis zum See verlängert. Es ändern sich eben auch in den Lechtaler Alpen die Bedingungen – langsam und in bescheidenen Schritten. Doch trotz des strahlenden Augusttages traf ich auch diesmal erst beim Rückweg unten im flachen Tal die ersten Menschen. Zwei Frauen stakelten in Sandalen mit halbhohen Korkabsätzen über den geröllfeldartigen Weg. Sie beschwerten sich wortreich bei mir über das so mühevolle Gehen in dieser lebensfeindlichen Bergwelt.
Bei der 1992er Tour bestieg ich die Grüntalspitze (2399 m), deren Plattenschüsse in der Westwand und deren Sägezähne im Nordwestgrat mich schon vor 27 Jahren begeistert hatten, und die seitdem auf der Wunschliste stand. Beim Näherkommen entpuppte sich jedoch auch dieser scheinbar so schöne Fels als echtes Lechtaler Gelände. Über eine immer steilere Halde stieg ich gegen den Südgrat empor, erst auf Geröll, dann über Schrofen, schließlich zwangen mich Platten mit einer Schuttschicht zu einem häßlichen Eiertanz. Ich steuerte eine viereckige Gratlücke an, auf Gras und einen bequemen Weiterweg jenseits der Schneide hoffend. Irrtum! Der zerbröselnde Grat war messerscharf und brach drüben fast senkrecht in eine dieser häßlich zerborstenen Felsschluchten ab, deren gelbe Farbe wie ein Markenzeichen extremer Brüchigkeit ist. Also ein Stückchen zurück und durch eine Bresche im senkrechten Abbruch auf den nächst höheren Plattenschuß empor. Hier ging's nun weiter bergauf, ganz gut sogar, sobald ich das Klettern durch ein Schleichen ersetzt hatte. Jetzt stand ich wieder auf dem Grat, und hier machte das Gelände schon einen etwas freundlicheren Eindruck: Nach den beängstigenden Abbrüchen ließen mich diese Grasschrofen, mochten sie auch noch so steil und ausgesetzt sein, richtig aufatmen. Dann starrte ich auf den Felsen schräg vor mir: ein roter Fleck. Da war tatsächlich eine Markierung, etwas blaß zwar, doch unverkennbar. Weitere rote Punkte führten, den schwachen Spuren eines Gemswechsels folgend, nach rechts in die jähe Flanke hinaus. Kopfschüttelnd ließ ich mich von diesen Hinweisen leiten und erreichte so auch ohne weitere Probleme den Gipfel.
Neugierig folgte ich beim Abstieg den Punkten in der anderen Richtung. Auch sie führten nach Westen über die schuttbedeckten Plattenschüsse hinab, in ein Gelände, das von oben noch unangenehmer aussah als mein „Weg". Da blieb ich doch lieber meiner eigenen Linie treu. Das Schleichen abwärts erfordert noch höhere Aufmerksamkeit und mehr Balance, und ich war froh, als ich schließlich wieder im Geröll stand. Unten im Kar, am versteckten, durch das Blockwerk recht malerischen Grüntalsee beschäftigte mich noch immer das Rotpunkt-Phänomen. Eines war klar: Es gibt keinerlei Weg. Offensichtlich hatte ein „guter Mensch von Gramais" hier eine Nor-

Freispitze aus dem Passeiertal.
S. 20/21: Morgen am Lech bei Forchach

malroute durch die Steilschrofen auf die Grüntalspitze markiert, um den – äußerst seltenen – Besuchern des ausgefallenen Berges bei der Routensuche zu helfen. Drüben an der Großen Schafkarspitze findet man ähnliche Hilfen.
Diese Gipfeltour mitten im Kapitel für Bergwanderer war kein Mißgriff, keine Themaverfehlung. Nach diesem Abstecher versteht wohl jeder, warum alle Ausflüge beim Roßkarsee enden, enden müssen. Trotz der Markierungen kommt man im Gipfelgelände eben nur mit perfekter Trittsicherheit zurecht. Und dem Wanderer bleibt gar keine andere Wahl, als die Felsberge als dekorativen Hintergrund auf die Fotos zu bannen, sie ansonsten aber in Ruhe zu lassen. So bilden die seengeschmückten Hochkare die eigenlichen Ziele.
Etwa zwei Dutzend Karmulden in den Lechtaler Alpen lassen sich auf Wegen erreichen und bieten gleichzeitig eine wirklich grandiose Landschaft. Nun denken Sie bestimmt, das lockt die Menschen in Scharen an. Weit gefehlt! Lediglich einige der Hütten wirken wie Magneten auf die Tagesgäste, allen voran die Hanauer Hütte (siehe Parzinn). Das ergibt etwa folgendes Verhältnis: In der Zeit, in der hundert Gäste diesen Stützpunkt besuchen, steigen – trotz der fünf Wasserfälle und des Bergsees – keine zehn ins Roßkar hinauf, und vielleicht einer wandert von Gramais zum Bittrichsee, einem ähnlichen, etwas entfernteren Ziel.
Für den Neugierigen hier ein paar Anregungen: Am bekanntesten sind die drei Seewiesen oberhalb der Memminger Hütte (unterhalb ein mächtiger Wasserfall), bei Gramais gibt es als weiteres Ziel dieser Art den Kogelsee, von der Hanauer Hütte kann man zu den beiden Parzinnseen wandern, ein sehr herbes Hochtal lernt man am verborgenen Schiefersee kennen, und das Urbild eines wilden, vom Menschen völlig unveränderten Bergkessels – ohne See – entdeckt man im innertsten Parseiertal. Dieser sogenannten Zammer Parseier wird von Wänden und 1000-m-Flanken eingekreist.

Drei königliche Gestalten

150 große, selbständige Berge, weitere 200 Gipfel in „kleinerer Ausgabe", die jedoch jeweils einen eigenen Namen tragen, 17 Berggruppen, elf Haupttäler, die sich wiederum in zahllose Seitenäste verzweigen – bei dieser Fülle gibt es nur eines: Man muß ein paar Beispiele herausgreifen. So folgen hier einige Zeilen über die drei auffallendsten Lechtalberge, während die Gebiete der neuen AV-Karten dann noch etwas ausführlicher beschrieben werden.
Parseierspitze, Freispitze, Wetterspitze – diese drei Gipfel beherrschen die zentralen Lechtaler Alpen. Trotz der Höhe von 3036 m und dem Titel „einziger Dreitausender der gesamten Nördlichen Kalkalpen" wirkt die Parseierspitze eher bescheiden – im positiven Sinne dieses Wortes. Trotz aller Superlative ist sie kein Modeberg, und auch die „äußere Erscheinung" wirkt mehr kurios als protzig. Über dem innersten Parseiertal wächst zwar eine 1000-m-Flanke empor, doch sie

Fotos: Dieter Seibert

besteht ganz aus Fleckenmergeln, dem wohl weichsten, bröseligen Gestein der Region, das zudem vom Wasser stark ausgewaschen wird. Dem Gipfelgrat ist allerding eine Art Mütze aus dem ungleich widerstandsfähigeren Aptychenkalk aufgesetzt, der sich ganz auffallend von den Mergeln abhebt. Ohne dieser Haube hätte die Verwitterung bestimmt den Berg weit abgetragen, und dann wäre die Parseierspitze nur ein kleiner Gipfel neben ihren großen Nachbarn. Der Aptychenkalk schützt den Berg in der gleichen Weise wie der flache Stein die Spitze einer Erdpyramide, wie wir sie etwa am Ritten bei Bozen zu sehen bekommen.
Von der Augsburger und auch von der Memminger Hütte über den schon erwähnten, anspruchsvollen Spiehlerweg läßt sich der König der Lechtaler Alpen von jedem wirklich Trittsicheren besteigen. Doch trotz der Steigspuren, die im Laufe der Jahrzehnte ausgetreten wurden, darf man dieses Ziel nicht zu den Wegebergen rechnen. Die Südostflanke über den Grinnerferner ist immerhin 220 m hoch und erfordert einige, allerdings einfache Kletterei (I+, Steinschlag). Der Südostgrat über der Patrolscharte wird häufiger in den Tourenvorschlägen erwähnt als wirklich begangen. Warum? Die Formulierung im AV-Führer trifft den Kern: „Die Kletterei über den Grat ist wegen der Brüchigkeit des Mergelgesteins oft heikel. Wer ausgesetzte Kletterei in solchem Gelände liebt, wird seine Freude hier finden." Richtig! Doch – wer liebt schon heikle Mergelkletereien!
Die Ersteigungsgeschichte der Parseierspitze paßt so recht zum Gipfel und zum Gebirge. Sie ging sozusagen lautlos über die Bühne. Dazu möchte ich einen Abschnitt aus dem Buch „Lechtaler Alpen" zitieren: Im Jahr 1869 stiegen Josef Anton Specht und Peter Siess als erste auf den Hauptgipfel der Lechtaler Alpen. Niemand nahm damals groß Notiz von dieser doch recht bedeutenden Unternehmung, und man findet auch keinen Bericht, in dem wir heute darüber nachlesen könnten. Für diese erstaunliche Tatsache gibt es eine simple Erklärung: Specht, der Initiator der Tour, schrieb kein Wort über die Parseierspitze. Bergsteigen machte ihm Spaß, auf den Ruhm aber

Unterwegs in den Lechtalern:
Unten: Gipfelaufbau der Wetterspitze.
Rechts: Unterhalb der Feuerspitze

konnte er verzichten. Während fast alle Zeitgenossen ihre Erfolge wortreich ins rechte Licht zu rücken suchten, blieb er stumm. Ein Armutszeugnis aber verdienen die folgenden Generationen, die sich doch so viel auf ihr objektives Urteil einbilden. Der Mann, der es versäumt (bzw. keine Lust) hatte, für sich selbst Reklame zu machen, wurde auch von der Nachwelt vergessen! Dabei war Specht wohl der erfolgreichste Ostalpen-Bergsteiger seiner Zeit. So stand er als erster Tourist auf dem Zuckerhütl, der Wildspitze, der Weißkugel, dem Piz Buin, dem Patteriol usw., und er stieg bereits 1864 durch die Südostwand auf die Königsspitze.

Gab der hier wiedergegebene Text aus dem oben zitierten Buch (von mir) den Anstoß oder war es Zufall? Im Jahrbuch 1991 erschien erstmals ein Beitrag über Josef Anton Specht, diesen Wiener, der eigentlich ein Allgäuer aus Lindenberg war. Das dort gezeichnete Bild unseres so bedeutenden Bergsteigers bleibt blaß, trotz aller Liebesmühe des Autoren Peter Grimm. Ohne Material läßt sich selbst beim besten Willen kein detailliertes Porträt anfertigen. Außer den – wohl ebenfalls recht unvollständigen – Angaben über seine Touren waren nur wenige Kleinigkeiten zur Person zu finden. Sie eigneten sich zudem schlecht, das bisher fehlende Bild von einem edlen alpinen Helden, wie ihn seine (und unsere) Zeit forderte, endlich zu schaffen. Im Gegenteil – wie kann ein alpiner Heros nur das Faulenzen auf einer Bergwiese oder ein Glas Tiroler Roten höher einschätzen als die Sorge für den eigenen Ruhm und Nachruhm!

Die Parseierspitze ist der höchste, die Wetterspitze der auffallendste und eleganteste Gipfel des Gebirges, während man die Freispitze (2884 m) als den ungewöhnlichsten und „lechtalerischsten" Berg charakterisieren könnte. Dieses gewaltige Felskastell läßt sich dank der unregelmäßigen und auffallend kantigen Gestalt mit keinem anderen Massiv verwechseln. Nach Norden stürzt eine düstere 400-m-Wand ab, nach Osten zieht ein 2-km-Grat, der dem dort herrschenden Aptychenkalk seine beiden Eigenschaften, nämlich steil und grün, verdankt. Beim Anblick des 640 m hohen Südostgrates gekommen jedoch die Kletterer große Augen; das ist schönster, heller Oberrätkalk, steil, kompakt und plattig. Die Routen bis zum Schwierigkeitsgrat VI könnten Klettervergnügen pur sein, wären der Zugang und der Abstieg nicht so unverschämt lang und kompliziert.

Das krasse Gegenstück zum Südostgrat bildet die Westseite, diese 1100 m hohe, von scharf eingeschnittenen Rinnen und Schluchten zerfurchte Steilflanke aus Mergel. 1878 stiegen ausgerechnet durch dieses häßliche Gelände die ersten Menschen auf die Freispitze. Damals fühlte man sich in einer Flanke, mochte sie auch noch so steil und bröselig sein, wohler als auf luftigen Graten. Erst 1899 eröffnete ein Gamsbock den heute üblichen Anstieg über die Freispitzscharte. Verzeihung! Ich werde mich etwas präziser ausdrücken: Der einheimische Führer Martin Draxl beobachtete eine Gams, die bei der Scharte in den mauerglatten, scheinbar so unnahbaren Wänden verschwand und dann oberhalb der senkrechten Stufe wieder auftauchte. Ein Durchschlupf war entdeckt, und noch

im gleichen Jahr erreichten Draxl und sein „Herr" Steiniger als erste Zweibeiner die Freispitze auf dieser Route. Ein Kuriosum dazu: Die Erstbegeher beschrieben die Gamsbock-Schlüsselstelle mit einer etwas ungeschickten Formulierung, die dann in allen Führerbeschreibungen, Büchern usw. wieder auftauchte. 67 Jahre lang schrieb also schön brav einer vom anderen ab, ohne selbst auf dem Gipfel gestanden zu haben.

Auch heute wird der markante Berg von der Memminger Hütte aus mehr bewundert und fotografiert als bestiegen. Zu „lechtalerisch" ist auch die einfachste Route. Man muß entweder über steiles Gras und viel Geröll des Parseiergrießes und über die folgende, 200 m hohe Mergelflanke zu den Freispitzscharten ansteigen, oder man gelangt dorthin – viel schöner aber auch wesentlich weiter – von der Grießlscharte über die Rotspitze und die Rotplatte. Den Schlüssel für den Durchstieg zu den nochmals 250 m hohen Gipfelhängen aus Mergel ist das Gamsbockwandl mit festem, aber sehr ausgesetzten Fels aus Oberrätkalk (II+). Der AV-Führer setzt 10 bis 12 Std. an für den Weg von der Hütte bis zurück zur Hütte (wahlweise Memminger oder Ansbacher), eine allzu großzügige Zeitrechnung zwar, aber doch der wichtigste Grund für die relative Stille auf der Freispitze.

Fotos: Klaus Puntschuh, Rolf Lindel

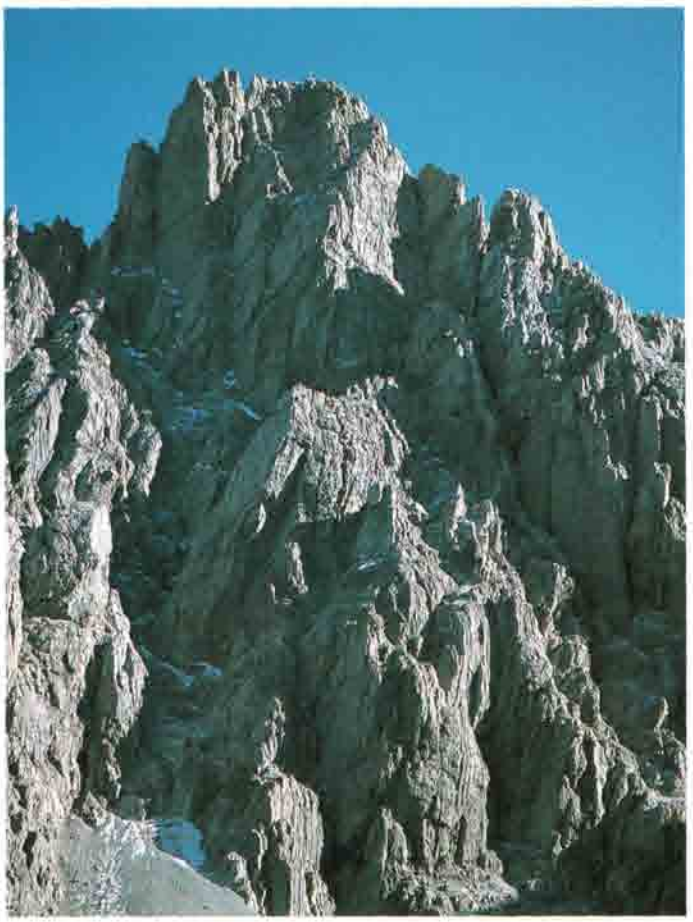
Ganz anders die Holzgauer Wetterspitze (2895 m), der vierthöchste Gipfel des Gebirges. Eine schmale Schicht des sehr widerstandsfähigen Oberrätkalks dürfte der Architekt für diesen, seine Umgebung weit überragenden Turm sein. Von allen Seiten fällt die schlanke Gestalt ins Auge. Ein Steig führt von Süden an den hier nur 50 m hohen Gipfelaufbau heran. Am Kammerloch vorbei, einem großen Blockfelsenfenster, klettert man ohne größere Probleme, teilweise mit Drahtseilhilfe, zum Gipfelkreuz empor. Das lockt natürlich so manchen Bergsteiger an, viele im Verhältnis zur einer Frei- und Vorderseespitze, trotzdem noch erstaunlich wenige bei einem Vergleich etwa mit Hochvogel oder Watzmann.

Dabei zählte einst die Wetterspitze zu den Modebergen – vor eineinhalb Jahrhunderten. Aus Elbigenalp stammt Johann Anton Falger (1791 bis 1876), die auffallendste Persönlichkeit des Lechtals. Er war alles in einer Person: Grafiker, Kupferstecher, Graveur, Lithograph, Holzbildhauer, auch Heimatkundler und Chronist, Soldat, Weltreisender bis St. Petersburg, Illustrator für Goethe und – Erstbesteiger der Holzgauer Wetterspitze. Ausgerechnet den wildesten Berg (wenigstens vom Anblick her) hatte er sich ausgesucht, und das im Jahr 1832! In Falger mußte schon etwas von einem Alpinisten unserer Tage gesteckt haben. Es blieb nicht bei dieser einen Tour. 1841 bestiegen sogar 19 Männer und zwei Frauen unter seiner Führung den Gipfel, an dem es natürlich seinerzeit noch keine Steige und Drahtseile gab. Sein Ausrüstungstip: „Der Weg ist rauh und man muß gut gestiefeliret sein, um nicht mit nacketen Füßen wieder zurückzukommen."

Parzinn, Muttekopf- und Steinseegebiet

Parzinn – ein genialer Bühnenbildner könnte diesen Bergkessel gestaltet haben. Ein weiter, welliger Boden, das eigentliche Parzinn (man übertrug erst nachträglich den Namen auf die gesamte Berggruppe), mit Matten und Latschen stellt die Bühne dar, den Hintergrund bilden die in weitem Halbkreis angeordneten großen Felsgipfel. Auf einer kleinen Kuppe am äußersten Rand des Beckens, wo das Gelände mit hoher Steilstufe ins Angerletal abbricht, thront die Hanauer Hütte (1922 m) an strategisch bester Stelle, denn hindernislos ist der Blick auf die Berge rundum.
Die Dremelspitze (2733 m) läßt keine Zweifel: Sie ist der Herrscher im Revier. Genau im Zentrum liegend fällt dieser Felsdom schon von weit draußen, etwa von Bschlabs aus, ins Auge. Felsgrate von der Länge eines Kilometers, Wände bis gut 400 m Höhe, und zwar auf allen Seiten, schaffen eine gewaltige Erscheinung, die senkrecht aufgestellten Gesteinsschichten mit ihren riesigen Felstafeln sorgen für Eleganz, ein Wort, das man in diesem Fall ohne schlechtes Gewissen benützen darf – zumindest, wenn man den Berg aus einiger

Rechts:
Neben gutem Klettergestein auch viel Gebrösel.
Parzinnspitze und Spiehlerturm



Verwirrendes Einerlei von Rinnen und Schluchten:
Dremelspitze vom Westen (oben) und Muttekopf
von Boden aus gesehen

Entfernung betrachtet. In Wirklichkeit ist auch eine Dremelspitze ein echtes „Lechtaler Gewächs". Dieser scheinbar so kompakte Felsbau löst sich beim Näherkommen immer mehr und mehr auf, und schließlich steht man vor einem Durcheinander von Platten, Felspfeilern, Schluchten, Rinnen und Kaminen, die aus dicken Schutthalden emporwachsen, ein Indiz für das brüchige Gestein. So paßt auch zum Normalanstieg, der an der Vorderen Dremelscharte beginnt, nur ein Wort – chaotisch.

Bei unserer ersten Tourenwoche im Parzinn hätten wir uns, mein Bruder und ich, wohl kaum an die Dremelspitze gewagt, obwohl die Kletterei den II. Schwierigkeitsgrad nicht überschreitet, wenn ... In diesem verwirrenden Einerlei von Rinnen und Schluchten, von Rippen und Wandln, das die Südwestwand auszeichnet, war es dem Fremden fast unmöglich, den richtigen Durchschlupf zu finden (inzwischen gibt es an den wichtigen Stellen Markierungen). Doch wir hatten damals Glück, waren wir doch mit dem besten aller Dremelspitz-Lotsen unterwegs, mit Max Hruschka. Das Unikum der Region, geliebt, geachtet und bedauert, hatte mich als seinen Ganymed besonders ins Herz geschlossen. Die Wirtsleute der Hanauer Hütte kannten seine allzu große Liebe zum Rotwein und hielten ihn deshalb so trocken wie möglich. Da schickte er mich vor, um noch ein paar zusätzliche Viertel zu ergattern. Er war damals eine drahtige, etwas ausgemergelte Gestalt, durch den Alkohol ein wenig zittrig und trotzdem selbst im Vierergelände noch erstaunlich souverän.

Die Geschichte um die Erstbegehung der Reichspitz-Ostwand zeigt vielleicht am besten das Wesen dieses ungewöhnlichen Menschen. Er, der Lehrer von Martinau, pflegte in selbstloser Weise ein schwer erkranktes Kind auf einem weitabgelegenen Bergbauernhof. Um die Hoffnung auf Gesundung zu stärken, legte er eine Art Gelübde ab: Kommt das Kind durch, dann erforscht der Max als eine Art Dankeswallfahrt die erwähnte Ostwand, eine der ganz großen, zerklüfteten Felsmauern aus Hauptdolomit. So kam es zur ersten Durchsteigung dieser 600 m hohen Wand, die mit mehreren Fünferstellen aufwartet – und zwar durch Max Hruschka im Alleingang.

Auf dem Gipfel der Dremelspitze erleben alle die gleiche Überraschung: Stolz über ihre Leistung betritt man den höchsten Punkt der Parzinn-Königin, doch dann fällt der Blick auf einen Berg, der ganz nahe im Nordosten steht und der den eigenen Standpunkt nicht nur ein wenig, sondern um volle 94 m überragt. Das Schlenkermassiv übertrifft alles andere an Wucht und chaotischem Felswirrwarr. Der Hauptkamm bildet eine durchgehende Mauer von mehr als zwei Kilometer Länge. Auch hier sind die Schichten senkrecht aufgerichtet, und da sie aus bröseligem Hauptdolomit bestehen, konnte die Verwitterung ganze Arbeit leisten. Alles befindet sich in Auflösung. Doch anders als beim Mergel oder gar beim Flysch, die bei starker Abtragung für auffallend sanfte Formen sorgen, entstehen bei diesem Gestein wildeste Felsruinen. Tiefe Schluchten wurden eingefressen, die dann die Rippen und Grate doppelt scharf herausmodellierten, welche ihrerseits wieder in Zacken und Türme zerfielen. Felstürme sind hier sowieso das

Fotos: Dieter Seibert

besondere Markenzeichen, sie zerhacken nicht nur die Grate, sie wachsen auch überall aus den Flanken empor. Jeder einzelne Bewohner des gesamten Bschlaber Tales könnte am Schlenkermassiv seinen Privatturm haben.

Natürlich kommt keiner der nüchternen Bergbewohner auf eine so absurde Idee, ja kaum einer ist je in diesen Flanken herumgestiegen. Rechnet man den Vorbau dazu, dann ist die Nordwestwand der Kleinen Schlenkerspitze (2746 m) immerhin 650 m hoch. Der AV-Führer beschreibt eine Route in diesem Gelände, sie füllt zwar eine halbe Seite, kann aber für das Felslabyrinth nur ein paar allgemeine, insgesamt spärliche Hinweise geben. Steckt man erst einmal mitten in diesem Durcheinander, dann verliert man nur allzu rasch die Übersicht. Aber nicht nur das; unbegehbare Aufschwünge, vor allem aber die Schluchten mit ihren senkrechten Seitenwänden blockieren immer wieder die gewünschte Richtung, und man landet schließlich an ganz andren Stellen als geplant. Könnte man sich auf der Idealroute durch die Flanke schlängeln, dann würde man bestimmt statt des angegebenen vierten Schwierigkeitsgrades mit einem Dreier oder gar mit einem Zweier durchkommen. Bezeichnend für ein Gelände dieser Art ist auch die Kletterzeit: Für die 650 Höhenmeter gibt der Führer immerhin fünf Stunden an!
Den richtigen Durchschlupf finden – das ist das Zauberwort für all diese Touren. Die nüchternen Daten für den Normalweg zur Großen Schlenkerspitze (2827 m) lauten: vom Galtseitejoch über den Nordgrat, II, 1½ Std. (laut Führer II oder III, 2 Std.). Das klingt so simpel – doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Auch an einem Grat ist die Route keineswegs klar vorgezeichnet. So verliert sich der Nordgrat in 2600 m Höhe in der Flanke, dafür dominiert plötzlich eine sonst unbedeutende Nordostrippe, deren Zacken den Begeher bald noch weiter nach Osten in die Flanke mit ihren Rinnen drängt. Immer wieder Querungen, Suchen nach einer Möglichkeit, hier ein kleines Wandl, dort eine Rinne, vielleicht mit Schnee oder gar Eis gefüllt, ein paar Meter Abstieg, wie geht es hinter der nächsten Ecke weiter ...

Noch ein Beispiel dieser Art: Hintere Platteinspitze (2723 m) heißt der zweithöchste und mit Abstand eindrucksvollste Gipfel im benachbarten Muttekopfgebiet. Wir wollten den gewaltigen Berg auf der wohl einfachsten Route, nämlich vom Hochpleissattel über den Ostgrat, besteigen. Die allgemeinen Angaben und die Schwierigkeitsbewertung mit III im alten Rogister-Führer nötigte uns einige Ehrfurcht ab, zumal man bei diesem Führer auch vor den deftigsten Überraschungen nicht sicher war. Dort wurde zum Beispiel der Nordgrat der Galtbergspitze im Loreagebiet mit II– angegeben, während IV+ zutreffend sein dürfte. Wir packten also bei unserer Platteinspitz-Tour im Jahr 1969 nicht nur das Seil sondern auch ein paar Haken ein. Aus dem Sparketkar mühten wir uns über Geröll und hart

Die Heiterwand von der Hahntennjochstraße

zusammengebackenen „Grus", ebenfalls eine Lechtaler Spezialität, über die 350-m-Steilflanke in die torartige Hochpleisscharte hinauf. Nach diesem unangenehmen und gar nicht so einfachen Auftakt waren wir beim Grat auf noch Schlimmeres gefaßt. So spähten wir besonders sorgfältig nach dem jeweils „besten Durchschlupf" aus, umgingen die ersten Zacken meist südseitig, die späteren im Norden, während wir den letzten Grat – entgegen der Empfehlung im Führer – nahe der Kante überschritten. Das Seil blieb im Rucksack, und in meinen persönlichen Aufzeichnungen heißt es: I, vier kurze Stellen II.

Die bis zu 600 m hohen Plattenschüsse an der Hinteren Platteinspitze locken auch die „richtigen" Kletterer an. Ebenso der benachbarte Engelkarturm, beide mit Routen bis VI in plattigem Hauptdolomit! Und gleich nebenan führt ein Klettersteig der Marke „äußerst steil und luftig" auf den Maldonkopf (nicht zu verwechseln mit dem Maldongrat der Heiterwand). Das ist die wilde Ecke der Muttekopfgruppe, während die Gipfel im Westen und Süden mit dem beherrschenden Muttekopf (2774 m) selbst im Verhältnis sanfte und wenig markante Formen zeigen.

Doch zurück zum Parzinn. Neben den großen, Dremel- und Schlenkerspitze, können die anderen Felsberge um die Hanauer Hütte allenfalls durch markante Formen bestehen. So schauen die hellen, makellosen Plattenschüsse an der Östlichen Plattigspitze nicht nur appetitanregend aus, sie bieten wirklich schöne Kletterei (III) in relativ festem Fels. In den Nordwänden der viel bekannteren Parzinnspitze (2613 m) trifft man neben gutem Klettergestein auch auf das typische Hauptdolomit-Gebrösel. Ein besonderes Kuriosum ist schließlich der Spiehlerturm, klein, aber doch ins Auge fallend, dank seines senkrechten, fingerförmigen Gipfelzackens.

Von der Parzinnscharte aus läßt sich die Steinkarspitze (2650 m) ohne viel Kletterei besteigen (Steigspuren, meist Geröll) – eine seltene Ausnahme bei den großen Gipfeln der Lechtaler Alpen. Raubvogelperspektive – scheinbar senkrecht schaut man von dort auf den Steinsee und die gleichnamige Hütte hinab. Der von Norden gesehen eher unscheinbare Gipfel stürzt nämlich nach Süden und Osten mit steilen Wänden ab; die vielen parallelen Pfeiler, die durch Schluchten voneinander getrennt sind, erinnern an eine Orgel. Auch dieses Klettergebiet wartet mit Routen bis VI auf. Der eigentliche Herrscher im abgelegenen Steinseegebiet ist jedoch der Bergwerkskopf (2728 m), wieder eine echt lechtalerische Gestalt: gewaltig, auffallend, unverwechselbar, dabei nur mühsam und keineswegs einfach zu besteigen. Aus einem breiten und hohen Unterbau, bestehend aus langen Geröllfeldern und bröseligen Schrofen, wächst der Gipfelturm mit fast senkrechten Wänden empor. Man muß sich also erst über die „Dreckhänge" emporarbeiten, um dann im teilweise brüchigen, am Gipfelturm auch ausgesetzten Gestein noch richtig zu klettern (II+). Kein Wunder also, daß es auch um diesen markanten, hüttennahen Berg eher ruhig bleibt.

Die Heiterwand und der Norden

Dem Gast des Mieminger Plateaus fällt im Westen eine Schar spitzer Hörner auf, die ganz nahe nebeneinander stehen, während im Nordwesten von Tarrenz eine breite, wenig gegliederte Mauer den Horizont bildet, zu der das Wort von den „bleichen Bergen" paßt. Das ist jeweils die Heiterwand aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Dieser glatte, sieben Kilometer lange Felskamm besteht aus Wettersteinkalk. Wie schon kurz beschrieben, gehört er geologisch zur benachbarten Mieminger Kette, auch der Landschaftscharakter erinnert mehr an die Berggruppen im Osten als an die Lechtaler Alpen.

Glatte Flanken dachen mit plattigem Fels, Schrofen und viel Gras nach Süden ab. Nach etwa 500 Höhenmetern gehen sie dann in Latschenhänge über, die von tiefen, mit Geröll gefüllten Schluchten zerteilt werden. Man darf sich von diesem scheinbar so einladenden Gelände nicht täuschen lassen! Alles ist äußerst steil, und vor allem ein Abstieg aufs Geratewohl endet fast immer an schwierigen bis unbegehbaren Stufen. Die bis 700 m hohen Nordwände wirken im Vergleich dazu recht dunkel, sie erscheinen auch deutlich steiler, werden aber stärker von Bändern und Schluchten gegliedert.

Diese Felsmauer bildet eine Einheit, sie ist ein kompaktes

Massiv, und es war nur logisch, daß die Menschen ursprünglich für den gesamten Kamm nur einen Namen hatten – Heiterwand. Der Wortteil „heiter" leitet sich dabei ganz unmittelbar von hell, licht ab, bildet der Wettersteinkalk doch einen starken Kontrast zu den dunkelgrauen Dolomitbergen wie den Platteinspitzen. Erst durch den Alpinismus wurde es nötig, den einzelnen, teilweise recht auffallenden Gratgipfeln eigene Namen zu geben. Dabei ging man mit wenig Phantasie zu Werke, benannte die erste und die zweite (zugleich die höchste) Erhebung simpel als Ost- und als Hauptgipfel (2639 m) und legte damit den Grundstein für einen inzwischen weit verbreiteten Irrtum. Heute denkt so mancher, lediglich das erste Massiv im Osten wäre die Heiterwand, dann würden andere Gipfel wie die Tarrentonspitze, die Alpeilspitzen, das Steinmandl folgen.

Dem Bergsteiger wird rasch klar, daß auch die Heiterwand so richtig zu den Lechtaler Alpen gehört. Ein Beitrag im AV-Jahrbuch von 1909 paßt perfekt dazu. Der Satz, „so beschlossen wir, die Überschreitung der Heiterwand von Osten nach Westen in eine solche von Nord nach Süd umzuändern", zeigt eine schon mehr als naive Unwissenheit. In einer Zeit wohlbemerkt, in der andere Berggruppen bereits bis in den letzten Winkel erschlossen waren! Die erste Möglichkeit bietet nämlich die doppelten Schwierigkeiten und verlangt einen vielleicht vierfachen Zeitaufwand als die zweite.
Der 19. September 1905 war ein ganz besonderer Heiterwand-Tag: Der Innsbrucker Alfred Wachter überkletterte den Grat vom Ostgipfel bis hin zur Steinmandlwand. Seit diesem Tag spukt die Heiterwand-Überschreitung als außergewöhnliche Tour in den Köpfen der Bergsteiger herum, ebenso präsent, wie selten durchgeführt. Zu weite Zugänge, zu abgelegen und letztendlich zu wenig berühmt – wer nimmt da schon die Strapazen und die Unannehmlichkeiten dieser Mammuttour auf sich? Natürlich findet man an der Heiterwand auch festen, sehr griffigen Fels, doch insgesamt herrschen die Schrofen vor, Schrofen mit Gras, brüchige Schrofen, steile und ausgesetzte Schrofen mit mancher Dreier- und einigen Vierer-stellen. Zehn bis zwölf Stunden in diesem Gelände?

Regelmäßigen Besuch erhält nur ein einziger Heiterwandgipfel, der Maldongrat (2544 m), der westliche Eckpfeiler der langen Mauer. Das Hahntennjoch und ein kleiner, allerdings nur teilweise ausgebauter Steig – es gibt einige Kletterei in den brüchigen Schrofen (I) und Steinschlag bei Vorausgehenden – schaffen die entsprechenden Voraussetzungen. Ausgerechnet dieser, im Süden relativ einfache Berg bricht mit einer kompakten 500-m-Nordwand ab, an deren Fuß die Anhalterhütte steht. Das ist die steilste Felsmauer des Gebietes, eine Zwei-Schichten-Wand sozusagen: unten ziemlich fest, oben recht brüchig. Trotzdem gibt es ein halbes Dutzend Kletterrouten dort.
Apropos Hahntennjoch. Dieser Paß zwischen Lechtal und Imst gehört auch zu den Superlativen dieses Gebirges. Mit seinen 1894 m ist er nämlich der höchste Straßenpaß der gesamten Nördlichen Kalkalpen. Auch die Nummern zwei und drei dieser Rangfolgen liegen im Bereich der Lechtaler Alpen: Arlbergpaß (1793 m) und Flexenpaß (1773 m).

Fotos: Klaus Puntschuh

Die Anhalterhütte am Fuß der Heiterwand

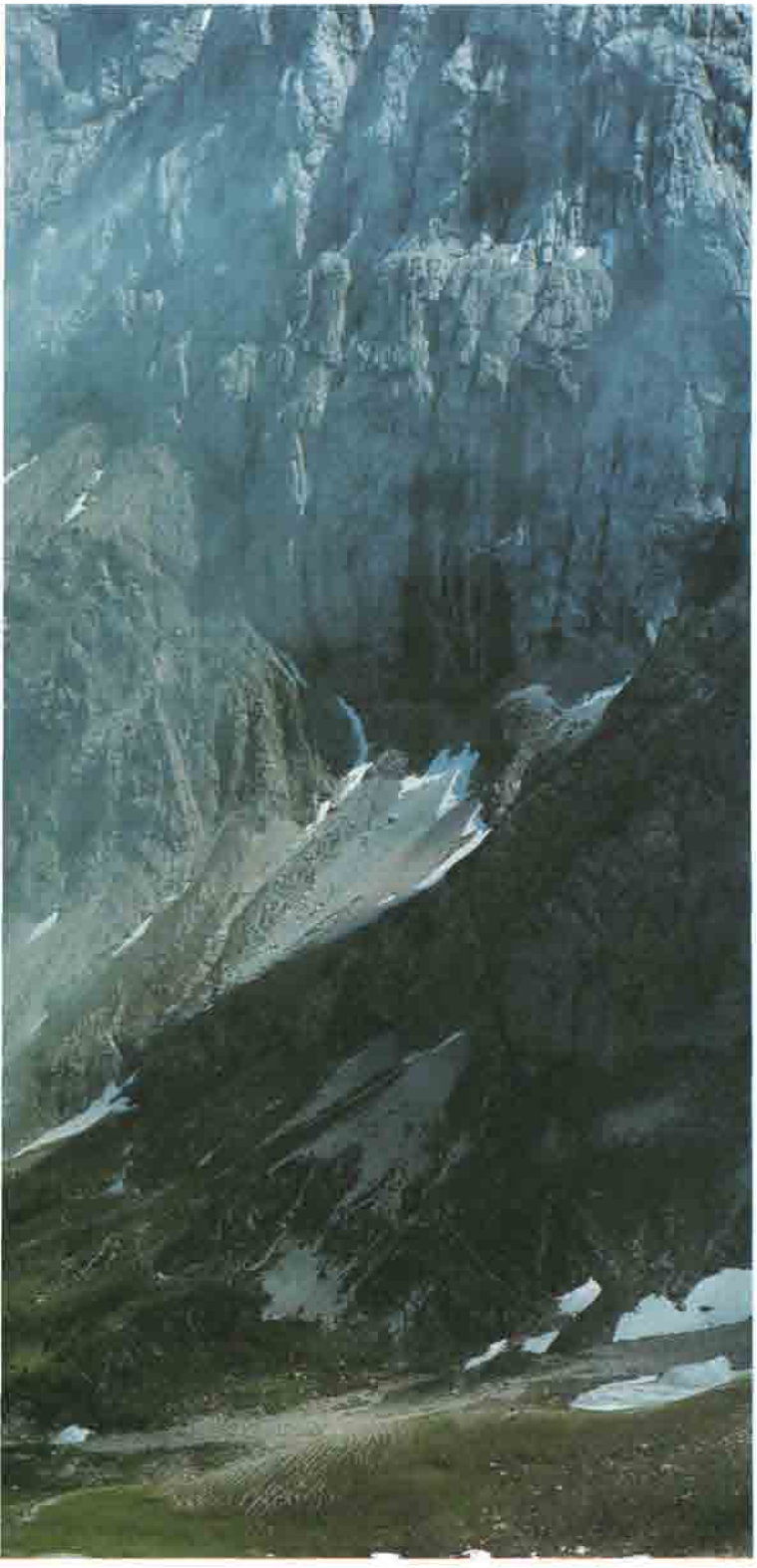
Der nächste Gipfel der Heiterwand heißt bei den Imstern Steinmandl (2581 m), während ihn die Lechtaler wegen seiner beiden Gipfelzacken als Gabelspitze bezeichnen. Der neue AV-Führer beschreibt gleich zwei Routen für den Übergang vom Maldongrat; wirklich brauchbar sind sie beide nicht. Die fettgedruckte III bei der Schwierigkeitsangabe und das Wissen von diesen steilen, ausgesetzten und brüchigen Schrofen schreckten mich stets von einem Versuch ab, bis ...
Meine Frau und mein Bruder lagen auf dem Gipfel des Maldongrates in der Sonne mit dem Ausdruck vollkommener Wunschlosigkeit. So schnell würde sie nichts von diesem Platz der Glückseligkeit vertreiben können. Also Zeit und Muße, mir einmal den „erschröcklichen" Grat näher zu betrachten. Schrofen, Schutt, Platten, Gras, alles in bunter Folge, nie steil und wirklich unangenehm, mal konnte ich die Schneide selbst begehen, öfter mußte ich ein wenig in die Flanken ausweichen – bereits nach 15 Minuten war ich 500 m nach Osten vorgerückt und dem Steinmandl schon recht nahe gekommen.

Jetzt zeigte der Grat erstmals seine – rotgefärbten – Zähne. Also der Beschreibung Nummer eins folgen: nordseitige Umgehung. In einem teilweise senkrechten 15-m-Riß kletterte ich zu einer Trümmerhalde hinab, ausgesetzt, häßlich, brüchig. Danach gab es noch einigen Schutt aber keine Schwierigkeiten mehr. Übergang gelungen, Gehzeit – allerdings unter full speed – 35 Minuten; der Führer gibt zwei Stunden an.
Beim Rückweg wollte ich der Beschreibung Nummer zwei folgen. Doch bei einem Blick hinab in die Südflanke wurde ich skeptisch. Was soll ich dort unten? Bei einem Lechtaler-Schrofen-Schleicher wie mir gibt es einen anderen Grundsatz: Nie tiefer in die Flanken hinab, als unbedingt notwendig. Ich begann also aus der Lücke vor dem Rotzähne-Gratstück, das Gelände auf der Südseite waagrecht zu queren. Das Ergebnis: der Fels griffig und ziemlich fest, und bald war die einzige etwas schwierigere Passage (II+) ohne Höhenverlust gemeistert. Damit war die einzig sinnvolle Route entdeckt!

Die sechszackige Alpeilspitze (2552 m) und die Tarrentonspitze (2608 m) mit ihrem wilden Vorposten, dem Heiterwandturm, dominieren den etwa drei Kilometer langen Mittelteil der Heiterwand. Das ist auch heute einsamstes Bergland, unberührt wie eh und je. Die „ewigen" Grasschrofenwände der Südseite locken die heutigen Bergsteiger ebenso wenig, wie jene Schnee-, Eis- und Steinschlagkanäle der Nordseite, die zumindest im Frühsommer einen Zugang zum Grat ohne viel Kletterei erlauben würden. Erst der Heiterwand-Hauptgipfel (2639 m) gebärdet sich ein wenig freundlicher. Aber auch hier führt der Normalweg über eine 450 m hohe Flanke aus Schrofen und Steilgras und einen scharfen nochmals 100 m hohen Felsgrat mit einiger Kletterei bis II. Also ebenfalls kein Gelände für einen Massenauftrieb!
Der Hauptgipfel hat sogar seinen ganz persönlichen Stützpunkt, eine kleine schmucke Selbstversorgerhütte im Grubigjöchl. Auch das gibt es heute noch! Unter dem Loreakopf und hoch über dem Fernpaß steht zudem ein zweiter Stützpunkt dieser Art, die Loreahütte (2022 m), Erinnerung an jene Zeiten, als die Bergsteiger in den Hütten noch „hausten". Das Wort war ebenso treffend, wie freundlich positiv gemeint. Urig, gemütlich und kameradschaftlich – das gehörte zum Leben in einer Hütte dieser Art (obwohl es natürlich schon immer Selbstsüchtige und Vandalen gab). Dieses Detail paßt wieder einmal so richtig zu den Lechtaler Alpen.

Wie eine Mauer trennt die Heiterwand den Bereich der großen Lechtaler Gipfel vom Nordteil des Gebirges, und das nicht nur räumlich. Auch die Landschaft zeigt nun ein anderes Bild, sie ist weniger wild, rauh und hochalpin. Etwa 35 selbständige Gipfel ragen in dieser Region auf. Über weite Strecken bestimmen dort die Grasberge das Bild, durchgehende Steilflanken von 800 m Höhe sind keine Seltenheit. Die Kreuzspitzen zwischen Elmen und Fallerschein stürzen sogar auf beiden Seiten mit Pleisen bis zu 50° Neigung ab, kirchdachsteil. Dazwischen fallen die Felsberge doppelt auf, allen voran der Rudiger (2382 m), diese Ruine aus Hauptdolomit, eine Ruine

In den zentralen Lechtaler Alpen.
Tiefblick ins Patrol



von der Länge eines Kilometers. Wie viele Türme und Zacken gibt es in diesem Massiv; vierzig, fünfzig, oder sind es vielleicht siebzig?

In unseren „wilden Zeiten" faszinierten uns ausgefallene, unbekannte Berge von bizarr-unnahbarem Aussehen mehr als alles andere. Die Touren hatten etwas Abenteuerliches, man konnte sich stolz als Pionier und Erschließer fühlen. Gab es überhaupt Beschreibungen, dann waren sie meist vage und steckten oft voller Fehler. In den Lechtaler Alpen fanden wir das reichste Aufgabenfeld, doch auch alle anderen Gebirge, selbst die bekanntesten, bieten ähnliche Außenseiter-Bereiche. In der Silvretta etwa sind die unbeachteten, einsamen Berge weit zahlreicher als die bekannten — und das nicht nur vor dreißig Jahren, sondern auch heute!

Beim Rudiger war es Liebe auf den ersten Blick. Wir waren wohl zu stürmisch, kamen deshalb beim ersten Versuch zu früh im Jahr und mußten in knietiefer Schneesuppe umkehren. Auch der zweite Anlauf scheiterte. Diesmal nahmen wir den Zugang zum Hinterbergjoch über Hinterberg und Geireköpfe (2309 m), einen scharfen Steilschrofengrat mit eindrucksvollem Blick auf die Nordabstürze der Heiterwand, den ein Lechtalspezialist überschreitet, ohne viel die Hände zu benützen. Für meinen Begleiter Siegmund wurde er jedoch zum Horrortrip. An richtige Wege und „ordentliche" Felsen gewöhnt, wie er sich auszudrücken beliebte, war er hier völlig fehl am Platz. Meine Dummheit! Andere brauchen noch lange keinen Spaß an so extravaganten Vorlieben zu haben. Wir atmeten beide auf, als wir unten im Brettersbachtal wieder auf einen glatten Weg standen.

Helmut war der Richtige für den Versuch Nummer drei. Diesmal stiegen wir vom Kühkarjoch zügig über den Grat bergauf, turnten über ein paar Aufschwünge und Köpfchen und kletterten direkt auf den Südwestgipfel. Beim Weiterweg das übliche Spiel auf einem Grat aus Hauptdolomit: mal links um einen Zacken, mal rechts auf einem Band ums Eck oder auch gerade durch einen Riß empor ... So rückten wir rasch und ohne Probleme dem Hauptgipfel, einem ganz markanten Turm, immer näher. An seinem Fuß wollte uns die Beschreibung wieder einmal weit in die Flanke hinabschicken. Doch wir stemmten lieber durch zwei tief in den Felsleib geschnittene Schluchten fast senkrecht empor und kletterten dann in relativ gutem Fels gleich direkt auf den höchsten Punkt. Der heutige Führer bewertet diese Passage mit IV.

Der Rudiger-Nordostgipfel will uns narren! Er wirkt höher als unser Standpunkt, obwohl unsere AV-Karte von 1912 es anders sagt. Trotzdem stachelt das unseren Unternehmungsgeist an, und so sind wir bald wieder unterwegs. Ganze 250 m trennen die beiden Gipfel, ein paar Minuten in der Ebene, ganz anders in diesem zerborstenen Gratgelände mit seinen Dreierstellen! Endlich kommen wir dem Nordostgipfel nahe. Doch jetzt rücken die dunklen Wolken, die schon lange als Drohung im Westen standen, rasch näher und verschlucken bereits die Namloser Wetterspitze. Ein kurzer, innerer Kampf, dann siegt die Vernunft: Nur keinen Nebel oder gar ein Gewitter in diesem Wirrwarrgelände! Die erste Steilrinne nützen wir zu einer

Foto: Dieter Seibert

Flucht hinab ins Imster Rudigerkar. 500 m tiefer begrüßt uns die Sonne, und plötzlich ist der Himmel wieder wie blankgefegt. Nachträgliche Ironie: 1973 erscheint das Blatt „Reutte" der Österreichischen Karte, und dort wird der Nordostgipfel nun als höchster Punkt des Rudigermassivs angegeben.

Zwei Gebiete schließen die Lechtaler Alpen nach Norden und Nordosten ab, die Liegfeist- und die Loreagruppe. Wieder einmal beherrscht der Hauptdolomit die Landschaft mit seinen ... Aber ich will mich nicht wiederholen. Neu ist jedoch das Vordringen in den Aktionsbereich der bayrischen Wochenendbergsteiger, zu deren Repertoire Ziele wie der Taneller, der Rote Stein oder die Knittelkarspitze mit ihrem reizvollen, einfachen Klettersteig (besser paßt die alte Formulierung: gesicherter Steig) über die Steinkarspitzen gehören. Doch selbst hier gilt noch: Mancher abgelegene und durchaus anspruchsvolle Felsberg t räumt in stiller Einsamkeit vor sich hin.

Mit den Lawinen auf du und du

Skitour – das ist ein dehnbarer Begriff. In den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren ist die Ausrüstung immer besser, das skifahrerische Können immer perfekter, die Verwegenheit stets größer geworden. So sagt man zumindest. Die Wirklichkeit ist komplizierter. „Wilde Hunde" gab es nämlich schon vor 60 Jahren, und es wurden schon immer wirklich „kühne Fahrten", wie man damals sagte, mit Skiern unternommen. Da gab es zum Beispiel einen Rolf von Chlingensberg, der mit Frau und Freund zu Weihnachten (!) 1939 in Bach im Lechtal aufbrach, durch das Madau- und das Alperschontal wanderte, dann durch reichlich steilen Wald das Grießgampetal und das Appenzellerkar erreichte, um schließlich zu Fuß aus dem obersten Dreischartl über den noch 330 m hohen Nordwestgrat auf den Gipfel der Freispitze zu stapfen und zu klettern. Gut 11 km Entfernung und 1800 Höhenmeter Aufstieg! Im Dezember versinkt die Bergwelt um fünf Uhr in Dunkelheit. Das Trio erreichte aber erst um 19.30 Uhr sein Skidepot im Dreischartl, und fuhr dann bei leichtem Schneefall ab: „Unten im Wald gab es ein wüstes Gestolper." War das eine Skitour, ein Abenteuer, Russisches Roulette ...?
In den zentralen Lechtaler Alpen vom Parzinn bis zu den Arlberger Pistengebieten hat sich seitdem kaum etwas geändert. Auch heute zerfurchen nur relativ wenige Skispuren die weiten Hochkare. Zum Glück! Für die hohen Ziele reicht nämlich kein Draufgängertum, da dürfen Können, Kondition und Geduld nicht fehlen. Die Zugänge führen ausnahmslos durch die so scharf eingeschnittenen Täler, jenes Lawinengelände der Extraklasse, von dem schon die Rede war. Als weiteres Hindernis stehen oft hohe Steilstufen im Weg, bevor man endlich mit den Karen echtes Skiland erreicht. Selbst hier gibt es meist nur ein kurzes Verschnaufen; allzu steil führt das Gelände gegen die hohen Gipfel empor, und dann muß man meist noch längere Zeit mit verschneiten Felsen, firngefüllten Steilrinnen usw. kämpfen.

Fotos: Dieter Seibert

Die Bergdörfer Boden, Gramais und Kaisers bieten mit den relativ hohen Ausgangspunkten noch die besten Möglichkeiten. So mag die Steinkarspitze (2650 m) im Parzinn hier als Muster dienen: 4 bis 5 Std. Aufstieg ab Boden, 1150 Höhenmeter Abfahrt, davon 500 m durch ein ideales Hochkar, 100 m Steilgelände evtl. mit Wächte unter der Parzinnscharte, 200 m hoher Steilhang unter der im Winter geschlossenen Hütte, 3 km flach im Angerletal, dort und an der Steilstufe starke Gefährdung durch Lawinen, Gipfelanstieg zu Fuß etwa 30 Min., bei guten Verhältnissen ohne größere Schwierigkeiten. Das wäre – für Lechtaler Verhältnisse – eine noch solide Durchschnittstour. Hier nun weitere Möglichkeiten:
Beispiel Nummer zwei: das Steilgelände. So wie die Trittsicherheit das Wichtigste für den Lechtal-Bergsteiger im Sommer ist, lautet die höchste Tugend für den Skifahrer *Geduld*. Bei idealen Bedingungen bietet die Kogelseespitze (2647 m) eine rassige, völlig freie Traumabfahrt von knapp 1200 Höhenmeter nach Gramais, sonst einen unangenehmen Kampf oder auch ein lebensgefährliches Glücksspiel. Über die 500 m hohe Steilstufe im engen Tal des Platzbachs kann man nur genußvoll herabschwingen, wenn eine hohe Schneelage Latschen und Schrofen verdeckt, während der lange, schwierige Gipfelgrat wiederum wenig und stabilen Schnee voraussetzt. Den Lawinen ist man sowieso fast während der gesamten Tour ausgesetzt. Also muß man warten, bis alles paßt!
Beispiel Nummer drei: Jahreszeit und Gipfelaufbau. 800 Höhenmeter Skihänge vom allerfeinsten bietet das Seebleskar, auch unterhalb lassen sich die folgenden 300 Höhenmeter noch gut befahren, und im tobelartigen Tal folgt man dann zwangsläufig dem schmalen Almfahrweg. Vier bis fünf Stunden nach seinem Aufbruch in der Grießau (zwischen Häselgehr und Elbigenalp im Lechtal) steht man dann mit seinen Skiern zwar in 2520 m Höhe auf dem Grat – aber auf keinem Gipfel. Nicht weiter als 300 m entfernt ragt der Großstein (2632 m) mächtig in den Himmel. Eine scharfe, aber noch harmlose Schneide führt an den großen Steilaufschwung heran, der aus schneeverkleisterten, brüchigen Dolomitfelsen besteht. Der AV-Führer schreibt vom Schwierigkeitsgrad III,

Steil, anspruchsvoll, hochalpin und lawinengefährlich sind viele Skitouren in den Lechtalern.
Seite 30: Vallugagrat an der Schindlerspitze,
Seite 31: Weißschrofenspitze

ich habe die Stufe als Zweier in Erinnerung; vielleicht bin ich stärker in die Westflanke ausgewichen, was auch im Frühjahr kein Fehler wäre. Bei dieser Tour lauten also die beiden Voraussetzungen: Lawinensicherer Schnee im Tobel und schon teilweise apere Felsen am Gipfelgrat.
Beispiel Nummer vier: das lange Tal. In einem Skibuch wird die Route von Kaisers auf die Feuerspitze (2852 m), den König der Lechtaler Frühjahrsskiberge, mit sieben Zeilen beschrieben. „Weite, relativ flache Hänge" lautet die einzige Charakterisierung. Kurz, bündig – und völlig irreführend! Die Worte steil, Lawinen und Orientierung kommen nicht vor, obwohl sie das Wesentliche sind. 4 km Marsch durchs Kaisertal mit zahllosen Lawinenstrichen (Sammelbecken manches 1000-m-Steilgrashanges) bilden den Auftakt, eine schmale, reichlich steile Gasse zwischen den Felsen den Schlüssel für den Gipfelanstieg. Das besondere Kuriosum ist eine weite Gratabdachung, über die man mit Skiern sogar den höchsten Punkt erreichen kann. Auch hier ein Abfahrts-Steckbrief: Gipfeldach und gut 100 m hohe Felsgasse, dann 800 Höhenmeter Idealhänge von steil bis flach, alles west- und südseitig, schließlich das erwähnte 4 km lange Tal mit längerer ebener Querung zum Dorf.
Beispiel Nummer fünf: die Grasberge. Grashänge = hindernislose Abfahrt; doch so einfach ist die Sache leider nicht! Aus gutem Grund sagt man ja *Steil*grasgelände. Die Bauern waren bei ihren Mäharbeiten noch in Flanken unterwegs, die der Bergwanderer von heute überhaupt nicht betreten könnte; er müßte Angst vor einem tödlichen Absturz haben. Die vier Buchstaben „lahn" in zahllosen Flurnamen deuten außerdem auf die allgegenwärtige, sozusagen flächendeckende Gefahr in diesem Gelände hin. Riesige glatte Flächen mit einem ebenfalls glatten Untergrund sorgen für eine extreme Lawinensituation. Es bleiben also wenige Möglichkeiten im Frühjahr; eine kalte Nacht gehört dazu ebenso wie ein Aufbruch im Morgengrauen. Dann können eine Guflespitze (2577 m) oder der Südgipfel der Alplespleisspitze (2632 m) über dem Kaisertal (und ein Dutzend weiterer Strecken) Traumabfahrten auf durchgehenden Steilhängen von 900 m Höhe bieten. Steil, anspruchsvoll, hochalpin und lawinengefährlich – für die großen Lechtaler Touren eignet sich nur ein solider Firn im Frühjahr. Das ist zumindest meine persönliche Ansicht. Aber natürlich mag jeder nach seinen Wünschen und dem eigenen Gewissen selig oder auch ... werden!
Die etwas sanfteren Formen und die geringe Gipfelhöhe im Nordteil der Lechtaler Alpen lassen eher ein paar „normale" Skitouren erwarten. Doch bei genauem Abwägen bleibt ein einziges Ziel, das man etwa mit Kitzbüheler Bergen wie dem Gerstingerjoch vergleichen könnte, nämlich das Galtjoch (2112 m) bei Berwang. Allen anderen haftet doch etwas typisch Lechtalerisches an. So steigt man zum Beispiel an der Pleisspitze (2225 m), auch Bleispitze genannt, bevor man die weiten Mulden und Böden im oberen Teil erreicht, durch das Gartnertal empor, einen schmalen Einschnitt mit sehr hohen und entsprechend lawinenträchtigen Steilgrashängen darüber.
Und natürlich gibt es die Namloser Wetterspitze (2552 m), eine ganz isoliert aufragende vierseitige Pyramide von eleganter Form mit dunklen Wänden nach Norden und oft makellos weißen Hängen gegen Südwesten – Steilgras-, Lawinen- und Skimodeberg in einem! An einem Tag Mitte April: Gewaltige Wächtenbalkone zieren die Grate an den Kreuzspitzen, am Egger Muttekopf usw., auch die steilsten Hänge tragen noch ein makellos weißes Gewand. Verdächtig und beängstigend makellos; trotz der späten Jahreszeit haben sich die Hänge noch nicht „entladen". Die Nacht war lau, der Firn ist nur oberflächlich verharscht, der kräftig eingesetzte Stock bricht durch und versinkt im allzu Weichen. Im ersten Dämmerlicht wandere ich vom Sommerdörfchen Fallerschein talein, steige über die Hänge am Sommerberg aufwärts, biege dann nach Süden zum Kreuzjoch und zum Sonnenkogel (2185 m) ab, einem kleinen Berg gleich vis-à-vis der hohen und äußerst steilen Wetterspitz-Gipfelhänge. Die Luft ist warm, die Sonne brennt vom makellosen Himmel. Schon um acht Uhr beginnt der Schnee aufzuweichen, auch im Schatten. So mache ich mich an die Abfahrt. Die oberen Sonnenkogelhänge sind noch ideal – Firn von wenigen Zentimetern! In 1800 m Höhe begegne ich den ersten Aufsteigenden und biete ihnen gleich das begehrteste aller Schauspiele: Mitten im Schwung breche ich durch, stürze nach unten, ein Purzelbaum folgt, dann kann ich mich wieder aufrappeln und erstaunliche Schneemengen unter dem Hemd hervorholen. Je tiefer ich abfahre, desto mehr Bergsteiger kommen mir entgegen. Aber auch oben am Egger Muttekopf wird es lebendig; die ersten, noch oberflächlichen Schneerutsche zischen über die ungemein steile Ostflanke herab. Um neun Uhr habe ich Fallerschein wieder erreicht, und noch immer fließt ein Strom von Skifahrern talein. Ich rechne nach; frühestens um zwei Uhr könnten diese Spätberufenen zurücksein. Ob sie denn keine Bedenken wegen der Lawinen hätten, heute, an einem so warmen Tag, möchte ich wissen. Die Antwort ist ein Schulterzucken: „Warum? Es sind ja so viele unterwegs!" Ich persönlich hätte Angst, nackte, alles lähmende Angst.
Zur Abrundung dieses eher etwas ängstlich-warnenden Kapitels über Lechtaler Skitouren noch einen ganz konkreten

Gewaltige Wächtenbalkone zieren die Grate. Egger Muttekopf über dem Tal von Fallerschein

Vorschlag, ein Thema mit vielen Variationen. Die Paßstraße über das immerhin 1894 m hohe Hahntennjoch ist im Winter geschlossen und wird erst im Frühsommer, meist im Mai wieder geöffnet. Vier Kare im Süden der Straße bieten Skigelände zum Schwelgen. Gipfel lassen sich dabei allerdings nur unter besten Bedingungen und bei entsprechendem Können besteigen, und zwar der Westliche Scharnitzkopf (2554 m) bzw. der Hintere Sparketkopf (2641 m). Im Winter und zu Ostern kann man nur das Dörfchen Boden mit dem Auto erreichen, von dort steigt man über Pfafflar bis ins Steinkar hinauf. Das bringt eine 1000-m-Abfahrt, zügig, ohne viel Wald und oft auch ohne Spuren. Später im Jahr verkürzt sich der Aufstieg, und selbst nach Öffnung der Straße reicht im Gebiet der Nordkare der Schnee noch bis zu den Parkplätzen herab. Das Hahntennjoch und das Kühkar bietet dann noch knapp 500 Höhenmeter Abfahrt, das Sparketkar maximal 800 Höhenmeter. Man sieht um diese Jahreszeit so manche Spur, die durch die makellosen Mulden aber auch über die nach oben anschließenden immer steileren Hänge bis an den Fuß der Felsen hinaufführen. Frühsommerspaß!

Die Bergbauerndörfer

Immer wieder war die Sprache auf die Bergbauern gekommen, die im Inneren der Lechtaler Alpen ihr einsames, ganz auf sich gestelltes Leben führten. Ihnen gebührt das Schlußkapitel.

Ein letztes Mal: Das paßt so richtig zu diesem Gebirge. Ganz am Anfang war schon diese Rede von den Dörfern in den Nebentälern, Bergbauernnestern in außergewöhnlicher Situation, und dies gleich in mehrfacher Beziehung. Von den zehn Orten und Weilern im Inneren des Gebirges sind heute noch acht das ganze Jahr über bewohnt. Die extremste Lage hat Kaisers, das in 1500 m Höhe an den steilen Hängen „klebt", die schönste Landschaft gibt es um Gramais, Bschlabs und Boden, die hier als Beispiel dienen sollen.

Man müßte einmal zu Fuß von Häselgehr nach Gramais wandern. Nur so bekommt man einen Eindruck dieser wilden Tallandschaft. Es gibt nämlich nicht nur die 4 km lange, tief eingefressene Felsschlucht des Gramaiser Bachs, der der Fahrweg hoch oben in den Hängen ausweicht, auch die felsigen Nebentäler wären ohne die Straße nicht zu überqueren. Erst an der dreifachen Talverzweigung treten die Hänge ein wenig auseinander, erst hier gibt es zwei kleine Absätz, auf denen sich die etwa zwanzig Häuser von Gramais (1321 m) zusammendrängen. Der freie Blick in die Täler im Osten, Süden und Südwesten täuscht einigen Weiträumigkeit vor, in Wirklichkeit drängen die Latschen- und Schrofenhänge des Kogelgrates bis zum Dorf vor, auch gegenüber beginnen fast unmittelbar über den Häusern die Steilgrashänge des Seitekopfs.

Unglaublich, daß dieses Hochtal noch 1840 nicht weniger als 121 Menschen ernährte! Dabei machte die erwähnte Schlucht eine Versorgung auf dem direkten Talweg unmöglich. Gramais wurde vom Inntal aus besiedelt und gehörte bis 1938 (!) zum Bezirk Imst jenseits der Berge. Brauchte man in diesem Bergdorf etwa einen Sack Zement, so mußte man ihn von Imst über das Hahntennjoch, Boden und das 2097 m hohe Sättele herüberschleppen – 1850 Höhenmeter bergauf, 1350 Höhenmeter bergab! Im Spätherbst – bei günstigen Verhältnissen auch im Winter – herrschte reger Verkehr zwischen den drei Dörfern und Imst, man schaffte die nötigen Vorräte herbei. Dort oben wurden zwar Kartoffeln angebaut, doch für Getreide war das Klima zu rauh. Also mußte man auch Mehl über die Pässe tragen, wenn man sich einen Luxus wie Brot leisten wollte. Das wichtigste eigene Zahlungsmittel – auch für anfallende Steuern – waren Käselaibe.

Man bemühte sich um Selbstversorgung, soweit das nur irgend möglich war, nicht aus Prinzip, sondern aus – Armut. Das ganze Leben wurde auf den wichtigsten Besitz ausgerichtet, auf das Vieh. Alle Möglichkeiten, sozusagen bis hin zum letzten Grashalm, wurden mit unglaublicher Zähigkeit genutzt. Einst war die Bergwelt keineswegs so sauber in Wald- und Latschenregionen einerseits und „saubere" Grasberge im übrigen Bereich aufgeteilt. Die steigenden Bevölkerungszahlen zwangen dazu, jedes geeignete Fleckchen Boden in Wiesen zu verwandeln. Und dieses „geeignet" bezog sich nicht etwa auf die Hangneigungen, es war vielmehr eine rein geologische Frage. Die Flanken des Kogelgrates im Südosten über Gramais bilden noch heute eine Wildnis aus Geröll, Fels, Bäumen und Latschen, eine Landschaft, wie sie eben der Hauptdolomit schafft. Aber auch die so makellosen Hänge des Seitekopfs gleich gegenüber waren einst von Urwald überzogen, wurden dann aber mehr und mehr gerodet, und zwar so weit die entsprechenden, vegetationsfreundlichen Kalke reichten. Die Flanken dieses Berges bildeten den eigentlichen Reichtum der Gramaiser. Halt! „Reichtum" ist ein mißverständliches Wort. Richtiger: sie boten die Möglichkeit zum Überleben.

Beim Kampf ums tägliche Brot verschwindet manche vernünftige Überlegung. Auf ganzen Berglehnen verschwand der Wald, vordem der beste Schutz der Täler. Bei einer Fahrt durchs Lechtal kann jeder die nackten Riesengrashänge betrachten, am auffälligsten gleich über Häselgehr. Diese zwei Kilometer breite und bis zu 1200 m hohe „Graswand" trägt nicht durch Zufall den Namen Heuberg. Die vor Jahrhunderten abgeholzte Steilflanke wurde nach schlimmen Lawinenwintern in den fünfziger Jahren im modernen Sinne „aufgeforstet": riesige Lawinenverbauungen schmücken die obersten Hänge. Am Gramaiser Heuberg hingegen ließ man wichtige Waldinseln zum Schutz des Dorfes stehen, während drüben in Boden noch vor kurzem, trotz einiger Lawinenverbauungen, die große Lahn bis ins Dorf hineinfuhr.

Die sanfteren Flächen in Talnähe waren reine Mähwiesen, anderes Gelände diente als Viehweide, und dann gab es noch die Wildmähder hoch oben am Berg bis in 2300 m Höhe. Wo das Gelände zu steil und gefährlich für das Vieh wurde, war man noch am Mähen, am Grastrocknen, am Heuschleppen. Steigeisen gehörten zur üblichen Ausrüstung des Bauern,

Foto: Dieter Seibert

Kraft, Geschicklichkeit im Bergsteigen und unglaubliche Zähigkeit zu seinen wichtigsten Eigenschaften. Man mähte, wenn sich das anbot, natürlich auch „hinter" den Graten und mußte von dort das Heu dann erst in die Höhe schleppen, um es anschließend über 600, 800 oder gar 1000 Höhenmeter hinab ins Dorf zu schaffen. Man lasse sich nicht täuschen! Heu wirkt so leicht und locker; in Wirklichkeit hat der übliche Ballen ein erstaunliches Gewicht, die Last bringt zudem einen äußerst ungünstigen Schwerpunkt. Mit einem unter dieser Ladung tief gebeugten Oberkörper marschierten die Bergbauern dann durch das extrem steile Gelände.

Man kann die Gottesfurcht dieser Menschen verstehen. Trotz größtem Fleiß hatte man den Erfolg nie sicher in der Hand. Eine schlechte Heuernte, und schon drohte ein unheilvoller Winter; man konnte ja nicht ins nächste Lagerhaus gehen, um etwa Sojafutter aus Fernost zu kaufen. Doch das Unabwendbare im Leben der Bergbauern löste keine Psychosen aus, im Gegenteil, man hielt sich mit einer Lebensphilosophie aufrecht, von der mancher Hektiker unserer Zeit Entscheidendes lernen könnte: die anfallenden Arbeiten wurden nach bestem Wissen und mit viel Schweiß erledigt, das Schicksalhafte, das man ja doch nicht ändern konnte, ließ man gelassen auf sich zukommen. So saß man zum Beispiel im Winter für Monate in einer winzigen, von Schnee und Lawinen eingekreisten Welt gefangen. Trotzdem herrschten Ruhe und Geborgenheit in den Stuben vor, nicht Frust, Überdruß, Platzangst und Psychokämpfe.

Urlauber, aber auch mancher Umwelt-Streiter, sollten ihre Phantasie einmal spielen lassen, um das Leben der Menschen dort oben – einst und auch heute – mit deren Augen zu sehen. Dann wird man vielleicht die Bedeutung der folgenden Angaben richtig einordnen: Das erste Auto konnte – auf sehr schmalem, holperigem und beängstigend ausgesetztem Fahrweg – 1939 nach Bschlabs, 1947 nach Boden fahren, dort gab es 1955 erstmals elektrischen Strom, 1958 das erste Telefon. Noch heute kann wegen der Lawinen für Tage, ja für Wochen die Zufahrt ins Bschlaber Tal gesperrt sein. Da passiert es auch, daß dem Mann, der in den Bezirkshauptort Reutte zur Arbeit pendelt, am Abend die Rückkehr nach Hause und zu seiner Familie abgeschnitten ist. Wer könnte da das Verlangen nach einer weitgehend lawinensicheren Zufahrtsstraße nicht verstehen?

Ähnlich sieht es mit dem „ach so bösen Tourismus" aus. Nach dem Einbruch bei der Viehwirtschaft gibt es nur eine neue Verdienstmöglichkeit, den Fremdenverkehr. Das ist kein Diskussionsthema, sondern eine Tatsache, also keinerlei Frage des Ob, allenfalls des Wie. Damit wären wir wieder beim allerersten Thema dieses Beitrags, dem Vergleich der Dörfer Gries im Ötztal und Boden in den Lechtaler Alpen. Wohl weniger die Weisheit der Bodener, Gramaiser usw., und auch nicht der Weitblick der Tiroler Politiker und Beamten hat den Bergdörfern ihre Eigenart bewahrt, es war eher die Natur und das so viel zitierte Lechtalerische. Diese steile und so wilde Bergwelt läßt zum Beispiel große Pistenreviere gar nicht erst zu.

Angeblich findet man die ältesten Tiroler Bauernhäuser in Pfafflar, einem Sommerdorf in 1600 m Höhe an der Hahntennjochstraße etwas oberhalb von Boden. Die von Sonne, Wind und Frost dunkel gebeizten Blockhäuser dort und an einigen anderen Stellen wie in Bschlabs, die alle ohne Metallnägel errichtet wurden, sind wirklich sehenswert. In ganzen Scharen stehen sie dort am Hang, eng zusammengedrängt wie eine Herde erschrockener Schafe. Die wilde Bergkulisse im Hintergrund sorgt zusätzlich für ein malerisches Bild. Hier gilt es wirklich, das Alte zu erhalten, während man die Modernisierung manches noch bewohnten Hofes in den Dörfern nicht bremsen kann. Der Ruf nach dem Urigen, den die Gäste gerne so lauthals erheben, ist unreal, häufig sogar unehrlich. Logieren diese Mahner in einem Bergdorf, dann wollen sie auf das Gewohnte wie eine Dusche im Zimmer keinesfalls verzichten. Gleichzeitig erwarten sie aber von den Einheimischen, daß diese weiterhin in uralten Gebäuden unter schlechtesten Bedingungen hausen, nur weil das so romantisch ausschaut und zum Bergurlaub paßt.

Natürlich ist trotzdem Fingerspitzengefühl gefordert, von allen Beteiligten, um den ganz eigenen, herben Charme, das „Lechtalerische" innerhalb des Gebirges zu erhalten – unten in den Dörfern und oben auf den Bergen.

Foto: Dieter Seibert

Alte Bauernhöfe in Pfafflar

„Wie die Blumen sich im Bett des Windes vermählen“

Das Tiroler Lechtal vor der Krise

Von Karlheinz Baumgartner

Von allen Flüssen der nördlichen Kalkalpen ist der Lech, wenigstens solang er auf österreichischem Boden fließt, der gesündeste.
Noch schafft er es — gestärkt durch die vielen Bäche, die sich aus den Lechtaler und Allgäuer Alpen in ihn ergießen —, jene reiche Vielfalt von Uferbiotopen am Leben zu erhalten, die ehedem für alle Alpenflüsse typisch war.
Intime Kenner der Region wie Dr. Norbert Müller (Augsburg) oder Prof. Dr. Georg Grabherr (Wien) sehen freilich, daß so manche dieser Kleinlebewelten allmählich schon abstirbt. Schuld daran sind überzogene, oft völlig sinnlose Flußverbauungen. Sollte das Elektrizitätswerk Reutte nun noch den stärksten Zubringer, den Bschlaberbach, oder auch Streimbach, zum Zwecke der Wasserkraftnutzung verbauen dürfen, wäre der Knackpunkt wohl endgültig erreicht: Das hochsensible, durch Jahrtausende eingespielte Flußsystem wäre im Nerv getroffen, die vielen selten gewordenen Pflanzen und Tiere auch bei uns zum Aussterben verurteilt. Um den Preis einer vergleichsweise minimalen Stromausbeute, man rechnet mit ca. 37 MW, nähme man dem Lechtal seinen unschätzbaren Wert und dem ganzen Nordalpenbereich das letzte größere Anschauungsbeispiel eines von menschlicher Manipulation und kleinhäuslerischer Ausbeutung freien Flusses.
Warum sollte nicht wenigstens eine Talschaft ohne Staus und Stollen, ohne Gittermasten-Kolonnen und auch ohne endlosen Verkehrslärm erhalten bleiben?! Diese Lebensfülle in den Uferzonen und auf den sich immerfort verändernden Schotterinseln des Wildflusses soll doch auch noch spätere Generationen erfreuen können!

Der Arbeitskreis Lebensraum Lechtal (ALL) und die Arbeitsgemeinschaft Tiroler Lechtal (ATL)

Die Tendenz, alle natürlichen Ressourcen quer übers Land hin systematisch zu nutzen, und sich auch um die extremste Unverhältnismäßigkeit von erzieltem ökonomischem Gewinn und vernichteter Natur nicht zu kümmern, wirkt sich in entlegenen Gebieten am brutalsten aus. Da rechnet man nämlich mit keinem Widerstand. Die Leute, leider sogar maßgebliche Persönlichkeiten im Tiroler Zentralraum, kennen das Lechtal herzlich schlecht, und darum kümmert sie unsere europaweit hoch eingestufte Flußlandschaft einen Pappenstiel.
So haben wir, zehn Lechtaler (Hausfrauen, Lehrer, Pfarrer, Musiker und Bergführer) und zwei Füssener Gymnasialprofessoren von zehn Jahren schon den ALL gegründet.
Die konkrete Arbeit hat uns bald mit anderen Organisationen zusammengeführt, die sich für die gleichen Ziele einsetzen: WWF Österreich, DAV, ÖAV, Naturfreunde Tirol, Bund Naturschutz, Landesbund für Vogelschutz in Bayern, Verein zum Schutz der Bergwelt, Forum Österreichischer Wissenschaftler für den Umweltschutz, Robin Wood Augsburg, Cipra, Österreichische Naturschutzjugend, Naturwissenschaftlicher Verein Augsburg.
Alle diese großen Alpenschutzorganisationen stellen dem Lechtal ihre Experten zur Verfügung und unterstützen die Naturschutzarbeit auch mit Geld.
Zu den bisherigen Leistungen der ATL gehört, daß wir die große integrale Lechtalstudie, die vom damaligen Beamten des Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Gerhard Redl, konzipiert wurde, mitinitiiert und ihre Konzeption auch mitfinanziert haben. (Der DAV gab uns dafür S 150.000,—.)
Diese Studie soll über 20 Millionen Schilling kosten und in zwei Jahren abgeschlossen sein. Hoffentlich bringt sie eine brauchbare Entscheidungsgrundlage für die vielen anstehenden Lechtalfragen.
Wir sind inzwischen aus dem Unternehmen „Lechtalstudie“ ausgetreten, weil sie nicht so läuft, wie sie ursprünglich konzipiert war. Obwohl wir uns zugute halten können, manche Untersuchungsbereiche von außen wieder hineinmoniert zu haben, fehlt noch immer das Koordinierungsbüro in Stanzach, das als Treffpunkt und Stützpunkt für alle gleichzeitig im Terrain arbeitenden Teams, als Brücke auch zwischen den Wissenschaftlern und der Bevölkerung vorgesehen war. Von dort aus sollten vielfältige Informationsveranstaltungen gestartet werden, um eine möglichst breite Akzeptanz für die Studie bei den Lechtalern zu erwirken. Nach Abschluß der Arbeiten war geplant, das Büro als Datenbank für das Tal bestehen zu lassen.
Dr. Norbert Müller, der zur Zeit an einer breit angelegten Arbeit über alpine Wildflüsse schreibt, publiziert schon seit Jahren auch über das Tiroler Lechtal. Gemeinsam mit ihm haben wir am 4. Dezember 1992 in einer Resolution die Unterschutz-

Lech bei Forchach. Die Aulandschaft bietet mit ihren im Frühsommer überschwemmten Flächen einen bevorzugten Standort der seltenen Deutschen Tamarisken

stellung des Tiroler Lechtals im Sinne der Ramsar-Konvention verlangt, und mit ihm haben wir vor, den ganzen Lech, von der Quelle unter der Roten Wand bis zur Mündung in die Donau, als Biosphären-Reservat ausweisen zu lassen.
Der Verein zum Schutz der Bergwelt brachte 1990 als Sonderdruck aus seinem Jahrbuch die Aufsatzsammlung „Rettet das Lechtal" heraus, in dem Arbeiten zur Geographie, zur Geomorphologie sowie zur Botanik zu finden sind, außerdem kurze zoologische Abhandlungen.
Mein Anliegen im Rahmen dieses Beitrages im Alpenvereinsjahrbuch ist es nun einerseits, einem breiteren Publikum das zu erzählen, was ich jedem zu vermitteln suche, der zu uns kommt, und andererseits auf die Gefahren hinzuweisen, die dem Lech ganz massiv drohen.

Die ausgefüllten Blätter einer Kartierung in den Lechauen gleichen einem Leopardenfell

Auch in den oberen Zonen, auf Höhenrücken und Almen, gibt es nebeneinander recht verschiedene Standorte: saure und basische, feuchte, sumpfige, trockene, sonnige und schattige Grate, die im Winter vom Schnee freigeblasen werden, wo es also minus 20 °C und weniger haben kann, und daneben sanfte Wannen, über denen sich der Schnee türmt, und wo es bei weitem nie so kalt wird. Auf bestimmten Plätzen blühen Blumen, die bestimmte Mineralstoffe brauchen ... Bergwandern wird interessant, wenn man davon mehr und mehr zu verstehen beginnt.
Im Flußbereich aber sind die Biozönosen noch viel detaillierter und kleinstrukturierter: Da gibt es einen Stock dunkel gefärbten Altschotters, den die Flut schon lange nicht mehr wegreißen konnte; auf ihm wachsen ganz andere Pflanzen und tummeln sich dementsprechend andere Tiere als auf der kleinen Landzunge daneben, die nicht ganz so hoch ist, aus frischen, hellen Geröllen besteht und noch häufig mit Feinsedimenten aus dem Fluß gedüngt wird. Manche Wannen, Rinnen oder Gräben stehen zeitweise unter Wasser, andere Standorte hatten mit dem Flußwasser schon lange keinen Kontakt mehr, sie verkrauten, Weiden schießen auf und bald auch Föhren und Kiefern, die das Mikroklima unter sich verändern. Kühe kommen zur Weide, oder sie waten in der Mittagshitze zur Kühlung in den Niederwasserfluß hinein; ihr Fraß und ihr Dung schaffen auch wieder neue Bodenverhältnisse.
Die Fachleute unterscheiden im größeren Zusammenhang drei Hauptzonen: einmal die *Flußufer* und *Schotterinseln*, die immer wieder weggerissen und neu aufgeschüttet werden, also in ständiger Umformung begriffen sind. Dort sprießen extreme Pionierpflanzen, wie z. B. der Knorpelsalat; nach ihm heißt die erste Zone „Knorpelsalatflur". Die nächste Zone ist die der *Weiden* und *Tamarisken*. Und schließlich, in noch größerer Flußferne, gedeiht der *Schneeheide-Kiefernwald*.
Der Artenreichtum an Pflanzen und Tieren im Uferbereich der Flüsse ist. Dabei ist festzuhalten, daß man in der Regel zehnmal mehr Tier- als Pflanzenarten antrifft. Allein auf einem alten Schwemmholz können 60 verschiedene Käferarten leben. In der Biotopkartierung von Prof. Grabherr steht zu lesen:

Bemerkenswert sind die im Verhältnis zum übrigen Landesgebiet (Tallagen) großen Flächen an erhaltenswertem Naturraum:

Stehende Gewässer	*0,34 ha*
Fließende Gewässer	*52,36 ha*
Quellen	*0,67 ha*
Moore	*63,46 ha*
Sonstige aquatische Biotope	*3,28 ha*
Auwälder	*1601,43 ha*
Moorwälder	*3,47 ha*
Laubwälder	*38,48 ha*
Nadelwälder	*33,76 ha*
Sonstige Waldbiotope	*0,15 ha*
Schutt-, Blockhalden	*4,46 ha*
Sonstige alpine Biotope (= bes. Schluchten)	*438,07 ha*
Trockenrasen	*6,69 ha*
Wirtschaftsgrünland	*123,94 ha*
Hecken und Flurgehölze	*11,99 ha*
Sonstige anthropogene Biotope	*52,95 ha*

Insgesamt sind im Untersuchungsgebiet 221 Biotope im Flächenausmaß von 2435,50 ha mit hohem ökologischen Wert und erhaltenswerter Naturausstattung ausgewiesen. Gerade nahezu 200 ha menschlich gestalteter Lebensräume von hohem Naturwert zeugen vom vernünftig maßvollen Umgang der Lechtaler Bevölkerung mit der Natur.

Vor bewundernden Menschen schützen:
Das Auland am Lech verträgt
keine intensive Naturnutzung

Fotos: Werner Gamerith

Die gefleckte Schnarrschrecke senkt ihre Ei-Pakete mehrere Zentimeter tief zwischen die Kiesel auf den immer feuchten Sand ab. Die Schrecke braucht also schütter bewachsene Kiesbänke und Schotterflächen – den Grenzbereich zwischen der Knorpelsalatflur und der Weidentamariskengesellschaft.

Auch die bodenbrütenden Vögel, wie z. B. der Flußregenpfeifer, drehen ihre Nistmulden in den Schotter (10 cm im Durchmesser, 2–3 cm tief). Zuerst bereiten die Männchen mehrere Mulden vor, dann kommt das Weibchen, begutachtet, wählt eine aus oder dreht sich selber noch eine bessere. Dorthin legt es dann meistens vier Eier, die man kaum sieht, weil sie in Form und Farbe vom Untergrund kaum abstechen.
So entsteht neues Leben auf scheinbar völlig öden Schottern und Geröllen. Man kann sich leicht vorstellen, wie unerwünscht in diesen sensiblen Zonen abenteuernde, sporttreibende Menschen sind, die da herumtollen und womöglich Lagerfeuer entzünden und Würstel grillen! Wenn also jemand den Lech hinunterpaddelt oder -raftet, dann sollte er sich streng daran halten, nur an dafür vorgesehenen Stellen an Land zu gehen!

Hobby-Botaniker, die sich an schönen großen Blumensternen erfreuen, haben an den vergleichsweise mickrigen gelben Blütchen des Knorpelsalats, an den Gebirgsbinsen und Zwergrohrkolben wohl weniger Interesse, sie gefährden eher flußfernere Flecken, brechen in Begeisterung über Soldanellen, Primeln, Enziane oder gar ein Edelweiß aus – und zertrampeln dabei, wenn sie nicht gerade selber blüht, die weit verzweigte Silberwurz. Wie kommen denn die Hochgebirgsblumen in die Au? Nun, ihre Samen werden über Bächlein und Bäche ins Tal heruntergeschwemmt.

Man wird überlegen müssen, wie die Ufer und die Auen am sinnvollsten vor bewundernden Menschen geschützt werden können. Darüber werde ich mir im Rahmen dieses Aufsatzes später noch ein paar Gedanken machen. Vielleicht allerdings erledigt sich diese Sorge bald sowieso auf eine sehr böse Art. Wenn es uns nämlich nicht gelingt, die Flußdynamik aktiv zu erhalten, können wir die ganze Uferbiologie vergessen. Das ganze Riesenleopardenfell der Lechbiotope ist auf Gedeih und Verderb von der Flußdynamik abhängig, vom Gleichgewicht in der Geschiebefracht – Erosion und Akkumulation – und

von den durchs Jahr hin immer wieder wechselnden Wasserstandshöhen.
Die geplante Staumauer im Bschlaberbach wäre, weil man sie weit heraußen im Tal hochzöge, eine sehr effiziente Geröllsperre. Von einer periodischen Durchspülung der im Stauraum liegengebliebenen Schotterfracht wird zwar gesprochen, funktioniert hat so etwas noch nie irgendwo.
Die Kurve der Wasserstandshöhen würde durch den Stau des Bschlaberbaches gerade in der biologisch wertvollsten Fließstrecke stark abflachen. Der Bach muß einfach bleiben, wie er ist – mehr noch, die Geröllsperre zwischen Bschlabs und Boden muß im Sinne des integralen Rückbaues unbedingt wieder geöffnet werden!

Der Flußregenpfeifer weiß, was er am Lechtal hat

Die viel größeren, weit zahlreicheren zweibeinigen Lechtaler begreifen seinen Wert immer mehr, viele Innsbrucker noch kaum.
Dem Scherpa aus dem Himalaya wird das zwar lächerlich vorkommen, aber besagte Innsbrucker, wohl vertraut mit ihren Bergriesen im Stubai- oder im Wipptal, stolz auf die Serles, das Zuckerhütl, die wackeren Kalkkögel und etliche Dreitausender in der weiteren Umgebung, müssen sich sehr zusammenreißen, wollen sie höflich bleiben und nicht offensichtlich die Nase rümpfen, wenn ihnen einer was von der Pracht der Lechtaler- oder der Allgäuer Alpen erzählt. Unsere Gipfel sind ein paar hundert Meter niedriger, gletscherlos und scheinbar weniger zünftig. Osttirol ist zwar auch weit weg, aber mit diesem Gebiet meint man sich, vermutlich wegen der höheren Berge dort, eher sehenlassen zu können.
Da lobe ich mir den Flußregenpfeifer oder den Flußuferläufer, oder andere Zugvögel; sie haben begriffen, wie attraktiv das Lechtal ist! Über tausende von Kilometern kommen sie jedes Jahr aus dem Sahel oder gar aus der subtropischen Zone Afrikas zielbewußt ausgerechnet wieder ins Lechtal zurück.
Die Verbreitungs-Karten selten gewordener Pflanzen und Tiere zeigen oft nur sehr vereinzelte Spritzerchen über Österreich oder über ganz Mitteleuropa hin – im Lechtal aber kommt es zu dicken Konzentrationen. Nicht nur der Flußregenpfeifer nämlich ist am Lech nach wie vor heimisch, außer ihm gibt's noch sehr viele Lebewesen, die die Talschaft schätzen, die sie notwendig brauchen und die schon viel länger da sind als wir grobschlächtigen Menschen!

Ich möchte ein paar solcher Urlechtaler kurz vorstellen und mit der Deutschen Tamariske beginnen. Sie hat in den Auen unter Stanzach ihren europaweit stattlichsten Bestand! Ein zarter Strauch, der sich in der Briese anmutig wiegt, im Juli trägt sie kleine weiße Blüten. Heutzutage schauen manche Exemplare allerdings schon recht lausig aus, sie kämpfen mit dem Vertrocknen. In diesem Kampf treiben sie Pfahlwurzeln

Foto: A. Seitz

in den Boden – 6 bis 7 m tief! Man sollte einmal im Biologieunterricht eine solche vertrocknete Tamariske ausgraben, um den Schülern Respekt vor ihrem Überlebenskampf einzupflanzen.
Ich erinnere mich an eine Exkursion mit dem Innsbrucker Botaniker Prof. Dr. Reisigl. Nachdem er es jahrelang nirgends mehr gesehen hatte, fand er in einem seichten Lecharm das „Plachnum", ein Moos, das auf Kuhdung in Pfützen gedeiht.
Auf den heißen südwestlich gelagerten Felsnasen über dem Bschlabertal, einer Gegend, die, wenn es nach dem Willen des Elektrizitätswerkes Reutte geht, demnächst teilweise in einem Stausee versinkt, entdeckte ein Botaniker aus Halle höchst erstaunliche Lebensgemeinschaften von arktischen Flechten und Moosen, sowie Polsterpflanzen aus dem Mittelmeerraum, die man da nie erwarten würde.
Prof. Grabherr fand anläßlich unseres Wiesenblumentags 1990 sehr zu seinem Erstaunen unter der Jöchlspitze eine wärmeliebende südeuropäische Haferart.
Da sind aber nicht nur Moose und Gräser, sondern auch sehr schöne Blumen, Orchideen, arten- und stückzahlreich. Alfred Pohler hat die Fotos seiner Alpenblumenbände fast durch die Bank im Lechtal knipsen können.

Die weitläufigen Almen über dem Lechtal gelten als hochrangig botanisch interessante Gebiete und, insbesondere seitdem die Seiseralm durch Düngung extrem leidet, als *das* Blumenparadies schlechthin. Die Eiszeit hat in die Höhenrücken großräumige Böden gehobelt und verschiedene Bodentypen durcheinandergerieben, die der Blumenvielfalt sehr bekömmlich sind.
Auch noch weiter oben, auf einer Höhe von etwa 2300 m, wo etliche traumhaft schöne Bergseen liegen, steht auf sattgrünen Matten die üppigste Blumenpracht.
Aus der Schulzeit ist mir noch ein schönes Bild von Charles Sealsfield, alias Karl Postel, in Erinnerung: „Wie die Blumen sich im Bett des Windes vermählen ..." Das ganze Lechtal ist ein großräumiges „Bett des Windes" und der Fluß ist eine starke Lebensader, die ein Kalkmassiv mit einem anderen verbindet: die Kalkalpen mit der Schwäbischen Alb. In der Eiszeit fanden die Alpenblumen ein Refugium auf den eisfreien Schotterfeldern des unteren Lech nördlich von Augsburg, und

Gefleckte Schnarrschrecke.
Die beiden Fotos stammen aus der lesenswerten Broschüre „Rettet den Tiroler Lech", hrsg. vom Verein zum Schutz der Bergwelt e. V., München

Foto: N. Müller

heute ist „Genpotential" für die ganze Lechfurche im Oberlauf gespeichert.
Mehrere Arten von Sandlaufkäfern, die sonst schon recht selten geworden sind, eilen in den von ihnen jeweils bevorzugten Höhenlagen behende über sonnenwarme Böden.
Vielerlei Schmetterlinge schaukeln durch die Luft. Bei uns in Steeg gibts z. B. die *cygena fausta*, ein orange-blaues Widderchen, das sein nächstes größeres Verbreitungsgebiet um den Mt. Ventou in der Provence herum hat.
Dr. Peter Huemer hat vom 31. März bis zum 22. September 1989 in der Akkumulationsstrecke zwischen Stanzach und Forchach 434 verschiedene Schmetterlings- und Falterarten feststellen können. Zwei Kleinschmetterlinge, die bisher nur aus Nordeuropa und Skandinavien bekannt waren, gingen ebenso in seine Lichtfalle wie acht weitere Neufunde, die tirolweit noch nie gefunden worden waren, Species, die sandige Böden brauchen und speziell immer wieder neu überschwemmte Schotterfelder lieben.
Trotz intensiver Suche im ganzen Alpenraum konnte die Gefleckte Schnarrschrecke, Bryodema tuberculata, die früher weit verbreitet war, in den letzten Jahren nur mehr an 3 Orten in größerer Population gefunden werden: im Isartal zwischen Krün und Vorderriß, in Friedergries bei Griesen und am Lech ober Forchach. Solange sie über den Boden hüpft, ist die graubraune Schrecke unscheinbar, wenn sie aber schnarrend auffliegt, entfaltet sie ihre roten Flügel, die aussehen, als wären sie aus ganz dünnem Glas, das in eine unendlich zarte Struktur von Bleistäbchen eingepaßt ist.

Lechtaler Rahmenbedingungen

Die Landschaft der Tiroler Lechregion gehört zum europäischen Naturerbe. Wollte man im Ernst ihre minimalen Wasserkraftreserven nützen, könnte man das nur um den Preis der Aufgabe ihrer einmaligen Vorzüge tun. Angesichts dieser Relationen darf man ruhigen Gewissens fordern, es sollte auf jeglichen elektrizitätswirtschaftlichen Ausbau verzichtet werden. Der Strombedarf steigt zwar auch bei uns an, die bevölkerungs- und wirtschaftsgeographischen Gegebenheiten lassen aber eine baldige Sättigung voraussehen.

„Ein wesentliches wirtschaftliches Problem des Gebietes ist die unzureichende Ausstattung mit Arbeitsplätzen," schreibt Mag. Anita Landschner-Wolf.

Angesichts der Tatsache, daß in der ganzen Region nur eben 5000 Leute leben und eine größere Bevölkerungszunahme auch nicht zu erwarten ist (Sorge macht eher die Erhaltung der Besiedlungsdichte als deren Wachstum), wäre es auch irrig anzunehmen, man müßte weiß Gott wie viele Arbeitsplätze schaffen. Für die Region sind Werke wie „Koch International" natürlich ein Segen, gerade weil viele gut ausgebildete Lechtaler, die sonst unbedingt hätten abwandern müssen, dort angemessene Stellen finden. Sollte es noch andere Unternehmer geben, die sich wie Franz Koch trauen, im Tal Betriebe aufzubauen, dann würde sich sicher niemand dagegen aussprechen. Jedes Dorf – die Reutte näheren natürlich mehr – hat Pendler in den Zentralraum des Bezirkes. Solche Pendlerschicksale sind bestimmt nicht rosig.
Sehr zu hoffen ist, daß als Ergebnis der Lechtalstudie viel mehr Leute im Forst, in der Lawinenverbauung und in der Problemzonensanierung eingestellt werden. Aufforstung, Waldpflege oder Instandhaltung der nicht mehr bestoßenen Almen wäre wirklich keine beliebige Beschäftigungstherapie, sondern ein auf längere Sicht sehr rentables Unternehmen. Die Waldschäden sind im ganzen Außerfern bedrohlich; je früher man dagegen einschreitet, umso billiger sind Erfolge noch zu erreichen.

Arbeitsplätze in diesem Bereich sind jetzt schon ganz besonders bei Nebenerwerbsbauern gefragt, weil es da möglich ist, fei zu bekommen, wenn die Landwirtschaft es erfordert. In der Industrie oder im Gewerbe kann ein Arbeiter nicht so einfach frei nehmen, wenn gerade Heuzeit ist oder wenn Kühe Kälber bekommen!

Die Zahl der Nebenerwerbsbauern geht sowieso dramatisch zurück. Familien, die nur von der Landwirtschaft leben, hat es auch früher kaum gegeben. Man war immer schon, wie Anita Landschner-Wolf schreibt „plurikativ". Will man Statistiken, die von Vollerwerbsbauern im Lechtal berichten, richtig verstehen, muß man sich vorstellen, daß das dann halt vielleicht Bauern mit 7 bis 8 Kühen waren – statt mit 2 bis 3 – daß sie nebenher auch „pluriaktiv" waren und trotzdem keine weiten Sprünge machen konnten.
Soll die Almwirtschaft funktionieren, braucht's viele Leute, die im Frühsommer Wege aufmachen, Brücken wieder aufziehen, räumen und zäunen. Viele Kleinbauern, die sich mit Frau und erwachsenen Kinder tüchtig ins Zeug legen, können das leisten, eine Großbauernfamilie allein unmöglich.

Frau Landschner-Wolf schreibt meines Erachtens ganz zutreffend, daß der Fremdenverkehr mithalf, einen bescheidenen Wohlstand ins Tal zu bringen, daß aber mancherorten der Bogen schon wieder überspannt wird und Massentourismus den gesunden Rahmen zu sprengen droht.

Sollte die Lechtalstudie, wie versprochen, auch Maßnahmenempfehlungen für den Fremdenverkehr erarbeiten, wird u. a. wahrscheinlich eine andere Art der Werbung empfohlen werden, sodaß schließlich *die* Leute kommen, die das Lechtal verdient.

„Nationalparktourismus möchte ich euch nicht unbedingt einreden", sagte Prof. Bernd Lötsch bei einem Vortrag in Häselgehr. Nicht auszudenken, welche Schäden viele begeisterte Auenbewunderer gerade in den sensibelsten Zonen anrichten könnten! Es wird unerläßlich sein, Lehrpfade anzulegen und ein „Haus der Lechauen" zu erbauen, um die Besucherströme zu kanalisieren, die auch ohne Nationalparkpropaganda zu erwarten sind.

Was die Talstraße anlangt, müssen wir uns vor zu komfortablem Ausbau hüten, sonst entsteht allmählich nördlich vom Arlberg eine parallele Ost-West-Achse!

Gott sei Dank haben die Gemeindevertreter von Warth und Steeg das Problem schon erkannt und gegen eine stärkere Brücke an der Landesgrenze, über die dann auch 40 t-Laster hätten fahren können, ihr Veto eingelegt.

Neben der leider höchst gefährdeten unvergleichlichen Naturausstattung, von der ich wenigstens in großen Zügen zu berichten versuchte und der gediegenen traditionellen Baukultur, über die ich mich in dem Zusammenhang ausschwieg, gibt es auch noch den Vorzug, daß des Nachts erholsame Ruhe herrscht, weil der Verkehrslärm praktisch ganz aufhört.

Durch eine vernünftige Planung, die die speziellen Rahmenbedingungen unserer Region anerkennt, müßte es möglich sein, ihr ihre Bedeutung und ihre Vorzüge auch für die Zukunft zu erhalten. Dann ist es aber notwendig, daß die Verantwortlichen, die Entscheidung treffen, von der Landschner-Wolf spricht: für die Werte und gegen die Raubzüge auf Landschaft und Natur.

Literatur zur Natur des Oberen Lechtales

BAUER, U. (1990): Die Bedeutung der Vogelwelt am oberen Lech südlich von Füssen bis Steeg; Jb. Ver. Schutz der Bergwelt 55: S. 156 – 158, München.

GRABHERR, G., ZECHMEISTER, H., KARNER, P., BERGER, A. (1992): Biotopinventar Tiroler Lechtal. Amt der Tiroler Landesregierung, Abt. Umweltschutz.

HUEMER, P. (1991): Bestandsaufnahme der Schmetterlinge (Lepidoptera) im Gebiet der Lechakkumulationsstrecke zwischen Stanzach und Forchach. Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 71, 57 S., Innsbruck.

HUEMER, P. (1990): Das Nordtiroler Lechtal, ein Refugium bemerkenswerter Schmetterlingsarten. Jb. Verein zum Schutz der Bergwelt 55, S. 79ff.

LANTSCHNER-WOLF, A. (1990): Bevölkerung und Wirtschaft im oberen Lechtal. Jb. Verein zum Schutz der Bergwelt 55, München.

MÜLLER, N., BÜRGER, A. (1990): Flußmorphologie und Auenvegetation des Lech im Bereich der Forchacher Wildflußlandschaft. Jb. Verein zum Schutz der Bergwelt 55, S. 43ff, München.

MÜLLER, N. (1988): Zur Flora und Vegetation des Lech bei Forchach – letzte Reste nordalpiner Wildflußlandschaften. Natur und Landschaft 63: S. 263 – 269, Bonn.

MÜLLER, N.: Die übernationale Bedeutung des Lechtales für den botanischen Arten- und Biotopschutz. Schriftenreihe des Bayrischen Landesamtes für Umweltschutz 99: S. 17 – 39, München.

MÜLLER, N., HUEMER, P., NEUNER, W. und WALDERT, R. (1991): Bibliographie zur Flora, Vegetation und Fauna des Lechtales. Augsburger Ökologische Schriften 2: S. 167ff, Augsburg.

PFEUFER, E. (1991): Die Bedeutung des Lechtales für die Schmetterlingsfauna und Auswirkung von Flußbaumaßnahmen. Augsburger Ökologische Schriften 2: S. 129ff, Augsburg.

POHLER, A.: Blumen in den Alpen, Bd. 1 – 3. Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1980

REICH, M. (1990): Verbreitung, Lebensweise und Gefährdungsursachen von Bryodema tuberculata (Gefleckte Schnarrschrecke) als Grundlage eines Schutzkonzepts. Schriftenreihe Bayrisches Landesamt für Umweltschutz 99: S. 49 – 54, München.

SCHEUERMAN, K. und KARL, J. (1990): Der obere Lech im Wandel der Zeiten. Jb. Verein zum Schutz der Bergwelt 55: S. 136 – 152 München.

Walser in Lech

Fortschritt setzt Tradition unter Druck

Von Peter Donatsch (Text und Fotos)

Wenn d' wit, daß 's dir ling
Lug selb' zur em Ding
Und thuo selb as Ding

Alter Walserspruch aus Vorarlberg

Pioniergeist und Sinn fürs Bewährte halfen ihnen in den unwirtlichsten Gebirgstälern der Alpen zu überleben, als hart arbeitende Bergbewohner sind sie in die Geschichte Europas eingegangen: die Walser. Heute heißt ihre Losung „Fortschritt hat Tradition", und erfunden hat ihn die Fremdenverkehrswerbung. Doch oft bleibt vor lauter Fortschritt kaum mehr Zeit für die Tradition. Walsertradition in Lech unter Druck.
„Am Anfang war der Schnee", schlagzeilt heute die Fremdenverkehrswerbung der Arlberg-Region. Ihn als vermehrbares Kapital zu nutzen, auf diese Idee kamen die Hiesigen erst um die Jahrhundertwende. Bereits 642 dagegen erscheint der Name Lech für den Fluß, der im Formaringebiet entspringt, als „Licca" erstmals in den Urkunden. So schneehungrig wie die heutigen Lecher und ihre Gäste aus aller Herren Länder waren die ersten Siedler dort oben mit Sicherheit nicht.
Immerhin waren sie ihn gewohnt. Denn ursprünglich kommen die Walser, alemannische Leute, aus einer rauhen, schneereichen Gegend: aus dem Goms, dem obersten Teil des Wallis, in rund 1500 Meter über dem Meer. Auf ihrem langen Marsch, der „späten inneralpinen Völkerwanderung" (der Schweizer Walser-Forscher Paul Zinsli), besiedelten sie im 13. und 14. Jahrhundert viele Gebirgstäler südlich des Monte Rosa, im Tessin, in Graubünden, Liechtenstein und Vorarlberg. Die Walser gingen durch, wo niemand anders konnte und siedelten da, wo keiner sonst wollte. Sie brachten vor allem eines mit: ihre Eigenart, gekennzeichnet durch ein großes Verständnis für die Vorgänge in der Natur sowie außergewöhnliche Fähigkeiten, in ihr zu überleben. Und ihre Sprache.

Walser-Pioniergeist und -Kultur

Beides half ihnen beim Überleben. Heute bleibt uns das Staunen über die Tatkraft dieser Menschen, welche mit Hab und Gut, Kind und Kegel ihre geborgene Hofstatt verließen, um über gefährliche Gletscher und 3000 Meter hoch gelegene Pässe in wildfremde Täler abzusteigen, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Staunen über ihre ausgefeilten Techniken in Hausbau, Viehzucht und Landwirtschaft. Und Staunen über die Menge an Kultur, welche sie sich „leisteten": Feinsäuberlich und gemäht die Wiesen, perfekt die Anlage der Siedlungen, ideal die Proportionen der Häuser; nicht reich, aber wunderschön die Ausstattung der Kirchen und Kapellen. Von Menschen, die vom ersten bis zum letzten Licht des Tages hart um ihr Überleben arbeiten müssen, hätte man so etwas wohl nicht erwartet. Den amerikanischen Rockpoeten Bob Dylan kannten die Walser damals noch nicht, aber sie hätten ihm zugestimmt: „Du tust, was du tun mußt. Und du machst es gut."

Ora et labora

Beten und Arbeiten gehörten früher zusammen, Religion und Religiosität durchdrangen das tägliche Leben. „Wo die Walserkolonisten rodeten und sich eine neue Existenz aufbauten, entstand fast gleichzeitig mit ihren Wohnbauten eine Kirche. Menschliche Tüchtigkeit allein genügte nicht, um all den Schwierigkeiten und Mühsalen zu trotzen. Das in ihren Siedlungsgebieten neben ihren Wohnhäusern recht bald auch das Fundament für ein Gotteshaus gelegt wurde weist auf die Quelle hin, aus der sie in aller Unbill der Zeit Kraft und Zuversicht schöpften." So predigte der Maienfelder Pfarrer Josias Florin 1992 am Internationalen Walsertreffen in Saas Fee. Der italienische Walser-Forscher Enrico Rizzi spricht vom „ersten, wirklichen Sieg des mittelalterlichen Menschen über die geheimnisvolle Gebirgswelt". Wahrscheinlich war die Realität ein bißchen weniger poetisch. „Müesse macht möge", sagt ein altes Sprichwort.

Im Gegensatz zur Monte-Rosa-Region und zu Graubünden benutzten die Walser bei ihren Wanderungen in Vorarlberg nicht mehr immer die höchsten und abgelegensten Paßübergänge. Lech erreichten sie vermutlich über das Lechquellengebiet. Im Vergleich mit der kargen, von Lawinen und Wildbächen bedrohten Umgebung der Walsersiedlung Cher-

Walser Tatkraft.
Fresko am „Weißen Haus" in Lech

Rechts: Hochkrummbach, am Hochtannbergpaß, war einst Sitz des Landammans der freien Walser

bäch im piemontesischen Valle Formazza oder Juf im bündnerischen Avers auf beinahe 2200 Meter über dem Meer, war das Lechtal beinahe eine Idylle. Dichte Wälder bewuchsen die Hänge, und so nannten es die ankommenden Walser „Tannberg". Die Namen Flexen, Zürs, Monzabon und Pazüel verraten rätoromanische Ursprünge; die ersten Menschen am Tannberg waren die Walser also mit Sicherheit nicht. Aber jene vier, fünf Walserfamilien waren die Ersten, die sich niederließen, um zu bleiben. Sommer und Winter, Jahr für Jahr. In guten und in schlechten Zeiten.

Um 1300 erhielten walserische Kolonisten dieses Jagdgebiet der Allgäuer Freiherren von Rettenberg als Erblehen. Damit lief auch am Tannberg ein Vorgang ab, wie er sich in dieser Zeit im Alpenraum immer wieder abgespielt hatte. Die Walser waren bereit, dort zu leben, wo niemand sonst leben wollte. Im Gegenzug zu ihrer Bereitschaft, sich nicht mit der bereits im Tal ansässigen Bevölkerung um das Land zu streiten, tauschten sie sich von den Grundherren wichtige Rechte und Freiheiten ein: Das Recht auf eigene Gerichte und das Recht auf freies Erblehen. Land konnten sie an weibliche und männliche Nachkommen vererben, aber auch verpachten oder verkaufen. Der Zins, den sie ihren Herren abliefern mußten, war erträglich, oft nicht mehr als ein Laib Käse pro Haushalt. Die Feudalherren sicherten sich regelmäßige Einkünfte sowie militärische Macht, denn die Siedler waren verpflichtet, ihnen bei Bedarf mit Waffen beizustehen.

Die politische und gesellschaftliche Struktur jener Zeit begünstigte sie ebenfalls: Viele der herrschenden Fürsten, Grafen und Diözesen vom Unterwallis über Graubünden bis ins Vorarlberg waren miteinander verwandt oder politisch verbunden. Auf diesem Weg eilte den Walsern ihr Ruf voraus, und sie stießen bei den Grundbesitzern, den Fürsten und Klosterverwaltern praktisch überall auf Interesse, wenn sie in ein neues, hohegelegenes Gebiet einwanderten, um es ganzjährig zu bewohnen. Das Glück der Tüchtigen war mit ihnen. Nicht immer reibungslos lief der Kontakt mit der bereits ansässigen Bevölkerung, oft hörigen Bauern, ab. Trieb einmal ein besonders harter Winter die Walser in tiefere Lagen, so konnten sie von den dort Wohnenden kaum Hilfe erwarten. Das aber geschah selten. Die Walser wußten um den Preis für ihre Freiheit – und sie waren bereit, ihn zu bezahlen.

Politisch gehörte Lech mit Warth, Schröcken und Mittelberg im Kleinwalsertal zum Gericht Tannberg. Dessen Sitz war das „Weiße Haus" in Lech. Kaum einer der Skigäste des Ortes ahnt heute etwas von der Geschichte dieses Hauses, und dabei sitzt so mancher nachmittags an der Schneebar des Hotels „Krone" und sieht es vor sich. Von 1529 bis 1563 tagte man jedes andere Jahr in Hochkrummbach, damit die Kleinwalsertaler nicht so weit zu gehen hatten. 1563 erhielt das Kleinwalsertal ein eigenes Gericht. „Gericht" meint in diesem Fall nicht nur die richterliche Gewalt, sondern auch die gesamte politische Verwaltung. Ihren Vorsteher, den Ammann, wählten die Walser selber.

Den Lecher Walsern ging es allerdings nicht lange dermaßen gut. Sie gerieten in den Strudel von Intrigen und Händeln verschiedener Grafen, und der habsburgische Herzog Sigismund schränkte ihre Freiheiten dramatisch ein. Aber Bregenz war weit und Innsbruck noch weiter, und so schufen sich die Bauern mit Zeit, Ellbogen und Beharrlichkeit ein ganz erträgliches Lebensklima.

Der Sommer ist kurz auf 1500 Meter. Nur gerade während vier Monaten findet das Vieh draußen auf der Weide genügend Gras, für das Futter der restlichen acht Monate muß der Bauer sorgen. Und so wurden die Heu- und Weideflächen größer und die Wälder kleiner. Siedlungen, Einzelhöfe und Heuschober auf den Bergwiesen prägen das Bild einer Natur, die zunehmend zur Kulturlandschaft gemacht wurde.

Die Auffassung vom Walser als Bauer trifft zu und ist ebenso auch ungenau. Auch als Fuhrleute und Säumer, zum Beispiel bei den Salztransporten, die aus Hall in Tirol in den Bregenzerwald und ins Allgäu gingen, fanden einige Tannberger Nebeneinkommen. 1795 baute man einen Weg über den Schrofenpaß ins Allgäu, und im Jahr 1900 wurde die Flexenstraße von Stuben am Arlberg nach Lech eröffnet. 1909 konnten die ersten zwei Autos über die Verbindungsstraße Lech-Warth ins angrenzende Tirol fahren. Die Strecke Lech-Warth allerdings ist eine abenteuerliche Route, die noch heute im Winter oft gesperrt bleibt.

Zum Ski drängt, am Ski hängt heute (fast) alles

Am 2. Februar 1896 stiegen drei Lindauer Skitouristen von Langen am Arlberg über den Flexenpaß nach Lech, weiter nach Warth und über die Lechleitner Alpe ins deutsche Oberstdorf. Und am 13. März 1902 bestieg Viktor Sohm aus Bregenz die Valluga (2811 Meter) erstmals im Winter. Der erfahrene Alpinist hatte bereits zwei Jahre zuvor die Schesaplana (2964 Meter), den höchsten Berg im benachbarten Rätikon mit Skiern erstbestiegen. Der Skiklub Arlberg, aus dem die berühmte „Arlberger Schule" hervorging, wurde 1901 gegründet, der erste Skikurs in Zürs fand im Winter 1905/06 statt, die erste

Werbeschrift 1921 veröffentlicht und die Skischule Lech wurde 1925 gegründet. Weitsichtige Lecher sahen schon damals, daß dem Skisport die Zukunft gehörte. Aus „Lech am Tannberg" wurde „Lech am Arlberg", einem heute noch klingenden Namen im alpinen Skizirkus.
Zum Ski drängt, am Ski hängt heute (fast) alles in Lech. Die Zahlen sind beeindruckend: 1270 Einwohner, 2800 Beschäftigte während der Wintersaison, total 6732 Gästebetten. Rund 270.000 Gäste-Nächtigungen von November 1991 bis April 1992. 34 Bergbahnen und Skilifte mit einer Kapazität von 40.109 Personen in der Stunde, 110 Kilometer Pisten, davon 50 Hektar mit 49 Schneekanonen künstlich beschneibar, 120 Kilometer Skirouten, 19 Kilometer Loipen, 25 Kilometer geräumte Spazierwege. 26 Pistenmaschinen, 240 Skilehrer, Heliskiing, Skikindergarten, Gäste-Skirennen, und so weiter. Die Ur-Ur-Urenkel können heute von dem profitieren, was ihren Altvorderen viel Leiden und Not beschert hat: die Gebirgslandschaft. Dank dem beinahe unstillbaren Erholungsbedarf der Flachländer und Städter gewaltig hoch im Kurs, sind die Berge zu einem Wirtschaftsfaktor erster Güte geworden.

Fortschritt setzt Tradition unter Druck

Die Tradition selbst ist derweil böse auf dem Rückzug. Die Landwirtschaft, einst die einzige Existenzgrundlage, ist zum Hobby geworden, „In Lech kann heute niemand mehr von der Landwirtschaft allein leben", bestätigt Verkehrsvereins-Obmann Peter Burger. Alle arbeiten noch als Skilehrer, Liftangestellte oder vermieten Zimmer. „Bergbauernsöhne sind noch heute die besten Skilehrer", verrät der Lecher Chronist und ehemalige Lehrer Herbert Sauerwein mit einem Augenzwinkern: „Urwüchsig, natürlich, heimatverbunden."

Einer von ihnen ist Bernhard Wolf. Der Bergbauer vom Arlenhof ist zwar gerne Skilehrer, aber daß er als Landwirt nur noch existieren kann, indem Geld aus dem Fremdenverkehr in seinen Hof gebuttert wird, verdirbt ihm manchmal die Freude. „Als Bauer ein Almosenempfänger zu sein, das ist hart", sagt er. Und er trauert damit einer alten Walserfreiheit nach. Der ungebundene Bergbauer von gestern ist heute auf dem Weg in eine vielfache Abhängigkeit: Von Subventionen aus Wien und Bregenz. Von der Kuhhalteprämie aus Lech. Vom Milchpreis in Brüssel. Vom Dollar in New York.
Ob es einem paßt, oder nicht, das ist die Realität: Tourismus und Landwirtschaft sind eine notwendige Verbindung eingegangen, eine Vernunftehe gewissermaßen. Dank dem Zweitverdienst aus dem Tourismus konnten die Bauern bleiben. Auch Tourismus-Exponenten betonen den Wert der Landwirtschaft für den Fremdenverkehr. „Viele Hoteliers waren Bauernkinder, sie sehen deshalb noch heute den Wert eines gesunden Bauernstandes ein", erklärt Herbert Sauerwein den Wert der Bauern, die auch vom Staat Österreich und vom Land Vorarlberg finanziell unterstützt werden: Landschaftspflege, Unterhalt des Bodens, Bewirtschaftung auch entlegener Flächen. Wie lange die Ehe der ungleichen Partner noch hält, ist

Fest in einheimischer Hand:
Moderne Hotels vor alter Walser Bauerntradition

„... da wird gearbeitet."
Der junge Hotelier und Bäcker
hält nichts von Traditionspflege nur für Gäste

ungewiß: „Es braucht schon mehr als ein bißchen Begeisterung, um heute noch als Bauer leben zu wollen", sagt Bernhard Wolfs Tochter Angelika.

Bergbauer zu sein – das gilt nicht nur in Fremdenverkehrsorten und nicht nur bei den Walsern – ist zu einer Gratwanderung geworden. Die Existenz hart an der Schneide zwischen vergangenen und gegenwärtigen Strukturen, zwischen Nützen und Genutztwerden, kostet Substanz. Museumsgegenstand zu sein, liegt dem Walser nicht. Welche Rolle hat ihm das vereinigte Europa in Zukunft zugedacht? Wenn es nach dem Schriftsteller John Berger geht, sieht sie mehr als düster aus: „In Westeuropa wird es, wenn sich die Pläne, wie von den Wirtschaftsfachleuten vorgesehen, durchsetzen lassen, in fünfundzwanzig Jahren keine Bauern mehr geben" (SauErde. Geschichten vom Lande, München 1979). Auch in Lech werden es immer weniger, wenn auch die Anzahl der Kühe konstant bleibt. Der Grund heißt „Kuhhalteprämie" und wird in Schilling ausbezahlt, damit die Kuh im Dorf bleibt.

Bei uns hat Fortschritt Tradition

Andere wiederum haben den Sprung in die Gegenwart ohne Probleme geschafft. Diejenigen, die um die Jahrhundertwende auf den Tourismus gesetzt haben. Auch dabei kam ihnen alte Walserart zugute: „Sie agieren vorsichtig und wägen vor einer wichtigen Entscheidung das Dafür und Dagegen sorgfältig ab", erklärt Herbert Sauerwein. In der Tat fehlen in Lech die rein spekulativen Bettenburgen und die unvermeidlichen Konkurse, wie wir sie aus anderen Sportorten – auch aus ehemaligen Walsersiedlungen – kennen. Die Hotels und Bahnen sind fest in einheimischer Hand; was sich einmal bewährt hat, von dem läßt man nicht so schnell ab, auch das ist alter Walsergeist. Doch die Medaille hat auch eine Kehrseite: Viele Hotels sind verschuldet, das zwingt alle Beteiligten zu einem hohen Lebensrhythmus: „Fortschritt hat bei uns Tradition", wie es die Fremdenverkehrswerbung ausdrückt. Ein Zwang zum Wachstum mit ungewissem Ausgang.
Clemens Walch ist einer, der das bedauert. Der junge Hotelier und Bäcker hat sich trotz Rummel und Hochsaison Zeit genommen, um mit mir über die Dinge zu reden, die zu kurz kommen: Das gemütliche Zusammensitzen unter Einheimischen, beispielsweise. Das gemeinsame Musizieren und das Kartenspiel. „Wir fragen uns heute bei allem, was wir tun bringt es etwas oder bringt es nichts? Alles dreht sich ums Geschäft, ums Geldverdienen. Und das ist sehr schade." Natürlich, wenn es darum gehe, einen Skiweltcup effizient durchzuziehen, dann klappe das hervorragend, und alle spielten mit, sagt Clemens Walch. „Aber eben, dieser Einsatz fehlt, wenn es um die ‚Dorfgemeinschaft' geht." Die Dorfgemeinschaft übrigens, wird 1995 „in eigener Sache" auf die Probe gestellt: Dann wird die Internationale Walsergemeinschaft in Lech gastieren.

Clemens Walch hält nichts davon, den Touristen die Kultur des Tales vermitteln zu wollen: „Unsere Gäste haben damit nichts zu tun. Unsere Kultur ist unsere Sache. Wenn wir unsere Tracht nur noch für die Touristen anziehen, ist das Prostitution." Außerdem kommt es seiner Ansicht nach zuwenig Unterstützung von „oben": „Alle vergleichbaren Orte verfügen über einen Saal, wo sie Musikkonzerte, Theaterspiele und anderes abhalten können. In Lech fehlt die Infrastruktur", kritisiert er. Nach dem Gespräch möchte ich gerne ein Foto von ihm machen, im Büro vor dem Computer, aber er nimmt mich am Arm: „Mach' eines in der Bäckerei, da wird gearbeitet".
Daß die Kultur einem Überlebenskampf ausgesetzt ist, sieht auch der oberste Lecher Tourismus-Herr, Peter Burger so. Im Gegensatz zum eher pessimistischen Jungunternehmer Clemens Walch glaubt der bestandene Tourismus-Manager und Hotelier aber Selbstheilungskräfte zu erkennen. „Wir haben eine aktive Trachtenkapelle und eine Gruppe von jungen Leuten, die sich zunehmend für die alte Walsersache interessieren", sagt Peter Burger. Außerdem solle demnächst ein kunsthistorisches Buch über Lech erscheinen, daß die Gemeinde

Die Kirche von Zug ist über 350 Jahre alt

mitfinanziert hat. Der Stammgast an der Bar, der das Gespräche mitgehört hat, gibt ihm recht: „Sehen Sie, die Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Trotz allem ist Lech ein schönes Gebirgsdorf geblieben." Spricht's und geht, sich eine gepflegte Sauna gönnen.
Man spricht vom gleichen, aber meint doch nicht dasselbe. Nicht jeder Tirolerhut ist ein echter Tirolerhut, nicht jedes Holzhaus ist ein Walserhaus. Und nicht jeder pflegt gerne die Sitten und Gebräuche früherer Generationen, diese Zeiten sind längst vorbei; sind wir froh, daß wir es heute besser haben. Schauen wir nach vorn — Tradition ist dann Tradition, wenn sie etwas nützt, der Volkstanz zum Beispiel als Unterhaltung für die Gäste.
Sie tragen ihn noch in sich, den Pioniergeist der Altvorderen, ihre Tatkraft und ihren Durchhaltewillen, die heutigen Walser von Lech. Mit demselben Elan haben sie aus dem armen Bergbauerndorf einen erstklassigen Wintersportort gemacht, mit Preisen wie in der Schweiz, wie man nicht ohne Stolz anmerkt. Keine anonymen Finanzgesellschaften beherrschen die Leute, sie sind ihr eigener Herr und Meister, so wie es alter Walsersitte entspricht.
Aber überall schwingt ein Hauch von Wehmut, wenn sie davon erzählen, was man tun sollte und was man tun könnte, um Kultur und Traditionen zu bewahren. Sie spüren, daß Tradition Identität sein kann, und Bewahren ein Stück Heimat. Aber wie bewahrt man das „Nicht-Greifbare"? Rettet Geld ein Sprache? Oder eine Tracht die Tradition? Fortschritt als Tradition, überfordert er nicht den Menschen? Wie sagte doch der langjährige Lehrer Herbert Sauerwein: „Arbeiten können sie alle. Mit dem schnell erworbenen Wohlstand umzugehen aber fällt manchem schwer."

Wie gefällt Ihnen Lech?

„Wie gefällt Ihnen Lech?" Die Frage wird mir überraschend oft gestellt. Verrät sie Unsicherheit? Erwartet der Fragende eine Bestätigung seiner Meinung? Akzeptiert er auch eine kritische Antwort? Entspricht die Neugierde professioneller Gastgeber-Mentalität oder klingt daraus der Stolz auf das selbst Erschaffene, selbst Erreichte? Und sie haben viel erreicht. Nur das Walsertum bleibt immer öfter auf der Strecke. Die Sprache nivelliert, die Häuser gleichförmig, das Siedlungsbild austauschbar, die Skilifte wie überall — was unterscheidet Chamonix von Davos-Platz und Cervinia von Lech?
Otto Huber wüßte eine Antwort. Aus welchem Fenster seines alten Walserhauses der fünfundachtzigjährige Mann auch immer sieht, stets fällt sein Blick auf Bausubstanz ohne Charakter, aber mit viel praktischem Sinn: eine Garage, ein Personalwohnhaus, eine Liftstation, ein Parkplatz. Durch's Stubenfenster sieht er buntbehoste und neonbejackte Skifahrer gegenüber an der Schloßkopfbahn Schlange stehen und am Abend kann er zuschauen, wie sie wieder in ihre Autos steigen und fortfahren. Dann braucht er den Kopf nur wenig zu drehen um jenes Bild ins Blickfeld zu bekommen, daß sein Haus im Jahre 1928 zeigt: Allein auf weiter Flur. In den 65 Jahren dazwischen hat sich die Welt verändert.
Das sind Erlebnisse, die unter die Haut gehen. „Gesichter vom Arlberg — markant wie seine Berge", verspricht die Fremdenverkehrswerbung. Aber bald nur noch im Prospekt zu finden. Das Haus übrigens, in dem Otto Huber mit seiner Haushälterin Maria Konzett wohnt, ist gerettet: Die Gemeinde hat es gekauft, unter Heimatschutz gestellt und will es als Museum erhalten.
Kultur und Tradition heißt für die Walser vor allem Sprache. Ähnlich wie in den Walsertälern südlich des Monta Rosa, ist auch im Lechtal die alte Walser-Mundart bedroht: „Schilling-Deutsch", sagen einige Lecher dem selbstkritisch. Und die Sprache der Ehefrauen von außerhalb geben ihr oft den Rest. Wenn die Kinder den Dialekt zu Hause nicht mehr hören, verlieren sie den Bezug dazu. „Kultur ist eine Frage des Alters. Ich interessiere mich heute viel mehr dafür, als noch vor

einigen Jahren", meint hoffnungsfroh der junge einheimische Journalist Stefan Jochum. „Man müßte halt die Jungen früher für Kultur und Muttersprache begeistern können." Das aber hält Angelika Stark-Wolf für eine Ausrede: „Wenn das jeder sagt, geschieht nie etwas. Und für die Erhaltung der Sprache bist du auch schon verloren, denn du sprichst keinen reinen Lecher Dialekt mehr."

Da ist er in guter Gesellschaft. „Besonders erstaunt bin ich jeweils, wenn mich ein eingesessener Lecher für meinem Einsatz zugunsten der Mundart lobt – in reinstem Hochdeutsch. Dabei würde er die Lecher Mundart noch sehr gut sprechen", erzählt Angelika Stark-Wolf. Sie frage sich dann, weshalb tut er's nicht?

Sie gilt als Sprach-Puristin unter den Walsern Lechs. Und sie weiß, wovon sie spricht, wenn sie den Einheimischen hier einen Spiegel vorhält: Ihr Mann ist der Bergbauer Bruno Stark aus Fontanella, drüben im Großen Walsertal. Und mit ihm zusammen bewirtschaftet sie im Sommer einen Bauernhof, während sie in der Schulzeit im Kindergarten von Lech arbeitet und auf dem Hof des Vaters aushilft. Vielleicht auf lange Sicht auf verlorenem Posten, aber so schnell gibt man nicht auf. „Viele Menschen hier haben sich ‚verkauft'. Sie reden nicht mehr die alte Sprache und biedern sich höchstens noch mit Teilen ihrer Tradition bei den Gästen an", so ihr bitteres Fazit.
Einige Lecher hören solches nicht gern. Wer so rede, vergraule die Gäste, sagen sie. Und verkennen dabei, daß der Dialekt stellvertretend steht für Identität und Selbstwertgefühl des Einheimischen. Wer seinen Dialekt verleugnet, ist auf dem Weg, seine Heimat zu vergessen. Und das wird ihn nicht glücklich machen. Aber nur ein zufriedener und selbstbewußter Gastgeber wird das bieten, was selbstbewußte Gäste zufrieden macht. „Künstliches ‚Keep smiling' durchschaut ein anspruchsvoller Gast heute rasch als Larve und damit unecht", sagt zum Beispiel der Kurdirektor von St. Moritz, Hanspeter Danuser. Und noch mehr: „Der Begriff ‚Gast gleich König' ist Ende des 20. Jahrhunderts klar überholt." Tourismus ohne Einheimische ist möglich, qualitativer Tourismus hingegen nicht, das erklärt sich schon aus der Definition: Qualitativer Tourismus muß allen nützen und soll niemanden schaden: Natur, Gastgeber, Gast.

Hinauf zur Keimzelle auf 1700 Meter

Am Nachmittag steige ich mit Angelika zum Weiler Bürstegg auf 1700 Meter über dem Meer hinauf. Dutzende solcher verlassener Dörfer habe ich auf meinem Weg zu den Walsern in den Alpen gesehen: Albezu, Olter, Saley, Cherbäch, Frunt, Obermutten. Ein Kirchlein, einige Häuser, ein paar Ställe hoch oben am Berg. Verlassen, vereinsamt, geisterhaft die einen; renoviert, mit allem Komfort ausgestattet, lärmig die anderen. Die Geschichte all dieser „Keimzellen des Walsertums" gleicht sich wie ein Haar dem anderen: 13 Familien in 13 Häusern

lebten noch 1835 auf Bürstegg. Aber das Leben war hart dort oben, sehr hart. Oft waren Bürstegger auf dem Kirchgang nach Lech von Lawinen verschüttet worden, oder der Pfarrer hatte Sterbenden die heiligen Sakramente nicht bringen können, weil der Weg vom Schnee verschüttet oder von Muren bedroht war. So verfaßten die Leute im Jahr 1729 ein Bittschreiben und baten um einen eigenen Kaplan für ihre Kirche. Ausschnitt aus diesem dramatischen Appell: „Demnach genugsam bekannt, daß der Burstigg zu und in die Pfarre Danberg am Lech gehörig, besteht in 12 Familien, ein wilder Berg, allwo kein Baum und Holz wachst wegen Schnee und brausenden Winden, sondern müssen allda wohnenden sich den Winter auf das ganze Jahr mit Holz versehen. Ist auch schon geschehen, daß auf dem Kirchweg eine unter die Schneelöen kommen, daß wann nit gleich zu Hilfe kommen, müssen selbige in den Schnee verbleiben. Vielmals kanns geschenen, dass der Priester zu den Sterbenden mit den hl. Sakramenten nit kommen kann; auch die Toten müssen in den Häusern aufgehalten werden, können nit zur Pfarrkirche und geweihten Erden gebracht werden." Der Ruf wurde erhört: Von 1729 bis 1859 gab es einen Pfarrer auf Bürstegg – und sogar eine Schule.
1898 war der Ort tot. Uns bleibt – einmal mehr – nur doch das Staunen übrig. Und die Erzählungen alter Leute wie Angelikas Mutter, die als Neunzehnjährige mit zwei Kindern den Winter 1939/40 auf Bürstegg verbrachte. In einem Haus ohne fließendes Wasser und ohne Strom. Aber mit viel Charme und Charakter. Ohne Ofenwärme, wenn man die Kohle dazu nicht den steilen Pfad von der Unteren Bodenalpe auf dem Rücken heraufschleppte. Sie hat uns das Haus auf einer Fotografie gezeigt, es ist jenes gleich über der Kirche. Und ein Leuchten ist auf ihrem Gesicht erschienen. Heute besorgen Sonnenkollektoren Leuchten und Wärme in jenem Haus.

Hier oben ist Angelika im Element. „Über diesen Grat pfeift im Sommer bei einem Wetterumschwung ein bissiger Wind, daß es uns jeweils das Heu in großen Wirbeln talwärts weht", erzählt sie mit ihrem schönen „Lächer-Dialekt". „Der Ort heißt ‚Schönenberg', weil er geschützt und aussichtsreich in einer Mulde liegt." Und tatsächlich, auch heute strahlt die Sonnenwärme wohlig an die Wand des getrölten Stadels, während der Grat hinauf zur „Egga" in Richtung Bürstegg frei von Schnee und pickelhart gefroren daliegt. Hier zeigt mir Angelika Spuren walserischen Erfinderreichtums: Den unterirdischen Gang, der Wohnhaus und Stall miteinander verband, damit der Bauer an stürmischen, schneereichen und eisigkalten Tagen ungehindert zu seinen Tieren konnte. Und die Gestelle an den Gebäuden, auf denen die Bürstegger Torf als Brennmaterial trockneten, nachdem aller Wald den Rodungen zum Opfer gefallen waren. Dieselben Gestelle findet man hunderte von Kilometern weiter westlich: Bei den Walsern von Alagna, die darauf Heu und Getreide vor dem Sommerregen schützten.

Bürstegg ist für vieles gut. Für Angelika Stark-Wolf ist es ein Mahnmal, sich dem noch vorhandenen Rest walserischer Kultur anzunehmen. Stefan Jochum sagt, er spüre seine Wurzeln, wenn er dort hinaufgeht. Und Günter Hauser, in München wohnhafter Besitzer eines der noch verbliebenen Häuser von Bürstegg, verbringt hier erholsame Urlaubstage. Aber eine Zukunft im Sinne der Vergangenheit hat Bürstegg nicht.

Unendlich weit entfernt scheint hier oben die Welt der anderen. Die Sonne ist hinter dem Kriegerhorn untergegangen, ihre letzten Strahlen verbreiten ein überirdisches Licht. Die Fenster der Seilbahnkabinen drüben am Mohnenfluhsattel glänzen, und die Scheinwerfer der Pistenfahrzeuge fingern gespenstisch über die Schneehänge. Hier, auf einem aperen Fleck, raschelt dürres Gras. „Ja, ja, die alten Walser wußten ganz genau, wo sie ihre Häuser bauen mußten", sagt Angelika. „Acht Stunden Sonne hat man auf Bürstegg am kürzesten Tag des Jahres. Weit und breit gibt es keinen günstigeren Platz bezüglich Sonneneinstrahlung, Hanglage, Windeinfluß und Lawinensicherheit."

In Lech gehen die ersten Lichter an, und ganz leise nur dringt der Lärm des umtriebigen Kurortes zu uns herauf. Wir steigen langsam ab und kommen uns vor wie die letzten Walser, als sie Bürstegg verließen. Für immer. Vielleicht würde für so manchen eine Wanderung hinauf auf Bürstegg Wunder wirken. Vielleicht würde er das erleben, was Ennio Fanetti, ein Walser aus Alagna, mit „Walserbewußtsein" umschreibt: „Du fühlst dich zusammengehörig. Nicht mit dem Kopf, aber mit dem Herzen."

Angelika Stark-Wolf hat ein feines Gespür für die Entwicklung ihrer Kultur. Ihr Gedicht „S Blatt vom Bom" könnte Programm sein für die, die's verstehen.

S Blatt vom Bom

Lutloos, klagloos –
ooni z jömmara
fallt as Blatt vom Bom.

As Blatt,
wo schi sit am Früalig
am Ascht vom Bom
fescht ghebt häd.

As Blatt lot loos noch kurzr Läbaszit:
As Blatt vom Wättr ggerbt,
as Blatt vo dr Sonna trächt,
as Blatt vom Luft vrzuslat.

Wänn miar önsch as ganzas Läba
a äppas fescht ghebt händ,
chönna miar au so lutloos,
klagloos loos loo –
wia as Blatt vom Boom?

(Uber alli Grenzä, Chur, 1992)

Einmal in der Woche trifft sich Angelika Stark-Wolf mit einer Handvoll Gleichgesinnter zum Mundart-Kreis. Sie sammeln die Ausdrücke des Dialektes von Lech und diskutieren ihre Bedeutungen, um sie in einem Buch für die Nachwelt festzuhalten, bevor sie mit den alten Leuten aussterben. „Sägissamaa", sagt einer. „Der Tod", antwortet ein anderer. Ist es Zufall, daß dieser Begriff gerade an dem Abend fällt, an dem der Journalist die Gruppe besucht?

„... und vor allem – sie kann's einfach besser."

Alle Fotos zu diesem Beitrag sind von Gerd Heidorn und zeigen Karina Huber in der Kletterschule Kochel, Oberbayern (Seite 48 und 50/51), Conny und Beat Kammerlander in der 8 b-Route „La Rose et le Vampire" in Boux, Frankreich (Seite 52), Monique Descamps auf der Plaine Morte, Crans-Montana, Wallis (Seite 54/55) und eine Szene an der Rotwand beim Spitzingsee (Seite 56/57)

Ein Liebesbrief

Oder: non, je ne regrette rien

Von Peter Baumgartner

Es ist nun schon einige Zeit her, daß ich meinen „Liebesbrief an die Hohe Wand" geschrieben habe; und während der Arbeit an diesem Buch, das neben dem Bergsteigen auch den Frauen gewidmet ist, hab' ich mir überlegt, warum mir nie eingefallen wäre, einen Liebesbrief an *den* Schneeberg zu schreiben, oder an *den* Montblanc, oder, um allen diesbezüglichen Spekulationen zuvorzukommen: an *das* Matterhorn. Nein, es mußte ein Liebesbrief an *die* Hohe Wand sein.

Die vordergründige Erklärung, daß es eben die Hohe Wand war – ein Berg im südlichen Niederösterreich übrigens, man muß das heute im Zeitalter der Wochenendfahrten nach dem Verdon oder Finale Ligure ja dazu sagen –, wo ich meine Freunde (und Freundinnen) gefunden habe, damals in den fünfziger Jahren, diese vordergründige Erklärung befriedigt mich nicht. Ich lasse mir nicht ausreden, daß die Namen der Berge auch Spiegelbilder ihres Charakters sind.
Man darf ja nicht vergessen, daß die meisten Berge zu den Zeiten, zu denen sie – von Einheimischen – ihre Namen bekommen haben, welche dann von den k. k. Genieofficiers, den Landkartenmachern also, oft aufs greulichste verhunzt worden sind, daß sie – die Berge, nicht die k. k. Millitär-Kartographen – für ihre Namensgeber eine ganz andere Bedeutung hatten als heute.

Nehmen wir etwa die Hohe Wand! Als erstes ist, wie *Karl Flanner* in seiner lesenswerten Monographie* dieses Berges mitteilt, um 1150 der Name „Zerwant" verbürgt (vom niederdeutschen „zer" = Teer; und tatsächlich habe ich in meinen Anfangsjahren an diesem Berg, also doch ein Beträchtliches nach dem 12. Jahrhundert, noch den einen oder anderen Pecher in ihren Föhrenwäldern angetroffen); später nannte man sie „Lange Wand", was ihrem Aussehen auch viel mehr entspräche, aber dem beginnenden Tourismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu bieder klang; damals wurde ihre Bezeichnung als die „Hohe Wand" gebräuchlich; männlichen Geschlechtes aber, und darauf kommt's in meinem Zusammenhang an, also männlich war sie nie.

Ich weiß wirklich keinen namenkundlichen Grund dafür. Man hätte sie gut und gern auch als *den* Steinberg bezeichnen können oder *den* Föhrenberg oder – nach ihrer höchsten Erhebung – als *den* Plackles. Aber schon den Menschen des 12. Jahrhunderts, denen meine müßigen Gedanken jahrhundertweit enfernt gewesen waren, galt sie als Weibsbild.

Sie muß wohl auf ihre Benützer, Besitzer, Betrachter und Bewunderer gleichermaßen und all die Jahrhunderte hindurch einen durchaus weiblichen Eindruck gemacht haben. Ich könnte zur Erhärtung dieser These auch zahllose Beobachtungen anführen und viele Anekdoten erzählen, am Ende aber würde man – wieder einmal – feststellen müssen, daß es auf einen Streit um Definitionen hinausläuft: Was ist männlich, was ist weiblich am Charakter eines Berges? Was ist männlich, was ist weiblich am Bergsteigen?

Auf Seite 63 in diesem Buch finden wir bei *Dagmar Wabnig* den Satz von *Max Eiselin* zitiert: „Für mich gibt es nur ein Bergsteigen ... weder Frauen- noch Männerbergsteigen ...", den er Felicitas v. Reznicek in ihr Buch „Von der Krinoline zum sechsten Grad" schrieb.

Helmut Schelsky sagt in seiner „Soziologie der Sexualität" zur Arbeitswelt das gleiche mit etwas komplizierteren Worten: „Gerade in den Arbeits- und Produktionsformen, in denen die körperliche Verfassung stets eine wichtige Rolle spielt, müßten die natürlichen Nachteile der Mutterschaft und Menstruation für das weibliche Geschlecht am klarsten in Erscheinung treten und daher zu einer in allen Kulturen annähernd oder wenigstens in den Grundzügen gleichartigen Verteilung der Arbeitsweisen auf die Geschlechter geführt haben. Ein Überblick über das vorhandene ethnologische Material ... zeigt dagegen sehr bald, daß, wenn überhaupt, nur sehr wenige und keineswegs produktionsgrundsätzliche Beschäftigungen ausschließlich von dem einen oder dem anderen Geschlecht praktiziert werden. Die zweifellos vorhandene biologische Behinderung der Frau durch ihre Geschlechtlichkeit erweist sich als durchaus anpassungsfähig gegenüber einer bis in die Gegensätze gehenden Variation der sozialen Verteilung der Arbeits-Rollen; daß zudem diese Behinderung in unserer modernen Welt bei weitem überschätzt wird, zeigt jeder Vergleich mit der Arbeitsleistung und -kontinuität der Frau in vielen primitiven Gruppen oder rein bäuerlichen Gesellschaften ..."

---

* Karl Flanner: Die Hohe Wand. Menschen – Arbeit – Tourismus. Wiener Neustadt 1991.

Das mag schon stimmen, wenn man es analytisch betrachtet. Für mich aber gibt es – sehr subjektiv und unsachlich betrachtet – doch ein Frauen-Bergsteigen: und das ist jenes Bergsteigen, das ich lieber habe als das der Männer (und folgerichtig gibt es eben für mich auch weibliche Berge: das sind die, die ich lieber habe als die anderen).

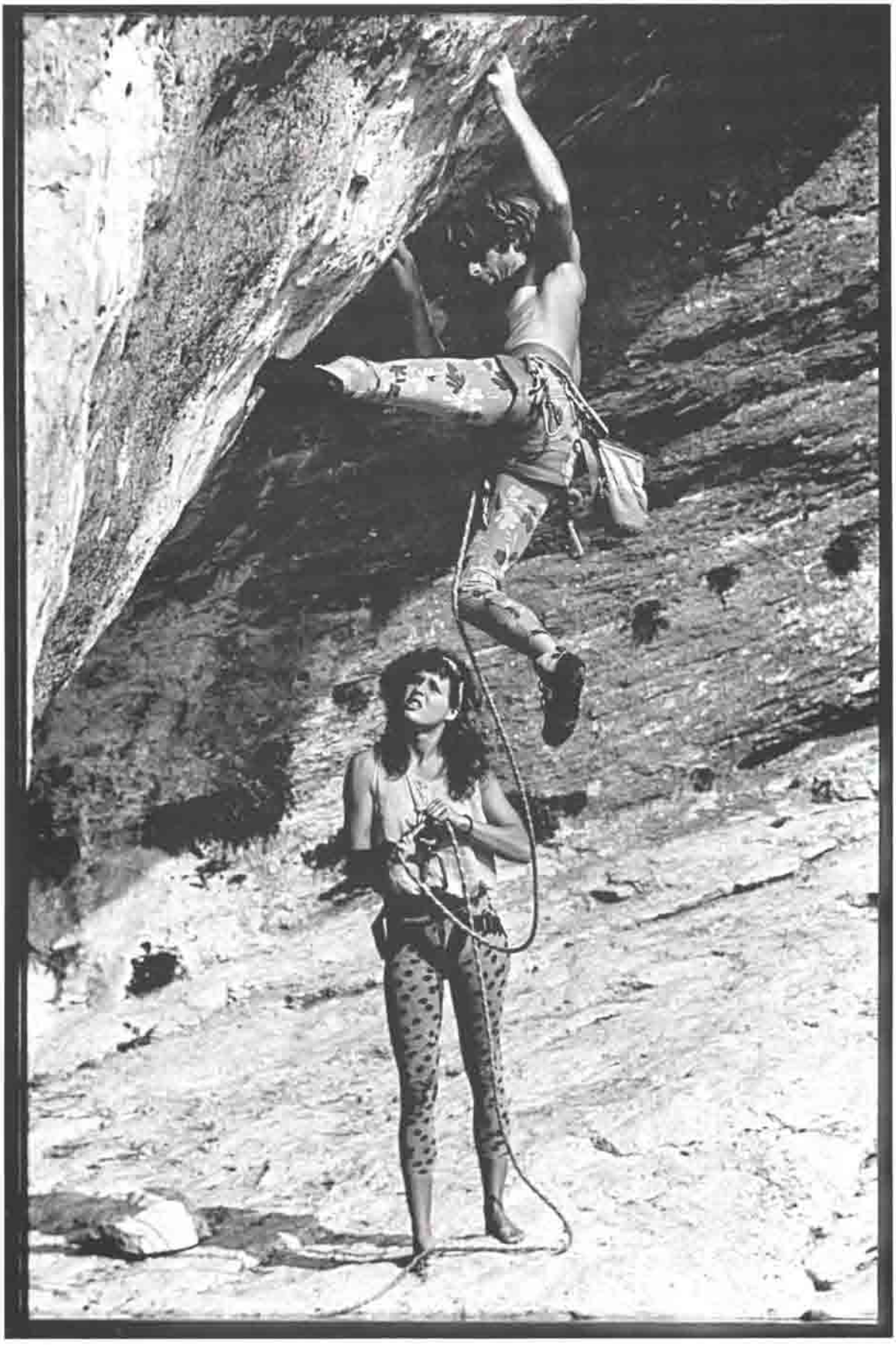
Von meinen Anfangs- und Lehrjahren als Bergsteiger einmal abgesehen hatte ich bei allen meinen größeren Touren Partnerinnen, und zudem waren und sind die auch noch besser als ich, was in jenen entfernten Zeiten meiner Jugend manchmal zu recht skurrilen Situationen führte, denn damals hatte ja die Frau beim Klettern noch die Rolle der Mitgenommenen zu spielen.

Als ich mit *Edith Bednarik* (damals noch Schirmer; diese heiratsbedingte Namensänderei bei Frauen ist vielleicht auch nicht unbedingt eine naturgesetzliche Notwendigkeit) den Schleißweg an der Rax in Wechselführung ging, wobei mir die Haken- und ihr die schwierigen Freikletter-Seillängen zufielen, worüber ich recht froh war, wurde ich nachher von kritischen Spezeln gefragt, ob ich meine Freundin denn nicht anders umbringen könne. Und heute, wenn ich von meiner Frau auf eine große Reise mitgenommen werde, genieße ich es – zumal in Asien oder Lateinamerika – ebenfalls sehr, mich den Schwierigkeiten solcher Touren, also der Organisation des Transports, der Verpflegung, der Unterkunft mit einem fröhlichen „Sie ist der Boß" zu entziehen; ich verliere dadurch immer viel an Gesicht, gewinne aber sehr viel an Ruhe, und vor allem – sie kann's einfach besser.

Bei jener Reise in der Karibik, die auf Seite 127 in diesem Buch auszugsweise beschrieben steht, wurde ich übrigens nicht mitgenommen, aus durchaus dienstlichen Gründen; es war wieder einmal ein AV-Jahrbuch zu machen, und das muß im Sommer sein, und meine Frau hat eben nur im Sommer Zeit zu reisen. Ich erwähne diese Tatsache deshalb, weil es bei manchen Bergsteiger-Klubs schärferer Richtung noch immer üblich ist, ein Frauenzimmer vor der Aufnahme in den Stand der heiligen Mitgliedschaft streng zu examinieren: ob sie ihre Touren mit verschiedenen Partnern oder immer nur mit ein und demselben Mann gemacht habe; im letzteren Fall wäre es wohl die alleinige Liebe zu den Bergen nicht, die als Triebfeder angesehen werden könne. Kurioserweise bin ich bei Abgabe eine Tourenberichtes einer gleichartigen Überprüfung noch nie unterzogen worden, obwohl ich in manchen Fällen auch nicht recht gewußt hätte, was antworten ...

Von welcher Seite immer man es betrachtet, es gibt also in der heute so emanzipierten Welt der Bergsteigerei wie in allen anderen Lebensbereichen auch unterschiedliche Bewertungen ein und derselben Tätigkeit, je nachdem, ob sie von einer Frau oder einem Mann ausgeübt wird. Seit der Zeit, in der uns die Bundesverfassung der Steinzeitjäger das Durchsetzen unserer Interessen mit brutaler Gewalt erlaubte, wobei wir

„. . . ob ich meine Freundin denn nicht anders umbringen könne."



Männer natürlich wegen der auf Seite 60 in diesem Buch dokumentierten größeren Muskelkraft etwas im Vorteil waren, seit dieser Zeit also haben wir das Heft nicht mehr aus der Hand gegeben. Und das ist doch eine beachtliche Leistung, weil wir sonst nicht eben überzeugende Führungsqualitäten aufweisen: Wir sind, davon bin ich überzeugt, blöder als die Weiber (manche meiner Freunde sagen, daß das für mich sicher zutrifft; ich solle aber nicht so verallgemeinern), wir sterben früher als sie und wir müssen uns täglich rasieren. Diese und andere Nachteile haben wir mit ganz perfiden Herrschafts-Instrumenten ausgeglichen, dessen eines die Sprache ist. Wenn ich hier von Weibern, Weibsbildern, Weiberleut' und Frauenzimmern rede, so geschieht das aus Demonstrationsgründen; weder Mannsbilder noch Mannerleut', noch sogar MannderIn können derart perfekt zur Verächtlichmachung ihrer Träger herangezogen werden wie diese Abwertung der ehrenden Standesbezeichnung „wib" des Mittelalters.

Warum nun von all diesen Dingen („Was die Kaffern Proppleme nennen", hätte Tucholsky dazu gesagt) in den folgenden Beiträgen nicht die Rede ist, bedarf eines Erklärungsversuches:
Es war im Grunde ein Zufall, daß wir uns in diesem Buch dem Frauenalpinismus widmen. Über Anregung von *Liselotte Buchenauer* hat mir *Dagmar Wabnig* das Manuskript eines Referates geschickt, in dem sie sich mit den Frauen und ihren Voraussetzungen fürs Bergsteigen beschäftigt hat: als Ärztin, kühl und naturwissenschaftlich, ohne Polemik, aber mit dem Interesse einer Leistungsbergsteigerin, die sich solche Fragen im Laufe ihrer eigenen Bergsteiger-Karriere wohl schon des öfteren gestellt haben wird.
Dieser Beitrag, man findet ihn gleich im Anschluß auf Seite 59, schien mir ein guter Einstieg ins Thema. Einerseits gibt es Polemiken für und gegen das Bergsteigen von Frauen bereits sonder Zahl, zum anderen ist es ganz gut, wenn man von einer Medizinerin – die das nicht nur vor dem Hintergrund ihrer Wissenschaft sondern auch an den Erfahrungen ihrer alpinen Praxis wirklich beurteilen kann – einmal erfährt, wovon eigentlich die Rede ist; und zuletzt, so dachte ich mir, werden die anderen Autorinnen, die das Thema weiterführen und abrunden sollen, wohl genug an Stoff für Auseinandersetzungen liefern. Mit dieser letzten Vermutung habe ich mich allerdings gründlich geirrt.

Gleichgültig, ob *Sandra Schernhuber* mit dem Bergradl in Korsika unterwegs ist oder *Elisabeth Godai* an der Badile-Kante, ob *Ruth Steinmann* die Abenteuer einer Expeditionsbergsteigerin „über den Wolken" schildert und in weiteren Beiträgen Frauen erzählen, wie sie diese Welt außerhalb Europas gesehen haben, von dem Thema „Frauenalpinismus", das ich hier aufbereitet sehen wollte, ist – wenn überhaupt – nur mehr in Nebensätzen die Rede. Und das scheint mir das eigentliche Ergebnis dieser Auseinandersetzung mit einem Uralt-Thema der Bergsteigerei zu sein: Es ist kein Thema mehr!

Wenn man – in diesem Fall bin ich fast versucht, die modernistische Vergewaltigung der Sprache einmal mitzumachen und zu sagen: wenn frau – überhaupt über dieses Thema redet, dann vor der Problemstellung, die uns Dagmar Wabnig vorführt: Soweit sie die bergsteigerische Leistung zu beeinflussen vermögen, gibt es da überhaupt physische und psychische Unterschiede zwischen Männern und Frauen, und was muß man als Frau tun, um in der Alpinistik den größtmöglichen persönlichen Erfolg haben zu können. Das ist eine ungemein vernünftige Annäherung ans Thema und bringt unvergleichlich viel mehr fürs praktische Erleben draußen am Berg als all die pseudophilosophischen Schwätzereien der Vergangenheit.

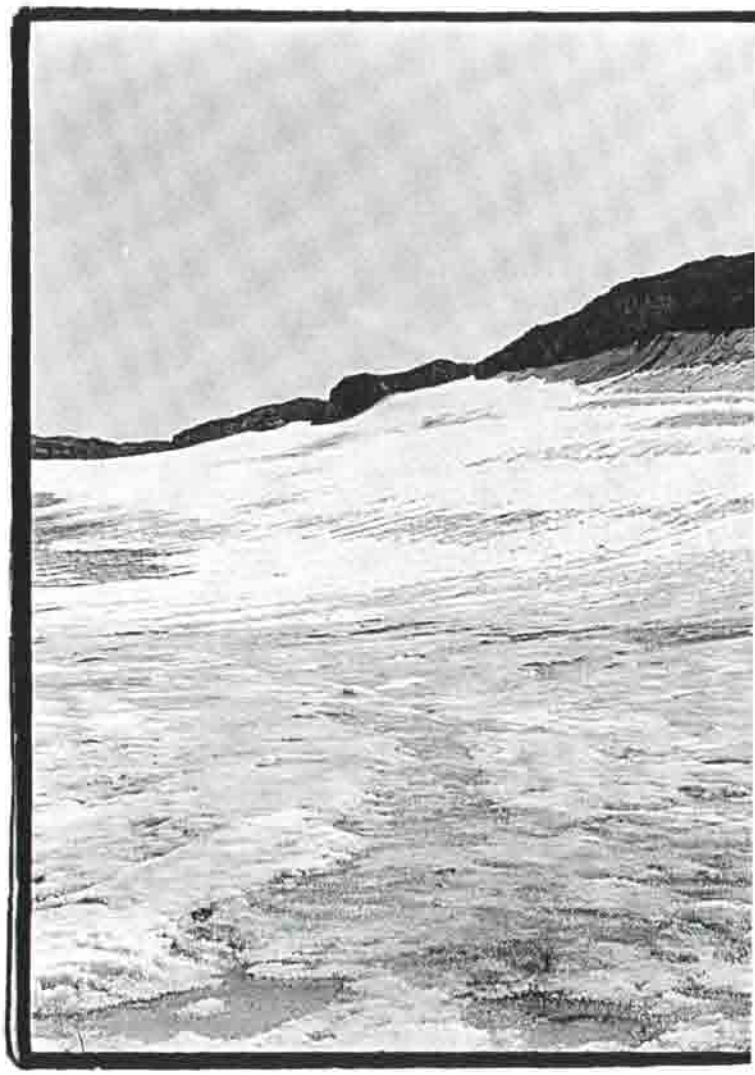
An den Beiträgen in diesem Buch wird diese sozusagen normale Einstellung der Frauen zu unserem Sport ein weiteres Mal recht deutlich. Die Freude an der persönlichen Leistung steckt schon drin in diesen Erzählungen; aber warum sollte man, so man nicht gerade eine Wettkampf-Kletterin oder eine Show-Alpinistin ist, diese eigene Leistung immer mit der anderer Bergsteiger vergleichen wollen. Daß man es selbst erlebt hat, genügt doch. – Zur Rettung der männlichen Ehre muß man hier anfügen, daß es auch in unserem Geschlecht etwelche gibt, die das Bergsteigen so sehen. So hat mir *Gustav Döberl*, der lange Jahre den österreichisch-sowjetischen Bergsteigeraustausch gemanagt hat, einmal gesagt: „I versteh' net, wie man soviel Bergbücheln lesen kann. Spätestens nach den ersten paar Seiten denk' ich mir immer: Das, was der da beschreibt, kann ich doch selber auch erleben, und dann schmeiß ich das Büchl weg und zieh die Bergschuh' an ..."
Diese in einem Bergbuch eher kontrapunktive Bemerkung leitet uns zu der Frage, in welcher Weise man Themen wie die Monographie zu einer AV-Karte, die Frauenalpinistik oder eben alles, was so in einem Bergsteigerjahr zu Hause und in den Bergen der Welt passiert, am besten darstellen soll. Eine Möglichkeit dazu wäre zweifellos, all diese Themen an den jeweiligen „high lights" zu spiegeln, das Außergewöhnliche und Sensationelle zum Inhalt zu machen, Schreiber von hohem Bekanntheitsgrad und bewiesener Professionalität um Beiträge dazu zu bitten. Für einen Jahrbuch-Redakteur wäre diese Vorgangsweise ungemein beruhigend; es ist zwar nicht gesagt, daß Profi-Schreiber immer nur Gutes und Schönes produzieren, aber die Chance, daß sie was total Unbrauchbares liefern oder gar ihre Beitrags-Zusage nicht einhalten, ist eben bei Profis doch vergleichsweise gering. – Der Nachteil dieser Vorgangsweise liegt ebenfalls auf der Hand: Das Bergsteigen, gerade wie es in den Alpenvereinen verstanden wird, besteht eben nicht nur aus dem, was ein paar Handvoll Profis daraus machen und dazu sagen. Das Bergsteigen, gerade in den Alpenvereinen, ist um soviel mehr als eine Alltagsbeschäftigung, bei der einer halt in den Himalaya fährt, statt ins Büro zu gehen. Das Bergsteigen, gerade wie es den Traditionen der Bergsteiger-Vereine entspricht, ist geradezu gekennzeichnet durch seinen Nicht-Alltags-Charakter, durch sein Herausgehobensein aus all dem, was man tun muß, durch die ihm innewohnende Freiwilligkeit.

Diesen Gedanken kosequent zu verfolgen, würde bedeuten, daß man im Jahrbuch nur jene ums Wort bittet, die in ihrem bergsteigerischen und schreiberischen Tun dem alten olympischen Amateur-Paragraphen genügen; die ihre Bergabenteuer im Urlaub erleben; die am Berg tun und lassen können, was sie selber wollen und nicht, was ihnen der Markt vorschreibt.

Doch: Erstens sind diese Gegensätze da oben ja bewußt in Schwarzweiß gezeichnet, denn so, wie es Profi gibt, die das Bergsteigen nur deshalb zur Erwerbstätigkeit gemacht haben, weil sie sich ein Leben ohne ihre Berge in keiner Weise vorstellen können, so gibt es andersrum ja auch viele Berg-Amateure, die aufs Matterhorn oder nach Arco gehen, nicht, weil sie sich's selber so wünschen, sondern weil „man" das heute eben tut. Und für den Jahrbuch-Redakteur ist die ganze Frage zudem eine weitgehend herstellungspraktische; ein Jahrbuch erscheint, wie der Name schon sagt, jährlich und das außerdem noch zu einem bestimmten Termin; mit Beiträgen von Leuten, die man als Berg-Schreiber nicht oder kaum kennt, kann man entweder ungemein interessante Themen und Darstellungsarten erschließen – oder man kann, während die Setzerei schon nach Manuskripten schreit, sehr blöd dastehen ...

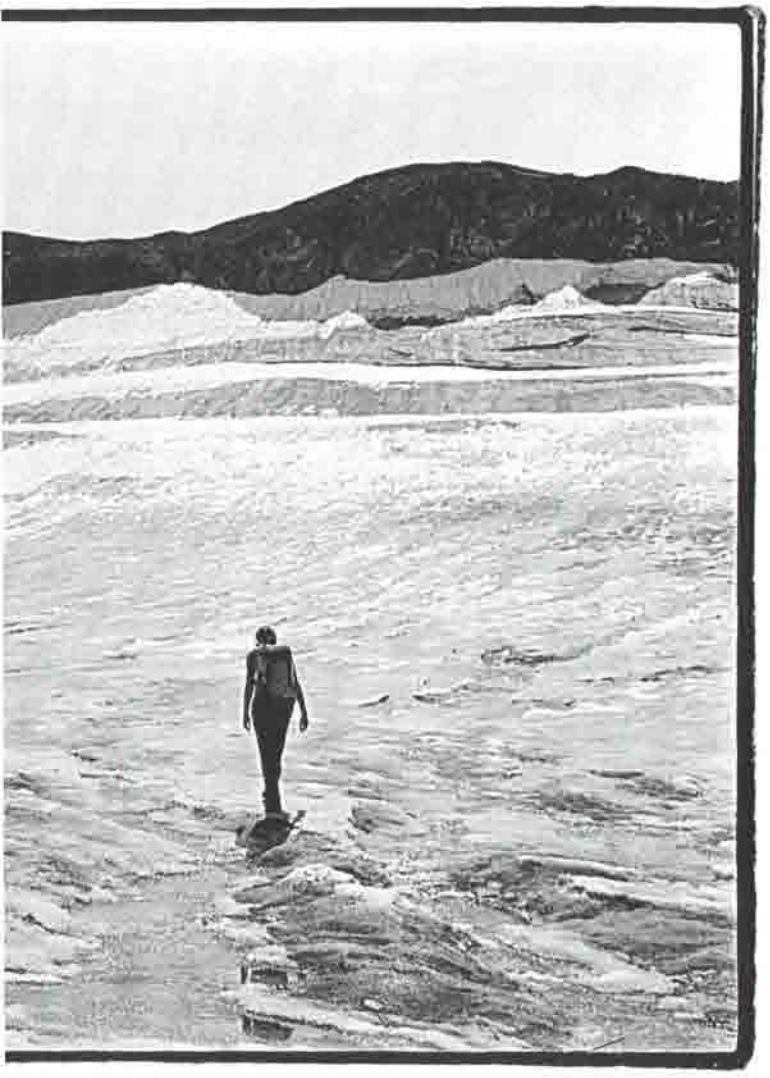
Der vernünftige Weg ist daher sicher jener der Mitte, einer, der das Abenteuer neuer Autoren bewußt sucht und auf der anderen Seite das rechtzeitige Erscheinen des Buches durch eine genügend hohe Zahl bewährter Schreiber sichert, ein Weg also, den die deutsche Redaktion seit den siebziger Jahren geht. „Mit hundert Jahren wieder jung geworden", habe ich damals als Titel über eine Rezension des von *Marianne* und *Elmar Landes* entwickelten und verwirklichten Jahrbuch-Konzeptes geschrieben, noch nicht wissend, daß auch ich mich einmal in diesem Konzept werde zurechtfinden müssen.

Wieweit das am diesjährigen Objekt gelungen ist, habe ja nicht ich zu beurteilen. Zweck dieser Zeilen ist es vielmehr, dem an einem Sammelband fast zwangsläufig haftenden Eindruck zu begegnen, zwischen diesen beiden Buchdeckeln sei eine Anhäufung von Zufällen beschlossen, vergleichbar dem Sammelsurium in einem Einkaufskorb. Was den Einkaufskorb angeht, so weiß die tüchtige Hausfrau, respektive – und das zu sagen, ist man gerade in diesem Buch verpflichtet – der züchtige Hausmann, daß der Eindruck der Zufälligkeit ja auch nur beim flüchtigen Beobachter entstehen kann: denn selbstverständlich hat man vorher einen Einkaufsplan gemacht – und manchmal hält man sich sogar daran. Buch-Beobachter, vor allem solche, die dann drüber schreiben, scheinen aber – mit in unserem Falle vielen und wohltuenden Ausnahmen – flüchtige Beobachter zu sein. Letztere lesen natürlich auch diesen Versuch einer Einführung in dieses Buch nicht, weshalb dies da auch als eine fast typisch beamtenhafte Alibi-Reaktion gesehen werden kann: Ich will hinterher sagen können, aber bitte, auf Seite 49ff. hab' ich's doch eh geschrieben.



Sei's drum: Jene Leser, die man sich fürs AV-Jahrbuch wünscht, haben ohnehin das Karten-Kapitel schon hinter sich und wissen daher, daß wir dort neben den Profis *Seibert* und *Donatsch* auch einen Neuen beschäftigt haben; mit den „Blumen, die sich im Bett des Windes vermählen" hat sich *Karlheinz Baumgartner* seine Liebe zum und seine Sorgen um das Tal des Lech in Tirol von der Seele geschrieben. Und so ähnlich geht es in der Folge weiter: Zu den eingehenden Untersuchungen von *Dagmar Wabnig* über den Frauenalpinismus und von *Tilman Steinert* und *Barbara Hauler* über das Thema „Bergerlebnis und Narzißmus" stellen sich die Erlebnisberichte von *Elisabeth Godai* und *Sandra Schernhuber* als zwei stilistisch ganz unterschiedliche Aussagen zum Thema, die eines eint: die Erlebnisfähigkeit für die kleinen Dinge am Rande. Es scheint überhaupt ein Kennzeichen der modernen Bergschreibe geworden zu sein, daß sich die Männer um die

„... daß sich Männer um die nüchternen Dinge des alpinen Alltages bekümmern, Frauen aber das Erlebnis und die Empfindung mitteilen ..."



nüchternen Dinge des alpinen Alltages bekümmern, die Frauen aber – man vergleiche den „Abschied" von *Gaby Funk* in diesem Buch auf Seite 211, oder *Claudia Diemar* mit ihrem „Kreuzgang" in BERG '92 oder *Joëlle Kirch* mit „La Calanque" in BERG '87 – das Erlebnis und die Empfindung mitteilen; deshalb schien es nötig, in diesem Kapitel auch Männer zu bringen, die sich diesem Trend entgegenstemmen: *Tobias Heymann*, dessen Solo-Tag in den Eiswänden von Bernina, Scerscen und Roseg zu einer Reise ins Innere wurde, und *Peter Donatsch* mit seiner Ätna-Geschichte voller Melancholie und Sehnsucht. Dazwischen aber steht *Herbert Hloch* mit seiner Geschichte über ungewöhnliche Skiabfahrten unter der Sonne um Mitternacht.

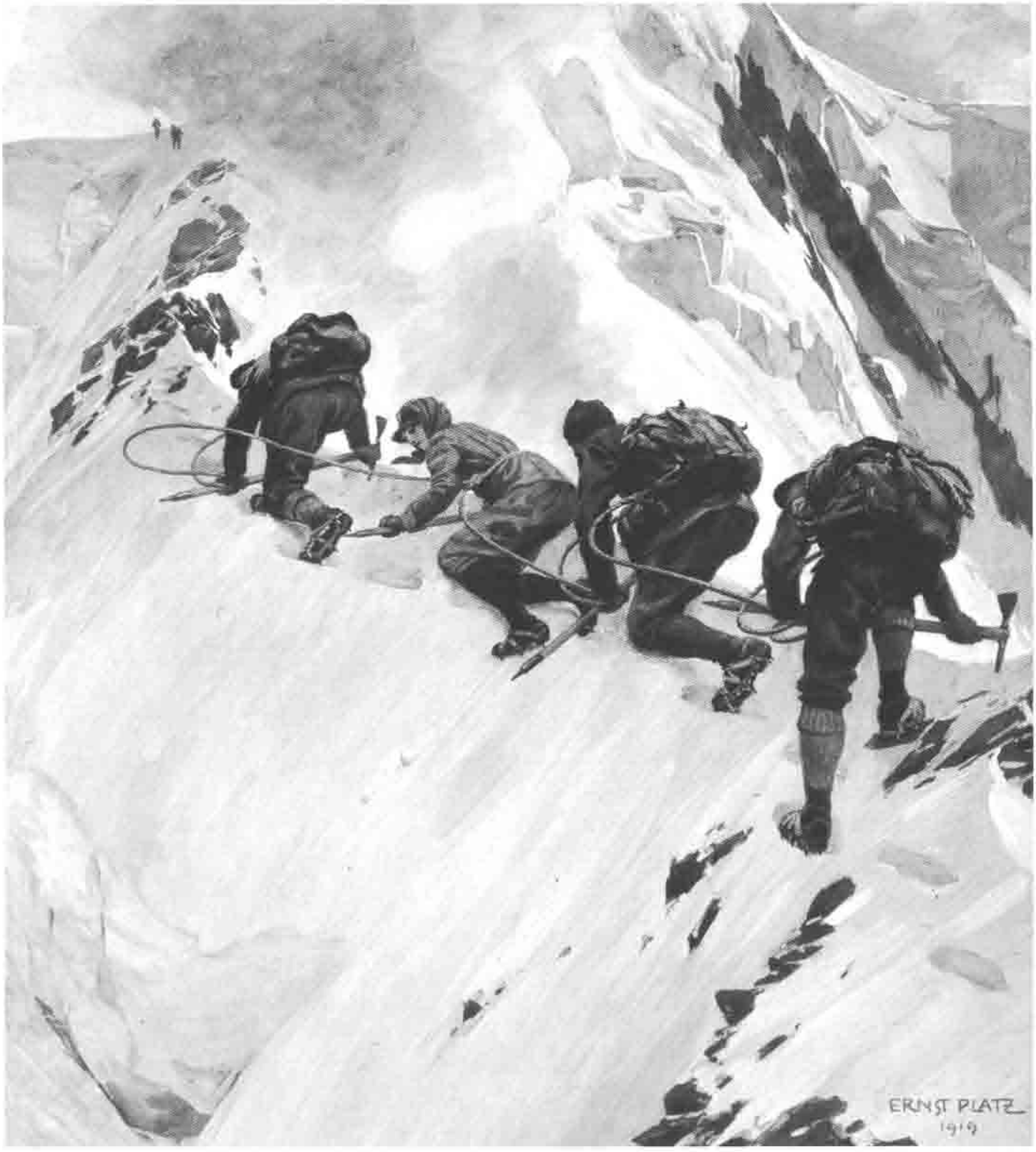
Das Kapitel „Ausland/Expeditionen" leitet *Ruth Steinmann* ein, die in den Bergen der Welt seit den frühen Siebzigern genauso zu Hause ist wie in ihrem alten „Schuelhüüsli" im schweizerischen Versam; wer es einmal unternimmt, das Expeditionsbergsteigen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu analysieren, wird an diesem Artikel genausowenig vorüberkommen wie an jenem von *Wolfgang Stefan* in BERG '92. Danach sehen Frauen die Welt, und sie sehen sie eben nicht durch die Lupe des „Erfolges", sondern durch die des Erlebnisses. Ein „Macho, der weinen kann", paßt dazu: *Walter Siebert* macht in seinem Wyoming-Beitrag das, womit man heute als Bergschreiber überhaupt kein Geld verdienen kann: Er verbirgt sorgfältig, wo er war. Der selige *Walter Pause*, würde er heute noch leben und all das miterleben an Wander-, Kletter-, Wildwasser-, Höhlen-, Wasserfall- und Trekking-Vorschlags-Schreiberei, er würde Siebert schätzen und verstehen. Weil aber, nach Goethe, manchem etwas bringen wird, wer vieles bringt, folgen auf das Wyoming-Geheimnis zwei konkrete Anweisungen: *Christian Dialer* war in Colorado unterwegs, von dem man aus Wildwest-Filmen ja weiß, daß man das dort zu Pferde tun muß; hier erfährt man, man kann auch mit Ski. *Reinhard Haessler* wiederum bereitet den vielbesuchten und beschriebenen Mount McKinley so auf, daß es wirklich schade wäre, diese profunde und bei entsprechender Danachachtung auch lebensrettende Information der Fachwelt vorzuenthalten. Im weiteren erleben wir an den Beiträgen von *Rudolf Malkmus* und *Nobert Hein*, daß ein als Sport geplanter Besuch des Hohen Altas unversehens ins Kulturelle rutscht, in das Erleben einer anderen Form des Menschseins auf dieser Erde. Wir widersprechen damit nicht dem „Epitaph für alpine Randfiguren" auf Seite 219, in dem *Helmuth Zebhauser* unser alpinkulturelles Selbstverständnis bzw. dessen Nicht-Vorhandensein rüffelt; wir sagen nur: es gibt eben auch Malkmusse und Heins unter uns. Und es gibt den *Walter Cosmus*! Ein Mensch im bürgerlichen Beruf, ein braver Steuerzahler – Kenner des Wienerliedes werden diesen Ausdruck nicht zu Unrecht mit dem kleinen Gewerbetreibenden assoziieren, dem der Dr. Lueger die Hand gedrückt hat –, erfüllt sich einmal im Leben den Traum von einem ganz hohen Berg. Wie macht er das. Was kommt dabei heraus. Man lese die Seite 173 und folgende. Die Chronik von *Dieter Elsner*, vermehrt um einige interessante Unternehmungen des abgelaufenen Jahres in den Bergen der Welt, schließt das Expeditions-Kapitel. Da sind sie wieder, die „high lights" – ein Zufall, daß das von Männern geschrieben wurde?

In dem folgenden Kapitel wird in gewohnter Weise Diskussionsstoff geliefert: *Walter Dorfmann* lebt am „Auspuff Europas", im Eisacktal, dem in Bergsteigerliedern vielbesungenen – aber die Lieder stammen ja auch aus einer anderen Zeit. *Horst Wirth* hingegen führt uns in ein noch nicht verlorenes Paradies, nicht unbedingt eines für Menschen, aber eines für Blumen, in die Mala Fatra, eines der eindrucksvollsten Naturschutzgebiete der Slowakei. Im Kapitel Kunst/Kultur/Geschichte dominiert diesmal eindeutig die letztere: Abgesehen von Gaby Funk und Helmuth Zebhauser, die wir weiter oben schon erwähnten, geht's um die Historie der Schutzhütten, einerseits der ganz hoch gelegenen, die – wie *Franz Grassler*

profunde nachweist – vorzugsweise von „Flachländern" erbaut worden sind, andrerseits um die Schutzhütte als Lebens- und Arbeitsstätte von Menschen, denen *Otto Braun* nachgeforscht hat, freilich nicht hoch droben im ewigen Eis sondern in der Gauermann-Romantik am Wiener Schneeberg und der Rax. Dann steht in diesem Kapitel noch eine Geschichte, bei der es ebenfalls um Historisches geht: die des Akademischen Alpenvereines München von *Fritz März*. Es kann zwar nicht Aufgabe des Jahrbuches sein, jedem Bergsteigerverein zum Hundertsten zu gratulieren. In diesem besonderen Fall glaubten wir eine Ausnahme machen zu sollen, wegen des Autors sowohl als auch wegen des AAVM. Und schließlich stehen hier zwei Artikel, die Gegensätzlicheres nicht zum Inhalt haben könnten, die eins nur sind in dem gründlichen Themen-Wissen der Autoren: *Peter Meier-Hüsing* schreibt über Aleister Crowley, den Irrationalsten und all den gerade in der Alpinistik nicht so seltenen Irrationalen; und *Johann Karl* berichtet über das, was Verstand und seriöse Arbeit heute wirklich zur Frage der Klimaveränderung in den Alpen liefern können; beides keine Beiträge fürs Geschwätz, das gerade über derlei Themen so beliebte; beides Beiträge für jene, die darüber etwas wissen wollen.

Am Ende ist dieses Buch vielleicht doch ein Liebesbrief geworden, einer an die Berge und die Frauen, keiner sicher von der üblichen Sorte; eher ein Versuch, Gefühle, Empfindungen mitzuteilen, die man leicht sagt unter vier Augen und schwer schreibt vor einem mehr-zehntausendäugigen Publikum. Jedenfalls ist dieses Buch das letzte AV-Jahrbuch, das ich mache; ich bin kein sehr beständiger Mensch und konsequent nur in meiner Inkonsequenz, und zehn Jahre an ein und das gleiche Projekt gewendet, sind für einen wie mich eine lange Zeit. Sie war schön, diese Zeit, sehr erleichtert durch das Interesse der Vereinsleitungen und die Hilfe meiner beiden Kollegen und Freunde in Deutschland, schön durch die Vielfalt der Menschen und Themen, mit denen sie mich in Berührung gebracht hat; und was die Fehler angeht, die ich dabei gemacht habe, so sind das nach Wilhelm Busch gehabte Schmerzen, und die hat man ja auch gern.

Eine Arbeit ist, sowohl für den, der sie macht, als auch für den, dem sie bestimmt ist, dann brauchbar, wenn man ihr die Freude anmerkt. Zum Sich-freuen-Können an einem schönen Erlebnis gehört, daß nie der graue Wurm des Hätt'-ich-doch daran nagt. „Non, je ne regrette rien", sang die Piaf, und auch ich habe nichts zu bereuen. Ich hoffe, man versteht, wie das gemeint ist, und ich hoffe, man merkt's.



Zu den folgenden nützlichen Ausführungen über die Frauenalpinistik eine redaktionelle Vorbemerkung, die den Ernst des Themas konterkarieren soll: Unter den 67 Mitgliedern der Sektion Wolfsberg, die 1989 hochalpine Touren ausgeführt haben, waren 20 Prozent Frauen. Auf diesem Bild von Ernst Platz aus dem Jahre 1912 waren's 25 Prozent, aber im Unterschied zu heute trugen sie keinen Rucksack. Aus: Christine Schemmann: Schätze & Geschichten aus dem alpinen Museum Innsbruck. Bergverlag Rudolf Rother. München 1987

Frauenalpinistik

Von Dagmar Wabnig

Frauenalpinistik? Gibt es überhaupt einen Grund, darüber einen eigenen Artikel zu schreiben? Gibt es überhaupt Unterschiede zur „Männeralpinistik"?
Nun, wenn man in den Bergen unterwegs ist, so trifft man viele Frauen und Mädchen auf grünen Matten und auf Wanderwegen. Je höher man sich jedoch hinaufwagt, je steiler die Wände werden und je dünner die Luft, umso dünner wird auch die Zahl der Geschlechtsgenossinnen, die man trifft.
Ist dies so, weil der Körper der Frau für diese extremeren Anforderungen von Gott nicht so geschaffen wurde? Ist dies vielleicht so, weil die Seele und der Geist der Frau an den Härten dieser Anforderungen zerbrechen? Oder gibt es vielleicht doch andere Gründe?
Diese Überlegungen standen am Beginn, als ich anfing, dieses Thema zu untersuchen; und am ehesten, so dachte ich, werden mir wohl die alpinen Vereine mitteilen können, wie es in Sachen Frauenalpinistik aussieht.
Aber die einzige Auskunft, die mir der Alpenverein geben konnte, war, daß 1991 bei einem Mitgliederstand von 136.777 Mitgliedern 81.077 Männer (59%), 54.909 Frauen (40%) und der Rest Institutionen sind. Aber eine Aufschlüsselung darüber, wie viele Mitglieder wandern, klettern, Skitouren gehen oder Hochalpinistik betreiben, war nicht zu bekommen. Lediglich soviel konnte in Erfahrung gebracht werden, daß es Hochalpinistikgruppen gäbe, die prinzipiell keine Frauen aufnehmen, daß jedoch Frauen in allen Sektionen willkommen sind.
Bei den Naturfreunden waren 1984, bei einem Mitgliederstand von 154.519, 55% Männer und 45% Frauen – ohne Aufschlüsselung der alpinistischen Tätigkeit.
So blieb mir nichts anderes übrig, als auf Grund des Tourenbuches der Sektion Wolfsberg, der ich angehöre, zu versuchen, Klarheit darüber zu erhalten.
1989 hatte die Sektion des ÖAV 601 Mitglieder, davon 412 Männer (69%) und 189 Frauen (31%).
Teilnahme an Vereinstouren:
Hochalpin: 67 Teilnehmer – 14 Frauen = 20%
Klettern: 80 Teilnehmer – 11 Frauen = 13%
Expedition/Trekking: 23 Teilnehmer – 5 Frauen = 21%
Skitouren leicht: 65 Teilnehmer – 13 Frauen = 20%;
mittel: 22 Teilnehmer – 2 Frauen = 9%;
schwer: 20 Teilnehmer – 2 Frauen = 10%

Beim Wandern konnte die Zahl nicht genau erfaßt werden, da es einige Großwanderveranstaltungen gab, mit mehreren hundert Teilnehmern. Es wurde daher die Teilnahme an Jugendwanderwochen untersucht, wobei sich folgendes ergab:
35 Teilnehmer – 14 Mädchen = 40%
Man sieht also, daß die harten Zahlen das bestätigen, was man in den Bergen sieht. Aber was ist die Ursache dieses Phänomens? Gibt es körperliche, psychische oder sozialpolitische Gründe?

Körperliche Unterschiede

Wie aus der Tabelle (s. Seite 60) ersichtlich ist, sind die Frauen im allgemeinen zarter gebaut, sie haben ein graziles Knochenskelett, das Herz ist kleiner als bei den Männern und die sich daraus ergebenden Parameter sind dies ebenfalls, wie Schlagvolumen und maximale Sauerstoffaufnahme.
Die Muskulatur und die Bänder sind jedoch dehnungsfähiger, wegen des höheren Wasser- und Fettgehaltes. Damit hängt auch die bessere Flexibilität und Koordinationsfähigkeit zusammen.
Die Temperaturregelung ist wegen der geringeren Anzahl von Schweißdrüsen schlechter, die Wärmeregulation, wegen des dickeren subkutanen Fettpolsters, jedoch besser.
Bei der Höhenverträglichkeit konnten keine Unterschiede festgestellt werden.
Interessant ist, daß die Frauen im Blut einen höheren Anteil von HDL-Lipoproteinen haben und der Triglyceridspiegel in der Muskulatur um 40% höher ist als bei Männern. Auch zeigen Ausdauersportlerinnen am Ende einer Belastung keine Abnahme des Blutzuckerspiegels. Daher kann man feststellen, daß gerade Frauen für Ausdauerbelastungen physiologisch bestens gerüstet sind.
Was den Einfluß der Hormonschwankung betrifft, die jede Frau im gebärfähigen Alter während einer Menstruationsperiode durchmacht, so ist festzustellen, daß in der ersten Phase, kurz nach der Regelblutung, der Körper besser für Dauerleistungen eingestellt ist, in der zweiten Phase, nach dem Eisprung, ist die Reaktionsfähigkeit besser, die Voraussetzung für Dauerleistungen jedoch schlechter.

Die Menstruation selbst hat keinen wesentlichen Einfluß auf die Leistungsfähigkeit, wenn es auch manchmal zu Schmerzen oder Unwohlsein kommt. Den Verlust von ca. 80 ml Blut verkraftet der Körper offensichtlich gut, wenn auch die Zahl der roten Blutkörperchen vorübergehend vermindert ist.
Im übrigen hat sich noch herausgestellt, daß auch jede körperliche Beanspruchung Auswirkung auf das Menstruationsverhalten hat, da es bei Ausdauerleistung zu verminderten Blutungen oder überhaupt zum Ausbleiben der Blutung kommt. Dies ist sicher mit der archaischen Tatsache zu erklären, daß bei Völkerwanderungen und anderen großen körperlichen Belastungen ein Kind nur sehr schwer ausgetragen werden konnte und schlechte Überlebensbedingungen hatte; daher hat sich die Natur selbst geholfen, indem sie die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft in weniger belastete Phasen des Lebens einer Frau verlegte.
Das Ausbleiben der Blutung wird jedoch im allgemeinen von den Bergsteigerinnen nicht als belastend gewertet. Das Menstruationsverhalten normalisiert sich nach der Rückkehr zur gewohnten Belastung wieder, wenn auch manchmal eine etwas verspätete Regelblutung auftritt.
Was Schwangerschaft und Bergsteigen betrifft, so wird von vielen Frauen berichtet, daß sie während einer Schwangerschaft ohne große Mühen und Probleme weiterhin in die Berge gegangen sind. Auch die Frühgeburtenneigung oder die Mißbildungsrate sind bei Bergvölkern nicht größer. Lediglich die Kinder sind etwas zarter und kleiner als bei Menschen, die in Niederungen leben.
Ob und inwiefern eine Schädigung der Frucht zu erwarten ist, wenn man in höhere Regionen mit niedrigem Sauerstoffgehalt aufsteigt, ist noch nicht ausreichend untersucht, jedoch sollte man, nach einer Empfehlung der medizinischen Kommission der UIAA, Höhen über 2500 m eher nicht aufsuchen.
Insgesamt betrachtet wirkt sich jedoch ein körperliches Training sehr gut auf die Schwangerschaft aus, da bei einem guten körperlichen Trainingszustand eine bessere Streßregulation gegeben ist und damit auch eine günstigere Blutdruckregelung.
Am Ende der Schwangerschaft sollte jedoch besser mehr Schwangerschaftsgymnastik, zur Vorbereitung auf die Geburt, betrieben werden, natürlich nur bei normal verlaufenden Schwangerschaften; eine extreme sportliche Beanspruchung ist in dieser Phase sicher nicht günstig.
Ein ungelöstes Problem ist freilich noch die Frage der Antibabypille im Zusammenhang mit Bergsteigen. Rein theoretisch ist es so, daß es durch die Pilleneinnahme zu einer Änderung in der Blutgerinnungsbereitschaft im Sinne einer höheren Thromboseneigung kommt. Dies war insbesondere in früheren Jahren, als die Pille noch wesentlich höhere Hormongehalte aufwies, der Fall. Außerdem kommt es in größeren Höhen zu Veränderungen im Blut, die eine höhere Thrombosegefahr mit sich bringen. Diese Thrombosegefahr ist weiters verstärkt durch körperliche Anstrengung, Kälte, Inaktivität (z. B. Warten im Hochlager) und andere Faktoren, wie Rauchen. Somit raten viele Ärzte von der Pilleneinnahme bei Höhenbergfahrten ab, obwohl meines Wissens bis jetzt noch kein Fall einer Thrombose oder Embolie bei einer Frau mit Pilleneinnahme bei einer Höhenbergfahrt passiert ist.
Insgesamt betrachtet kann man daher feststellen, daß die Natur die Frauen mit ausgezeichneten Voraussetzungen für Dauerbelastungen ausgestattet hat und die Hormonschwankungen während eines Menstruationszyklus keinen gravierenden Einfluß haben.

Physische Geschlechtsunterschiede

Körpergröße (der Frau)	93% (des Mannes)
Gewicht	80%
Brustumfang	90%
Beinlänge	94%
Armlänge	93%
Sitzhöhe	95%
Muskelmasse ab	60%
Fettanteil	140%
Muskel/Fett	65%
Herzgewicht	80%
Herzvolumen	74%
Schlagvolumen	68%
Herzvolumen/kg	89%
Vitalkapazität	85%
Max. Ventilation	80%
Max. O_2-Aufnahme	70%
Max. O_2-Aufnahme/kg	83%
Fettfreie Körpermasse	97%

Arme und Beine sind bei der Frau in einer Valgusstellung
Muskulatur hat höheren Wasser- und Fettanteil
Muskeln und Bänder sind elastischer und dehnbarer
Knochenbau ist graziler
Haut ist dünner und hat einen stärkeren subkutanen Fettkörper, Pigmentgehalt ist geringer
Weniger ekkrine Schweißdrüsen, Schweißproduktion erst bei um 2–3° höherer Temperatur
Hämoglobin und Erythrocytengehalt niedriger
Mitochondrienvolumendichte um 20% kleiner
Oberflächendichte der Mitochondrienmembran um 15% kleiner
Mitochondrien-Myofibrillen-Volumenverhältnis um 20% niedriger
Mehr Fetttröpfchen in der Zelle (um 20%)
Triglyceridgehalt in der Zelle um 40% höher
Höhere Konzentration der HDL-Lipoproteine
Vermehrte Nutzung der Lipide bei Langzeitausdauer
Keine Abnahme der Blutglucose am Ende einer Belastungsphase
Sauerstoffaufnahme/Herzminutenvolumen 3 ml/min VO_2 pro 1 ml
HV = gleich wie beim Mann
Max. O_2-Aufnahme/kg fettfreies KG = gleich
Höhentauglichkeit gleich
Max. Grundschnelligkeit um 5–15% geringer
Maximalkraft 64%
Sprintkraft 87%

Zyklusbedingte Hormonschwankungen
Schwangerschaft

Psychische Geschlechtsunterschiede

Feinmotorik bei Frauen besser
Männer sind bei einfachen Reaktionen schneller — Frauen bei Wahlreaktionen
Allgemeine Intelligenz — Mädchen in Kindheit besser, stärkere Streuung bei Männern
Räumliche Vorstellung in Europa bei Männern besser
Problemlösung — die Frauen besser, die sich eher „männlich einstuften"
Aggressivität geringer, aggressivere Mädchen eher intelligenter
Ängstlichkeit größer bei Frauen, wobei Östrogene angstreduzierend wirken
Leistungsmotivation geringer
Anspruchsniveau geringer
Neugierde geringer
Risikobereitschaft geringer
Neigen dazu, Erfolg mit Zufall und Mißerfolg mit Begabungsmangel zu erklären
Merken sich üble Erfahrungen länger und verallgemeinern diese stärker
Leistungswille, Siegeswille und Durchsetzungsvermögen geringer

Psychologische Unterschiede

Sind vielleicht seelische oder geistige Unterschiede zwischen Männern und Frauen die Ursache für eine Unterpräsentanz von Frauen bei „härteren" Alpinsportarten?
Nun, wie aus der Tabelle ersichtlich, „denken" Frauen etwas anders als Männer. Ob dies überhaupt einen Einfluß auf eine alpinistische Leistung hat, ist fraglich.
Interessant ist, daß Mädchen, wie Untersuchungen gezeigt haben, weniger aggressiv und eher ängstlicher sind: So haben Leistungssportlerinnen eine geringere Leistungsmotivation, ein geringeres Anspruchsniveau und eine geringere Risikobereitschaft als Burschen. Außerdem neigen sie dazu, Mißerfolg mit Begabungsmangel und Erfolg mit Zufall gleichzusetzen. Dies ist bei Burschen umgekehrt. Ein Ausspruch von *Irene Epple* illustriert dies sehr gut: „Mir hat oft der Mut gefehlt, so gut zu sein, wie ich bin."
Sicher ist jedoch, daß Frauen sich besser an langandauernde Belastungen anpassen, wie das Beispiel der Fließbandarbeiterinnen zeigt, und oft in Extremsituationen besonnener und ruhiger reagieren.

Alpinistisches Anforderungsprofil

Untersucht man nun die körperlichen und psycho-mentalen Voraussetzungen für die einzelnen Alpinsportarten, so ergibt sich folgendes Bild: Beim Höhenbergsteigen sind Höhenverträglichkeit, Ausdauerleistung und die mentale Einstellung, bei unwirtlichen Verhältnissen Hochleistungen zu erbringen, erforderlich. Hiefür ist der Ausdruck „sich quälen können" geprägt worden. Frauen sind in diesem Bereich gerade auf dem Gebiet der Ausdauerleistung gut gerüstet und stehen auch im mentalen Bereich dem Manne nicht nach. Den Beweis dafür haben einzelne Höhenbergsteigerinnen, wie Wanda Rutkiewicz oder die Erstbesteigerin des Mount Everest, Junko Tabei, eine zarte kleine Frau, erbracht.
Was das Klettern und Extremklettern betrifft, so sind hiefür besonders Kraft und Kraftausdauer erforderlich, außerdem Geschicklichkeit, Konzentration und mentale Einstellung. Sicher sind die Männer im Bereich Kraft und Kraftausdauer den Frauen in vergleichbaren Fällen überlegen, aber gerade das Beispiel von Lynn Hill, einer der weltbesten Kletterinnen — die nur 155 cm groß und zart ist —, zeigt, daß die körperliche Kraft offensichtlich kein leistungslimitierender Faktor ist. Zum Klettern sind ja noch Geschicklichkeit, Konzentration und mentale Einstellung erforderlich, und gerade im Bereich Flexibilität, Feinmotorik und Geschicklichkeit sind die Frauen den Männern überlegen.
Was sind nun die Ursachen, daß so wenig Frauen extremere Alpinsportarten betreiben? Wie aus dem Schema in Anlehnung an Berghold hervorgeht, sind für das Erbringen einer alpinistischen Leistung verschiedene körperliche und technische Voraussetzungen notwendig. Aber es spielen auch andere Faktoren bei der Erbringung einer Leistung eine Rolle: Anerkennung, Familie, Freundeskreis, Akzeptanz in der Gesellschaft.
Um nun festzustellen, ob und inwieweit sozialpolitische Faktoren eine Rolle spielen, wollen wir einen Blick zurück in die Geschichte des Frauenalpinismus werfen.

Geschichte der Frauenalpinistik

Im Mittelalter glaubten die Menschen, die Berge seien bevölkert von Geistern und Dämonen, und so wurde ein Mädchen aus Davos auf dem Scheiterhaufen verbrannt, als es das Tinzenhorn bestieg, weil man glaubte, es sei eine Hexe. Nicht minder makaber sind andere historische Belege für die Frauenalpinistik. So ist von den Inkas bekannt, daß sie in über 6000 m Höhe Jungfrauen zu Ehren der Götter opferten; kaum anzunehmen, daß die Inkamädchen dabei hinaufgetragen worden sind.
1552 erstiegen Katharina Botsch und Regina von Brandis die Laugenspitze in Südtirol; das war also die erste „Damenseilschaft", während am 14. Juli 1809 Marie Paradis den Gipfel des Montblanc bestieg, wobei sie zu dieser Bergtour von Burschen aus Chamonix überredet worden ist, die meinten, daß sie eine Menge Geld auf Jahrmärkten verdienen werde, weil alle Leute sie bestaunen würden. Aus eigenem Antrieb erstieg diesen Berg 1838 Henriette d'Angeville, die bei der Besteigung furchtbar an Höhenkrankheit gelitten und verfügt hat, daß, wenn sie sterben müsse, bevor sie den Gipfel erreicht habe, man ihre Leiche auf den Gipfel trage und dort ruhen lasse.

„Erst nach dem Zweiten Weltkrieg war das Mädchenturnen in Preußen obligatorisch." Unsere Autorin auf dem Gipfel des Kilimandscharo

Im 19. Jahrhundert nahmen auch Frauen zunehmend an Bergtouren teil, wobei allerdings die gesellschaftlichen Grenzen noch sehr eng waren. So wird berichtet, daß bei einer Bergtour im Glocknergebiet, 1856, Kaiserin Elisabeth an der Gletschergrenze zurückbleiben mußte, da es sich für eine Frau nicht gezieme, so weit vorzudringen wie ein Mann. Trotz ungünstiger Voraussetzungen, man bedenke nur die Mode – die Frauen trugen damals ja noch die Reifröcke –, gelang es der Britin Lucie Walker 1871, das Matterhorn zu besteigen.
Die gesellschaftliche Einstellung der damaligen Zeit war dem Frauenalpinismus sicher nicht förderlich. Die Frau wurde auf ihre Rolle als Gebärende beschränkt, und alles hatte sich diesem Lebenszweck unterzuordnen, zumindest bei den Frauen der bürgerlichen Schicht, die aus der Arbeiterklasse mußten ja 10 bis 14 Stunden täglich arbeiten.
Es gab auch noch keinen Turnunterricht für Mädchen, und die Frauen waren nicht zum Medizinstudium zugelassen. Daher gab es nur die Meinung der männlichen Kollegen, wobei eine, zur Illustration über den weiblichen Geschlechtscharakter (Passivität, Emotionalität), folgendermaßen lautet: „Das zweite Moment, nach welchem in dem Weibe das innerliche Leben, Bilden und Erhalten, in dem Manne dagegen das Schaffen und Wirken im Äußeren vorwaltet, ist schon darin angedeutet, daß die Eierstöcke im Innern des Beckens liegen, die Hoden hingegen außerhalb der Rumpfhöhle liegen."
Noch 1890 vertrat Gerson die Meinung, daß „heftige Leibeserschütterungen eine Verlagerung und Lockerung der Gebärmutter, Vorfall und Blutungen und als Folge Sterilität (bewirken), also den eigentlichen Lebenszweck der Frau, das Gebären kräftiger Nachkommenschaft, vereiteln."
Und 1922 meinte Krieg: „Wir müssen damit rechnen, daß die eingehendere körperliche Betätigung ... die Frau vermännliche. Das notwendige weibliche Gefühlswesen wird abgestumpft und hart, der Sinn für all die kleinen, manchmal unbedeutend erscheinenden Verrichtungen des Haushalts geht verloren ... Eine Frau mit gestörtem Geschlechtscharakter kann keine rein geschlechtlichen Kinder zeugen."

Aber es gab auch schon andere Meinungen, nachdem die Frauen 1900 zum Medizinstudium zugelassen wurden. So meinte Frau Dr. Profe: „Es gibt keinen weiblich gebauten Muskel, es gibt kein andersgeartetes Blut, keine weibliche Atmung. So wenig Frauen anders essen, so wenig brauchen sie zu ihrer Kräftigung eine andere Art von Leibeserziehung."
Von anderen, auch männlichen Medizinern wurde diese Meinung unterstützt, und da es um die Gesundheit der Mädchen schlecht bestellt war, es herrschten Tuberkulose und Rückgratverkrümmung, wurde das Mädchenturnen eingeführt, und Schritt für Schritt erkämpften sich die Frauen in der Körperertüchtigung die gleichen Möglichkeiten wie die Burschen, gegen Widerstände von Kirche und Gesellschaft. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg war das Mädchenturnen in Preußen obligatorisch.
Bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgten die Gründungen von *alpinen Vereinen*. So ist 1856 der erste Alpinklub in England gegründet worden, der bis 1975 Frauen die Aufnahme verwehrte. Aber die Frauen griffen zur Selbsthilfe und gründeten 1907 den Ladie's Alpine Club.
Ähnlich war es in der Schweiz. 1863 wurde der Schweizer Alpenclub gegründet, der bis 1978 keine Frauen aufnahm. Diese haben 1918 einen eigenen Klub gegründet.
Auch in Österreich ist noch 1901 einer Frau die Aufnahme in die Akademische Sektion Graz des Österreichischen Alpenvereines verwehrt worden, und noch heute gibt es, laut Auskunft der Zentralverwaltung in Innsbruck, Hochalpinsektionen, die Frauen die Aufnahme verweigern. Bei den Naturfreunden konnten Frauen seit der Gründung im Jahre 1895 Mitglieder werden.

Durch die zunehmende soziale und gesellschaftspolitische Besserstellung, aber auch durch den Ausbau von Verkehrswegen, Seilbahnen und Hütten konnten immer mehr Frauen in die Berge gehen. Bekannt ist, daß Cenzi von Ficker-Sild an der Besteigung der Uschba teilnahm und diesen Berg auch von einem kaukasischen Fürsten geschenkt bekam. Bekannt sind auch Jeanne Immink, Paula Wiesinger und Fanny Bullock-Workman, die lange den Damenhöhenrekord hielt. Zwischen den beiden Weltkriegen hielt Hetty Dyrhenfurt den Damenhöhenrekord und organisierte auch zwei Expeditionen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Claude Kogan eine der führenden Bergsteigerinnen, die auch die erste rein weibliche Himalayaexpedition organisierte.
Der Mount Everest wurde am 16. Mai 1975 von Junko Tabei erstmalig bezwungen, kurz danach von der Tibeterin Phantog am 27. Mai 1975. Als erste Europäerin erstieg ihn am 16. Oktober 1978 Wanda Rutkiewicz.
Aber auch auf dem Gebiet des Kletterns und Extremkletterns haben Frauen ihren Weg gemacht. Stellvertretend für viele andere sollen Lynn Hill, Corinne Labrune und Isabelle Patissier erwähnt werden, die alle Routen im Schwierigkeitsgrad ab 8 kletterten.
Erst kürzlich ist Catherine Destivelle die erste Solodurchsteigung der Eiger-Nordwand im Winter gelungen.

„Was in einem Staat in Ansehen steht, wird dort gezüchtet." Die beiden Töchter der Autorin am Großvenediger

Zusammenfassung und Ausblick

Wie oben dargestellt, spielen weniger körperliche Ursachen eine Rolle, daß Frauen in den sogenannten „härteren Alpinsportarten" unterrepräsentiert sind. Vielmehr dürfte die Ursache im psychisch-mentalen Bereich – das zu geringe Einschätzen der eigenen Leistung, aber auch eine gewisse Ängstlichkeit – zu suchen sein sowie in der Erwartungshaltung der Gesellschaft. So wird von Leistungssportlerinnen berichtet, die in einem ständigen Rollenzwiespalt zwischen erfolgreicher Sportlerin und „weiblicher" Frau waren. Schon Platon sagte: „Was in einem Staat in Ansehen steht, wird dort gezüchtet", und offenbar ist das bei den härteren Alpinsportarten für Frauen noch nicht so sehr der Fall, obwohl das Rollenverständnis der Frauen in den letzten Jahren gewaltige Veränderungen durchgemacht hat.

Es wird mit eine Aufgabe der Alpinmedizin sein, die Frauen auf ihrem Weg in die Berge zu unterstützen, durch die Lösung von noch ungeklärten Problemen, wie Pille und Höhe, Schwangerschaft und Bergsteigen; denn Frauen sollen auch in der Alpinistik die gleichen Chancen wie die Männer haben.

Am Schluß dieser Arbeit sollen daher die Worte des Daulaghiribezwingers Max Eiselin stehen, der sagte: „Für mich gibt es nur ein Bergsteigen ... weder Frauen- noch Männerbergsteigen, sondern nur ein Bergsteigen, das Frauen wie Männern ungefähr die gleichen Chancen gibt."

Fotos: Dagmar Wabnig

Literatur

Alpinmedizin

Berghold, Bergmedizin heute
Biener, Alpinismus
Heath & Williams, High-Altitude Medicine and Pathology

Sportmedizin

Medau, Coburg, Nowacki, Frau und Sport III
Prokop, Frauensportmedizin
Pschyrembel, Praktische Gynäkologie

Psychologie

Merz, Geschlechtsunterschiede und ihre Entwicklung
Zimbardo, Psychologie

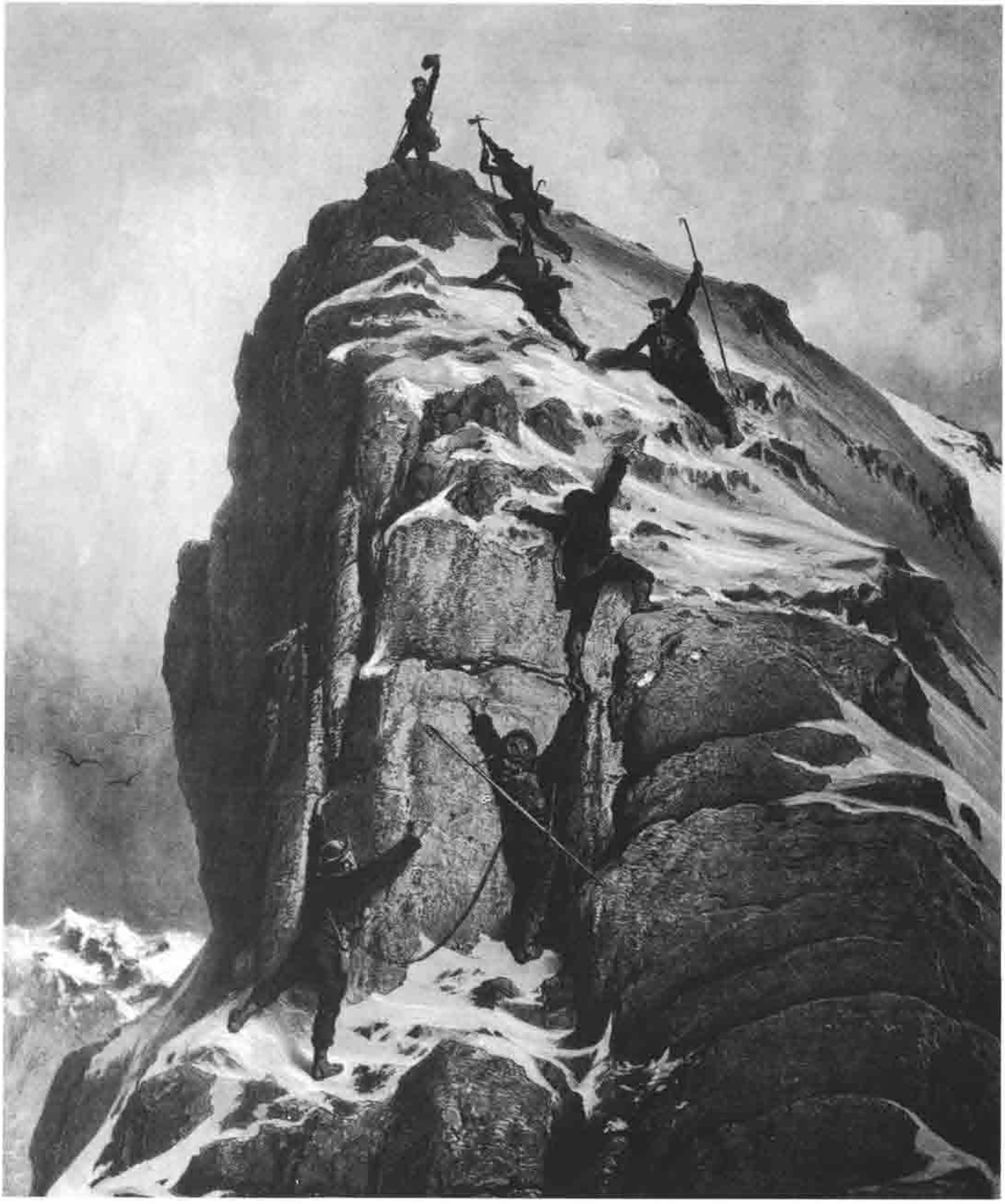
Geschichte

Demel, Frau im Alpinismus (Hausarbeit, Universität Graz)
Messner, Everest
Perfal, Kleine Chronik des Alpinismus
Posch, Zwischen der Horizontalen und Vertikalen (Dissertation Universität Innsbruck)
Reznicek F. v., Von der Krinoline bis zum sechsten Grad
Schemman, Schätze und Geschichten aus dem Alpinen Museum Innsbruck

ÖAV-Mitteilungen 5/90, 3/91
Rotpunkt-Hefte 3/90, 2/91, 3/92

Blutgerinnung

Literatur bei der Verfasserin



„Eine ideale Spielwiese für den ‚gesunden' Narzißmus." Whympers Matterhorn-Sieg aus der Sicht eines Zeitgenossen, des französischen Illustrators Gustave Doré. Aus: Christine Schemmann: Schätze & Geschichten aus dem alpinen Museum Innsbruck. Bergverlag Rudolf Rother. München 1987

Denkmäler der eigenen Leistung

Bergerlebnis und Narzißmus

Von Tilman Steinert und Barbara Hauler

Der Begriff Narzißmus ist in Mode gekommen. Leben wir im „Zeitalter des Narzißmus", wie Christopher Lash es Ende der 70er Jahre für die USA formulierte, oder wird hier ein metapsychologisches Konzept in unangemessener Weise zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene herangezogen? Und welcher Zusammenhang sollte gar mit dem Bergsport bestehen?
Um diese Fragen zu klären, muß zunächst der Begriff Narzißmus erläutert werden. Seit seiner Einführung im Jahre 1914 durch Sigmund Freud sind in der psychoanalytischen Literatur unterschiedliche Narzißmus-Theorien entwickelt worden, von denen jedoch nur die für unsere Thematik bedeutsamen gestreift werden sollen.
Im Mythos von Narzissos und der Nymphe Echo wird geschildert, wie sich der Jüngling Narzissos von Frauen und Männern, die sich in ihn verliebt haben, zurückzieht, sie entwertet und sich im Betrachten seines Spiegelbildes im Wasser seiner eigenen Person in ihrer Schönheit zuwendet. Beschrieben werden hier die Züge eines Menschen, der sich um den Preis der Einsamkeit die Illusion von Grandiosität und Unabhängigkeit sichern will. Als narzißtisch bezeichnet man dabei einen Schutz- und Abwehrvorgang, der durch eine Bewegung von den Bezugspersonen weg zum eigenen Selbst hin charakterisiert ist.
Daneben dient Narzißmus jedoch auch der Regulation des Selbstwertgefühls. Er befähigt zu Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstliebe einerseits wie auch zu Wertvorstellungen und schöpferischen Leistungen andererseits und vermittelt damit Gefühle von innerer Sicherheit und Identität. Ohne ein einigermaßen stabiles Selbstwertgefühl würden wir uns unsicher, leer, minderwertig und übermäßig abhängig von der Bestätigung durch andere fühlen.

Narzißmus in der normalen Entwicklung der Persönlichkeit

Ursprünglich wurde von Freud mit dem Begriff des primären Narzißmus ein früher Zustand bezeichnet, in dem das neugeborene Kind nur sich selbst liebt, ohne seine Bezugspersonen als von ihm abgegrenzte „äußere Objekte" wahrzunehmen, einen Zustand also, der an das vorgeburtliche Leben erinnert. Neuere Forschungen, insbesondere der sogenannte „Baby Watchers", konnten hingegen belegen, daß bereits das Neugeborene gezielten Kontakt mit der Mutter aufnimmt, und daß sich diese erste Beziehung in einem regen Austausch von gefühlsbegleiteten Äußerungen unter aktiver Mitgestaltung durch den Säugling entfaltet. Der bekannte Psychoanalytiker Balint nannte dies den Zustand der „primären Liebe", in dem der Säugling in einer befriedigenden, harmonischen Verschränkung mit seiner Umwelt lebt, in der er sich einem ganz diffusen Objekt elementarer Art verbunden fühlt.
Ein Beispiel soll dieses Erleben beleuchten. Wir atmen kontinuierlich ein und aus, ohne der Luft besondere Aufmerksamkeit zu schenken oder uns Gedanken darüber zu machen, wo die Grenze zwischen Luft und uns verläuft. Erst eine Unterbrechung der Atmung läßt uns erschreckend wahrnehmen, in welch natürlicher Einheit wir mit der Luft verbunden sind. Eine ähnlich elementare, in ihrer Funktionen kaum bewußt werdende Einheit kennzeichnet auch die frühe Beziehung zwischen Kind und Mutter.
Wir alle tragen wohl die Sehnsucht nach dem Gefühl der „unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt" in uns, das Freud „ozeanisch" bezeichnete und das einen narzißtischen Zustand des Wohlbehagens und der Harmonie charakterisiert.

Der Verlust des Paradieses

Die gesunde Entwicklung ist jedoch dadurch gekennzeichnet, daß das Kind über die befriedigenden wie auch die frustrierenden Erfahrungen mit seinen Bezugspersonen zum einen lernt, zwischen sich selbst und den anderen zu unterscheiden und sie als von ihm unabhängige Wesen mit eigenen Interessen zu lieben, und daß es zum anderen durch den Erwerb eigener Fertigkeiten – Wahrnehmung, Gedächtnis, Erkennungsvermögen, Realitätsprüfung, motorische Fähigkeiten und anderes mehr – zunehmend selbständig wird. Dabei ist von Bedeutung, daß sich das Kind bei der schrittweisen Ablösung und Erforschung der Welt weiterhin von seiner Mutter und anderen wichtigen Bezugspersonen gehalten fühlt und bei ihnen emotional auftanken kann.
Diese Entwicklung ist jedoch in erheblichem Maße störanfällig.

Das Kind muß früher oder später die Erfahrung verarbeiten, daß die Mutter und die anderen wichtigen Beziehungspersonen nicht beliebig kontrollierbar sind und nicht immer nur auf seine Bedürfnisse eingehen. Solche Frustrationen sind für den Prozeß der seelischen Reifung nicht schädlich, sondern sogar unabdingbar notwendig. Phantasien von vollkommener Harmonie, Sicherheit und Allmacht müssen dabei allerdings zunehmend aufgegeben werden.
Es gibt nun idealtypisch zwei Formen für das Individuum, auf diese Enttäuschung zu reagieren (nach M. Balint). Die eine besteht darin, sich an die wichtigen Personen zu klammern in der Phantasie, diese seien verläßlich und stünden immer dann zur Verfügung, wenn man sie bräuchte. Da die reale Erfahrung jedoch gegen diese Vorstellung spricht, müssen diese Personen um jeden Preis festgehalten werden. Der „Oknophile", wie Balint diesen Typus nennt, flüchtet sich in ein magisches Sicherheitsdenken, um seine Angst vor dem Verlassenwerden zu kontrollieren. Dafür verzichtet er partiell auf den Erwerb von persönlichen Fertigkeiten. Er gerät dadurch jedoch in eine ohnmächtige Abhängigkeit von den ihm wichtigen Menschen.
Die andere Form besteht darin, in einem solchen Ausmaß persönliche Geschicklichkeit zu entwickeln, daß man unabhängig wird von den gefährlichen, weil unzuverlässigen Objekten. Der „Philobat" versucht, mit Hilfe eigener Fähigkeiten einen „primärnarzißtischen" Zustand der Harmonie mit den „freundlichen Weiten" einer Welt weitgehend ohne menschliche Objekte wiederherzustellen. Ausgestattet mit seinen Fertigkeiten, kann er sich in dieser Welt sicher und geborgen fühlen. Begegnungen mit Menschen werden als störend oder gar als Bedrohung erlebt.
Beide Entwicklungen sind in ihrer Extremform problematisch. Das Anklammerungsverhalten und die Abhängigkeit des wenig selbstsicheren „Oknophilen" überfordern den Partner, der sich zunehmend eingeengt fühlen und möglicherweise mit Rückzug oder Trennung reagieren wird. „Philobaten" hingegen meiden engere Beziehungen eher aus Angst, zu abhängig zu werden, und vertrauen lieber auf ihre persönlichen Stärken.
Während für den „Oknophilen" die Welt umso unsicherer wird, je mehr er andere festzuhalten versucht, erfüllt den „Philobaten" ein narzißtisches Hochgefühl, wenn er ohne die Unterstützung durch andere bzw. nur unter ihrer Funktionalisierung als „Basislager" schwierige und gefährliche Situationen eigenständig bewältigt. Er entfernt sich willentlich aus den sicheren Bereichen und setzt sich „thrills", äußeren Gefahren, aus, um seine Zweifel an der Verläßlichkeit seiner Fertigkeiten zu beruhigen und den bedeutsamen anderen zu beweisen, daß er von ihnen unabhängig ist. Sein Sicherheitsgefühl gründet sich darauf, sich mit einem strukturlosen, elementaren Objekt, den „freundlichen Weiten", harmonisch verbunden zu fühlen, wie es auch in den Urträumen des Menschen, fliegen zu können, zum Ausdruck kommt.
Dies ist nun wiederum ein narzißtischer Abwehrvorgang, mit dem das Angewiesensein auf andere Menschen verleugnet und gleichzeitig Verschmelzungswünsche befriedigt werden können, indem ein primärnarzißtischer Zustand voller Harmonie und Allmacht wiederhergestellt wird, wie wenn die Welt oder die Luft eine Art liebender Mutter seien, die ihr Kind sicher in den Armen hält.

Gesunder und krankhafter Narzißmus

Wir alle haben dieses narzißtische Hochgefühl erlebt, als wir als kleine Kinder laufen lernten. Mit dem Gehen in aufrechter Haltung beginnt ein „Liebesverhältnis mit der Welt". Das Kind erscheint gleichsam berauscht von seiner Größe und Allmacht. Diese euphorische Stimmung hängt zum einen mit seiner rasch wachsenden Bewegungsfreiheit wie auch der Realitätserkundung und -prüfung zusammen, zum anderen mit der übermütigen, probeweisen Flucht aus der innigen Verbindung mit der Mutter duch aktive Handhabung von Nähe und Distanz. Wichtig ist nun, daß die Eltern ihr Kind in dieser Phase vertrauensvoll ermutigen, flügge zu werden und damit etwas von seiner phantasierten Allmacht für die Freude an seiner Eigenständigkeit und seinem sich entwickelnden Selbstwertgefühl einzutauschen.
Denn diese kindlichen Omnipotenzgefühle müssen nun in einem langwierigen, die gesamte weitere Kindheit begleitenden Prozeß zu einer realitätsbezogenen Gestaltung des Selbstbildes umgeformt werden. Die gesunde narzißtische Entwicklung manifestiert sich in einer gelungenen Identitätsfindung und einem ausreichend stabilen Selbstwertgefühl. Dieser gesunde (sekundäre) Narzißmus ist also ein wesentlicher Bestandteil unseres Selbst. Parallel dazu entwickelt sich jedoch auch das reife menschliche soziale Verhalten, das Voraussetzung ist für befriedigende Beziehungen zu anderen Menschen. Wir alle kennen wohl beide Seiten — die „oknophilen" Wünsche, uns von geliebten Menschen gehalten zu fühlen, wie auch die „philobatischen" Tendenzen, selbständig schwierige Situationen zu meistern. Denn dieser Konflikt zwischen Autonomie und Abhängigkeit ist ein ganz (normaler) allgemein menschlicher Konflikt. Ausgestattet mit einem gesunden Narzißmus können wir immer wieder ein neues Gleichgewicht zwischen diesen beiden Polen schaffen.
Krankhafter Narzißmus äußert sich hingegen in einer Störung des Selbstwertgefühls wie auch in spezifischen Störungen in der Beziehung zu anderen Menschen. Hauptkennzeichen narzißtischer Persönlichkeiten ist der Gegensatz von ausgeprägten Größenphantasien einerseits und einem maßlosen Bedürfnis andererseits, von anderen bewundert zu werden. Diese Menschen wirken auch in Beziehungen selbstbezogen und können sich schlecht in andere einfühlen. Vom anderen Menschen werden nur die Aspekte wahrgenommen, die den eigenen Interessen dienlich sind und die für die Stabilisierung des eigenen Selbstwertgefühls benutzt werden können. Sie sind (in der psychoanalytischen Fachsprache) sogenannte „Selbst-Objekte". Mitmenschliche Beziehungen werden instrumentalisiert, um Selbstbestätigung zu erfahren, und wer-

den entwertet, sobald von ihnen nichts mehr zu erwarten ist. Bleiben Zuwendung und Bewunderung aus, leiden narzißtisch gestörte Menschen an quälenden Gefühlen innerer Leere, Rastlosigkeit, Langeweile und Unzufriedenheit.
Wir leben in einer Gesellschaft, die dadurch geprägt ist, daß die Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen herausgelöst sind und traditionelle Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen und leitende Normen verloren haben. Diese Freisetzung in Richtung zunehmender Individualität bedeutet Freiheit und Gefährdung zugleich. Denn wir dürfen und müssen unsere Identität im Verlauf des langwierigen und umwegreichen Prozesses des Erwachsenwerdens individuell entwerfen und gestalten. In diesem Sinne leben wir eher in einer durch Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile gekennzeichneten Gesellschaft als in einem Zeitalter des Narzißmus.

Eine ideale Spielwiese für den „gesunden Narzißmus"

Und was hat nun der Bergsport und Alpinismus mit dem Narzißmus – dem gesunden wie dem ungesunden – zu tun? Fast zwangsläufig eine ganze Menge. Einerseits sind wohl diese erhebenden landschaftlichen Weiten, die die „philobatischen" Persönlichkeiten so lieben, kaum irgendwo besser und intensiver zu erleben als beim Bergsteigen. Und andererseits hat Bergsteigen und Klettern bekanntlich sehr viel mit Leistung und Selbstbestätigung zu tun, vielleicht mehr noch und in individuellerer Weise als bei den meisten anderen Sportarten. Sowohl für „Philobaten" als auch für alle diejenigen, deren Identitätsgefühl sich stark auf ihre Leistungsfähigkeit stützt, bietet der Bergsport also ein ideales Betätigungsfeld – was Wunder, wenn sich hier viele Leute tummeln, die da in irgendeiner Weise narzißtische Bedürfnisse ausleben. Ein Makel ist das keineswegs, handelt es sich doch um elementare Bedürfnisse und Probleme jedes Menschen, zumindest in unserer die Selbstverwirklichung so hochschätzenden Zeit. Und wir wären wohl kaum imstande, diesen Beitrag zu schreiben, wenn uns diese Triebfedern des Handelns im eigenen Erleben völlig fremd wären ...
Für den „gesunden Narzißmus" stellt das Bergsteigen eine ideale Spielwiese dar, eine hervorragende Bühne zur Selbst-Darstellung obendrein: In kürzester Zeit können wir dabei in eine völlig andere Welt eintauchen, in der wir autonom und auf uns selbst gestellt sind, nur den Gesetzen der Natur und unserem eigenen Vermögen unterworfen. Hier wird ein Kontrast zu den Zwängen des Alltags ermöglicht, ein intensives „Auftanken" mit Landschaftserleben und Bewegungsgefühlen ist geboten, im günstigen Fall ein gefahrloses Ausloten und Steigern der eigenen Leistungsgrenzen. Die Gipfelwanderung nicht weniger als die gelungene Tiefschneeabfahrt oder eine endlich geglückte Rotpunktbegehung können intensive Glücksgefühle bescheren, eine Synthese von wohltuender Anstrengung, Selbstbestätigung und Naturerlebnis. Und Berge geben wahrhaft großartige Zeugen des eigenen Tuns ab. Sie bleiben ja stehen, quasi als vorzeigbare und unvergängliche Denkmäler der eigenen Leistung. Wer kennt nicht den stolzen Blick zurück auf die durchstiegene Wand, die Aufstiegs- oder Abfahrtsroute? Das erhebende Gefühl, wenn man beiläufig auf einer Postkarte eine absolvierte Route identifizieren kann? Damit muß es doch wohl etwas zu tun haben, wenn man monatelang auf eine bestimmte Route fiebert, sie in der Phantasie bereits mehrfach durchstiegen hat, das Anstiegstopo inbrünstig betrachtet hat – und sich dann, endlich am Ziel der Wünsche, in der siebten Seillänge bereits auf den Ausstieg freut. „Gemacht", „abgehakt" – vorzeigbar vor anderen und vor allem vor dem „eigenen Ego" (in psychoanalytischer Terminologie: dem Ich-Ideal). Oder die Faszination von Pulverschneeabfahrten (besonders „jungfräulichen") – spürbar einerseits im rauschhaften Rhytmus der Bewegung, andererseits im selbstgefälligen Blick zurück auf das eigene Kunstwerk. Wo sonst hinterlassen wir schon im Leben so leichthin genußvoll so eindrucksvolle Spuren?
Die Sportkletterer haben es da etwas schwerer, weil dem Normalmenschen nicht so ohne weiteres plausibel ist, daß eine 10-Meter-Wand schwieriger sein soll als die Nordwände von Zinnen oder Eiger – oder was einen X. Grad noch vom VII. unterscheidet. Deshalb haben wir aber eine Insider-Szene, die der Elite gebührende Bewunderung zollen kann. Das individuelle Erfolgserlebnis bleibt davon zum Glück ohnehin relativ unberührt. So unwichtig und sportlich bedeutungslos es in Wirklichkeit ist, ob man einen fünften, siebten oder neunten Grad bewältigt, so wichtig und glanzvoll kann es im persönlichen Erleben als subjektiver Leistungsgipfel sein. In jedem Fall ermöglicht das Klettern in der Nähe der eigenen Leistungsgrenze einen Zustand von extremer Konzentriertheit und Selbstvergessenheit, eine Bewußtseinseinengung auf die nächsten 50 Zentimeter, die sehr erfüllend erlebt wird und in unserem sonstigen Alltags-Erwachsenendasein nur höchst selten vorkommt (im Gegensatz zum kindlichen Spiel). Solche Zustände zu erreichen, erfordert im Übrigen sogar ein beträchtliches Maß an psychischer Gesundheit und Stabilität. Bekanntlich erfordert es eine gehörige Portion an gesundem Selbstvertrauen, innerer Autonomie und Wissen um die eigene Belastbarkeit, um sich selbstverantwortlich auf Touren in der Nähe der eigenen Leistungsgrenze einzulassen. Und wie erschütterbar diese sogenannte „Moral" sein kann, wenn der „gesunde Narzißmus" durch irgend etwas ins Wanken gebracht wird, haben wohl die meisten schon einmal erfahren.
Doch die bergsportliche Betätigung verschafft nicht nur angenehme „narzißtische" Erlebnisse, sondern bietet auch Gelegenheit zu intensivem zwischenmenschlichem Erleben. Beispielhaft für dieses Erleben ist die „Seilschaft", in der Vorhaben nur gemeinsam verwirklicht werden können und wo es zu einem intensiven, oft existenziellen Sich-Aufeinander-Einlassen kommt. Also durchaus Gelegenheit, echte zwischenmenschliche Beziehungen zu pflegen und nicht bloß „narzißtische", also eine Gelegenheit, den anderen als ganze Person mit eigenen Bedürfnissen anzuerkennen und wahrzunehmen,

nicht als bloßes „Selbst-Objekt". Von diesem Erleben gibt es vorwiegend in der älteren alpinen Literatur (aber auch etwa bei Reinhard Karl) reichhaltige Zeugnisse, man denke etwa an die Beschreibung der Frêney-Tragödie durch Pierre Mazeaud ... Die alpine Literatur ist eine Geschichte strahlender menschlicher Glanzleistungen und schrecklicher menschlicher Tragödien zugleich – letzteres spiegelt sowohl die intensiven, auf Leben und Tod, Rettung oder Verderben, zugespitzten Beziehungen der Akteure als auch die Kehrseite des strahlenden Narzißmus. Wo die Freude an der eigenen Leistung und die Aussicht auf die erwartete Bewunderung zu eindeutig lebensgefährlichem Verhalten führen, spätestens da kann von „gesundem Narzißmus" nicht mehr die Rede sein.

„Krankhafter Narzißmus": Beim Sportklettern ...

Für den „gesunden" Narzißmus gibt es, wie gesagt, im Bergsport reichliche Entfaltungsmöglichkeiten. Nicht weniger Entfaltungsmöglichkeiten gibt es allerdings auch für den weniger gesunden, ganz selbst-bezogenen Narzißmus mit seinen zugehörigen zwischenmenschlichen Beziehungen.
Bei oberflächlicher Betrachtung bietet sich eine kontrastreiche Gegenüberstellung Alpinismus einerseits gegenüber dem Sportklettern andererseits an: Hier die „Seilschaft für's Leben", wo jeder auf Gedeih und Verderb auf den anderen angewiesen und jeder Erfolg ein gemeinsamer war, wo es regelrecht berühmte Seilschafts-Paare in der Alpingeschichte gab, wo dem ganzheitlichen Erleben oft mehr Stellenwert als dem reinen Leistungsgedanken eingeräumt wurde; dort aber das Sportklettern, in dem narzißtische Auswüchse blühen: Der Seilpartner ist nur noch ein AzuSi („Arsch zum Sichern") oder „Sicherungsneger"; Klettern spielt sich oft so ab, daß einer vorsteigt, oben umlenkt, sein Material abbaut und das Seil abzieht, woraufhin der andere dasselbe Spiel wiederholt – der Partner wird beliebig, eine austauschbare Sicherungsmaschine auf dem Weg zum ganz individuellen Erfolgserlebnis, sprich, narzißtisches Selbst-Objekt. Statt Naturerlebnis wird der Körperkult und die Sebstdarstellung gepflegt, modische Kleidung und „cooles" Auftreten sind an die Stelle von wettergegerbten Rucksäcken und Nordwandgesichtern getreten. Der Schwierigkeitsgrad einer Route ist bezeichnenderweise Teil des Namens geworden, und bekannte Kletterer zählen bei der Frage nach den wichtigsten Ereignissen des vergangenen Jahres eine telefonbuchartige Liste von Einseillängenrouten in diversen Regionen der Welt auf, die sie „abhaken" konnten. Die Sportkletterszene – ein Tummelplatz für selbstbezogene Narzißten? Oder gar für Leute, die sich dort ihre Bestätigung holen müssen, weil sie sonst nirgends mehr etwas zu melden haben? Zitat Reinhard Karl über die amerikanischen Erfinder des Sporkletterns im Yosemite: „Viele sind gebrochene Helden, die ihr Königreich am Fels suchen und im Klettern, für mehr ist in ihren zugekifften Köpfen mit roten Kaninchenaugen kaum Platz". Wenn Klettererfolge so einen Stellenwert bekommen, daß sich das ganze Selbstwertgefühl daran festmacht, wenn nach einem Mißerfolg im Klettergarten schlechte Stimmung und Niedergeschlagenheit für die ganze nächste Woche programmiert sind – dann ist aus dem erholsamen Ausgleich zum Alltag (gesunder Narzißmus) das Gegenteil geworden. In der Wettkampfszene schließlich, so könnte man argumentieren, findet sich ein genaues Abbild der Leistungsgesellschaft, wo der erste ein strahlender Held und der Zweite fast schon ein Versager ist – ganz anders als im Alpinismus, wo jeder Wanderer sein individuelles Erfolgserlebnis haben darf. Die endgültige Vereinzelung, jeder gegen jeden.
Sportklettern – eine narzißtische Perversion des Alpinismus? Die oberflächliche Schwarz-Weiß-Betrachtung trügt. Wer sich mit diesem Problem differenziert befaßt, wird sich von einfachen Schablonen trennen und auch den Alpinismus entidealisieren müssen. So weit war es schließlich oft nicht her mit der Partnerschaft in der Seilschaft. Man gewann nicht den Eindruck, daß die gemeinsame Everest-Besteigung ohne Sauerstoff Messner und Habeler besonders innig verbunden hätte.

... und im Alpinismus

Und Nordwandgesichter und geflickte Kniebundhosen unterscheiden sich auf der Ebene der Selbstdarstellung in nichts von Muscle-shirts und Lycra-Hosen (alles zu seiner Zeit und an seinem Ort, versteht sich). Wettkampfveranstaltungen sind ein Abbild der Leistungsgesellschaft mit all ihren negativen Begleiterscheinungen, wohl wahr – aber das ist unsere Realität. Solche Konkurrenz und Rivalität auszuhalten (und dabei womöglich trotzdem noch befreundet zu sein), erfordert ein beträchtliches Maß an psychischer Stabilität und Gesundheit – da ist es vielleicht leichter, sich in eine idealisierte romantische Alpin-Männerwelt zurückzuziehen und dort seine nicht meßbaren Großtaten zu vollbringen. Mit der Reduktion des Alpinismus auf eine einigermaßen normale Sportart hat die Sportkletterbewegung nämlich außer einer in manchen Bereichen unbestreitbaren Verarmung zweierlei geleistet: Die Einbeziehung der Frauen entsprechend ihrer gesellschaftlichen Rolle und die Beseitigung der ständigen Todesgefahr. Die Frau im klassischen Alpinismus existierte von einigen Ausnahmen abgesehen nur am Rande einer hehren Männerwelt, hinter dem Fernglas wartend auf der sicheren Almwiese etwa. Im Sportklettern ist die Frau das, was sie sonst auch ist: gleichberechtigter Partner, in manchem schwächer, in anderem aber leistungsfähiger, konkurrenzfähig und attraktiv dazu (wer will bestreiten, daß Lycra-Hosen erotischer sind als Kniebundhosen?). Aus psychoanalytischer Sicht sind die Frauen gerade im Sportklettern eben keine narzißtischen Selbst-Objekte, sondern begehrenswert im Sinne einer reifen Partnerschaft.
Und während die Sportkletterer vernünftigerweise einen Sport betreiben wollen, ohne immer gleich Leben und Gesundheit zu riskieren, waren die klassischen Alpinisten meistens ge-

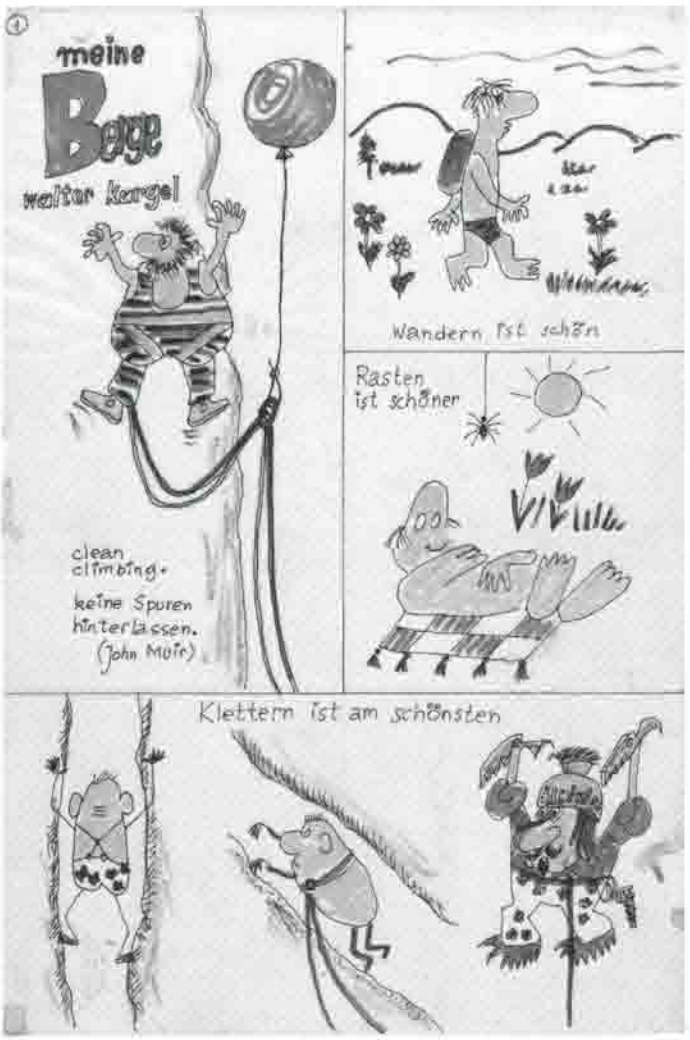
fährlich nahe am „Heldentod" und an der Unsterblichkeit. Natürlich war das Klettern in großen Wänden mit den früheren Mitteln einfach nicht gefahrlos praktizierbar, aber da wurden und werden ja oft genug in (narzißtischer!) Überschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit und Unverwundbarkeit und der erwarteten Anerkennung zusätzliche Risiken eingegangen. Wie ist es zu erklären, daß Hinterstoißer & Co. in der Eigerwand mit einer unerstiegenen 1800-Meter-Wand über sich das Seil nach dem ersten schwierigen Quergang einfach abziehen (Zeit und Ort der Handlung beliebig austauschbar)? Der Gedanke, sein Leben zu riskieren, um mit der Durchsteigung einer Wand zum unsterblichen Helden (der Alpingeschichte) zu werden, ist bedenklich nahe an der Motivation des Selbstmörders, der den Niederungen des gemeinen Lebens in eine andere, bessere, harmonischere Welt entfliehen möchte. Beide, der jugendliche Held und der Selbstmörder (der typischerweise auch!), verdrängen die Tatsache, daß tot tot und Ende des Lebens ist. „Unsterblichkeit" ist ein gefährlicher narzißtischer Mythos ...

Bergsteiger haben gewiß in der Regel keine selbstmörderischen Absichten (selbst wenn ihnen diese in der Presse manchmal unterstellt werden), aber vielleicht gibt es doch auf der Ebene dieser narzißtisch eingefärbten Todessehnsucht Gemeinsamkeiten: Selbstmörder sind nämlich meistens Menschen, die sich durch ihre besondere „narzißtische Kränkbarkeit" auszeichnen, durch ihr Bedürfnis, sich in eine idealisierte harmonische Welt zu flüchten, wenn es im Alltag Krisen gibt.

Bergsteigen – Ein narzißtischer Sport?

Ist nun also die Bergsteigerei mit all ihren Varianten letzten Endes doch eine sehr narzißtische Betätigung, sei es nun mehr „gesund" oder auch „krankhaft"? So verallgemeinert, wohl nein. Eine Betätigung ist nicht per se „narzißtisch", sie kann es allenfalls durch den individuellen Bedeutungszusammenhang werden, den ihr die Akteure verleihen. Und da kann eben eine Begehung der Route XY in einem höchst unterschiedlichen persönlichen Kontext stehen. Die Frau, die nur ihrem Partner zuliebe mitgeht, der Kletterer, der nach einer beruflichen oder privaten Enttäuschung Selbstbestätigung sucht, der Ehrgeizige, der es sich mit einer in den Anforderungen eigentlich zu hoch liegenden Route noch einmal beweisen will, der Könner, der dieselbe Route als Genußtour weit unter seiner Leistungsgrenze einstufen darf – sie trennen in diesem Moment in psychischer Hinsicht Welten. Und trotzdem kann all das ja zu unterschiedlichen Zeiten bei ein und derselben Person ein Motiv des Bergsteigens sein, wie es im sonstigen Leben und bei anderen sportlichen Betätigungen auch vorkommt. Eine typische Persönlichkeitsstruktur des Bergsteigers, die gibt es aus denselben Gründen auch nicht.

Allenfalls bleibt als gemeinsamer Nenner, daß das Bergsteigen sich gegenüber den meisten anderen Betätigungen durch eine vielfältige Tendenz zur Grandiosität auszeichnet. Jener immer wiederkehrende Hauch von Großartigkeit macht den enormen Reiz dieser Freizeitaktivität aus, stellt aber zugleich eine narzißtische Versuchung dar. Diese Versuchung bedeutet eine Gratwanderung zwischen den Höhenflügen des gesunden Narzißmus und der Gefahr des Umkippens in eher krankhafte Züge mit Selbstüberschätzung, Überbewertung der Wichtigkeit des eigenen Tuns und Eingehen tödlicher Risiken.



„... um zu einem unsterblichen Helden zu werden." Titelblatt einer Bildergeschichte über das Bergsteigen in Rumänien von Walter Kargel

Pizzo Badile — Spigolo Nord

Von Elisabeth Godai

Links: Am Beginn der Badile-Kante

Wie Musik klingt allein schon der Name, so melodisch: Pizzo Badile — wie Dolcelatte, Pasticcio, Formaggio ... —, verrät jedoch nichts vom eisenharten Granit einer ungebrochenen Riesenkante, die bei tiefem Sonnenstand wie ein glühendes Schwert zum Himmel ragt.
Badile klingt rundum harmonisch — ja, so wollten wir sie im Klettern erleben. Daher war uns dieses Erlebnis auch erst beim dritten Anlauf vergönnt. Das erste Mal durchkreuzte ein gezerrter Knöchel, im Abstieg vom östlichen Palü-Pfeiler eingehandelt, unseren Wunschtraum. Sehnsüchtig betrachteten wir die Kante von Soglio im späten Nachmittagslicht und stellten fest, sie ist noch viel schöner als erwartet. Das zweite Mal hatten wir uns im Korsika-Granit herrlich eingeklettert und fuhren am Urlaubsheimweg zielstrebig zum Malojapaß — doch unglaublich, ein Wettersturz, übrigens der einzige in diesem Jahrhundertsommer, hatte die Kante mit der gesamten malerischen Bondasca-Gruppe in einen schneeweißen Zukkerguß gehüllt.

Erst beim dritten Anlauf vor fünf Jahren schien es mit der Harmonie zu klappen. An einem unwahrscheinlich heißen Sommernachmittag parkten wir das Auto in Laret und stiegen das landschaftlich sehr hübsche, steile Wegerl zur Saas-Furä-Hütte auf 1900 m auf. Nachdem wir den Steilaufschwung dank vieler erfrischender Wasserfälle überwunden hatten und sich der Weg durch lichten Berghochwald rund um den Rücken wand, wurde meine Ungeduld immer größer. Diesmal aber nicht nach der Hütte mit ihren leiblichen Annehmlichkeiten, sondern die Ungeduld galt der Kante, wie sieht sie aus hier aus der Nähe? Endlich — Günter, mein Berg- und Lebensgefährte seit vielen Jahren, saß schon gemütlich auf der Hüttenterrasse — erreichte auch ich dieses Ziel, wo man das oberste Stückerl der Kante erblickt. Doch das war mir zuwenig. Ich stellte den Rucksack ab und verschwand, mit dem Fotoapparat in der Hand, weiter nach oben. Teuflisch, immer wenn ich meinte, zwanzig Meter höher oben müßte der Superausblick sein, standen dort wieder ein paar Lärchen, die die Sicht versperrten. Auf diese Art und Weise war ich noch eine Dreiviertelstunde unterwegs — doch dann erreichte ich meinen Wunschaussichtsbalkon, setzte mich auf den vordersten Logenplatz inmitten von blühendem Almrausch, sogar ein herrlicher Türkenbund verschönte die Kulisse, und ich versank in träumerisches Schauen. Ein Bergfink war der einzige, der meine sinnliche Stille teilte. Vor mir steilte eine unglaublich elegante Kante aus hellgrauem jungen Granit in den dunstigen Nachmittagshimmel. Was muß Christian Klucker, der etwa zwei Drittel der Kante im Juni 1892 allein erkundete, beim ersten Anblick dieser formschönen Linie empfunden haben? Die Erstersteigung erfolgte jedoch erst am 4. August 1923 durch Walter Risch, einen Führer aus St. Moritz und Schüler von Christian Klucker, der sie mit Alfred Zürcher erkletterte. Eine Erstbegehung, die damals großes Aufsehen in alpinen Kreisen erregte.

Während eines unruhigen Nachtlagers, wo die nervliche Anspannung vor einer großen Tour ihr Spielchen mit uns Kletterern treibt, tauchten immer wieder Bilder vor mir auf mit einer vereisten Kante nach einem Wettersturz, wo Kletterer zu Gefangenen und schließlich zu Erfrorenen wurden. Zu viele Alpin-Zeitungen lesen ist auch nicht gesund ...
Endlich rumorten wir, wie viele andere auch, im Finstern, frühstückten hastig ein paar Bissen ohne große Lust und wollten zum Einstieg aufbrechen. Ja, wollten — denn es hieß noch etwa zwanzig Minuten warten, bis es möglich war, ohne Stirnlampen — ein vifer Bergsteiger spart ja mit dem Gepäck zugunsten Kondition und Schnelligkeit — bei absoluter Neumondfinsternis das Zustiegssteigerl nicht zu verlieren. Die erste halbe Stunde büßten wir unsere Sünden ab, als wir versuchten, einer matten Stirnlampe eines offensichtlich olympiareifen Sprinters nachzueilen. Bald war sie weg, und wir stolperten — Flüche waren einfach nicht mehr zu unterdrücken — freudlos höher.

Doch diese Mühsal war bei Morgenanbruch vergessen. Als wir über die ersten Firnfelder aufwärts stiegen, verwandelte sich die Steilkante, bedingt durch verzerrte Linien, in eine unheimlich grazile Kapuze mit filigranem Gipfelaufbau, ganz im Gegensatz zu den sonst so urigen, gepanzerten „Bergell-Gürteltieren". Die ersten Sonnenstrahlen krochen wie Spinnweben in die Risse des grauen, glatten Plattentrichters der Badile-Nordostwand und tauchten den kalten Fels in zartes Rosa. Dabei fiel es mir schwer, mich auf sachliche Dinge, wie Klettergurt anlegen, Füße in Kletterpatscherl zwängen usw., zu konzentrieren. Letztlich, als die zarten Rosatöne in sattes

Fotos zu diesem Beitrag: G. Godai

Orange gewechselt waren, begannen wir mit noch etwas steifkalten Fingern zu klettern. Doch der grobkörnige Granit des jungen Bergell ist vom Besten, was wir je erlebt hatten. Eisenfest und so rauh, daß Klettern auf Druck und Reibung zum fantastischen Erlebnis wird. Die nur in der Draufsicht so steile Kante weist angenehme 45 Grad Durchschnittsneigung auf und läßt ungebrochen in fast gleichmäßiger Schwierigkeit höchsten Klettergenuß erleben. Auch die erwartete Drängerei löste sich rasch in nichts auf. Einige Seilschaften wechselten in die berühmte Nordostwand, und der Rest verteilte sich in Kürze so weitläufig auf 1200 m Kletterlänge, daß wir schon bald allein waren.

Das herrliche Wetter ließ in uns keinen Gedanken an ein Gewitter aufkommen. Hemdsärmelig spulten wir Seillänge um Seillänge zügig ab und hatten auch mit der Orientierung keinerlei Probleme, da man mit wenigen prägnanten Ausnahmen immer an der Kante bleibt. Von der berühmten Zürcher Platte, wo seinerzeit die Erstbesteiger mit ihrer damaligen Ausrüstung sicherlich im Nachteil gegenüber uns Heutigen waren, die wir nun mit unseren glatten Reibungssohlen jede kleinste Rauhigkeit der Platte ausnützen konnten, von dieser berühmten Zürcher Platte war der Tiefblick über die Kante, umrahmt vom wild zerrissenen Bondascagletscher, gewaltig. Schräg vis-à-vis bewegte sich langsam im unmöglich scheinenden Fels des Cengalo-Pfeilers eine Seilschaft aufwärts. Wie winzig waren doch die Punkte im Vergleich zur Dimension des Pfeilers. Gleichzeitig stellte sich meine vorgefaßte Meinung, daß die oberen Seillängen leichter werden, als Irrtum heraus. Oder war es einfach die Tatsache, daß meine Muskeln immer müder wurden, je höher wir kamen? Schließlich erreichten wir nach knapp sieben Stunden absoluter Genußkletterei den Gipfel des Badile mit 3308 m und ließen die müden Füße über den letzten Block baumeln. Ein herrliches Panorama erwartete uns, im Osten glitzerten die Firndome der Bernina, davor erhob sich der zierliche Ago der Sciora-Gruppe. Im Dunst des westlichen Horizonts, am Rande der unzähligen, schroffen, italienischen Bergketten entdeckten wir den Como-See.

Da tauchten plötzlich noch vier verschwitzte, sehr junge Köpfe auf und hielten, für meinen Geschmack etwas großmaulig, Gipfelrast. Unsere Unruhe bezüglich des unbekannten Abstieges ließ uns nicht allzu lang verweilen. Die norddeutsche Jugend meinte nur: „Och, wir seilen die Kante runter, ist doch 'n Klacks." Wir kletterten aber den waagrechten Grat entlang, meinten schon hier oder dort eine Abstiegsmöglichkeit nach Süden zu sehen, da entdeckte ich schwache Spuren, die in die Felsflanke abwärts führten. Zum Glück stimmte es auch, denn nach einigem Abklettern ging es über den ersten Abseilhaken rasch tiefer. Auch wenn die Kletterei wesentlich leichter als auf der Kante war, so ist der unbekannte Abstieg erst zu finden und kostet auch entsprechend Zeit, wenn abwechselnd abgeklettert und abgeseilt wird. Eindrucksvoll ist mir die Abseilstelle beim kleinen Eisenkreuz in Erinnerung, wo Valsecchi und sein Bergkamerad Molteni im heftigen Schneesturm an Erschöpfung gestorben sind.
Die dramatische Geschichte der Erstbesteigung der Badile-Nordostwand im Juli 1937 war vorerst gezeichnet durch Konkurrenz – wie am Matterhorn –, Cassin mit seinen Freunden Esposito und Ratti aus Lecco und auch die Seilschaft Molteni/Valsecchi aus Como begannen am gleichen Tag, die extrem glatte Wand zu erklettern. Doch bald wurden die fünf Menschen in dieser so schwierigen Wand zu echten Kameraden. Ein Wettersturz tat das übrige, daß nicht der Sieg der Erstbesteigung, sondern das Überleben nach zwei bösen Biwaks das Entscheidende war. Cassin brachte alle zum Gipfel, doch den Erschöpfungstod von Molteni und Valsecchi konnte er, im Abstieg knapp oberhalb der letzten Steilstufe, fast schon am sicheren Boden, nicht verhindern.

Wie herrlich ist doch das Gefühl, wenn man nach einer langen Tour die Füße wieder auf wanderbaren Boden stellen kann. Bei einer gemütlichen Rast werden die Schuhe gewechselt, wird der letzte Rest getrunken und gegessen, bevor man sich im Abwärtswandern zur Giannetti-Hütte immer wieder umdreht und zu analysieren versucht, wo man von diesem Zapfen heruntergeklettert ist. Gerade richtig zur Verteilung des Abendessens erreichten wir die Hütte, verdrückten einen Berg Spaghetti im Badile-Ausmaß, tranken, bis uns der Bauch zu platzen drohte, und zogen in eine Nachbarhütte, wo wir am Lager ausgiebige zwölf Stunden durchschliefen.

Vollauf zufrieden, immer wieder zurückblickend, wanderten wir auf herrlichen Platten und Almböden ins Tal hinunter. Nun erfreuten uns die unzähligen Blümchen, die weichen Linien der grünen Matten, gefleckt mit weißen „Schaftupfen", bis wir uns im kühlen Wald bei einem wildromantischen Wasserfall erfrischen konnten.

Wir wußten, daß wir nun mit brennenden Fußsohlen auf der italienischen Seite in Bagni di Masino weit weg von unserem Auto waren, doch was ist schon Zeit, wenn man diese Tour harmonisch erleben will. Dazu gehört für uns auch die Vorstellung, mit Bus und Bahn inmitten von quirligen Bambinis einen Sitzplatz zu suchen und die Landschaft gemütlich an uns vorbeiziehen zu lassen. Nun, der Zufall meinte es diesmal mit uns besonders gut. Drei müde Bergsteiger telefonierten nach einem Taxi mit Ziel Bondo. Doch beim genannten Lire-Preis verfiel deutlich deren Gesichtsfarbe, so daß es für uns fünf nun die seltene Chance gab, äußerst rasch und preiswert wieder zum Auto retour zu kommen. Unsere brennenden Fußsohlen hatten nur einen Wunsch: auf in die kühlen Fluten des Como-Sees!

Groß war unser Staunen, als am nächsten Tag nach unserer Rückkehr zum Auto in Laret vier offensichtlich etwas ramponierte, bekannte Gestalten an uns vorbeischleichen wollten. Aus den Gipfelgroßmäulern waren Kleinmäuler geworden, die nun zugaben, daß für sie der „Klacks" doch länger und müh-

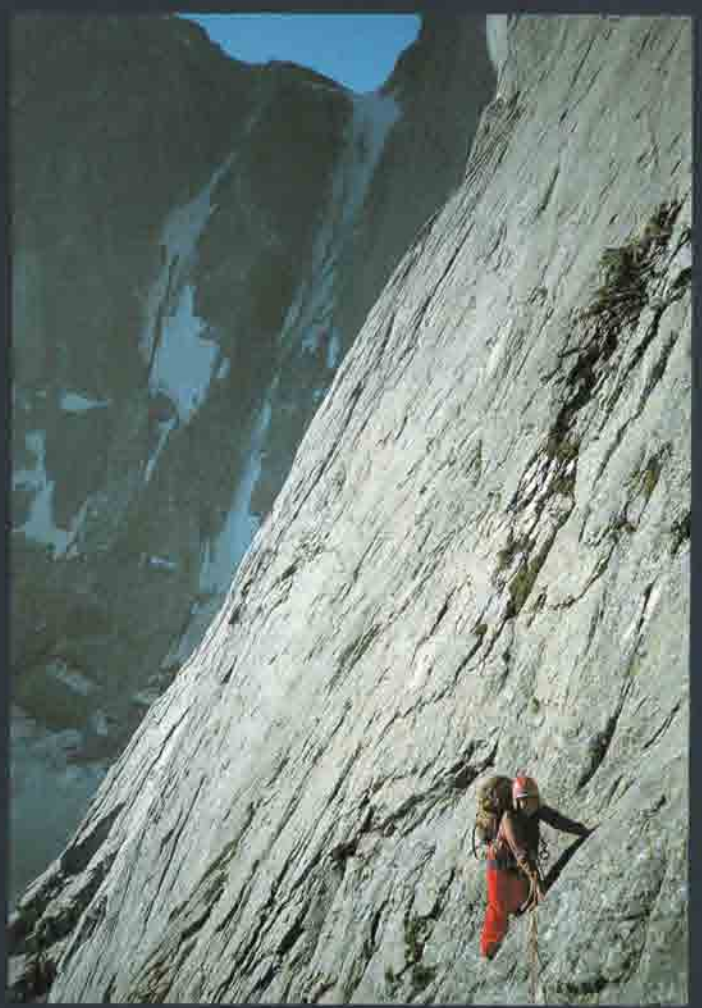
samer war als angenommen und sie zu einem Biwak zwang. Der Badile ist auch noch heute – im Zeitalter der Free-solo-Spurts durch mehrere Wände an einem Tag – ein großer Berg. Und andererseits, schnelle Kletterer hat es immer schon gegeben ...

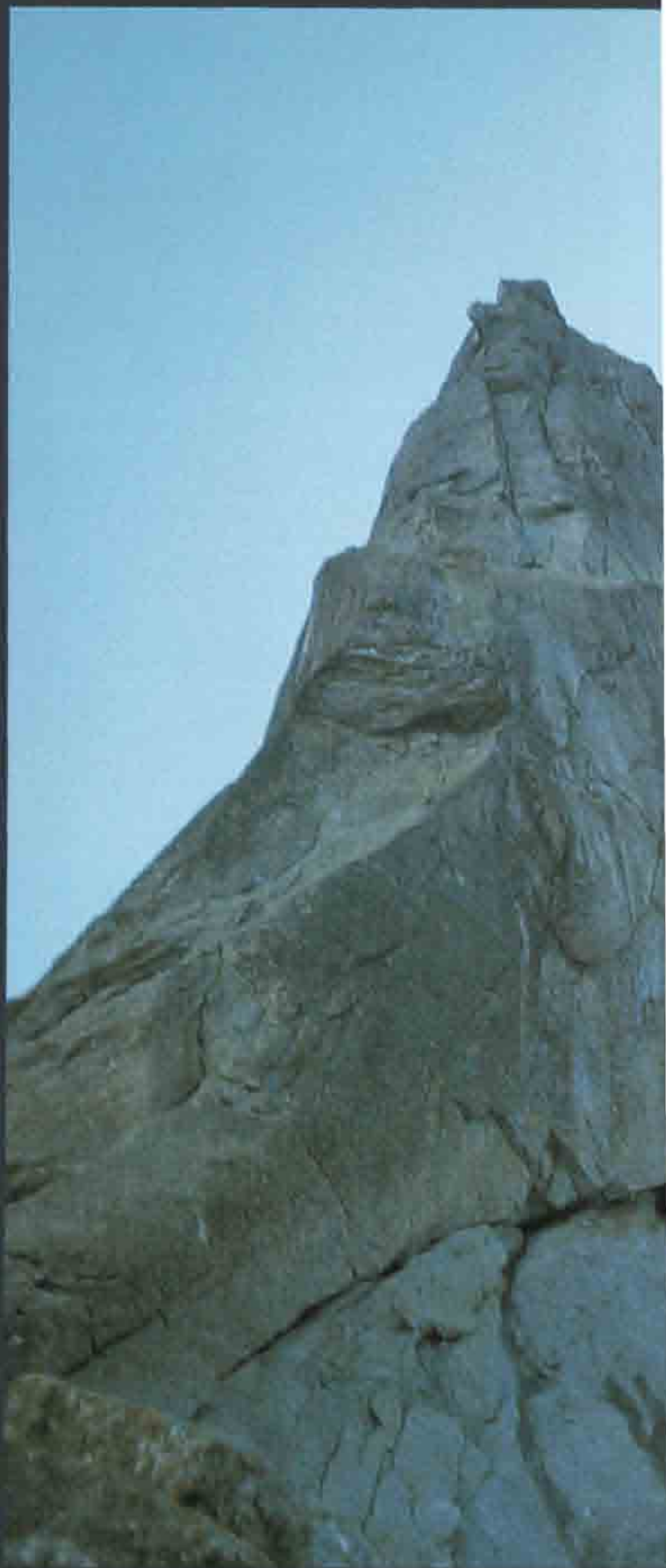
Kaum jemand konnte große alpine Fahrten in so beeindruckend kurzen Zeiten durchklettern wie einst Hermann Buhl die Badile-Nordostwand. Die finanziell schwierige Lage erlaubte es ihm nicht, weite Reisen mit teuren Verkehrsmitteln zu unternehmen. So fuhr er an einem Freitag abends von Landeck mit dem Fahrrad und fünf Franken in der Hosentasche viele mühsame, damals noch sehr holprige Kilometer auf den Malojapaß hinauf, bis er am nächsten Tag spätabends die Sciora-Hütte erreichte. Niemand wußte von seinem Wunsch, die damals schwierigste Granitwand des Bergell, die extrem glatte, 800 m hohe Nordostwand des Piz Badile, allein zu durchsteigen. Hermann Buhl studierte eingehend sämtliche Berichte und Beschreibungen und kam schließlich zu der Überzeugung, daß die Wand mit ihren vielen technisch kniffligen Stellen in schwierigster Freikletterei genau seinem Kletterstil entsprach. Er war so überzeugt davon, daß er sogar den Biwaksack am Wandfuß zurückließ, obwohl er wußte, daß fast jede der neun vorhergehenden Seilschaften biwakieren mußte. Nur die allerbesten Kletterer hatten sich bis dahin an dieser Wand versucht. Nicht nur die Erstbegeher, sondern auch Gaston Rebuffat und Bernard Pierre hatten drei Tage mit größten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Hermann Buhl gelang es, in unfaßbaren viereinhalb Stunden diese extrem schwierige Wand zu meistern. Er kämpfte in glatten Verschneidungen, deren feinste Risse durch einen Bergsturz an der Nordkante millimeterdick mit Staub bedeckt waren, was die Reibung der Schuhsohlen fast zunichte machte. Mit äußerster Vorsicht mußte er ein Eisfeld überlisten, das zwar einen Meter dick war, aber hohl auf glatten Felsen lag. Schließlich war es erst Anfang Juli. Als die Kletterei für ihn nach vielen herrlichen Metern unmöglich wurde, mußte er an einem Haken mit Karabiner mit den Initialen L. T. erkennen, daß er, wie vor ihm Lionel Terray, zu hoch gekommen war. Doch er seilte nicht ab, sondern es gelang ihm, mit einem äußerst heiklen Seilquergang die richtige Parallelverschneidung zu erreichen. Schließlich kam Hermann Buhl bereits um 10.30 Uhr auf den Gipfel. Nach kurzer Rast mußte er wieder zurück zu seinem Fahrrad, das in Promontogno auf ihn wartete. Das hieß für ihn, die ihm unbekannte Nordkante abzuklettern. Als er sich um 18 Uhr auf sein Fahrrad schwang, war jedoch sein Tagespensum noch lange nicht erfüllt, mußte er doch volle 1100 Höhenmeter auf den Malojapaß hinauf und noch weitere 140 km auf der Landstraße nach Innsbruck radeln. Am nächsten Morgen wartete dort das Berufsleben auf ihn. So ist es wohl nicht verwunderlich, daß Hermann Buhl trotz eiserner Willensanstrengung sich nur mehr mit dem Aufwand allerletzter Energie mühsam am Rad wachhalten konnte. Doch 15 km vor Landeck ereilte ihn um 4 Uhr früh das eiskalte Schicksal, als er mitsamt seinem Fahrrad vor Übermüdung in den Inn stürzte. Pudelnaß, mit schmerzendem Kopf und einem

BADILE

Über den Spigolo Nord in den Kletterhimmel





Oben: Blick in die Badile-Nordwand.
Rechts: Die grazile Kante im Morgenlicht

kaputten Rad, legte er die letzten Kilometer nach Hause mit dem ersten Postauto zurück. Hermann Buhls Lebensweg wurde mit 33 Jahren am 27. Juni 1957 durch einen Wächtenbruch an der Chogo Lisa, auf mehr als 7000 m Höhe, jäh beendet. Eine außergewöhnliche Bergsteigerlaufbahn eines zarten und feinsinnigen Menschen, dessen ganze Kraft und Phantasie den Bergen auf ihren schwierigsten Routen gegolten haben. Mit seiner einsamen Erstbesteigung des Nanga Parbat Anfang der fünfziger Jahre war Hermann Buhl seiner Zeit weit voraus ...

Oh ja, unsere jungen Freunde hatten die Kante genauso geklettert wie wir, doch war für sie die Tour nur sportlich abgehakt. Was blieb, war Grant wegen des Biwaks. Mir fehlte bei ihnen das Lächeln in den Augen. So wie ein alter Bergsteiger letztes Jahr im Gesäuse hinter mir meinte, als ich müde nach einer langen Klettertour die letzten Meter zum Auto latschte: „Miad kummt's daher, 's Madl, oba 's Glick schaut ihr aus d' Augn!"

Steil windet sich das enge Straßerl hinauf ins malerische Bergell-Dörfchen Soglio. Von den schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne orangegelb beleuchtet, steilt die Badile-Kante unglaublich in den Himmel, daneben streckt sich der zierliche Ago der Sciora-Gruppe. Enge Gäßchen zwischen jahrhundertealten, dunklen Holzhäusern und Scheunen, eine schlafende Katze in der letzten Sonne, ein paar leuchtende Geranien, Heuduft, Ebereschen umrahmen das Bild mit schweren, hellroten Dolden – Stille zum Verweilen – alles atmet Harmonie:

Da öffne ich leise das schmiedeeiserne Friedhofstor neben dem Kircherl. Im Hintergrund die verblassenden Bergell-Riesen, knie ich nieder mit einem tiefen DANKE wie damals vor fünf Jahren, als es nach dem östlichen Palü-Pfeiler ein aufrichtiges DANKE, doch mit zwinkerndem Seitenblick zur Badile-Kante noch ein BITTE war.

Mein steter Lebensweg: ein Paradoxon von Wunsch und Wirklichkeit, wo die Seele ganz automatisch im Inneren Einklang Glücksgefühle produziert, was ja nichts anderes bedeutet als Zufriedenheit mit dir selbst. Glück läßt sich weder einfangen noch planen. Doch wir Bergnarren haben immer wieder vermehrt Chancen, diesem starken Empfinden zu begegnen. Sei es im Überwinden selbstgewählter Frustration, wie Verzicht auf das bequeme Leben, körperliche Strapazen, Kälte, Hitze ertragen – oder wie läßt sich erklären, daß man ein Leben lang schwere Rucksäcke mit schmerzendem Kreuz und Blasen an den Füßen durch die Gegend schleppt? –, sei es im unentwegten Suchen nach der eigenen Grenze im Gefahrenbereich. Entscheidend dabei ist jedoch das kleine Wort „selbstgewählt".

Wie freue ich mich doch immer wieder darauf, beim Zustiegswandern die Schubladen meiner Seele aufräumen zu können und damit den Alltagsproblemen – oft scheinbar riesengroß – wieder den richtigen Stellenwert einzuräumen. Alles wird wieder selbstverständlich und klar, so daß beim Klettern frisch gefegter Verstand, Konzentration und Spürsinn von nichts Belastendem getrübt werden.

Das Betrachten der Natur mit offenen Sinnen ermöglicht das Erlernen von Stille sowie Schönheit im Großen und in winzigen Details nicht nur sehen, sondern erkennen können. Dadurch erfolgt ein automatisches Zurechtrücken und richtiges Einordnen des ICHS, so daß wir in Harmonie mit der Schöpfung treten als Basis für echtes Glücksempfinden. Plötzlich spürt man, daß man in diesem rhythmischen Kreis der Natur von ewigem Kommen und Gehen als kleiner Bestandteil miteingeschlossen ist.

Oft genug erlebte ich auch Bergfahrten, die höchstens ein Naja-Erlebnis hervorbrachten, da einfach nichts zusammenpaßte. Denn dieses Glückspuzzle ist ein äußerst kompliziertes Konglomerat. Doch ich glaube, wir Bergsteiger haben sicher größere Chancen als der Durchschnittsbürger, diesen „High lights" unseres Lebens öfter zu begegnen. Die Besteigung der Badile-Kante war für uns ein solches.

Langsam verblaßt die Zauberlandschaft des Bondasca-Bergell im Abendhimmel. Das Unendliche liegt in ausgestreckter Ruhe vor uns. Wie klingt das alles so melodisch harmonisch: Lago di Como, Pizzo Badile, Dolcelatte, Pasticcio – grazie!

Bernina-Eis-Expreß

Ein Tag in den Wänden von Bernina, Scerscen und Roseg

Von Tobias Heymann (Text und Fotos)

„Bist du allein?" „Ja." „Wohin gehts denn?" „Bernina-Nordostwand". „Oha, es herrschen schlechte Verhältnisse. Viel zu warm!" „Ich weiß. Ich starte sehr früh." „Ein Bergführer ist gerade da, er war heute auf der Marco-e-Rosa-Hütte, es hat gestern dreißig Zentimeter Neuschnee hingelegt!" „Soviel?! Ach du dickes Ei! Ich, ähhh ..., wollte nämlich eigentlich Bernina, Scerscen und Roseg hintereinander machen." „Ja, das geht normalerweise schon, aber im Moment ..." „Ich guck es mir halt einmal an." „Ja, das kannst du schon, aber du mußt zeitig los!" „Freilich. Übrigens, das hat doch noch niemand gemacht, oder?" „Doch das ist schon mal gemacht worden." „Nein, ich meine nicht die Gratüberschreitung, sondern über die Wände!" „Ich bin mir nicht sicher ..." „An einem Tag?" „Ach was? Nein, natürlich nicht. Komm einmal herein in die Stube. Das mußt du mir genauer erklären!"

Ankunft auf der Bovalhütte im „Festsaal der Alpen". Nach dem gestrigen Schlechtwettertag schießen überall, gleich Pilzen, die Alpinisten aus dem Boden, Palü und Morteratsch haben Hochkonjunktur, die Führer auch. Im Engadin gibt es für jeden alpinen Gourmet etwas, ob Fels, Eis oder kombiniert – wer die Wahl hat ... Und den Esels- oder den Biancograt zu empfehlen hieße geradezu, Eulen nach Athen zu tragen. Üblicherweise stillen diese Touren von den relativ tiefgelegenen Hütten jeden Hunger, berührt man an der Königin der Ostalpen immerhin die magische Viertausendmetergrenze. Früher übrigens auch am Piz Zupo (dem Versteckten), bis sich die Schweizer mit ihrer Neuvermessung der Berge selbst ein Kukkucksei ins Nest legten, das so mancher besonders engagierte Bürgermeister oder Fremdenverkehrsamtsleiter am liebsten wieder hinausschubsen würde! Man stellte sich vor, Saas Grund hätte tatsächlich „sein" Fletschhorn aufgestockt ... Vielleicht wäre aus der Zugspitze bald ein Dreitausender, dem Zupo ein Vierer, dem Montblanc ein Fünfer geworden, ja, und die Südamerikaner „besäßen" eben doch ihren Siebentausender und als Neuntausender hätte der Everest sicher noch mehr touristische Anziehungskraft.

Aber zurück zur Bernina; auch an diesem Berg scheiden sich die Geister. Während manche den höchsten Gipfel der Ostalpen besteigen, klettern andere am gleichen Berg in den Westalpen. Ach ja, das Geschlecht kann man sich natürlich auch noch aussuchen, so man sich nicht darüber streiten mag, ob es nun „die" oder „der" Bernina heißt! Sicher einmalig in den Alpen, diese Janusgestalt. Für mich jedenfalls gibt's da keine Frage, sie paßt schließlich so schön zum Ortler ...
Tja, und nun stehe ich ihr gegenüber, gefräßig, ausgehungert, eher ein Gourmand denn ein Gourmet. Ein halbes Jahr mußte ich schließlich die Pianistenfingerchen schonen, lediglich einen Schnellimbiß am Glockner (1. Winterbegehung der Hoi-Führe in der Nordwand) und einige Kleinigkeiten konnte ich mir genehmigen. Nun aber habe ich das Staatsexamen in der Tasche, das Wetter stimmt und die körperliche Form hat sich bei der Erstbegehung des „Jubiläumspfeilers" (VII–) an der Vertainspitz-Nordwand und in des Königs direkter Ertlrinne (solo in 4 Std., 80°) als nicht so schlecht herausgestellt. Was bot sich da mehr an, als in meiner Wahlheimat, die ich seit Anbeginn meiner bergsteigerischen Tätigkeit vor sieben Jahren kennen- und schätzen gelernt habe, mir ein ganzes Menü einzuverleiben?!

Spätestens seit Boivin und Profit heißt ja das Zauberwort unter den jungen Extremen „Enchaînement", und an besonders arbeitsreichen Tagen gab mir die Austüftelei solcher Pläne das nötige Durchhaltungsvermögen. Seit ich '89 die klassische Rosegwand das erste Mal durchstiegen habe gaukelt mir diese Trilogie vor – logisch, sauber. Keinerlei technische Hilfe ist nötig, um hier Erfolg zu haben, schon gar nicht braucht man einen Heli.

In diesem Sinne diskutiere ich auch mit Hans Philip, Bergführer und seit 22 Jahren souveräner Hüttenwart auf der Boval. Er macht denn auch einem anderen Plan von mir den Garaus: alle Palüpfeiler und -wandrouten an einem Tag. Norbert Joos kam auch auf die Idee ...

Zwar stehen Hans und sein sympathisches Team eher ungläubig meinem Vorhaben gegenüber, doch mangelt es nicht an Verständnis und Aufmunterung. Welch eine Wohltat gegenüber den vielen Hüttenwirten, die mich schon des öfteren wie einen kleinen, dummen Jungen scholten, als ich ihnen meine Pläne offenlegte. Hier nun bin ich keine Rechenschaft über Plan und Können schuldig, dafür bauen mich zwei, Calanda und Patricias Rösti, auf. So, daß ich überhaupt kein

Bernina mit Biancograt (im Hintergrund) und Scerscen mit der Eisnase

Auge zukriege und das, obwohl ich ein eigenes Zimmer bekommen habe, das sich mit einer Decke doch noch ganz gut abdunkeln ließ und ich um 19 Uhr in der Koje liege. Der Grund hierfür sind dabei nicht bloß meine stündlichen Ausflüge aufs Klo (oh, das Bier), sondern die schon obligatorischen Zweifel vor und an meinen Solotrips.

„Mein Gott, sah die Gurgl steil aus!" „Du weißt doch, daß die Wände in der Draufsicht immer viel steiler wirken." „Ja, aber der Bergschrund. Außerdem scheint das Eis nicht durchzugehen und blank zu sein!" „Du hast doch zu allen Jahreszeiten und bei allen denkbaren Verhältnissen Wände allein geklettert, hoch und runter, da wirst du doch dies Gürgelchen ..." „Aber es ist eigentlich viel zu warm!" „Du mußt halt schnell sein." „Und wenn der Schnee nicht aufgefirnt ist?" „Es war doch heute schön, und mit Wind wird es in der Höhe schon frisch." „Und die anderen vier Wände? Wer weiß, wie die ausschauen ..."

Es ist nicht ganz leicht, mit mir allein zu sein, das heißt, eigentlich bin ich ja mit mir zu zweit. Hin und her kämpfen die beiden. Sagt der eine Hü, sagt der andere Hott – und dabei soll dann ein Mensch schlafen. Und den Schlaf hätte ich so nötig. Selten waren meine Bedenken ob der eigenen Courage so vehement wie heute. Aber schließlich ist das ja auch kein alltägliches Vorhaben.

Zwischen zwei Toilettengängen klettere ich zum x-ten Mal die Routen in Gedanken durch, dann reicht es mir. Ich packe meine Sachen und schleiche die Stiegen zur Stube hinunter. Es ist 23 Uhr und die Hüttenwirtin beendet gerade ihr Tagwerk. In aller Ruhe mache ich mich hinters „Frühstück", worauf der eine der beiden Hunde plötzlich putzmunter wird. Daß er mir nicht noch in die Müslischale klettert, ist ein Wunder, kostet mich aber auch einigen Aufwand. Mit Gutzureden ist da gar nichts, auch auf Zähnefletschen meinerseits reagiert er gelangweilt. Da hilft nur, immer wieder mit der Tasse umzuziehen und das Hundi sanft aber bestimmt wegzuschieben. Völlig gefrustet probiert der Arme daraufhin, die Stube unter Wasser zu setzen, was Patricias Feierabend noch etwas herauszögert.

Als sie und die Hunde sich dann verabschieden, bin ich wieder allein mit mir und meinem Plan. Schnell ist der Rucksack gepackt. Welcher Genuß, mit so leichtem Gepäck losstiefeln zu können. Das ist doch echt das Beste am Solo! Kaum gehe ich, gibt der Kopf endlich Ruhe, (fast) alle Fragen und Zweifel scheinen sich in der aromatischen Nachtluft aufzulösen, wie immer.

Die vier Stirnlampen, die im Dunklen durchs „Loch" heruntergekommen sind, irren ziellos auf dem Gletscher umher und es scheint, als richteten sie sich auf ein Biwak ein. Erst als sie mein Licht auf der Seitenmoräne entdecken, scheinen sie wieder eine Richtung gefunden zu haben und eilen auf mich zu. Die Wirtin hatte mich bereits auf die vier aufmerksam gemacht, aber im Moment scheint ja alles in Ordnung zu sein, kein Licht fehlt. Als ich auf den Morteratschgletscher überwechsle, stolpert der Erste zwischen einigen Spalten hindurch, das heißt er fällt mehr, als das er geht, und das mit Steigeisen, aber ohne Seil! Ein seltsames Rendevouz zur Geisterstunde. Ein Wunder, erwidert er wenigstens meinen Gruß, mehr bringt er nicht über die Lippen. Erst der Letzte erzählt, daß sie vom Bianco kämen. Warum sie nicht auf der Marco e Rosa geblieben sind, warum sie auf dem Fortezzagrat umgedreht sind und es vorzogen bei Dunkelheit durchs Loch abzusteigen, warum sie nicht auf der Boval nächtigten, sondern wohl im Moränenbereich biwakierten, niemand weiß nichts ...

Mein Weg über den Gletscher läßt sich jedenfalls gut an, einige Spaltenzonen habe ich mir mit dem Fernglas eingeprägt, so daß ich, sie umgehend, bald unter der „Gurgel" stehe. Schnell

die Eisen untergeschnallt und das zweite Gerät heraus, dann kann es losgehen. Um ein Uhr mache ich mir am Schrund zu schaffen. Wie so oft, wird das die erste Schlüsselstelle. Mit einem weiten Spreizschritt und über ein kurzes Wändchen erreiche ich die überhängende Firnlippe. Eine Hand um den Hammer gekrallt heißt es erst einmal, den faulen Schnee abzuräumen. Mit dumpfen Gerumpel verschwindet er im gähnenden Schlund. Zum Glück ist es dunkel, da sieht man nicht so tief ...! Nachdem das Beil endlich etwas zu halten verspricht, kann ich halb stützend, halb ziehend den Körper wieder in eine komfortablere Position bringen. Dann heißt es die zwei Meter tiefe und ebensobreite Steinschlagrinne überqueren, denn weiter oben wird es wohl nicht mehr möglich sein, wie ich mit dem Fernglas ausgemacht hatte. Der Grund der Rinne ist total felsig, Steine und das auch jetzt noch herablaufende Wasser (Mein Gott, wie warm wird es wohl sein?) haben allen Schnee herausgespült. Schon bald verengt sich die Gurgl und hervor tritt das blanke Eis. So stark wie ich gehofft hatte, legt sie sich leider nicht zurück. Und da wollte ich vorletzten Winter mit Ski herunter ...

An der engsten Stelle mißt die Gurgl vielleicht gerade zwei bis drei Meter, und die durchschnittliche Steilheit dürfte 55° betragen. Schon der erste Engpaß, den ich erreiche, zwingt mich in die linken Felsen, unschwer, aber brüchig, denn tatsächlich geht die Eisauflage nicht durch. Der nächste Aufschwung schaut im Dunkeln wesentlich furchterregender, schwerer aus und ich bin froh, diesmal nicht mit den Steigeisen in dem plattigen Fels herumscharren zu müssen. Stattdessen ermöglicht mir hauchdünnes Eis, das an den Felsrändern der Rinne haftengeblieben ist, ganz behutsam und mit viel Zehenspitzengefühl meinen Körper über einen abdrängenden Wulst in der Steinschlagrinne zu stemmen, über den das Wasser nur so spritzt – Eigerfeeling. Warum hat eigentlich noch niemand die Brille mit Scheibenwischer für den Alpinisten entwickelt? Na, wenigstens ist diese Passage deutlich kürzer als der Wasserfallkamin in der Rampe.

Die Hälfte der Gurgl müßte ich jetzt eigentlich haben, aber im Dunkeln läßt sich das nur schwer abschätzen. Dafür kommen scheint's keine Engpässe mehr, jetzt kann ich endlich richtig loszocken. Denkste, schön wärs! Wie ein Spiegel glänzt das Eis vor mir, aber was für Eis! So ein heikler Mist ist mir, glaube ich, noch nie untergekommen (jedenfalls auf solcher Länge). Auf dem harten, schwarzen Grundeis haftet eine bröselige, weiche, schmutziggraue zweite Eisschicht. Dazwischen läuft das Wasser ... Jeder Schritt kann eine ganze Scholle lösen, selbst beim weichsten Eindrücken der Frontzacken gibt das Eis ein dumpfes Murren von sich. Wenn wenigstens die Eisgeräte eine kleine Sicherheit gäben ... Vorsichtig drücke ich die Hauen ins Eis, dann aber dringen sie durch die obere Schicht und greifen in 10 cm Luft, und das darunterliegende Eis ist so hart, daß man die Geräte einschlagen müßte. Abgesehen von der Möglichkeit des Durchreißens bei Belastung habe ich also auch keinerlei Halt, wenn sich eine Scholle unter meinen Füßen löst ... Langsam, ganz langsam nur gewinne ich an Höhe, die Nerven aufs äußerste angespannt. Und eigentlich wollte ich hier ganz schnell durch, denn die Stein- und Eischlaggefahr dieser Gurgl ist berühmtberüchtigt. Letztes Jahr ist hier auf einer Sektionstour des SCA-Bernina eine Seilschaft ums Leben gekommen, seitdem ist die Route vom Tourenplan gestrichen ...

Roseg-Nordostwand: In der Bildmitte die Diemberger-Route

Wie Damoklesschwerter hängen rechts über meinem Kopf die Seracs. Bloß cool bleiben und konzentrieren, keinen Fehler machen. Nach einer halben Ewigkeit, scheint mir, entläßt mich diese Gruselkammer endlich über eine Schneewächte auf den Sass dal Pos. Nun kann ich auch die Stirnlampe wegpacken, denn gleißendes Mondlicht umfängt mich. Ein Blick zur Uhr, und der erwartete Schock: Volle zwei Stunden haben mich

diese lumpigen 500 Meter gekostet, doppeltsoviel, wie ich kalkuliert hatte. Jetzt muß ich mich ranhalten, will ich wieder etwas gutmachen.

Über lose Felsen erreiche ich die freien Gletscherhänge unter der eigentlichen Wand. Ah, hier mit Skiern herunter, das wäre halt doch traumhaft. Blendend weiß liegt der Firn von mir, hoffentlich finde ich jetzt einen flotten Rhytmus. Aber vom Regen in die Traufe! Bruchharsch ist das, Bruchharsch allerbester Güte. Mit jedem Schritt breche ich durch, stake unter dem Harsch bis zum Knie im Neuschnee. Warum habe ich bloß so ein Pech? Hätte ich wenigstens Stöcke dabei, ich würde vielleicht nicht bei jedem Schritt und nicht so tief einbrechen. Bald schmerzen meine Schienbeine höllisch und von Rhythmus natürlich keine Spur. Immer wieder muß ich verschnaufen, träge wie ein Eisbrecher bahne ich mir den Weg zur Gipfelwand. Normalerweise könnte man in dem 40° geneigten Gelände direkt hochwetzen, ich aber muß mich in Spitzkehren abrackern. Also, wenn das so weitergeht, wird das heute nichts mit fünf Wänden – erste Gedanken an Aufgabe.

Und es geht weiter so, selbst wo die Wand steiler wird. Manchmal stecke ich bis zur Hüfte im Schlamassel und muß den halben Berg vor mir abgraben, bis ich einige Zentimeter an Höhe gewinne.

Über dem Ortler beginnt sich langsam der Tag zu räkeln und aus seinem dunklen Bett zu tauchen. Herrliche Farbspiele laden zur Rast ein. Soll ich's nicht einfach ganz gemütlich nehmen? Wenn ich mir die Tür zu meinem Plan allerdings noch offenhalten will, dann muß ich weiter! Kurze Abwechslung bietet der auf fünf Metern fast senkrechte Bergschrund, dessen gutes Eis echte Freude aufkommen läßt. Darüber folgt wieder Bruchharsch und zwingt mich, unter dem Gipfelaufbau auf den Ostgrat auszuweichen – schade um die Linie, aber nichts zu machen ... Der herrliche Granit entschädigt mich dafür, läßt mich endlich meinen Rhythmus finden, und um halb sechs erreiche ich den Gipfel.

In sanftes Licht getaucht streichen die Grate unter meinen Füßen hinab und noch herrscht dieser unbeschreibliche Friede, diese Ruhe hier oben, keine Menschenseele ist weit und breit zu sehen. Wie wird sich das in einigen Stunden verändern, wenn sich die Seilschaften am Spallagrat und der berüchtigten Scharte stauen. Einige Minuten gebe ich mich ganz der Stimmung, dem Schauen hin – Weite um mich herum, schier endlos, Weite in meinem Inneren, Träume kommen aus dem Nichts und zerplatzen wie Seifenblasen, Gedanken entstehen und gehen – für mich eine Form der Meditation, vielleicht die schönste, die es gibt – das Ich hat sich aufgelöst, ist eins mit der wunderbaren Natur und Stimmung hier oben, keine Probleme, keine Fragen, nur die unendliche Leichtigkeit des Seins ... Ich weiß, ich bin einfach kein Stadtmensch und auch kein Sportkletterer, und ich werde wohl auch nie einer werden ... Ich sauge die Bilder ein, ich möchte diese Gipfelmomente nicht missen, nein, sie gehören dazu und ich brauche sie. Am liebsten würde ich hier oben bleiben ... Aber nicht heute, vielleicht eines Tages, wenn ich einmal richtig alt bin ... Vom Gipfel führt jedenfalls nur ein Weg zurück ins Leben, und zwar der Weg nach unten!

Es ist schon sechs Uhr. Noch schnell ins Gipfelbuch eingetragen und einen Gruß hinunter zur Boval geschickt. Ob ihn Hans wohl gesehen hat? Er hatte mich ja mit den Worten zu Bett geschickt: „Um fünf Uhr will ich dich am Gipfel sehen!" Nun bin ich eine Stunde im Verzug, aber noch nicht zu spät. Ich mache auf jeden Fall weiter, abbrechen kann ich schließlich jederzeit.

Einige Meter geht es über verschneite Felsen hinunter, dann heißt es wieder in die Dunkelheit treten, denn ein steiles Couloir leitet in die Westwand. Hier wird eine Vorentscheidung fallen. Nicht später als acht Uhr darf ich den Wandfuß erreichen. Solange ungefähr wird nämlich schätzungsweise die Sonne nicht den gefährlichen Seracgürtel kitzeln, der zwischen Bernina und Scerscen gewaltig zu Tale drängt. Unter derartigen Eisbalkonen ist man einfach seinem Schicksal ausgeliefert. Zwar bricht selten ein Stück ab, aber selten kann jetzt oder jeden Moment sein, sogar nachts. Wie auf Video läuft in meinem Kopf ein Film ab, der mich bei jedem Schritt zur Schnelligkeit gemahnt:

Es war Winter '91. Nach dem Nervenkitzel der völlig blanken Großhorn-Nordwand, in Auf- und Abstieg, auf verschiedenen und zum Teil neuen Routen, und nach der Erstbegehung in der Nordwand des Piz Cambrena, die mir im kombinierten Gelände, ungesichert, alles abverlangte (bis 70°/V), hatte ich genug von schattigen, heiklen Nordwänden und dachte mir, diese Westwand wäre doch eine schöne Genußtour, hinterher könnte man ja noch die Nordostwand mit Ski hinabjodeln. Bei besten Verhältnissen stand ich nach weniger als vier Stunden von der Tschiervahütte in der Berninascharte. Grausig war der Blick in den oberen Teil der Nordostwand: frischverschneite, brüchige Platten, die ich nichtmal abklettern mochte (geschweige denn abfahren, bei meinen bescheidenen Skikünsten!). Nein, es sollte ja eine Genußtour werden, und dafür bot sich nun die Abfahrt aus einem der wildesten Winkel der Alpen an. Also stieg ich die Wand wieder zurück. Sonnenüberflutet funkelten die Seracs, als ich wieder am Einstieg war. Gerade wollte ich den ersten Ski anlegen, da zerriß ein ohrenbetäubender Lärm die Idylle und ein hochhausgroßes Eismonster bahnte sich wenige Meter neben mir seinen Weg in die Tiefe. Wie hypnotisiert folgten ihm meine Blicke, und erst als der erste Schock verraucht war, registrierte ich, wieviel Arbeit mein Schutzengel gerade gehabt hatte. Bis zum Piz Umur hatte die Eislawine den gesamten Kessel durchstrichen. Wäre ich nur einige Minuten eher dran gewesen, ich weiß nicht, ob ich ihr hätte davonfahren können. Was mir wie Stunden vorgekommen war, waren sicher nur Sekunden gewesen. Ich spüre jetzt noch, wie mir damals das Herz bis zum Halse schlug, als wollte es zerspringen, gerade so, wie eben die Eisblöcke.

Die Westwand scheint mir gutgesonnen, endlich Trittfirn! Mit den besagten Bildern vor Augen hacke ich mich im Express die Wand hinunter. Ein Eisgerät hänge ich an den Gurt, es würde mich nur hemmen. Ich klettere wie im Rausch. Nebenbei registriere ich die ersten Gestalten am Spallagrat. Nach knapp dreißig Minuten erreiche ich, nun voller Zuversicht, den Bergschrund. Links in den Felsen tröpfelt Wasser. Das ist die Chance. Den Luxus darf ich mir jetzt gönnen. Ich quere hinüber, leere meine zweite, noch volle Flasche in einem Zug, dann brauche ich beinahe so lange zum Abfüllen der beiden Flaschen, wie für die Wand eben. Kaum schneller als ein alter, tropfender Wasserhahn gibt der Fels die Tropfen ab. Nicht schlecht erstaunt bin ich, als ich währenddessen die drei vom Normalweg in meinen Spuren sehe. Was sie wohl vorhaben? Für „Spallaisten" ist das eigentlich ein unkonventioneller Abstieg, aber bei den Bedingungen vielleicht tatsächlich besser, als gegen den überfüllten Biancograt anzuschwimmen, falls das ihr Plan gewesen sein sollte.

Während ich versuche, mich im Eiltempo durch den Harsch empor zur Scerscen-Nordostwand zu brechen, studiere ich die beste Durchstiegsmöglichkeit. Am sichersten und schönsten erscheint mir der Aufstieg durch die Felsen, die von herrlichen Gullys à la Scotch durchzogen sind. Der Bergschrund allerdings verwehrt mir den Zutritt, denn lediglich an einer einzigen Stelle ist er „nur" senkrecht, und beim Versuch, das erste Eisgerät in die Acht-Meter-Wand zu setzen, muß ich mich von deren äußerst schlechter Eisqualität überzeugen. Ich beschließe, mich zur neuerlichen Beratung mit mir selbst zurückzuziehen. Ein gutes Stück weiter unten gibt es eine einzige Brücke, die wäre genial. Jedes andere Manöver wäre heikel und würde mich zudem unverantwortlich viel Zeit kosten.

So gehts denn auch. Die steile Wand darüber bietet mir leider wieder nur schlechtes, wäßriges Eis, dafür ist es in dem Seracgürtel, der die Wand nach rechtsoben abschließt, umso griffiger. Auf Anhieb finde ich eine schwache Stelle und genieße die Kletterei in vollen Zügen.

Mittlerweile scheinen die drei gegenüber meine erneuten Aufstiegsmanöver registriert zu haben und schicken sich an, die drei Seillängen zum Gipfelgrat wieder emporzusteigen. Die Wege mancher Bergsteiger sind unergründlich ...

Nun sind alle Zweifel weg, pure Freude überkommt mich. Keine Stunde hat mich diese Wand gekostet. Jetzt habe ich mir eine kleine Stärkung verdient. Eine Schokolade und zwei Müsliriegel müssen dran glauben. Erleichtert erkenne ich drüben am Roseggipfel meinen Freund Patrick. Es muß ihm gut gelaufen sein, wenn er auch schon um halb neun am Gipfel steht. Ganz wohl war mir ja nicht, ihn quasi zu diesem Solo seinerseits überredet zu haben, aber er klettert so gut, daß es auch für ihn an der Zeit ist, sich Soloerfahrung anzueignen. (Und die sollte man meiner Meinung nach haben, bevor man in den Walker oder Eiger einsteigt!) Wir hatten verabredet, uns am Gipfel des Roseg zu treffen und gemeinsam abzusteigen, außerdem besteht so die Möglichkeit, einmal Fotos von mir im Solo zu bekommen. Hoffentlich wird das was. Also wieder los, damit er nicht zu lang auf mich warten muß. Gesehen hat er mich ja sicherlich, so daß er weiß, daß alles in Ordnung ist.

Der Abstieg durch die Nordwestwand des Scerscen soll mich direkt zum Einstieg der Roseg Nordostwand bringen. Höchstens eine Stunde habe ich in meinem Zeitplan dafür angesetzt. Vielleicht kann ich auch abfahren ...

Schon kurz unter dem Gipfel stellt sich diese Hoffnung aber als völlig illusorisch heraus. Wo ist denn bloß das geneigte Schneeband, das im Flaigschen Führer so einladend aussah? Hätte ich bloß das Buch zur Hand, aber es befindet sich jetzt gerade gegenüber. Eigentlich war ja die Route auch völlig klar. Ein Blick auf die gute Schweizer Karte läßt tatsächlich eine Schneerinne erkennen, aber wo mein Auge hinschweift nur Seracs, die irgendwo ins Nichts abbrechen. Laut Karte muß die Rinne direkt zwischen den Felsen der Firnhaube und den Seracs hinabziehen. Hoffentlich geht das!

Anfangs ja! Zwei 60° geneigte Blankeisstufen lassen sich noch relativ gut abklettern und bringen mich auf ein geneigteres Firnband. Super! Hier komme ich an die Felsen heran. Tatsächlich zieht dort auch ein schmales Eiscouloir zwischen der Wand und einigen Seractürmen in die Tiefe. Aber verflixt, ich kann das Ende gar nicht ausmachen. Naja, wenn ich tiefersteige wird sich das schon auflösen. 60°, 70°, es drückt mich immer weiter aus der Rinne heraus. Einen Meter noch ... Weit muß ich mich hinauslegen, um wieder geneigteres Gelände zu sehen. Es sind sicher nur fünf, sechs Meter, die mir fehlen, aber die sind betont senkrecht, und wie ich mich über die überhängende Rinnenlippe in diese Steilstufe wursteln soll, ist mir gänzlich unklar.

Einen Moment lang kommt mir der Gedanke an einen Sprung, aber mit ihm auch die farbenreiche Schilderung des Joe Simpson, der in den Anden einen solchen Satz wagte ... Also nichts wie hoch und nach einer anderen Möglichkeit gesucht. Ich darf nicht zuviel Zeit verlieren, allerdings schon gar nicht die Nerven!

Rechts dieser Brüche leitet ein Hang hinunter. Der könnte die Lösung sein. Doch auch er bricht nach hundert Metern abrupt ab, und zwar nicht nur fünf, sondern gleich 200 Meter. Ich komme mir vor wie eine Flipperkugel, vom Schicksal hin- und hergestoßen, nur mit dem Unterschied, daß mir das Anecken an den Seracs keinerlei Punkte bringt, ganz im Gegenteil. Verdammt, es muß doch möglich sein ... Hin und her, hoch und runter, immer stehe ich vor dem „Geht nicht". Erst der übernächste Versuch scheint zu klappen. Auf den Frontzacken balancierend, einen Spreizschritt nach rechts, einen nach links, Zentimeter um Zentimeter schummle ich mich hinunter, ausgesetztes Eisballett. Nur noch acht Meter, dann legt sich das Eis zurück. Mit unzähligen kleinen Querungen schaffe ich es schließlich, diesem Eislabyrinth zu entkommen. Tiefes Aufatmen, das wäre geschafft. Von wegen abfahren ... Der restliche Abstieg vollzieht sich auf mit losem Schnee bedecktem,

Rechts oben: Skurrile einsturzbereite Eismassen hängen in der Schlüsselstelle der Roseg-Wand. Unten: Tiefblick aus der senkrechten Schlüsselstelle der „Diemberger"

55–60° steilem Eis – Entspannung nach dem Stück eben. Weit muß ich am Bergschrund nochmal queren, bis ich eine Brücke finde, die mich aus dieser abenteuerlichen Wand entläßt.

Immerhin, ein langgehegter Traum rückt in greifbare Nähe ... Aber ich bin auch bald am Ende mit den Nerven. Über zwei Stunden habe ich gebraucht, und jetzt brauche ich erstmal eine Pause. Die Sonne brennt eh schon eine ganze Weile in die Rosegwand, und somit tickt die Uhr nun wieder für mich. Wenigstens aus den Hängegletschern sollte die Sonne raus sein, bevor ich mich an ihnen zu schaffen mache.

Während ich probiere, den besten Durchschlupf zwischen dem zweitem und dritten Nollen auszumachen, sehe ich eine Gestalt unter der Wand durchqueren. Es ist Patrick! Großes Hallo und gegenseitige Gratulation. Ihm war es am Gipfel zu langweilig und er hatte eine Seilschaft getroffen, mit der er am Eselsgrat abseilen konnte.

„Wie sind die Verhältnisse in der Wand?" „Heute früh waren sie gut." „Dann lief alles gut?" „Ja, nur die eine Stelle in Wandmitte hatte mindestens 70°, mit einem Eisgerät ... puh! Und bei dir? Der Abstieg sah ja grauslig aus." „Ich kann dir sagen ..."

Mehrfach erkundigt sich Patrick nach meinem Wohlbefinden und ob ich denn tatsächlich noch einsteigen will. Ich muß ja fürchterlich aussehen, dabei fühle ich mich konditionell noch topfit. Etwas verunsichert mich seine Fragerei allerdings schon. Als er dann aber erzählt, daß Noldi von der Tschiervahütte nicht an meinen Erfolg unter diesen Bedingungen glaubt, da steht für mich fest, daß ich jetzt gleich losstapfen werde. Ich beschließe, doch nochmal die klassische Route zu gehen, da sie die schnellste Möglichkeit darstellt. Während ich versuche, in knietiefem Schnee Richtung Berg zu schwimmen, kann Patti schon seinem wohlverdienten Bier entgegenziehen.

Mittlerweile ist es Mittag, als ich den harmlosen Bergschrund überwinde. Die Wand über mir ist ein einziger Wasserfall. Immer wieder fallen aus ihrer Mitte Steinsalven und schwemmen zentnerweise Schnee hinunter. Unter einem überhängenden Felsblock checke ich noch mal alle „Für" und „Wider" durch, wäge ab, beobachte und verwerfe schlußendlich die klassische Route zugunsten der sowieso interessanteren „Diemberger". Es wäre einfach russisches Roulett, zwei Drittel der Wand völlig ausgesetzt zu durchsteigen, einige hundert Meter in direkter Fallinie der Geschosse. Ich müßte gegen einen Strom aus Wasser, Schnee und Steinen ankämpfen, denn die ganze Wand scheint zu schwimmen. Mit Klettern hätte das nicht mehr viel zu tun. Im Moment habe ich zwar noch keinen rechten Plan, wo und wie der Nollen sich überwinden läßt, aber in seiner Fallinie bin ich wenigstens einigermaßen sicher vor Steinen. Lediglich das erste Stück muß ich mich sputen.

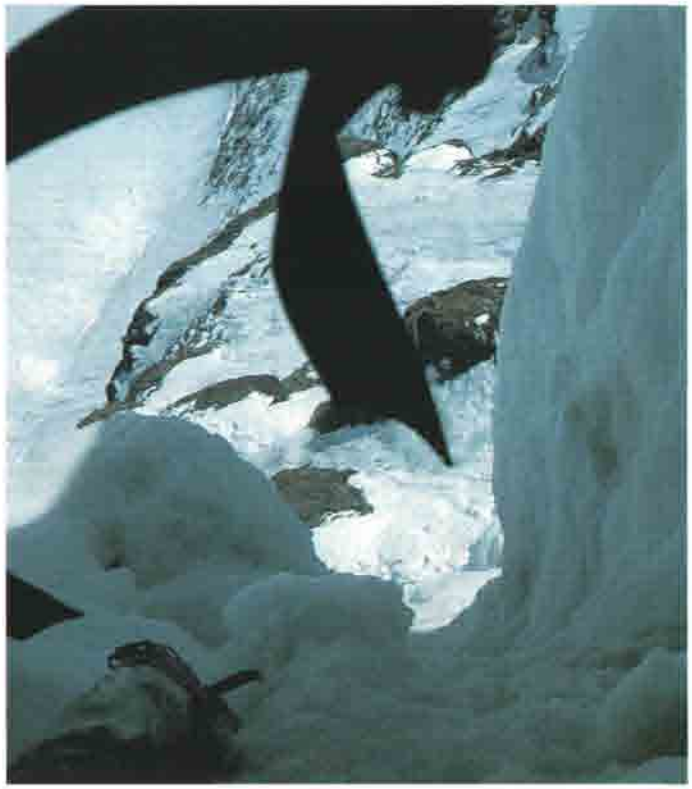
Gesagt, getan! Ich visiere den nächsten Felsblock an, warte ein paar Steine ab und dann los. Im Dauerlauf dreißig bis vierzig Meter, dann Rasten, Durchatmen, den nächsten Block anvisieren und so weiter. Mit dieser Hauruck-Taktik erreiche ich schon nach einer halben Stunde den Blankeisquergang unter dem zweiten Nollen. Uff, jetzt bin ich erstmal sicher. Die Hitze hat das Eis in einen zähen Brei verwandelt. Ausgesetzt wie selten im Eis geht es um eine Kante, dann heißt es, die leichteste Möglichkeit finden, um das überhängende Eis zu überlisten. Entlang der Eismauer steuere ich auf eine Eisrinne zu, die mir von unten schon aufgefallen war und die nicht so steil wirkte. Der Vanis schrieb doch auch was von 70°, das läge ja gut drinnen. Aber irgendwie stehe ich hier schon in so steilem Gelände.

Plötzlich löse ich mit dem linken Gerät eine Scholle aus dem brüchigen Eis. Sie nimmt unter mir den ganzen Hang mit und hinter einem Abbruch verschwindet dann eine ganze Lawine mit gewaltigem Getöse. Nicht nur Glaube kann Berge versetzen ...

Ich glaube jedenfalls, daß das nicht so leicht wird wie gedacht. Die „Rampe", die zum Eiskamin leitet, wartet schon mit 80° auf, die zu querende Wand darüber hängt über. Das Setzen der Geräte gestaltet sich so ganz schön schwierig, und ich muß aufpassen, daß ich mir nicht den Kopf anhaue und dann womöglich nach hinten wegkippe. Wenn bloß das Eis nicht so verdammt mürbe wäre. Meine größte Sorge ist allerdings, daß mir ein Fuß ausbricht (sonst denke ich das eher von den Eisgeräten). Schlage ich das Eisen nur einmal ein, rutscht es mir womöglich weg, trete ich mehrfach zu, habe ich vielleicht keine sauberen Löcher. Irgendwie bring ich es aber hinter mich, genauso wie den heiklen Spreizschritt in den senkrechten Eiskamin. Leider ist dieser zu eng, um ihn schulmäßig ausspreizen zu können – in seinem Grund lassen sich nichtmal beide Eisgeräte nebeneinander setzen. Aber ein Trost: der Schatten sorgt wenigstens für etwas besseres Eis, und nach einigen Metern drängt dies auch endlich nicht mehr so ab. Der Blick zurück, den ich beim Klettern vermieden hatte, bestätigt mir die Richtigkeit dieses Entschlusses – wahnsinnig, die Ausgesetztheit. Noch schnell ein Foto geschossen, und dann nichts wie hinaus auf den zweiten Nollen, ins Licht und in die Freiheit.

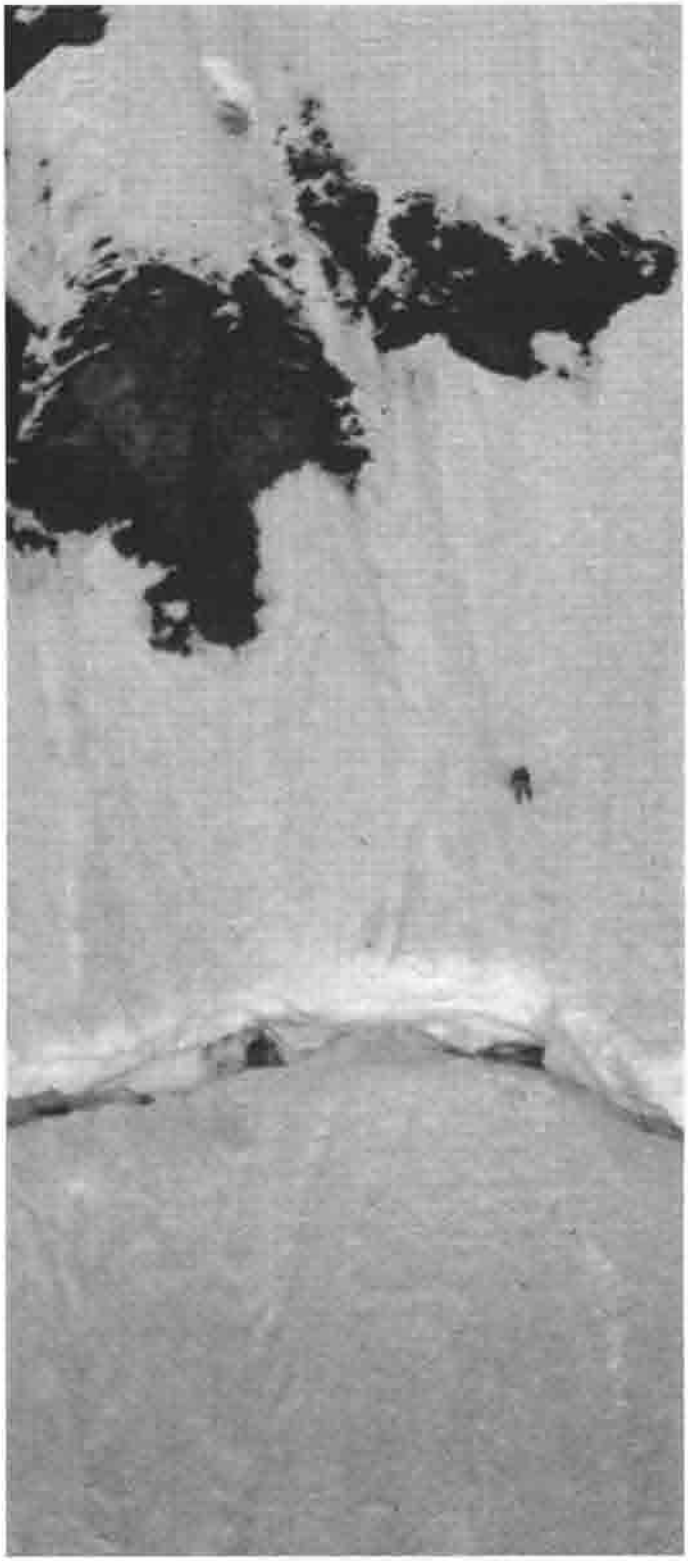
Hier, wo die Wand bei normalen Bedingungen nun keine technischen Schwierigkeiten mehr bietet, liegt jetzt eine dünne Faulschneeauflage auf auch nicht viel besserem Eis. Langsam spüre ich den fehlenden Schlaf, würde ich nur zwei Minuten die Augen schließen, ich wäre sofort weggeschlummert. Immer wieder muß ich mich zum nächsten Schritt motivieren, mich wachhalten. Die Kletterei ödet mich plötzlich nur noch an. Normalerweise könnte ich in einer halben Stunde am Gipfel stehen ... Damals, vor drei Jahren hatte ich nur ein Eisgerät, das andere war bei der kombinierten Kletterei im unteren Wanddrittel aus der Handschlaufe gerutscht und lustig das Blankeis herunterhüpfend in einem der damals fünf (!) Bergschründe auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das Eis aber war fest, und so stand ich trotzdem um halb acht, nach

zwei Stunden Kletterei am Gipfel. Und heute ...? Nein, nicht auf die Uhr gucken! Ich will mich jetzt nichtmehr unter Zeitdruck setzten. Lieber auf Nummer sicher gehen. Es kann sich ja auch höchstens noch um Stunden, wenn nicht gar um Minuten handeln. Irgendwo finde ich nochmals ein Bächlein, so daß ich wenigstens keinen Durst (wie sooft) leiden muß, ein letzter Felsriegel erheischt nochmals etwas Vorsicht, dann liegt der freie Gipfelhang vor mir. Teilweise wate ich jetzt bis zur Hüfte im Sumpf. Die Schuhe gleichen schon seit langem Badewannen, und die Hose trieft. Gleich einem Maulwurf schiebe ich mich höher. Die Länge des Hanges läßt sich wiedermal schwer abschätzen, sind es noch hundert oder noch zehn Meter? Doch rechter Hand die Schneekuppe scheint nicht mehr viel höher zu liegen. Da passiert's ... Unvermittelt taucht eine Spur vor meiner Nase auf, ich habe den Grat kurz unter dem Hauptgipfel erreicht.
Endlich, geschafft!



Der Blick auf die Uhr erspart mir glücklicherweise den befürchteten Schock: knappe drei Stunden kann ich noch ganz gut vor mir selbst vertreten. Zum Schluß war mir ja jedes Zeitgefühl abgegangen, und ich kam mir vor wie eine beinkranke Schnecke. Wahrlich, eine Rekordzeit ist es nicht geworden, bei guten Verhältnissen dürfte es keine große Kunst sein, noch zwei bis drei Stunden einzusparen, aber Hauptsache, ich habe malwieder die eigene Bequemlichkeit überwunden und meinen Plan durchgezogen. Dabei sind die Beine noch erstaunlich o. k., noch längst nicht ausgepowert, aber

der Kopf ... Das Problem dieses langen Tages war nämlich letztlich nicht die Kondition, sondern die mentale Kraft. Ich muß einfach das nächste Mal, falls ich sowas nochmal machen sollte, ausgeschlafen sein. Aus den beiden Touren im Ortlergebiet bin ich einfach mit einem zu großen Schlafdefizit herausgekommen. Auf der anderen Seite ließ das Wetter und unsere morgige Verabredung in Chamonix mir keine andere Wahl, entweder heute oder wohl erst nächstes Jahr. Naja, jetzt ist es ja fast überstanden. Nur noch der Abstieg ...
Der Eselsgrat erheischt nochmal Umsicht, mit den Plastikboots geht es sich so schlecht auf Reibung. Weiter unten lugt noch so manche Riesenspalte hinterlistig hie und da unter der Spur hervor, wo jemand eingebrochen ist ... Der letzte Hang unter dem Umur gesteht mir noch eine rasante Abfahrt zu, dann tappere ich über den letzten, aperen Gletscher Richtung Biancospur. Plötzlich taucht Patrick zwischen den Blöcken auf, jubelt mir zu, die treue Seele, aber irgendwie kann ich mich noch gar nicht so recht mitfreuen, mein Kopf ist leer. Einen völlig entrückten oder apathischen Eindruck muß ich wohl auf ihn machen. Als er mir anbietet meinen Rucksack zu tragen, da weiß ich wieder, daß ich da bin, wer ich bin – irgendwie wache ich auf. „Nein danke schön, das ist lieb Patrick, aber die paar Meter ... Allerdings würde ich die Stöcke schon nehmen..."



Die vierte an diesem Tag: Der Autor befindet sich knapp über dem Bergschrund der Scerscen-Nordwestwand

Ätna — wo die Freude Trauer trägt

Von Peter Donatsch (Text und Fotos)

„A l'Etna, sempre a l'Etna?" Heute wollt ihr schon wieder zum Berg? Mamma Carmela versteht die Svizzeri nicht: Nun sind sie schon eine ganze Woche hier und haben noch nicht viel mehr gesehen als diesen Berg. Dabei kommt doch am Abend in den Fernsehnachrichten stets das Neueste vom Feuerspeier, was soll man da noch selbst hingehen? Und außerdem sind es gar keine guten Neuigkeiten ... Der vermaledeite Berg gibt keine Ruhe.
Wir aber sind gerade deswegen gekommen.
„Mongibello" nennen die Sizilianer den Berg: das Wort ist eine ehrfürchtige Mischung aus dem lateinischen „mons" und dem arabischen „dschebel". Beides bedeutet Berg. Der Berg der Berge also. Und genauso gebärdet er sich.
Mischungen haben in Sizilien Tradition. Fast alle großen Völker der Vergangenheit haben einmal mehr oder weniger lang auf der größten Mittelmeerinsel geherrscht: Griechen, Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber, Normannen, Staufer, Franzosen, Spanier und Österreicher. Und alle ließen sie ihre Spuren zurück, die sich mit dem bereits Traditionellen verbanden. Aber kaum einer der Eroberer machte sich Gedanken über jene, die schon da waren und die noch da sein würden. Das ließ die Sizilianer kritisch werden, gegenüber allem Auswärtigen und Fremden.
„Wir Sizilianer sind von einer langen, sehr langen Führerschaft von Regierenden her, die nicht unserer Religion waren, die nicht unsere Sprache sprachen, daran gewöhnt, uns mit Winkelzügen durchzuhelfen. Hätte man das nicht getan, so wäre man den Steuereintreibern aus Byzanz, den Emiren der Berberei, den Vizekönigen aus Spanien nicht entronnen. Jetzt hat es diese Wendung genommen, jetzt sind wir einmal so." So wie der Fürst in Giuseppe Tomasis Roman „Il Gattopardo" Sizilien beschreibt, so ist das Land noch heute: unergründlich und wirklich nur von denen zu verstehen, deren Vorfahren es selbst erlebt haben.
Sizilien als Reiseziel kann dem Pauschaltouristen deshalb noch heute als verschlossene, vielleicht sogar unsichere Destination erscheinen. Ein durchaus angemessenes Vorurteil, wenn man im Hochsommer herkommt, denn natürlich haben die Sizilianer von den Touristenscharen ebenso die Nase voll wie die Bewohner anderer schöner Flecken dieser Erde. Falsch ist das Urteil vor allem dann, wenn man die Insel in der Zwischensaison besucht. Wenn an der Küste von Messina die Fensterläden der Pensionen und Hotels geschlossen und an den Glastüren der piekfeinen Geschäfte von Taormina die Ketten vorgehängt sind, dann sind die Sizilianer auf den Märkten von Catania oder Syracusa unter sich. Jener Fremde, der sich in dieser Zeit hierhin verirrt, wird trotz heruntergelassener Rolläden ein Zimmer für die Nacht finden. Und vielleicht kann er sogar die Pizza mit der Famiglia am selben Tisch essen, und die Ausflugstips, die er bei dieser Gelegenheit bekommt, stehen nicht im Reiseführer.
Jede richtige Insel im Mittelmeer hat ihren Berg: Korsika hat den Monte Cinto, Kreta hat den Ida und Stromboli den Stromboli. Aber keiner ist so hoch wie der Ätna (3323 Meter). Und keiner speit das Feuer so, wie der Mongibello es tut, der Berg der Berge.

Mongibello lebt

Altjahrabend 1991. Nach zwei Regentagen geben die Wolken den Ätna wieder frei. Frisch verschneit und kalt beherrscht der Berg seine Umgebung, triumphierend darüber eine Rauchwolke — die heiße Botschaft aus dem Erdinnern ist eindeutig. So wie wir jetzt, müssen früher die jeweiligen Herrscher auf der Zinne von Castelmola gestanden und zum Ätna hinübergeschaut haben, es ist ein Bild, als hätte es Botticelli selbst gemalt: Der Berg ist nur noch als großer, schwarzer Kegel zu erkennen, ebenförmig, herrschend.
Rotbrauner Lavastaub hängt in der Luft, er reflektiert und absorbiert das Licht der untergehenden Sonne gleichzeitig und schafft so eine ganz besondere Stimmung — Weltuntergang und Neugeburt gleichzeitig. Starker Höhenwind bläst die Rauchwolke vom Gipfelkrater waagrecht ins Land hinaus. Sie sorgt dafür, daß auch die weitere Umgebung des Vulkans ihren Teil vom Ausbruch mitbekommt. „An solchen Tagen müssen die Frauen die Wäsche, die draußen zum Trocknen aufgehängt war, noch einmal waschen", erzählt die Tochter des Hauses und schüttelt den Kopf. „Nein, nein, das hier ist nichts für mich." Sie arbeitet in Mailand und wird nach dem Neujahrsfest so schnell wie's geht wieder dorthin zurückfahren.
Im Meer spiegelt sich der Berg nur noch als Andeutung, schließlich haben wir ihn hier auf dieser bevorzugten Anhöhe auch nicht zu fürchten. Jene allerdings, die in seinem Schatten

Der höchste Punkt des Berges liegt gegenwärtig am Kraterrand der Bocca Nova auf ca. 3350 m. Doch Höhe und Lage wechseln

Ätna

Ein Berg, der lebt

Der Ätna auf Sizilien ist Europas größter tätiger Vulkan. Seine Hänge sind ein Chaos aus alten und neuen Kratern, rauchenden Spalten, erstarrter Lava und weiten Altschneehängen

leben, sitzen bereits in ungewisser Dunkelheit. Allein mit dem dumpfen Grollen und Rülpsen im Bauch des Berges.
Wenn ein starker Nordwind beißenden, schwefeligen Rauch über die Südseite des Vulkans hinabtreibt und die Ausflügler oben bei der Cantoniera d'Etna husten müssen, daß es ihnen die Tränen in die Augen treibt, dichten die Menschen im rund zehn Kilometer weit entfernten Nicolosi ihre Fenster und Türen ab. Und auf der anderen Bergseite, am Skilift oberhalb von Randazzo, frönen die Skihasen unbeschwert ihrem Vergnügen. Der Schnee ist zwar noch schwarz vom Aschenfall der vergangenen Nacht, doch gleiten tut's trotzdem. Und was kümmern die Schickeria von Messina die Sorgen der Bauern in Nicolosi? Wenn's brenzlig wird, heulen die Sirenen, und dann blocht man nach Catania, in sicherer Entfernung vom Lavastrom. Mit dem Feuer spielen, das macht Spaß!
Es scheint, als würde der Feuerberg das Innere der Menschen an den Tag kehren.

Phantastische Aussichten für eine sorgenfreie Zukunft kennt man hier nicht. Immer bleibt den Leuten im Schatten des Ätna jene herbe Gewißheit, die schon ihre Ahnen und Urahnen kannten: Der Berg gibt und der Berg nimmt, aber immer ist es zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Und Rom ist weit entfernt. Einziger Trost bleibt die Kraft der eigenen Hände, die das Land fruchtbar machen. Gut, manchmal auch ein bißchen mehr: Sizilien wäre nicht Sizilien, wenn sich nicht auch aus der Katastrophe ein Geschäft machen ließe. Für Kunst und Künstlichkeiten aus erstarrter Lava jedenfalls zahlen die Touristen jede Menge Geld, und wer sich die Flasche teuer bezahlten „Fuoco del'Etna" hinter die Binde gießt, ist selber schuld: So gebrannt haben zehntausend Lire noch selten.
Die Zeit heilt viele Wunden. Als unscheinbares Moos zuerst, dann als trockener, feingelber Ätnaginster, kehrt das Leben nach dem Feuersturm an den Berg zurück. Innerhalb eines Jahres ist ein erstarrter Lavastrom kaum mehr zu erkennen: Schnee und Regen glätten das Gelände, große Brocken zerfallen, kleine werden zu Krümeln. Mit Hacke und Schweiß erobern sich die Bauern der Umgebung ihren Teil zurück. Und irgendwann, irgendwann einmal bringt die verbrannte Erde alles zurück, was sie sich einmal nahm: Obst und Gemüse, daß den Norditalienern die Augen übergehen, von Artischokken bis Zitronen.
Bis zum nächsten Ausbruch.

In der Heimat der Titanen

Unheimlich ist vor allem das Grollen. An die Rauchwolke am Gipfel haben wir uns mittlerweile gewöhnt, doch das dumpfe Rumoren spüren wir bis in die Haarwurzeln. Der Boden scheint uns nicht mehr sicher unter den Füßen. Immer wieder müssen wir hinaufblicken zum Hauptkrater: Steht ein Ausbruch kurz bevor? Die neue Ätna-Seilbahn bringt uns auf 2600 Meter über dem Meer. Die Bergstation steht inmitten erstarrtem Lavachaos; ein Weltraumlaboratorium auf einem fernen Planeten. Rundherum der Müll der letzten Katastrophe: Wie Streichhölzer bog und knickte glühende Lava die Masten der Seilbahn beim letzten Ausbruch, nun recken sie ihre Gerippe makaber in den Himmel. Von den Gebäuden ist nichts mehr zu sehen, sie sind weggefegt worden, zugedeckt, verbrannt oder geschmolzen.
Ein eisiger Wind weht über die kahlen Flächen. Vereinzelt liegt feiner Pulverschnee, es ist Winter am Ätna. Wie auf einer breiten, gegen oben spitz zulaufenden Treppe gewinnen wir langsam an Höhe. Den Hängen entlang wabbert ein Wolkenmeer, aus einigen Löchern darin funkelt, gleißt und glitzert die See unter den Strahlen der flachen Wintersonne. Hinter dem verlassenen Observatorium, auf rund 2900 Meter, wird es plötzlich wärmer. Vereinzelte Dampfwolken säuseln gespenstisch zwischen den Lavabrocken hervor. Der typische Geruch von Schwefel steigt uns ätzend in die Nase. Der erste Gruß des Titanen an die Zwerge, die es wagen, ihn hier oben zu besuchen. Doch der Wind ist günstig, er treibt die gigantische weiße Dampfwolke von uns weg.

Ein paar vorsichtige Schritte noch, dann stehen wir am abschüssigen Kraterrand und blicken unsicher hinab. Zwei-, dreihundert Meter tiefer beginnt die Hölle: Am Grund des Kraters, einer ebenen Fläche von der Größe mehrerer Fußballplätze, klaffen verstreut einige Löcher – bis zum Rand angefüllt mit flüssigem Feuer. Rauch qualmt und stinkt. Das Grollen ist hier oben nicht mehr weit entfernt und undefinierbar, jetzt können wir die Töne unterscheiden: hell gurgelnd, wenn das brodelnde flüssige Dunkelrot bis zum Rand des Loches hochschwappt, dumpf rollend, wenn sich der Spiegel der feurigen Flüssigkeit etwas ins Loch absenkt. Die Erde scheint sich ununterbrochen zu bewegen.
„Achtet auf diese Löcher im Krater", hatte uns ein sizilianischer Bergführer erzählt. „Wenn sie bis oben angefüllt mit Lava sind, steht ein Ausbruch bevor. Wenn keine glühende Flüssigkeit zu erkennen ist, ist das Reservoir des Ätna noch nicht voll, und die Gefahr ist noch nicht so groß." Doch von Vulkanologen hörte man auch Beruhigendes: Der Ätna ist keiner jener Vulkane, die explosionsartig ausbrechen und in Sekundenschnelle Tod und Verderben herumschleudern, auch wenn er als einer der tätigsten Vulkane der Welt gilt. Charakteristisch für den Ätna sind Hunderte von Nebenkratern, Spalten und Rissen, die alle als Ausbrecher in Frage kommen. Diese Spalten reichen bis zu zwanzig Kilometer ins Erdinnere – und wer weiß schon, was dort unten vor sich geht?
So wie am 12. September 1979. 150 Touristen standen an diesem Tag am Gipfel des Berges und genossen die Sicht ins geheimnisvolle Innere des Zentralkraters. Um 17.47 Uhr explodierte ein vor wenigen Tagen eingestürzter Schlot, große Blöcke wurden umhergeschleudert, neun Menschen getötet und 23 verletzt. „Ein untypischer Ausbruch", diagnostizierten die Fachleute. „Ich lasse euch keine Ruhe", hat der Berg gesagt.
Die Ratschläge des bergerfahrenen Sizilianers betreffen aber auch die alpine Seite einer Ätna-Besteigung: Man hat hier

Seite 90/91:
„Der Erde Glut aus Bergestiefen quillt."
Friedrich Hölderlin: Der Tod des Empedokles

schon lange die Nase voll von leichtsinnigen Leuten, die, alle Warnungen in den Wind schlagend, aus einer mißlichen Lage gerettet werden mußten, weil ein Unwetter hereinbrach oder Nebel die Sicht raubte.

Wir fühlen uns jetzt – trotz alpinistischer Erfahrung und Ausrüstung – nicht mehr ganz so wohl. Vom Kraterrand queren wir auf blanken Eisplatten hinüber zum gegenwärtig höchsten Punkt des Ätna, auf rund 3350 Meter über dem Meer. Auf der Nordseite des Berges herrscht strenger Winter, Pulverschnee hat die scharfkantigen Lavabrocken überzuckert, daran hängen feine gelbe Kristalle erstarrten Schwefels. Am Kraterrand der Bocca Nueva, eines der aktivsten Krater des Ätna, entlang müssen wir uns Taschentücher vor Mund und Nase binden, da wir nun auf die Leeseite des rauchenden Loches kommen. Die kleinste Dosis dieses Rauches einzuatmen schmerzt teuflisch! Wir husten uns beinahe die Lunge zum Hals heraus. Einer spuckt Blut. Alle paar Meter steigen kleine Qualm- und Dampfwolken aus dem Berg, es ist kaum noch zum Aushalten. Wir setzen vorsichtig Tritt vor Tritt, bereit, jederzeit zurückzuweichen, sollte sich plötzlich ein Schlund vor uns auftun. An einer vereisten und überhängenden Stelle des Grates drehen wir um. Im Laufschritt hetzen wir die Flanke hinunter, achten nicht auf die scharfkantige Lava, die unsere Schuhe aufreißt, als wären sie aus Papier. Nur weg von diesem verdammten, ätzenden Rauch. Im Sattel reißen wir uns die Tücher vom Gesicht und atmen tief durch, aber noch stundenlang danach reizt der scharfe Geruch die Schleimhäute – er sitzt in den Kleidern und überall. „Nun haben wir unsere fünfjährige Dosis Ruhrgebiet intus", meint einer ironisch.

Die Kräfte der Natur

Es wird Abend, und wir steigen ab. Gespenstisch geht die Sonne im Meer hinter der Stadt unter. Catania ist gleichermaßen Geschenk und Opfer des Ätna. Wenn der Berg Aschenregen speit, knallen die Autos auf den glitschig gewordenen Straßen der Stadt massenweise ineinander. Aber wenn er friedlich daliegt, versöhnt sich das Herz des Sizilianers mit dem Ätna. Niemand sonst hat einen solchen Berg.
Der Abend taucht die Höhen des Vulkans in ein merkwürdiges Licht, wie wir es noch nie gesehen haben: Intensivste Rot- und Purpurtöne flimmern auch nach dem Verschwinden des Sonnenballs äußerst hell am Himmel, so, als ob die ganze Welt ein einziges Flammenmeer wäre. Und unter uns faucht, knallt und speit der aktive Krater. Wir haben einen Logenplatz, direkt über der Feuerhölle, manchmal, wenn der Ausbruch ganz besonders heftig ausfällt, fliegen glühende Gesteinsbrocken bis zu uns herauf. Wir denken an die Worte des Bergführers: „Wenn der Schlund bis obenhin mit flüssigem Feuer voll ist, dann muß es heraus. Irgendwo. Du weißt nie ganz genau, wann und wo." Jetzt knallt es wieder wie bei tausendfachem Schießen, und kubikmeterweise wirbelt glühendes Gestein durch die Luft, als wäre es Pappe. Dann herrscht für einige Sekunden gespenstische Ruhe, bis ein Nebenkrater zischend und fauchend eine stinkende graue Rauchwolke hinausbläst. Aus dem speienden und spuckenden Krater tritt pausenlos flüssiges Magma aus, zwei riesige Ströme fließen unaufhörlich und unaufhaltsam tiefer, trennen sich, um sich einige hundert Meter weiter unten wieder zu vereinigen. Ein schauriges Schauspiel.

Nur wenige Kilometer weiter ist es tödlicher Ernst. Die Bewohner des Dorfes Zafferana werden ihre Häuser verlassen müssen, wenn die Eruption nicht bald versiegt. Ein Tourist neben uns verbreitet Optimismus. „Wenn die Ausbrüche im Val delle Bove stattfinden, sind sie meist nicht so ergiebig. Außerdem ist dieses Tal so groß, daß es jede Menge Lava aufnehmen kann." Er verrät uns nicht, woher er seine Weisheit nimmt. Aber wie's so ist, wenn irgendwo eine Katastrophe eintritt, finden sich sofort berufene Propheten.

Der Ausbruch – abschreckend und anziehend zugleich

Auto staut sich an Auto auf der Straße vom Berg hinab nach Giarre, nur im Schrittempo kommen wir vorwärts. Zu Tausenden sind sie gekommen, fahren oder stehen am Straßenrand, schauen hinauf, zeigen, winken, gestikulieren, diskutieren. Der Polizist an der Straßensperre bei Zafferana ist nicht mehr zum Scherzen aufgelegt: „Jedesmal dasselbe", schimpft er, „der Vulkan bricht aus, und die Leute wissen nichts Gescheiteres, als hierhin zu fahren und die Straßen zu verstopfen. Das ist eine Tragödie, keine Touristenattraktion!" Er hat natürlich recht. Aber wir verstehen auch jene, die sich von der Urgewalt des Naturereignisses angezogen fühlen. Das Dilemma hat Hochkonjunktur am Ätna; wir begegnen ihm auf Schritt und Tritt.
Am Abend dann, den Naturgewalten, und der Verkehrslawine entronnen, läuft die grausige Fortsetzungs-Show in der guten Stube im TV weiter: Glühende Lava wälzt sich zäh und klebrig talwärts, Armeebagger stoßen Erdwälle auf, um den heißen Strom ins natürliche Bachbett und somit am Dorf vorbei zu leiten. Mit emotionsloser Stimme kommentiert der Nachrichtensprecher aus Rom, wie schnell der Strom sich talwärts bewegt, wie wenige Meter er nur noch von den ersten Häusern entfernt ist und was der Beamte X und der Armeeoffizier Y dazu meinen. Auch die Zeitungen sind voll davon: „Zafferana vor der Evakuation?" verkündet die Schlagzeile unheilschwanger, und der aus Rom angereiste Zivilschutzminister läßt sich verlauten: „Wir sind auf alles gefaßt." Zwei Tage später eine Art Entwarnung: „Ihr könnt beruhigt sein", zitiert „La Sicilia" den Experten Franco Barberi. Begründung: „Die Lava fließt langsamer." Doch nur für einen Tag, denn 24 Stunden später schreit der Zeitungstitel in sechs Zentimeter großen Lettern: „Etna, neue Gefahr!"
Leben mit dem Berg, der gibt und nimmt. Man ist beunruhigt, hat Angst um Hab und Gut, ja um die ganze Existenz. Viele

finden sich zu öffentlichen Informationsabenden im Gemeindehaus von Zafferana ein, andere gehen in die Kirche. Die Behörden verbergen ihre Nervosität hinter hektischer Betriebsamkeit. Soldaten aus dem Norden Italiens kämpfen mit schwerem Gerät gegen die Naturgewalten; der Ausgang der Schlacht ist ungewiß. „Früher war das hier ein fruchtbares Tal, voll von Äpfel-, Kirsch- und Birnbäumen", sagt ein Gemeinderat von Zafferana, „nun ist alles hin." Abends dann, mit Einbruch der Dunkelheit, wird das Ereignis vollends zum Spektakel. Zu Tausenden pilgern die Menschen hinauf gegen den Monte Zoccolaro, um von oben herab, aus sicherer Entfernung, einen Blick zu erhaschen auf den rotglühenden Lindwurm, der sich unaufhaltsam talwärts wälzt. Die Stimmung ist andächtig, fast feierlich. „Er sieht aus wie ein Gletscher", flüstert ein Soldat aus Südtirol. „Ja", pflichtet der Kamerad bei, „aber er bringt den Tod."
In Zafferana Etnea verläßt keiner sein Haus freiwillig.

Tödliche Chronik

Tot war hier alles, irgendeinmal. 1928, in einem der katastrophalsten Ausbrüche der Geschichte, verwüstete die Lava fast achthundert Hektar Wald- und Obstplantagen und deckte beinahe die gesamte Gemeinde Mascali zu. Der Magmafluß stoppte nach zehn Tagen nur 1,2 Kilometer vom Meer entfernt. 1971 wurden in einem 69tägigen Ausbruch Vulkanwarte und Seilbahnstation sowie weitere, tiefergelegene Häuser auf der Südseite zerstört, und die Lava bedrohte die Siedlungen Fornazzo und S. Alfio auf der Ostseite. 1981 floß ein Lavastrom auf Randazzo zu, unterbrach die Circumetnea-Eisenbahnlinie und stoppte nur 50 Meter vor der Straße. Er bedrohte auch die Stadt Randazzo auf der Nordwestseite des Berges. 1983 ergossen sich an der Südseite mehrere Lavaströme, und 100 Millionen Kubikmeter Lava begruben erneut die Seilbahn, weitere Gebäude und sechs Quadratkilometer Agrarland. Rauchwolken schleuderten Asche siebeneinhalb Kilometer hoch und 150 Kilometer weit in die Luft. An diesen Tagen wurde sogar die Wäsche der Hausfrauen von Kalabrien schmutzig.

Nachtrag

Der Ausbruch, von dem hier die Rede ist, begann am 14. Dezember 1991. Ende Januar schien der Krater im Val di Bove zur Ruhe zu kommen, der Magmastrom zu versiegen. Es schien, als ob die Dämme hoch genug und die Auffanggruben tief genug gemacht worden wären. Die Menschen konnten wieder ruhiger schlafen. Aber zehn Tage vor Ostern, im April 1992, aktivierte sich derselbe Krater, mehrere neue Lavaströme flossen über die alten hinweg, füllten die Täler auf und brachten Zerstörung über das Kulturland der umliegenden Dörfer. Am Gründonnerstag stand der glühende Magmastrom 800 Meter vor dem Ort Zafferana. Unsicherheit und Unmut machten sich breit: Die Auffangbecken und Dämme seien ungenügend, viel zu klein gebaut worden, diktierten Einwohner den Reportern in die Mikrophone. Jetzt werde man selber neue Gräben graben. Man werde sich von keinem auswärtigen General mehr etwas befehlen lassen, sagte ein Mann mit fester Stimme. Und trotzig hat einer „Grazie Governo" auf die Mauer des Hauses gesprayt, das der Flammenstrom als erstes erreichte.
Das Militär blieb natürlich trotzdem. Und neues kam dazu. Große Hubschrauber von einer amerikanischen Militärbasis warfen Betonblöcke ab, die den Krater verstopfen sollten, Sprengminen, die den riesigen Lavafluß in mehrere kleine zerteilen, die rascher erkalten. Bulldozer schütteten einen Damm auf; die Strategen hatten sich ihr Schlachtfeld eingerichtet. Im Rathaus beugten sich die Generale und Minister über Karten und Pläne. Draußen spuckte der Krater flüssiges Feuer.
Die Einwohner von Zafferana aber holten ihre Madonna aus der Kirche, gingen damit auf die Straße und taten, was sie in der Vergangenheit immer getan hatten, wenn die Lava ihre Häuser bedroht hatte: beten. Und die Lava verlangsamte sich. Man mag darüber denken, wie man will: Es seien die Minen gewesen oder die Muttergottes, aber die Lava verlangsamte sich.
Einige Zeit später habe ich diese Begebenheit einem Sizilianer aus Catania erzählt. Er hörte sie sich an, dachte nach und sagte mit einem tiefgründigen Lächeln: „Ja, der Pfarrer von Zafferana kennt den Berg. Er weiß, wann eine Prozession erfolgversprechend ist."

Faszination Mountainbike

Mit dem Bergradl in Korsika

Von Sandra Schernhuber*

Ein neuer Typ von Fahrrad hat in der Welt des Radsports seinen Siegeszug angetreten, ein Rad, auf dem der Fahrer sich auf ungepflasterten Straßen und Wegen fortbewegen kann, neuen Herausforderungen ins Auge blickt und die Natur „hautnah" erlebt: das Mountainbike. Diese neue Sportart zieht immer mehr Menschen in seinen Bann, da sie unendlich viele Herausforderungen an Geist und Körper stellt und einem unvergeßliche Naturerlebnisse mit Wäldern, Flüssen und Bergen bietet. Bei den Menschen scheint ein Umdenken eingesetzt zu haben. Der neue Slogan lautet „Zurück zur Natur", verbunden mit Abenteuergeist. Immer mehr wird ein Ausgleich zu Hektik, Lärm, Luftverschmutzung und Berufsstreß gesucht. Das Mountainbike gibt nun die Möglichkeit, die Natur ganz neu und anders zu genießen und den Bewegungsradius zum Beispiel gegenüber dem Wanderer entscheidend zu vergrößern. Biken ist „in", aber es stellt sicherlich keinen kurzlebigen Trend dar, denn das Mountainbike hat das Radfahren wieder gesellschaftsfähig gemacht: Zwischen 1980 und 1990 war Radfahren die am meisten wachsende Freizeitbeschäftigung. Auch die Tourismusbranche greift immer mehr das Bedürfnis nach Körpererfahrung und Körpernutzung auf – die Reiseveranstalter verbuchen ein steigendes Interesse an „Aktivurlauben". Mit dem Mountainbike als attraktives Sportgerät ist es durchaus möglich, daß wieder mehr – vor allem junge Leute – vom Meer oder See in die Berge gebracht werden könnten. Völlig neuartige Sport-, Freizeit- und Erlebniswochen – gekoppelt mit anderen Aktivitäten – könnten in herrlicher Naturkulisse angeboten werden. Aber in diesem Fall muß es in der Hand von speziell geschulten Guides liegen, die Teilnehmer in Hinblick auf Naturschutzfragen zu sensibilisieren und ihnen vor Augen zu führen, welche Probleme für die Natur durch Unwissenheit und Unverstand entstehen können. Denn oft wird diesen Natursportlern vorgeworfen, sie würden Natur und Umwelt zerstören, Land- und Forstwirtschaft beeinträchtigen, Wanderer gefährden und das Wild aufschrecken. Daß dies natürlich alles mit dem Mountainbike zu bewerkstelligen wäre, ist klar, vorausgesetzt, man rast gedankenlos durch die Landschaft, und daß es solche „schwarzen Schafe", die weder auf die Natur noch auf die Menschen Rücksicht nehmen, auch unter Mountainbikern gibt, ist traurig aber leider auch wahr. Doch könnte der wesentlich höhere Prozentsatz der vernünftigen Biker durch Aufklärung und mit gutem Beispiel das Fehlverhalten einzelner geringer halten. Alle Bergradler zu verdammen ist weder gerecht noch zielführend. Probiert es zuerst einmal aus und ihr werdet sehen, wie faszinierend diese Sportart wirklich ist!

Wie alles entstand!

Schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde das Fahrrad auch im Gebirge eingesetzt. Die Menschen konnten sich natürlich in der Zeit des Wiederaufbaus nicht allzu viel leisten, und so blieb das Rad, insbesondere für die Bergsteigergeneration, die einzige Möglichkeit, um das geliebte Gebirge zu erreichen. Die Räder wurden mit Gepäckträger ausgestattet, und die Hochgebirgsrucksäcke waren zugleich die Packtaschen. Sogar Zelte und Skier wurden mitgenommen – diese wurden kurzerhand am Rahmen festgebunden. Daß es nun fast unmöglich war, mit solchen Lasten, fehlender Schaltung und einzig und allein mit reiner Muskelkraft die Berge zu bewältigen, ist verständlich. Aber es gab nicht nur bergauf, sondern auch bergab Probleme: die Rücktrittbremse litt oft an Überhitzung, und so kam es nicht selten zum Blockieren des Rades. Um die Bremswirkung zu erhöhen, band man hinten am Rad Latschen und Tannenäste an. Um auch noch die Kletter- und Eisausrüstung mitnehmen zu können, verwendete man auch noch leichte Radanhänger.

Das Mountainbike im heutigen Sinne erschien erst gegen Ende der 70er Jahre. Wohl gab es aber schon seit 1902 nationale Titelkämpfe im Querfeldeinrennsport oder Cyclocross. Die Crossrennmaschinen weisen heute eine ähnliche Rahmengeometrie auf wie die Mountainbikes. Diese Cross-Wettrennen haben sicherlich auch als Vorbilder für die heutige Mountainbike-Wettkampf-Szene gedient, sowohl was den Modus als auch was das Material, sprich Rad, betrifft. Seinen Anfang nahm alles angeblich 30 Kilometer nördlich von San Francisco, genauer gesagt im 5000-Seelen-Ort *Fairfax*, an den Hängen

* Unsere Autorin hat an der Sportuniversität Wien bei Prof. Dr. Hannes Strohmeyer eine Diplomarbeit „Mountainbike – Sport und Umweltproblematik" eingereicht, die auch als Grundlage für diesen Beitrag herangezogen wurde.

Die bizarrsten Tafoni-Felsen erreicht man entweder zu Fuß oder – mit dem Radl

des *Mount Tamalpais*, die die Offroad-Bike-Pioniere *Joe Breeze* und *Gary Fisher* mit ihren Stahlrädern hinunterrasten. *Charles Kelly* und *Tom Ritchey* zählen ebenfalls noch zu den Männern „der ersten Stunde". Fisher, Kelly und Breeze waren alle drei Mitglieder desselben Fahrradclubs. Als sie um 1973 entdeckten, daß junge „Freaks" auf alten Schwinn-Farrädern aus den dreißiger Jahren die Schotterwege des Mount Tamalpais hinunterfuhren, hatten sie zu anfangs nur Spott für diese übrig. Doch schon bald kamen sie durch einen Freund näher in Kontakt mit dem sogenannten „Ballonreifenfahrrad". Der amerikanische Farradhersteller *Ignaz Schwinn* importierte 1932 von einer Europareise die ersten Ballonreifen aus Deutschland und brachte kurze Zeit später das Modell Schwinn Cruiser mit einem ausgefallenen, motorradähnlich geschwungenen Rahmen auf den Markt. Anfangs erfüllte das Zweirad die harten Anforderungen ganz zufriedenstellend. Doch als Nachteile stellten sich bald die fehlende Gangschaltung und die Rücktrittbremse heraus. So wurden im Laufe der Zeit die bruchanfälligen Lenkstangen durch stabilere Motorradlenker ausgetauscht, Fisher ersetzte als erster die Rücktrittbremse gegen eine Trommelbremse und „Magura"-Motorradkomponenten wurden für die Bremshebel und -kabel verwendet. Weiters folgten eine Fünf-Gang-Kettenschaltung, Daumenschalthebeln und ein Schnellspanner an der Sattelstütze. Charles Kelly machte die Idee dann bekannt und war auch 1981 der Gründer des ersten Mountainbike-Magazins der Welt.
Das erste Custom-Made-Mountainbike der Geschichte konstruierte Joe Breeze: aus Chrom-Molybdän-Stahlrohren bestehend und ganze 16 Kilogramm schwer. Doch es sollte einen speziellen Mountainbike-Rahmen geben, der ein „offenes" Dreieck haben sollte, um es auch im schweren Gelände leichter tragen zu können. Und so stieß man auf Tom Ritchey. 1979 schlossen sich Fisher, Kelly und Ritchey zusammen und gründeten eine eigene Vertriebsfirma für Ritchey-Bikes, die erstmals unter dem Namen „Mountain-Bikes" verkauft wurden. Auf eine Fahrradmesse in *Long Beach* stellten sie 1980 ihre neuen Räder vor und sie wurden mit Begeisterung aufgenommen. Das erste serienmäßige Mountainbike der Geschichte – der „Stumpjumper" von Specialized – angefertigt von *Tim Neenan* ließ dann auch nicht mehr lange auf sich warten[3].
Shimano und *Suntour* waren dann die ersten Firmen, die die speziellen Mountainbike-Komponenten auf den Markt brachten. Der letzte, aber wichtige Schub für die Mountainbike-Entwicklung erfolgte.

Foto: Lilo Baumgartner

Erst 1983 baute Günter Sattler die ersten von deutscher Hand gefertigten Mountainbikes: die „Technobull-Räder". Aber auch andere bekannte Rahmenbauer – wie zum Beispiel *Kettler* – folgten daraufhin. Das Mountainbike war in Europa und löste somit eine wahre Lawine von Begeisterung, Enthusiasmus und Ambition aus.

Womit biket man heute?

Grundsätzlich hat sich natürlich auch das Mountainbike aus dem Fahrrad entwickelt. So sind im Laufe der Zeit Räder auf den Markt gekommen, die zwar mit dem „normalen" Fahrrad beziehungsweise in weiterer Folge mit dem Mountainbike verwandt sind, aber deren Nutzungsschwerpunkte doch in eine etwas andere Richtung gehen. Dennoch sind die Grenzen zwischen den diversen Fahrradtypen fließend. Der potentielle Käufer sollte möglichst jenes Modell wählen, welches seinen Ansprüchen und den häufigsten Nutzungsarten am meisten entspricht. Das heißt, bevorzuge ich eher die Stadt – brauche ich es dort als bequemes, umweltfreundliches Transportmittel, so werde ich eher ein Citybike, welches mit Licht, Schutzblechen, Gepäckträger und Parkständer ausgerüstet ist, nehmen. Citybikes ermöglichen eine aufrechtere Sitzposition und sind auch oft nur mit eine 5-, 10- oder 12-Gang-Schaltung ausgestattet.

Bin ich interessiert, mit meinem Rad lange, ausgedehnte Touren auf Asphalt oder feinem Schotter zu machen, dann werde ich ein Trekkingbike wählen. Dieses wird meist – wie das Mountainbike – mit einer Schaltung zwischen 15 und 21 Gänge angeboten. Oft wird es mit einem Rennlenker versehen, da dieser für lange Strecken verschiedene Griffpositionen ermöglicht und dazu kommen noch Schutzbleche, Beleuchtung und Gepäckträger.
Will ich aber auch auf Schotterstraßen oder schmäleren Wegen bergauf oder bergab fahren, dann werde ich mich eher für ein Mountainbike entscheiden.

Die Felsen im Forêt de Fangu laden ein zum „Trial-Biken" – mit anschließendem Bad im glasklaren Wasser des Baches

Was ist eigentlich ein „Mountainbike"?

Ich würde ein Mountainbike folgendermaßen definieren: Ein Mountainbike ist ein Fahrrad mit breiten Reifen und starkem Profil, einem breiten Lenker und einem ergonomisch, leicht und robust gebauten Rahmen. Die Schaltung kann 15 bis 21 Gänge haben und ist durch Daumenschalthebel leicht zu betätigen. Spezielle Bremsen zeigen eine rasche und sichere Bremswirkung.

Wie schon erwähnt prägte Gary Fisher 1979 erstmals den Begriff „Mountainbike" (abgekürzt MTB), obwohl dieser wörtlich übersetzt „Bergrad" heißt und nur eine der Nutzungsmöglichkeiten bezeichnet. Es wurde vielfach versucht, andere Bezeichnungen für dieses Fortbewegungsmittel zu finden, aber der Begriff „Mountainbike" hat sich schon so eingebürgert, daß man schlußendlich bei dieser gängigen Bezeichnung geblieben ist.

Das Mountainbike unterscheidet sich sehr deutlich von einem Rennrad beziehungsweise von seinen Vorgängern. Die Distanz zwischen den Laufrädern, daß heißt der Radstand, ist länger als beispielsweise bei einem Rennrad; daraus und aus dem Winkel der Rohre zueinander ergibt sich die spezielle Geländegängigkeit. Da das Lenkverhalten jedoch durch den zu langen Radstand verschlechtert wird, muß das Sitzrohr steiler gestellt werden; das Rad läuft so beim Bergabfahren wieder stabil geradeaus und reagiert bereits bei den kleinsten Lenkbewegungen. Die Klettereigenschaften des Mountainbikes ergeben sich aus der Verkürzung der Hinterstrebe, das heißt das Hinterrad wurde näher an das Sitzrohr herangebaut. Durch die neuen Rahmenmaterialien, wie Titan, Aluminium und Carbon, kann das Gesamtgewicht des Mountainbikes deutlich verringert werden.

Bei den heutigen Bremsen reichen schon ganz minimale Handkräfte, um die Räder zum Blockieren zu bringen. Die Schaltung trägt durch ihre Übersetzungsmöglichkeiten dazu bei, daß immer extremere Steigungen bewältigt werden können, ohne absteigen zu müssen (vorausgesetzt, es ist entsprechende Kondition vorhanden!).

Auch kann man je nach Nutzungsschwerpunkt das passende Reifenprofil wählen: Wenn viele Kilometer auf der Straße gefahren werden, ist ein enges Stollenprofil oder ein völlig profilloser Reifen, ein sogenannter „Slick", von Vorteil. Für glatten und schlammigen Untergrund wäre ein Profil mit größeren und tieferen Abständen anzuraten, da mit diesen Reifen die Bodenhaftung größer ist. Durch den Reifendruck kann ebenfalls die Steigfähigkeit noch erhöht werden – bei Schnee, Sand, Matsch oder lockeren Untergrund ist weniger Luftdruck (zirka 1,7 bar) vorteilhaft.

Nach dieser Einführung über das Mountainbike will ich auf das „Abenteuer Biken" eingehen. Anfangs war ich sehr skeptisch gegenüber dieser „Modeerscheinung" eingestellt. Ich konnte nicht glauben, daß es so unheimlich faszinierend sein sollte, auf diese Art durch die Lande zu radeln. Was konnte noch annähernd so schön sein, wie durch meterhohen Tiefschnee mit den Skiern zu Tale zu schweben oder die Natur

Foto: Sandra Schernhuber

beim Skitourengehen oder Bergsteigen zu genießen? Ich wurde eines Besseren belehrt! Wer einmal auf einem Mountainbike gesessen ist, die Natur liebt, aber auch nicht gewissen Anstrengungen abgeneigt ist, wird nicht mehr davon loskommen. Achtung Ansteckungsgefahr! Enthusiastisch ergründeten mein Freund und ich in unseren Lernpausen radelnd die Umgebung rund um Wien, und an den Wochenenden rückten wir zu größeren Touren in meinem Heimatbundesland Oberösterreich aus. So wurde schließlich die Idee geboren, auch den Sommer mit einem Bikeurlaub auszufüllen. Aber wohin? Nach langem Hin und Her überlegen stießen wir auf Korsika. Ein Gebirge mitten im Meer. Felslandschaften liegen gleich neben Stränden – ein hervorragender Tummelplatz für Biker!

Korsika, die Insel der 1000 Düfte

Viele Berichte in den einschlägigen Bikezeitschriften und von Freunden, die diese Insel schon besucht hatten, machten uns neugierig auf dieses Eiland mitten im Meer zwischen Frankreich und Italien. Napoleon soll schon Korsika an seinem Duft erkannt haben. Daß wir dieses Stückchen Erde selbst erkunden wollen, stand nicht mehr zur Debatte, doch wie sollte diese ganze Reise geplant werden? Sollten wir unser gesamtes Hab und Gut aufs Rad packen, oder doch lieber mit dem Auto von einem Punkt zum anderen tingeln? Sicherlich ist es ein unvergleichliches Abenteuer und Erlebnis nur mit dem Rad unterwegs zu sein, wir entschieden uns schließlich aber doch für die zweite Variante, vielleicht war es eine Art Sicherheitsdenken, oder nur die Vorstellung, was vier Personen, die fünf Wochen radfahren, für Gepäck benötigen.

So kam es, daß wir kurze Zeit später stolze Besitzer eines Kleinbusses waren. Er war zwar in der Anschaffung billiger als jedes einzelne unserer Mountainbikes gewesen, doch wie sich herausstellen sollte, tat er seinen Dienst sehr gut. Unser Transportproblem war also gelöst.

Korsische Wanderwege sind nicht immer leicht zu befahren. Doch am Ende lockt das Meer

Am 14. August war es dann soweit. Vollgepackt bis unters Dach nahmen wir Kurs auf Korsika. Auf der Fähre von Livorno nach Bastia ergatterten wir einen herrlichen Freiluftplatz direkt am Bootsbug, um die ersten zu sein, die die „Insel der Schönheit" erspähten.
Der erste Eindruck von *Bastia* ist jedoch nicht sehr überwältigend, besonders dann nicht, wenn man von der Fähre kommend sogleich in Richtung Süden aufbricht. Häßliche Bauten im Stil der Sechziger Jahre, riesige Einkaufszentren, Hitze, ein wahres Industriegebiet zieht sich an der Hauptstraße Richtung Süden entlang. Wir waren das erstemal froh, in unserem Bus zu sitzen und uns nicht auf unseren Bikes im Verkehr durch dieses radlerfeindliche Gebiet quälen zu müssen.
Unser erstes Ziel war zwecks „Akklimatisation" der Campingplatz „Corsicana", welcher ca. 16 Kilometer vor *Aleria* in Richtung Süden liegt. Wir wollten uns langsam auf unseren Urlaub einstimmen und anfangs so richtig die Sonne und das Meer genießen. Nach wochenlangen harten Ferienjobs schämten wir uns nicht, uns drei Strandtage mit Volleyballspielen, Schnorcheln und Faulenzen zu gönnen. Diese erholsamen Tage am Strand boten uns die Möglichkeit unsere Radtouren an Hand der Karten und Bücher genauer zu planen.
Wir wollten als erste Station die Umgebung rund um *Solenzara* erkunden, doch machte eine Panne, genauer ein kaputtes Kugellager, bei meinem Mountainbike uns einen Strich durch die Rechnung. Unsere Touren fingen also schon mit einer Panne an; es sollte Gott sei Dank die letzte sein, bei der wir fremde Hilfe benötigten. Da sich das einzig gut sortierte Radgeschäft in Bastia befindet, hieß die Devise: Auf nach Bastia und die Routenplanung neu koordinieren. Am Abend war das Rad fertig und wir beschlossen, in den nächsten Tagen das *Cap Corse* mit unseren Mountainbikes zu bewältigen. Um immer auf der sicheren rechten Seite des Berges zu sein, befuhren wir diese Landzunge im Uhrzeigersinn. Wir fuhren mit unserem Bus über den *Col de Teghime* nach *Marine de Farinole* – an der Westküste des Caps gelegen. Dort übernachteten wir auf einem kleinen Campingplatz um am nächsten Tag frühmorgens für unsere erste Tour fit zu sein.

Das Cap Corse

Ideale „Offroad-Pisten" zu finden, ist auf Korsika eigentlich relativ schwer, da die Insel zwar von Forst- und Hirtenwegen durchzogen wird; diese enden aber oft im dornigen Gestrüpp der Macchia oder vor unbezwingbaren Felsbarrieren. Abstecher ins Gelände sind also meist mit mehr oder weniger langen Tragepassagen verbunden.
Deshalb wichen wir oft auf die lohnenden Paßstraßen und Übergänge aus. Die gesamte Insel ist von kurvigen, meist sehr schmalen Nebenstraßen durchzogen, auf denen fast überhaupt kein Verkehr ist. Zwar werden diese Strecken in den Straßenkarten als asphaltiert bezeichnet, doch das korsische Klima setzt den Belägen teilweise stark zu, was das Mountainbike ohnehin zum idealen Weggefährten werden läßt.

Fotos: S. Schernhuber

Obwohl das Cap eines der beliebtesten Ausflugsziele für Touristen ist, entschieden wir uns dennoch den „Course de Cap Corse" mit dem Rad zu bestreiten, hatten wir doch schon viel über das herrliche Panorama auf dieser Küstenstraße gehört. Und wir wurden nicht enttäuscht!
Da wir sehr früh aufgebrochen waren, hatten wir wenig Verkehr. Der Blick über das Meer, die schroffen Felswände und die schwarzen Sandstrände unter uns – es war einfach herrlich. Ein Gefühl von Freiheit, Ruhe, Zufriedenheit und Romantik packte uns unwillkürlich. In der stechenden, unangenehmen Mittagshitze stärkten wir uns in einem netten Restaurant, welches praktischerweise gleich neben einem kleinen aber abgeschlossenem Strand lag, wo wir ungeniert die Hüllen – und uns ins Wasser fallen lassen konnten. Nach weiteren beeindruckenden 50 Kilometern sollte unsere Tour in *Port de Centuri* enden. Ausgehungert von unserer ersten Tour wollten wir uns sofort irgendwo niederlassen. Doch so nett dieses Örtchen auch war, so touristisch waren auch die Preise. Da uns dann der Campingplatz auch nicht sehr einladend erschien, beschlossen wir, noch an diesem Tag von der Westküste bis zur Ostküste nach *Macinaggio* weiterzufahren um dort unsere Zelte aufzuschlagen.
Am darauffolgenden Tag wollten wir vom Campingplatz aus den Berg hinauf ins Landesinnere nach *Botticella* fahren. Nach zwölf Kilometern Bergfahrt erreichten wir die Abzweigung nach *Tollare*, einem kleinen Fischerdorf an der Nordseite des Caps. Hinunter zum Meer wand sich eine kleine, holprige Straße, die gerade Platz genug für ein Auto ließ. Während der gesamten Fahrt bot sich uns ein beeindruckendes Panorama. Der Strand von *Barcaggio* genügte uns nicht, wir wollten lieber alleine unsere Siesta verbringen. Abgesehen davon wollten wir erkunden, ob es nicht möglich wäre, auf einem Weg entlang der Küste wieder nach Macinaggio zu gelangen. Doch obwohl auf den Karten ein Weg verzeichnet war, war nach zwei Kilometern beim *Tour d' Agnello* Schluß. Bis dorthin führte zwar eine schmale Straße durch die Macchia, aber das wuchernde Gestrüpp machte diese schon bald unbefahrbar. Wir kamen nur zu einem dieser vielen Aussichtstürme dieser Insel, die

Kein Ende nehmen will der Weg zum Col de Vergio, mit 1470 m der höchste Straßenpaß auf Korsika

noch aus der Zeit stammten, als man die Insel gegen etwaige Angreifer verteidigen mußte. Wir fanden schließlich eine kleine, einsame Bucht, wo wir uns für die schweißtreibende Rückfahrt ausrasten konnten.
Die letzte Teilstrecke unserer Cap-Corse-Umrundung war bei weitem nicht so schön wie die Westseite der Küste. Je weiter man in Richtung Bastia kam, desto protziger wurden die Häuser und Villen, die die Straßen säumten, und desto mehr Autoabgase mußten wir einatmen. Trotzdem erreichten wir wohlbehalten unseren Bus, den wir am Campingplatz in Marina de Farinole zurückgelassen hatten. Noch am selben Abend erreichten wir mit dem Bus unser nächstes Ziel *Calvi*, von wo aus wir unsere nächsten Touren unternehmen wollten.

Calvi – das korsische Cannes

Calvi ist eine mondäne, sehr schöne Stadt, aber gerade deswegen wahrscheinlich voller Touristen und sehr teuer. Als auffälligste Sehenswürdigkeit gilt die „Zitadelle" – die Festung oberhalb von Calvi. Diese Stadt war gegen Ende des 13. Jahrhunderts militärisch von größter Wichtigkeit und deshalb auch vielen Angriffen ausgesetzt.
Der Sandstrand Calvis ist sicherlich gute vier Kilometer lang und an und für sich sehr schön, doch ist hier eindeutig zu viel Betrieb – wie die Ölsardinen liegen Touristen dicht nebeneinander. Deshalb planten wir schon für den darauffolgenden Tag unsere nächste Tour: Sie sollte von unserem Campingplatz, der ca. drei Kilometer außerhalb Calvis in östlicher Richtung lag, zum *Forêt de Bonifatu*, dann weiter über einen Teil der *Grande Randonneé 20* (GR 20) nach *Calenzana* und wieder zurück nach Calvi gehen. So brachen wir am nächsten Tag relativ bald auf, da wir nicht zu sehr in die Mittagshitze kommen wollten. Von Calvi weg ging es in südlicher Richtung, vorbei am Flughafen, ca. 18 Kilometer bergauf – anfangs nur leicht steigend, gegen Ende schlängelte sich die Straße aber schon etwas steiler den Berg hinauf, um schließlich bei der *Auberge de Forêt* zu enden. Ein breiter Wanderweg führte dann den kleinen Fluß entlang, direkt hinein in den Wald, der als Naturschutzgebiet gilt. Radfahren ist auf diesem Weg leider verboten, wie uns ein „Aufsichtsbeamter" erklärte. Wir ließen deshalb unsere Räder kurzerhand stehen und wanderten zu Fuß weiter. Ein wunderschönes Fleckchen Erde wurde uns geboten; riesige, runde glatte Felsen, die sich mit glasklaren Wasserbecken abwechselten. Ein idealer Platz um die heißen Mittagsstunden zu verbringen, um dann für die Fortsetzung unserer Tour wieder gerüstet zu sein. Gegen 16 Uhr fuhren wir ca. 2,5 Kilometer Richtung Calvi, um dann rechts in eine Schotterstraße einzubiegen. Obwohl es schon spätnachmittags war, brannte die Sonne gnadenlos auf uns herab, kein Lüftchen regte sich, keine Tiere, geschweigedenn Menschen waren zu sehen oder zu hören. In sengender Hitze quälten wir uns die Straße hinauf. Nachdem wir uns bei einer Abzweigung links gehalten hatten, stießen wir endlich auf den *Sentier tra Mare e Monti*, einen Weitwanderweg, der für all diejenigen geeignet ist, die die GR 20 als zu anspruchsvoll empfinden. Aber auch auf diesem Weg sind bei weitem nicht alle Stücke befahrbar, denn das korsische Hochgebirge ist wild und ungezähmt, und man muß damit rechnen, immer wieder abgeworfen zu werden. Von *Bocca u Corsa* in 1581 Meter Seehöhe ging es dann endlich bergab Richtung Calenzana und auf der D 151 zurück nach Calvi, wo wir uns dann noch in der Nacht zwecks Abkühlung in die salzigen Fluten warfen.

Col de Vergio – 1470 Meter über dem Meeresspiegel

Unser nächstes Ziel war *Porto* – ein 400-Seelen-Örtchen mitten in einer der beeindruckendsten Küstenlandschaften Korsikas. Steil fallen die Gipfel hier ins Meer ab. Es ergibt sich ein herrliches Farbenspiel, hervorgerufen durch die verschiedene Rotfärbung der Felsen, dem graublauen Meer und dem hinter Porto liegenden sattgrünen Wald. Und darüber steht der dunkelblaue Himmel! Atemberaubend schön.
Noch bevor wir Porto erreichten, wollten wir *Forêt de Fangu* einen Besuch abstatten, da wir auch über die Schönheit dieses Tales viel gehört hatten. Um es gleich vorwegzunehmen, wir wurden nicht enttäuscht. Wir packten unsere Räder bei *Le Fangu* aus und fuhren auf einer schmalen, holprigen Straße flußaufwärts, um dann bei *Manso* auf einen kleinen Weg, der sich entlang des Flüßchens wand, abzubiegen. Nicht nur wegen der Abkühlung waren uns die glasklaren Süßwasserbekken willkommen, sondern auch die glatten, großen Felsen gaben ein herrliches Terrain zum Biken ab. Immer von neuem versetzte uns die Landschaft Korsikas in Entzücken.

Unsere schwerste, beziehungsweise anstrengendste Tour führte uns von Porto aus auf den Paß *Col de Vergio*, welcher als höchster Straßenpaß der Insel gilt. Beim Bergauffahren ließ uns die umliegende Landschaft relativ kühl, da wir alle zu sehr mit uns selbst beschäftigt waren. Dennoch waren wir

nicht zu müde, erstmals die berühmten verwilderten korsischen Hausschweine zu entdecken, was im Grunde wahrscheinlich nicht allzu schwer ist, da sie sehr interessiert an den vorbeikommenden Touristen und deren Jausen sind.
Für diese Tour ist eine gute Kondition unbedingt notwendig: 36 Kilometer bergauf – von Meeresniveau auf 1470 Meter über den Meeresspiegel. Ein hartes Stück Arbeit, aber wir schafften es trotzdem alle und konnten dafür als Entschädigung bergab die Landschaft um so mehr genießen.

Corte – das wahre Herz Korsikas

Nachdem wir uns in einem sehr schönen Campingplatz namens „La Chiappa" drei Tage lang aktiv erholt hatten, brachen wir zu unserer letzten bedeutenden Station auf, nach Corte.
„La Chiappa" liegt ca. 15 Kilometer östlich von Porto Vecchio, direkt am Meer. Der Campingplatz hat starken Clubcharakter und bietet ein breites Angebot an Sportmöglichkeiten. Wir machten das Meer durch unsere Surfkünste unsicher, spielten Tennis und erkundeten die Gegend durch kleinere Biketouren.
Nachdem wir diesen schönen Ort verlassen hatten, erreichten wir nach einer herrlichen Fahrt durch Schluchten und das wilde Gebirge Korsikas, die alte Hauptstadt *Corte*.
Cortes heutige Bedeutung liegt nicht nur in der sehenswerten Altstadt mit seiner Zitadelle, sondern vor allem ist diese Stadt Ausgangspunkt für viele Wanderungen in den Nationalpark und in die Täler und Schluchten der Umgebung.
Wir entschieden uns, das *Restonicatal* südwestlich von Corte in Angriff zu nehmen. Eine enge, 15 Kilometer lange Straße führte von Corte bis zur *Bergerie Grotelle* (1370 Meter über dem Meeresspiegel). Wieder einmal galt es, einen Höhenunterschied von mehr als 1000 Metern zu überwinden. Die Straße hatte es streckenweise ziemlich in sich – wir mußten unsere leichteste „Untersetzung (24–30)" verwenden, um nicht absteigen zu müssen. Doch ist dieses Tal mit dem Rotondo-Gebiet und den herrlichen Bergseen *Lac de Melo* und *Lac du Capitellu* diese Schinderei auf jeden Fall wert. Nachdem wir uns auf einer Art Almhütte am Ende der Straße gestärkt hatten, stiegen wir noch weiter eine Stunde zum Lac de Melo auf, von wo wir einen herrlichen Blick auf das Tal hatten. Eine Tour gewinnt so noch einmal an Schönheit, Faszination und Attraktivität, wenn man Radfahren auch mit Wandern, oder Bergsteigen verbinden kann.
Das Ende des Urlaubs war gekommen. Gemütlich saßen wir bei ein paar Tassen Café Créme und genossen noch einmal den Blick hinaus auf das tiefblaue Meer. Korsika – ein Gebirge im Meer – wie diese Insel der Schönheit genannt wird, ist voller Vielfalt und reich an Kontrasten.
Wir kommen bestimmt wieder, vielleicht schon nächstes Jahr, aber nur mit den Rädern, den die Nord-Südpassage parallel zur GR 20 soll mindestens ebenso schön sein ...

Information, Karten ud Bücher

CORSE NORD (Bastia, Corte) und CORSE SUD (Ajaccio, Bonifacio), Nummer 73 und 74 vom Institut Geographique National im Maßstab 1 : 1.000.000. Auf Korsika selbst sind von bestimmten Gebieten auch topografische Karten im Maßstab 1 : 25.000 erhältlich.

HAUSMANN, W.: Wandern auf Korsika. Eggingen 1989.

HECKMAIER, A./HIRTLREITER, G.: Mountainbiking heute. München 1989.

PLAS, R. van der: Mountain-Bike-Praxis. München 1990.

STANCIU, U.: Alles übers Mountainbike. Bielefeld 1990.

THALER, K. P./LINK K.: Mountain-Bike-Handbuch. Oberhaching 1989.

THöNE, H.: Korsika per Rad. Berlin 1990.

Spitzbergen

Firnabfahrten unter der Mitternachtssonne

Von Herbert Hloch (Text und Fotos)

„Es ist der Fjord!" schreit Jürgen. Was wir zuerst als einen Gletschersee identifizierten, ist der Billefjorden. Wir sind glücklich, nach fünf Tagen ohne Sicht wieder die Landschaft um uns herum zu sehen, außerdem sind wir jetzt sicher, unseren Abholpunkt zu erreichen. Knapp drei Wochen in der Einsamkeit Spitzbergens gehen zu Ende. Was haben wir alles erlebt!
In Longyearbyen, dem norwegischen Hauptort von Svalbard, begann unser Unternehmen. Doch davor stand schon eine Menge Arbeit. Die Planung der Tour, die Gerhard und Jürgen seit Jahren betrieben, die Beschaffung eines Beförderungsmittels innerhalb Spitzbergens, der Transport von ca. 170 kg an Ausrüstung. Aber nun standen wir im Flughafengebäude mit unseren zwei Schlitten, den zwei großen Essenstonnen, drei Seesäcken und drei Rucksäcken und schafften erst mal alles zum Zeltplatz direkt neben dem Flughafen. Da es Wochenende war, hatten wir auch schon die ersten Probleme. Wo bekommt man Brennstoff für den Benzinkocher samstags um 16 Uhr. Wir mußten nehmen, was uns angeboten wurde, da unser Schiff am nächsten Morgen auslief. Leider bereitete uns der erworbene Brennstoff so manchen Ärger. So standen wir also Sonntag früh voller Erwartung am Kai und warteten auf die Abfahrt unseres Schiffes. Es zog sich hin. Zeiten werden in diesen Breiten nicht so ernst genommen, es ist ja immer hell.
Mit der „Fredrikstadt" ging es dann Richtung Adolfbukta. Die Fahrt dauerte einige Stunden, und wir konnten gigantische Gletscher in weiter Ferne sehen, die ins Meer kalbten. Mit dem hilfsbereiten Kapitän mußte der beste Ort zum Absetzen abgeklärt werden, und dann begann das Übersetzen mit dem Schlauchboot. Es gab noch ein freundliches „good luck", und wir waren alleine.

Lagersicherung

Beim Schleppen der schweren Ausrüstungsgegenstände vom Strand zu unserem ersten Lager am Fuße des Nordenskiöldbreen wurde es uns nun erst so richtig bewußt, daß wir für knapp drei Wochen, ohne Verbindung zur Außenwelt, völlig auf uns allein gestellt sein würden. Es war kurzzeitig ein beklemmendes Gefühl. Der Aufbau des Lagers und vor allem der grandiose Anblick des Gletschers, der sich hör- und sichtbar in den Fjord schob, brachten uns schnell auf andere Gedanken. Wir fanden einen relativ ebenen Platz, der dazu auch noch etwas windgeschützt war. Während Jürgen und ich das Lager herrichteten, stieg Gerhard zum Erkunden den Gletscher hoch, um den besten Einstieg für den nächsten Tag zu finden. Es zeigten sich schnell die ersten Schwierigkeiten, die wir zu bewältigen hatten. Da war der Fluß zwischen der Seitenmoräne und dem Gletscher sowie der erste spaltenreiche Steilaufschwung auf den Gletscher.
Im reichhaltigen Treibholzangebot am Strand fanden wir ein langes Brett, welches wir zum Fluß hochschleppten. Große Steine bildeten die Brückenpfeiler, und bald stand das Bauwerk. Der Wasserstand war recht wechselhaft, und unsere Konstruktion brach bald zusammen, aber der zweite Aufbau hielt dann stand. Ungewohnt war für uns die Absicherung des Lagers gegen Eisbären. Wir folgten den erhaltenen Informationen und spannten eine Schnur um das Lager, daran befestigten wir unsere akustischen Alarmmelder, um genügend Reaktionszeit für den Fall der Fälle zu haben. Kaum waren wir in unseren warmen Schlafsäcken, ging die „Sirene" schon los, und wir standen leicht bekleidet mit der Waffe vor unserem Zelt. Natürlich kein Eisbär weit und breit, worüber wir letztendlich froh waren. So ging dies die ersten Nächte einigemal vor sich, was besonders auf dem Gletscher unangenehm kalt war, bis wir die beste Technik der Absicherung gefunden hatten.

Weite und Stille

Wir benutzten den ersten Tag noch zum Erkunden des günstigsten Weges durch den unteren Teil des Gletschers. Der zweite Tag war mit Arbeit erfüllt. Teilweise in mehreren Etappen mußten die einzelnen Ausrüstungsteile durch den anfangs steilen, von großen Spalten durchzogenen Bruch getragen werden. Als es flacher wurde, bereiteten uns die vielen kleinen Spalten und Wasserbäche Schwierigkeiten, die sich zum Rand des Gletschers hinabzogen, da die Schlitten an diesen Stellen leicht kippten. Ab ca. 300 Höhenmetern nahm die Schneebedeckung zu und wir konnten unsere Tourenskier benutzen. Es begann jetzt eine Zeit des Ziehens, Schauens und Staunens.

Sonne

Herrlicher Firn und strahlend blauer Himmel
rund um die Uhr.
Ganz oben: Abfahrt um Mitternacht.
Darunter: Der Weg auf den Eddingtonryggen.
Rechts: Auf dem Nordenskiöldbreen.
Im Hintergrund der Newtontoppen,
mit 1712 m der höchste Berg auf Spitzbergen

um Mitternacht

Rechts: „Für die nächsten fünf Tage sollten wir die Sonne nicht mehr sehen." Mühsame Orientierung auf dem Weg zum Fjord

Das Wetter bot alles: Sonne, Regen, Schnee, Wind, Nebel; und dies in teilweise erstaunlich schnell wechselnden Abständen. Wir aber waren begeistert von der Weite der grandiosen Landschaft und der Stille, die nur vom Wind und ab und zu vom Ruf der Vögel durchbrochen wurde.

Verwirrung

Ein paar Möwen gesellten sich sogar zu unserem Lager und beäugten uns gespannt. Wir freuten uns über den Besuch. Vögel waren die einzigen Tiere, die wir während der Zeit auf dem Gletscher zu Gesicht bekamen. Sie nisten in den steilen Felsflanken, in denen es einige Graspolster, Flechten und Blumen gibt. Die Spuren von Polarfüchsen bekamen wir auch an und ab zu Gesicht.
Die Schlitten bewiesen jetzt ihre Praxistauglichkeit. Es läßt sich mit ihnen wesentlich bequemer als mit schweren Rucksäcken gehen. Die fünf Tage des Zustiegs zu unserem Hauptlager auf dem Harkerbreen waren überhaupt nicht langweilig. Wir gingen meist so um die acht Stunden, brauchten mehrere Stunden für den Lageraufbau, die Sicherung, das Schneeschmelzen und Essen. Vorteilhaft erwies sich jetzt die von Gerhard zu Hause hervorragend durchgeführte Kartenbearbeitung, so daß wir keine großen Orientierungsprobleme hatten. Der akribisch von Jürgen ausgetüftelte Essensplan erwies sich während der ganzen Unternehmung als sehr wertvoll, und die Vielfalt der köstlichen Gerichte hielt die Stimmung hoch. Besonders wenn das Wetter schlecht war, dachte man unablässig an ein schmackhaftes, heißes Gericht. Verwirrt waren wir anfangs etwas von den Entfernungen. Man sah eine Felserhebung und nahm diese sich als Ziel für die nächste Viertelstunde vor und kam dann nach drei Stunden an.

Mitternachtsabfahrten

Auf Grund des reichlichen Schnees bewegten wir uns in einer Winterlandschaft. Hatten wir zu Hause Kletter- und Eistouren geplant, so wurde uns bald bewußt, das wir wohl auf Skitouren umsatteln könnten. Reine Klettertouren wären wohl aufgrund des brüchigen Felsens nicht ohne erhebliches Risiko abgegangen, und in den Firnflanken lag unheimlich viel Schnee. Unser Lager schlugen wir auf dem Harkerbreen in einer Höhe von ca. 700 Metern auf, ziemlich genau auf dem 79. Breitengrad. In der Nähe befand sich ein tiefblauer Gletschersee, der unsere Wasserprobleme löste und Jürgen vor einigen zusätzlichen Säuberungsaktionen des Benzinkochers bewahrte. Der Brennstoff war nicht sauber, und die Zuleitung zum Brenner verkokste immer wieder. Jedenfalls konnte Jürgen nach der Tour den Benzinkocher in Rekordzeit zerlegen, säubern und zusammenbauen. In den nächsten Tage bestiegen wir die Berge um das Lager herum, die meist so um die 1500 m hoch waren. Meistens konnten wir bis in ein Joch oder direkt bis zum Gipfel mit Skiern gehen und mußten nur selten einige Passagen klettern. Zwei Tage meinte es das Wetter besonders gut mit uns. Strahlend blauer Himmel, und dies rund um die Uhr. Hielt sich noch der Wind in Grenzen, dann wurde man sogar richtig aufgewärmt. Bei den Abfahrten konnten wir beste Firnverhältnisse genießen, und dies kurz vor Mitternacht Ende Juli. Nach zwei Tagen war der ganze Zauber vorbei, und es zogen Wolken von Süden auf. Für die nächsten fünf Tage sollten wir nun die Sonne nicht mehr sehen.

Was macht der Kompaß?

Mit der Wetterverschlechterung ging auch eine Erwärmung einher, die innerhalb kürzester Zeit die Umgebung merklich veränderte. In den Firnflanken rasten Lawinen zu Tale und ließen Blankeiswände zurück. Der untere Teil des Harkerbreen verwandelte sich in eine Seenplatte, und an der Seite des Gletschers lagen Tonnen von Felsen, die sich aus den bis zu 800 Meter hohen Felswänden lösten. Nachdem wir bei diesen widrigen Verhältnissen noch den Snokuppelen über seinen Ostrücken bestiegen hatten, machten wir uns auf den Rückweg. Die Schlitten waren nun leichter, wir waren das Ziehen auch besser gewohnt, und nur der ständige Nebel bereitete uns Probleme. Die 1 : 100.000er Karte war wohl sehr genau, hatte aber nur 100er Höhenlinien, was Probleme bei der Arbeit mit Karte, Kompaß und Höhenmesser bereitete. Es stellte sich auch heraus, wie erstaunlich schwierig es ist, gerade zu laufen, wenn jeglicher Anhaltspunkt fehlt. Wir mußten oftmals korrigieren, bis wir uns annähernd in eine Richtung einpendelten. Am dritten Tag bekamen wir dann größere Probleme, da der Kompaß uns nach jeder neuen Peilung im rechten Winkel zum bisherigen Weg schickte. Lag es am Kompaß, an einer örtlichen Abweichung des Erdmagnetfeldes oder an uns? Frustriert errichteten wir an einer windgeschützten Stelle unser Lager. Im Zelt saßen wir lange über der Karte und überlegten hin und her. Wo waren wir denn nun wirklich? Es gab zwei Möglichkeiten. Am nächsten Morgen konnten wir uns durch eine Erkundungstour Gewißheit verschaffen. Es fiel uns ein Stein vom Herzen, auch wenn dies keiner laut von sich gab. Einige Stunden ging es dann noch durch die Nebelküche, und als wir etwas tiefer kamen, zeigte sich wieder unser altbekannter Gletscher.

Strandurlaub

Es erwartete uns noch ein sonniger Tag am Strand, an dem wir ausspannten, die grandiose Natur auf uns einwirken ließen und uns an den wenigen Blumen und Flechten erfreuten. Nach einigen Wochen im Eis sieht man jede auch noch so kleine Blume mit Freuden. Zurück in Longyearbyen, ging es dann abends ins Huset, die Dorfkneipe. Zu unserer Überraschung spielte eine Tanzband auf, der Fortschritt ist also selbst auf Spitzbergen nicht aufzuhalten.

Informationen zu Spitzbergen

Spitzbergen gehört zu der Inselgruppe *Svalbard* und liegt auf dem Weg von Norwegen zum Nordpol zwischen dem 74. und 81. Breitengrad. Es untersteht norwegischer Verwaltung, die durch den *Sysselmann* ausgeübt wird. Neben der norwegischen Siedlung *Longyearbyen* gibt es noch zwei größere russische Siedlungen in *Barentsburg* und *Pyramiden*. Die norwegische Bevölkerung ist äußerst gastfreundlich. Es sind keine besonderen Einreiseformalitäten zu beachten, wobei bei einer eigenständigen Tour immer der Sysselmann kontaktiert werden sollte. Es herrscht im Sommer mildes arktisches Klima mit Temperaturen meist über dem Gefrierpunkt. Im Frühjahr ist es sehr kalt.

Wer seine Tour auf Svalbard selbst durchführen will, sollte sich vorher sehr gut informieren und Kontakt mit dem Sysselmann aufnehmen. Es sollten alle Bestimmungen eingehalten werden. Man sollte sich klar sein, daß man während einer Tour auf sich selbst angewiesen ist. Es sollte alle Ausrüstung und Verpflegung sorgfältig gewählt und vorher getestet werden.

Anreise und Fortbewegung: Nach Longyearbyen fliegen die Linien SAS und Braathen. Es gibt noch die Möglichkeit, über Moskau zu den russischen Siedlungen zu fliegen. Rechtzeitige Buchung ist sinnvoll. Der Transport innerhalb der Inselgruppe ist nur mit Helikoptern oder per Bootstransfer möglich.

Bücher: Andreas Umbreit, Spitzbergen-Handbuch, Stein-Verlag. Christiane Ritter, Eine Frau erlebt die Polarnacht, Ullstein-Sachbuch 34780. Gallei und Hermsdorf, Im Banne der Arktis, Pietsch-Verlag. Über weitere Literatur informiert man sich am besten bei: The Norwegian Polar Research Institute, Rolfstangvn. 12, P.O. Box 158, N-1330 Oslo lufthavn.

Karten: Es sind Karten 1:100.000 zu empfehlen, die es für die unterschiedlichen Gebiete in Longyearbyen gibt oder die über Buchhandlungen bestellt werden können (wesentlich billiger in Longyearbyen).

Ausrüstung und Verpflegung: Unbedingt Satellitennotrufgerät und qualitativ hervorragende Ausrüstung. Besonders wichtig sind ein Zelt mit großer Apsis für Schlechtwettertage und eine gute Schlafsackisolation, d. h. Therm-a-rest-Matten. Besonders effektiv ist ein guter Benzinkocher, wobei auf die Qualität des Brennstoffes beim Kauf in Longyearbyen geachtet werden sollte. Die Verpflegung sollte leicht, d. h. teilweise gefriergetrocknet und vor allem vielseitig sein. Unbedingt zu Hause einen detaillierten Verpflegungsplan aufstellen. Verpflegung sollte zu Hause gekauft werden.

Beste Zeit: Der Sommer eignet sich wegen seiner durchgehenden Helligkeit und des relativ milden Wetters. Das späte Frühjahr ist für Skitouren geeignet, wobei es aber in dieser Jahreszeit relativ kalt ist.

Unterkunft: Neben dem Flugplatz gibt es einen Campingplatz und in Longyearbyen eine Jugendherberge. Quartiere gibt es auch über Spitsbergen Travel AS, P.O. Box 548, N-9170 Longyearbyen, Norway.

Über den Wolken ...

Gelebte Bergabenteuer einer Frau

Von Ruth Steinmann-Hess (Text und Fotos)

Hoch oben über der tief eingeschnittenen Rheinschlucht, dem größten Felssturzgebiet Europas, liegt auf einer Terrasse das Bergbauerndorf Versam. Das fast zweihundert Jahre alte „Schuelhüüsli" im Ort habe ich 1982 ersteigert. Seither ist es mein Zuhause. Hier organisiere ich Malkurse in verschiedenen Techniken. Hier brüte ich über Plänen für Expeditionen und ausgefallene Trekkings, was den zweiten Teil meiner Arbeit ausmacht. Manchmal träume ich wachen Auges von meinen gelebten Bergabenteuern. Erinnerungen sind das Kostbarste, was der Mensch hat, niemand kann sie ihm wegnehmen. So fliegen meine Gedanken in weite Ferne, während sich vor mir die Berge des Bündner Oberlandes ausbreiten. Über den Wolken ...

Koh-e-Urgunt, mein erster Siebentausender

Unbarmherzig schlug mir die Hitze beim Verlassen des Flugzeuges entgegen. Fast sofort begann mir der Schweiß aus allen Poren zu dringen, und schon klebte das gelbe T-Shirt an meinem Rücken. Langsam bewegte ich mich die Treppe hinunter. Ich war in Kabul, der Hauptstadt des damaligen Königreiches Afghanistan, gelandet. Mein Blick schweifte über die staubtrockene Landepiste, die von einigen Pappeln begrenzt war. Daneben gab es kahle Felsen und karge Felder zu sehen. Für meine Augen, bisher nur an üppige mitteleuropäische Vegetation gewohnt, eine seltsame Faszination.

Es war 1971 und mein erster Kontakt mit einem asiatischen Land. Ich ahnte noch nicht, daß dieser Teil der Welt mich so sehr faszinieren würde, daß ich nach über 22 Jahren noch immer am liebsten in die Berggebiete Asiens reise. So war es damals auch nicht meine Idee, sondern diejenige meines alpinen Lehrmeisters Erich Vanis, uns für eine Siebentausender-Expedition in den Hindukusch anzumelden. Die Organisation unterstand Max Eiselin, dem 1968 auch die Erstersteigung unseres Zieles, des Koh-e-Urgunt (7038 m), mit seinen Kollegen gelungen war. Zwei Stunden vor Abflug lernte ich in Zürich-Kloten die 14 Expeditionsteilnehmer kennen. Bis auf Erich sah ich alle zum erstenmal. Ich war mächtig beeindruckt von den zünftig aussehenden männlichen Mitgliedern in karierten Hemden und dicken Pullovern. Erst viel später sollte sich herausstellen, daß meine Angst unbegründet war. Nur drei der Alpinisten sowie die drei weiblichen Expeditionsmitglieder erreichten schließlich den Gipfel. Ich selber war zweifellos das alpine „Greenhorn", hatte ich doch, außer Skitouren in der Schweiz und im Atlasgebirge, nur einfachere Touren, wie Matterhorn-Hörnligrat und einige Berge im Bergell und dem Wallis, erstiegen. Aber damals schon, wie später immer wieder, ermutigte mich Erich: „Du wirst es schaffen, die andern kochen auch nur mit Wasser ..."

Vorerst begann eine viereinhalb Tage dauernde strapaziöse Fahrt im klapprigen Autobus. Es fehlten diesem Gefährt einige Fensterscheiben, doch versuchte man, diesen Mangel durch bunte Plastikblumen an den Fensterrahmen wettzumachen. Außen leuchteten Naivbilder von den Karosseriewänden, die, bereichert mit glitzernden Girlanden, für weitere Dekoration sorgten. Zur akustischen Vollendung gehörten vier Klanghörner, von denen der Fahrer ausgiebig Gebrauch machte, oft nur zum Erschrecken friedich weidender Esel, denn außer diesen sah man nur wenig Leute auf den Feldern.

Ab Feisabad wurde die Schotterstraße so exponiert, daß der Fahrer auf weitere Geldeinnahmen verzichtete und uns dem Schicksal überließ. Wir fanden zum Glück einen zwar altersschwachen, orange bemalten Lastwagen, der seine guten Jahre längst hinter sich hatte. Hier, nahe der damaligen russischen Grenze, konnte aber kein anderes Fahrzeug aufgetrieben werden. Auf der Ladebrücke klaffte ein großes Loch, das der Fahrer mit dem mitgeführten Benzinfaß verdeckte. Unsere Bedenken wegen der Risse in den abgefahrenen Pneus wurden mit dem Argument zerstreut, daß es höchstens bei Regen gefährlich würde, jetzt aber sei ohnehin die trockene Jahreszeit. Die Fahrt durch den schmalen Wachankorridor,

---

Links: „Erinnerungen sind das Kostbarste ..."
Frauen in Seli Harang am Hinduraj, Pakistan.
Im Hintergrund der 6200 m hohe Garmush

Foto: Lilo Baumgartner

auf ausgesetzter Naturstraße, lehrte mich andere Begriffe über Straßen und ihren Zustand, als ich es von der Schweiz gewohnt war. Neu war für mich auch die Begleitung durch einen Bremser. Mit einem Holzkeil verhinderte der „Batschi" das Abrutschen des Autos auf engen Straßenstücken, und mit Handzeichen lotste er das Fahrzeug durch ausgesetzte Haarnadelkurven.
Als wir das Ausgangsdorf Urgunt erreichten, war es schon später Nachmittag, die Dunkelheit würde bald hereinbrechen.

Oben: Das „Schwalbennest" am Noshaq mit dem Koh-e-Kishnikan.
Seite 107: „Der Erste" — Koh-e-Urgunt mit dem Basislager im Jahre 1971

So schickte ich einen Einheimischen, damit er schnell Wasser zum Kochen hole. Die Flüssigkeit, die er zurückbrachte, war eine trübe, undurchsichtige Brühe. Ich wußte noch nicht, daß dieses lebenswichtige Naß fast überall im Hindukusch nicht glasklar, sondern beinahe schwarz ist. Entsprechend seltsam war die Farbe der daraus gekochten Tomatensuppe. Sie war angereichert mit feinem Sand, der sich nicht vollständig absieben ließ. Es knirschte beim Essen zwischen den Zähnen, und ich mußte an meinen Zahnarzt denken, der über den abgewetzten Zahnschmelz zetern würde. Jahre später, nach der Expedition zum Nun, hatte ich in einem buddhistischen Kloster in Ladakh ein ähnliches Erlebnis mit „Lebensmittelsand". Ich wurde von den Mönchen des Klosters Lamajuru in die Küche zum Essen mitgenommen. Dies war mein Lohn für Malarbeiten, die ich mit ihnen in der alten Gompa ausgeführt hatte. Wir setzten uns um den kupfernen Kochkessel, der mit der Hauptmahlzeit Zampa gefüllt war. Dies ist die Nationalspeise der Region und aus geröstetem Mehl und Wasser hergestellt. Damit beim Kochen der Weizen nicht an der Pfanne klebt, wird er mit Sand vermischt, der später ausgesiebt wird. Dies gelingt freilich nicht ganz. So machte sich auch dort der „Kies" auf dem Zahnschmelz unangenehm bemerkbar.

Unser Basislager wurde auf Höhe der Walliser Gipfel, auf 4500 Meter, aufgestellt. Malerisch gruppierten sich orange Schlafzelte und ein blaues Küchenzelt um den tiefblauen Moränensee. Der Koh-e-Urgunt, unsere Berghoffnung, hatte die stolze Höhe von über siebentausend Meter. Trotzdem war ich etwas enttäuscht, als ich ihn zu sehen bekam. Er ähnelte meinem heimatlichen Titlis, und der ist ein simpler Dreitausender. In den nächsten Tagen lernte ich den Unterschied zwischen 3000 und 7000 Metern kennen, als ich keuchend um meine Akklimatisation ringend aufwärts stapfte. Außerdem hatte mich „Allahs Zorn", sprich Durchfall, erwischt. Nur dank der Fürsorge und guten Betreuung meines Lehrers gehörte ich trotzdem zu den Glücklichen, die den Gipfel erreichten. Ich hatte damit meinen ersten Siebentausender, erste Perle in meiner noch sehr bescheidenen Berg-Kette, erstanden.

Hürdenlauf bei der afghanischen Regierung

Nur zwei Jahre nach meiner ersten Hindukuschreise bekam ich Gelegenheit, selber an den Vorbereitungen für eine Expedition mitzuarbeiten. Erich hatte einen unbestiegenen Sechstausender an der russisch-afghanischen Grenze beantragt, für den er aber die Genehmigung nicht erhielt. Noch zwei Tage vor Abreise tröstete mich eine orientalisch-schläfrige Stimme am Telefon, daß wir sicher gehen könnten, in Kabul werde man schon das fehlende Papier ausstellen ...
So hatten wir, angekommen in der afghanischen Landeshauptstadt, nichts Dringenderes zu tun, als uns im Außenministerium zu melden: Erich, der Leiter, Walter, der Finanzminister, und ich als Organisatorin für Bus, Verpflegung, Material und Reise. Im Außenamt, Abteilung Bergsteigen, meinte

der Chef der Kulturabteilung, daß dieses Jahr keine Bewilligungen über das Dorf Quala-Panja hinaus vergeben würden. In aller Eile hatte sich Erich für einen Berg im vorderen Wachhan zu entscheiden. Seine Wahl fiel auf den Noshaq, der mit 7492 m der höchste Gipfel des Landes ist. Leider waren die Kollegen im Innenministerium, bei denen wir jetzt vorzusprechen hatten, nicht ganz so fortschrittlich wie die Herren des Außenamtes. Stundenlanges Warten und Nichtstun strapazierten die Nerven des Leiters und ließen ihn schließlich laut schimpfen. Ich versuchte es mit Besänftigen und Bitten. Zu guter Letzt schien ein größerer Geldschein die bessere Wirkung zu haben, unser benötigtes Papier wurde endlich bearbeitet. Mit Coca-Cola wurde das jetzt gute Einvernehmen zwischen den Büroangestellten, ihrem Chef und uns begossen. Jedermann lächelte, wir spülten unseren Groll hinunter und beruhigten unsere an europäische Zeitbegriffe gewöhnten Nerven. Jetzt endlich hatten wir grünes Licht für unser Unternehmen.

Im Wachan, wo wir drei Tage später eintrafen, war bald schon meine Küche der bevorzugte Treffpunkt der weiblichen Bevölkerung sowie ihrer Kinder. Interessiert verfolgten sie jede Handlung, und leere Dosen wurden sofort erfreut entgegengenommen. Für diese Leute waren es wertvolle Behälter, die sie gut brauchen konnten. Ein zweites Mal auf dieser Expedition hatten wir es später mit Büchsen zu tun. Wir fanden den Lagerplatz einer früheren Expedition und ihren nicht vergrabenen Abfall. Über eine große Fläche verstreut lagen Dosen, Plastik, leere Tuben und verrotteter Karton herum. Zum erstenmal wurde mit bewußt, daß Bergsteiger in diesen Ländern auch eine Verantwortung haben, der sie nicht immer nachkommen. Erst in den neunziger Jahren begannen die Himalaya- und Karakorum-Staaten strenge Verordnungen zur Reinhaltung der Natur herauszugeben.

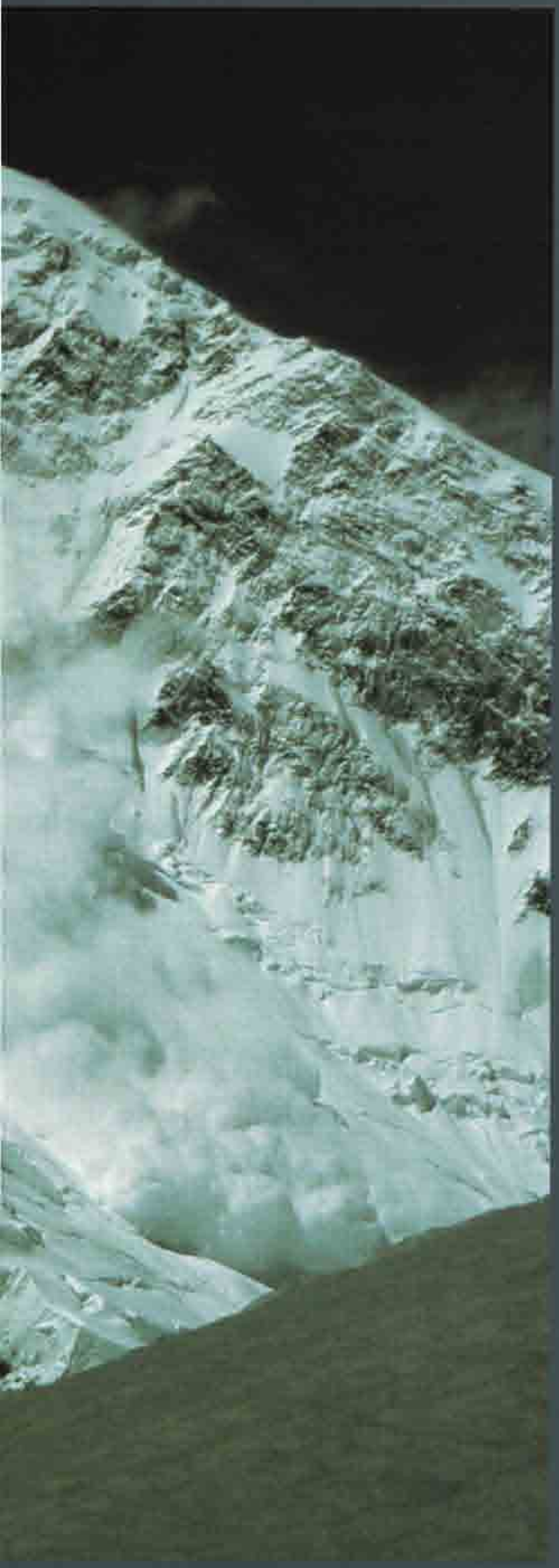
In aller Frühe des zweiten Aufstiegstages hatten wir den breiten Mandarasbach zu queren. Natürlich gab es keine Brücke, so daß wir die Schuhe um den Hals hängten und die langen Hosen im Rucksack verstauten, bevor wir ins eisige Naß stiegen. Ich hatte die Hälfte der Überquerung gerade hinter mir, als ein hilfreicher Träger mir die Hand reichte und etwas zu schnell daran zog. Der Länge nach tauchte ich ins Wasser, das mich sofort wegzuziehen drohte. Zum Glück eilte Verstärkung herbei. Man entzündete ein wärmendes Feuerchen und reichte mir trockene Kleider. Eile tat Not, denn weitere Gewässer waren im Verlauf des Tages noch zu bewältigen. Bedingt durch die starke Sonneneinstrahlung, steigt der Wasserstand mittags stark an, so daß ich mich jetzt schon vor weiteren Bachabenteuern fürchtete. Doch erreichten wir alle ohne weitere Zwischenfälle den Basislagerplatz. Auf dem gemütlichen Rückweg trödelten zwei unserer Nachzügler und gelangten erst gegen Mittag zu der Übersetzstelle. Der Bach war jetzt reißend hoch und konnte nicht mehr passiert werden. So gab es ein unangenehmes, schlafsackloses Biwak für die beiden.

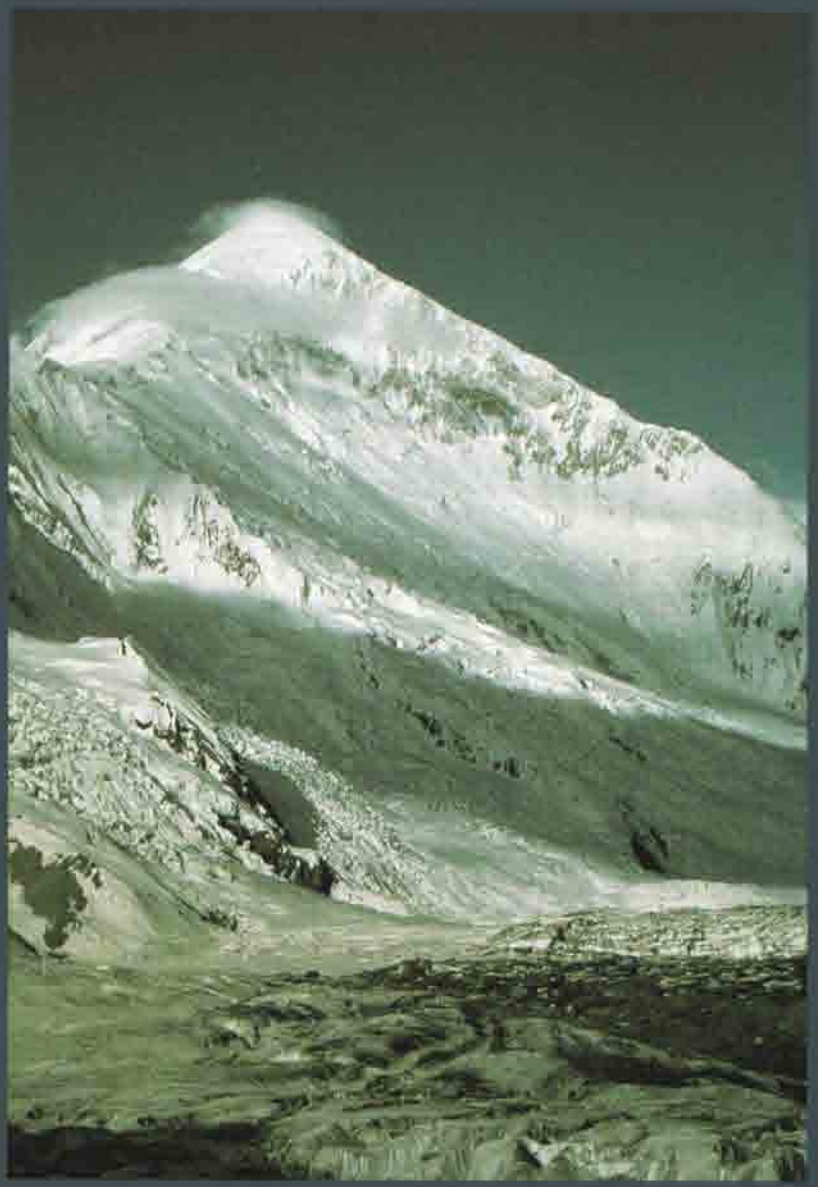
Als Erich, Walter und ich auf über sechstausend Meter in uns noch unbekanntes Gelände vordrangen, zeigte der Höhen-

Unterwegs

im wilden Norden Pakistans

**Erfolg am Diran.
Oben: Der Grat zum Rakaposhi.
Rechts: Lawinen von in den Alpen unvorstellbarem Ausmaß zählen zum Alltag des Bergsteigens im Karakorum.
Ganz rechts: Gipfel des Diran (7266 m)**





messer deprimierend wenig Höhe, obwohl wir schon seit dem Morgen aufstiegen. Schließlich lag das breite Felsband unter uns, wir standen kurz unter dem Eisplateau, das zur Gipfelflanke überleitet. Da löste sich plötzlich der Nebel. Eilends fotografierten meine Kollegen den Noshaq-Gipfel und die umliegenden Berge, während ich weiterstieg und unseren Weg erkundete. Plötzlich durckzuckte es mich wie ein Blitz – vor mir lag die ausgeaperte Leiche eines Mannes. Von der tiefen Kälte gefroren, von der starken Sonneneinstrahlung teils mumifiziert, war der Tote braunrot, aber gut erhalten. Wir vernahmen später, daß am Noshaq fünf Bulgaren vermißt wurden. Alle waren sie „Meister des Sports", eine Auszeichnung, die in den ehemaligen Sowjet-Staaten guten Sportlern verliehen wurde. Wenn dieser Siebentausender auch nicht zu den technisch schwierigen zählt, so darf er doch nicht unterschätzt werden. Wie leicht führen Wettersturz oder schlechte Akklimatisation zu Dramen wie diesem. Es kostete mich die Aufbietung all meiner Kräfte, das eben Erlebte in den Hintergrund zu schieben und den Weiteranstieg mit den Kameraden fortzusetzen.

Wir hatten Probleme, einen Platz für unser letztes Lager zu finden. Der Hang war gleichmäßig steil, und nur ein großer herausragender Stein ließ sich mit viel Geduld seitlich mit Schnee auffüllen und als Terrasse verwenden. Sie war gerade groß genug für ein Zweierzelt. Die Rucksäcke wurden an Eisschrauben gesichert, Skistöcke und Steigeisen verankert, und dankbar krochen wir in unsere winzige Nylonhütte. Zu dritt in dicken Daunenjacken und Schlafsäcken war es sehr eng im Zelt. Jetzt machte uns auch noch der Kocher Schwierigkeiten. Alle Versuche, die Flamme zu entfachen, blieben erfolglos, und die dringend benötigte Flüssigkeit von drei bis fünf Liter pro Person und Tag konnten wir heute nicht schmelzen. Man könnte mitten im Eis verdursten. Diese Feststellung und die vorherige Auffindung des Toten beschäftigten meine Gedanken an diesem Abend. Sie ließen mich keine Ruhe finden.
Abends senkte sich die Nebeldecke unter das „Schwalbennest". Keinerlei Gipfel ragten aus dem Wolkenmeer. Auch der nahe, 6800 m hohe Koh-e-Kesnikan war nicht zu sehen. Freudig stellten wir nun fest, daß wir viel weiter oben waren, als der anscheinend defekte Höhenmesser uns angezeigt hatte. Unsere Spannung löste sich. Beruhigt döste ich vor mich hin, doch da erhob sich der Sturm. Er rüttelte bald so sehr an der Verankerung unseres Zeltes, daß wir Angst hatten, in die Tiefe geschleudert zu werden. Stunde um Stunde prasselten Windstöße wie Peitschenschläge gegen die Stoffplanen, bis sich im Morgengrauen der Wind legte und wir uns zum Gipfelgang rüsteten.
Auf dem Gipfelgrat glaubte ich plötzlich die Stimmen meiner zu Hause gebliebenen Töchter zu hören. Sie rannten die Treppe hinunter in die Küche, von wo ich Pfannengeklapper und Schubladenziehen vernahm. Gleichzeitig wußte ich, daß diese Geräusche unmöglich zu hören waren und dies wohl dem Mangel an Sauerstoff zuzuschreiben war. Dies erkennend, stieg ich vorsichtig weiter, Schritt für Schritt, Atemzug um Atemzug. Dann endlich hatten wir es geschafft. Der höchste Punkt Afghanistans gehörte uns! Rund um uns zahlreiche Eis- und Felsgiganten, die uns tagelang überragt hatten. Jetzt lagen sie uns zu Füßen.

Schon zweimal war ich nun in der Bergwelt Asiens unterwegs gewesen. Das war damals für eine Frau nicht selbstverständlich, besonders, wenn sie zu Hause eine Familie und drei Töchter hatte. Außerdem war es für weibliche Wesen nicht üblich, ihre Wünsche zu verwirklichen. Man stellte diese hinter die Ansprüche anderer Familienmitglieder zurück. Von Selbstverwirklichung des weiblichen Geschlechts sprach niemand. Umso mehr freute ich mich über die Möglichkeit, die Berge erleben und ihre Herausforderung annehmen zu können. Das komfortlose Abenteurerleben ließ mich vieles mit andern Augen sehen. Bereichert kehrte ich jeweils in unsere überorganisierte, übertechnisierte Welt zurück. Dankbar und nicht selbstverständlich drehte ich dann zum Beispiel am Wasserhahn und genoß es, mit einer einfachen Drehbewegung kaltes und sogar warmes Wasser ausfließen zu lassen.

Hanuman Peak

Eigentlich hätte unser Ziel 1975 der Siebentausender Dhunagiri im indischen Himalaya werden sollen, doch schien von Anfang an „Sand im Getriebe" zu sein. Am zweiten Aufstiegstag erkrankte Hermine Müller, die deutsche Sestogradistin, an einem Lungenödem. Glücklicherweise konnte sie rechtzeitig ins Militärspital Josimath gebracht werden, wo sie sich erholte. (Sie stürzte später an der Philipp-Flamm-Route in den Dolomiten tödlich ab.) Nur noch zu dritt, Erich Vanis, Dr. Erich Bosina und ich, setzten wir den Anstieg fort. Man hatte uns auf der österreichischen Botschaft von einem Mann erzählt, dessen Ziel ebenfalls der Garhwal-Himalaya war und der jetzt mutterseelenallein dorthin unterwegs war. Unser Leiter wurde gebeten, den Einzelgänger in unsere Mannschaft aufzunehmen. Eines Aufstiegstages bogen wir um eine vorspringende Felsrippe und erblickten unser neues Expeditionsmitglied Mr. Straker auf einer abschüssigen Terrasse unter einigen verknorpelten Birken. Er war gerade damit beschäftigt, seine Mahlzeit zu richten, und blickte nur kurz über seinen Brillenrand, um sich gleich wieder der Suppe zuzuwenden. Sein „Servus" tönte, als ob wir uns längst kennen würden und wir uns nur kurz nicht gesehen hätten. Staunend betrachtete ich seine Bemühungen. Der Kocher stand windgeschützt in einer Jutetasche, wo die Flamme vom Wind nicht ausgeblasen werden konnte. Der Neue belehrte mich auf meine diesbezügliche Frage, daß diese Methode die beste sei und lieferte auch gleich ungefragt Kalorienrechnungen und Menü-Pläne für leistungsstarke Bergsteiger. Ich errötete bei diesem Lehrgang, hatte ich mich auch immer bemüht, gut und reichlich zu kochen, gegenüber Kalorientabellen war ich ahnungslos wie ein blindes Huhn. Strakers kulinarische Versorgung umfaßte auch Kleinkindernahrung, von der er behauptete, daß sie leicht

verdaulich und gut sei. Außerdem verderbe sie weder in Hitze noch in Kälte. In den nächsten Tagen stärkte sich mein angeknackstes Selbstvertrauen als Köchin zusehends wieder, wenn wir herzhaft Spaghetti oder Schinken mit Kartoffeln aßen und der Neue lustlos in seiner faden Kalorienschüssel stocherte. Jedenfalls vertilgte er genüßlich all unsere Speisereste, die Kadar Singh, unser Hochträger, ihm in seinen Teller füllte.
Nach dem Weggang Hermines und dem Zuwachs Strakers erreichten wir, wieder zu viert, das Basislager. Tagelang schneite es. Wind und Kälte drangen zwischen Felswand und Küchenblache in die Notkochstelle. Die Kartoffeln mußten gefriersicher im Schlafsack versorgt werden. Es war ungemütlich, zuerst das Eis vom Pfannenstiel abzuschlagen, bevor man diese zum Kochen verwenden konnte. Das Schneeschaufeln wurde in den nächsten Tagen unsere Hauptbeschäftigung. Wir besaßen für diese Witterung zuwenig Schaufeln und verwendeten sogar die Bratpfanne zum Schneeräumen.
Zu allem Überfluß erkrankte einer der beiden Hochträger, die wir diesmal zu unserer Hilfe behalten hatten, an Lungenentzündung. Schweißtriefend und gleichzeitig frierend lag er im Hochzelt auf 6000 m. Wir hatten nur noch ein Ziel, den Patienten schnell genug in tiefere Regionen zu bringen, um damit sein Leben zu retten.
Die Zeit verging, ohne daß wir eine Gipfelchance gehabt hätten. So sagten wir uns, daß der bekannte Spatz in der Hand immer noch besser sei als die Taube auf dem Dach. In einer kurzen, zweitägigen Aufhellung erklommen wir, zusammen mit dem Begleitoffizier, den 6070 m hohen Hanuman Peak („Hanuman" heißt in Hindi „Affengott").

Mexikanische Vulkantriologie

Für einmal hatten wir zum Neujahr 1974 nicht Skitouren und Langlauf in den heimatlichen Bergen auf dem Programm, sondern Mexiko und seine Fünftausender. Die Besteigung der drei höchsten Gipfel, Ixtacchihuatl (5282 m), Popocatepetl (5452 m) und Pico de Orizaba (5700 m), gilt als „Vulkan-Triologie". Sie alle zu ersteigen, war unser Ziel. Daneben verbrachten wir viele Stunden mit dem Durchstreifen und Besichtigen der faszinierenden Indiokulturen. Das Erklimmen des Popocatepetls über die Ventirillo-Rinne schien einheimischen Bergsteigern ein großes Risiko, zumal ja eine Frau dabei war. ... So packten wir vorsorglich das Seil in Erichs Rucksack, wo es aber die ganze Tour über blieb.
Die zwei Bergriesen auf dem Altiplano haben eine schöne Sage: Popo befand sich auf Kriegspfad, als ein Widersacher seiner Braut Ixta vom Hinschied ihres Bräutigams erzählt. Die Frau erschrak darüber sosehr, daß sie in tiefe Ohnmacht fiel, aus der sie nicht mehr erwachte. Als nun der Verschollene nichtsahnend nach Hause zurückkehrte und sein Mädchen leblos fand, trug er sie auf eine hohe Bergspitze, deckte sie mit einem weißen Tuch zu und setzte sich pfeifenrauchend ihr zu Füßen. Tatsächlich hat der Ixtacchihuatl die Form einer

liegenden Frau, vom zurückgelegten Kopf, über Brust und Knie. Ja, sogar die aufragenden Zehen lassen sich unter dem Eistuch deutlich erkennen. Südlich davon wacht der Popocatepetl, aus dessen Innerem ab und zu Rauch aufsteigt.

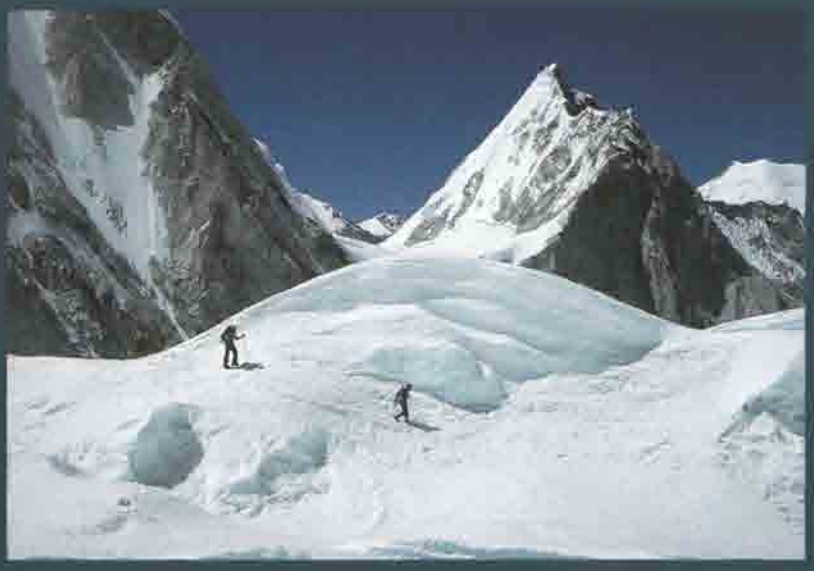
Nicht mehr tätig ist der Vulkan des Orizaba, der die höchste Erhebung Mexikos ist. Im Windschatten des Kraterrandes verzehrten wir uns Picknick und blickten in die verschneite, schüsselartige Vertiefung. Eine weitere halbe Stunde Aufstieg brachte Erich und mich zum höchsten Punkt des Landes. Von hier aus hatte der Erstersteiger Alexander Doinion ein rotes Tuch geschwenkt. Dies, nachdem er den Gipfel einige Tage früher schon erklettert hatte. Man glaubte seinen Erzählungen unten im Dorf nicht, was den mutigen Mann sofort zur Wiederholung der Besteigung herausforderte.

Alaska, nicht für eine Frau?

Nur wenig Frauen hatten bis 1975 den Mount McKinley erstiegen, als Erich eine achtköpfige Mannschaft zusammenstellte, zu der auch ich gehörte.
Wir flogen über die „grüne Insel" (Grönland), die ich von einer Langlaufdurchquerung Westgrönlands eher als „weiße Insel" in Erinnerung hatte. Dann erreichten wir über die Polarroute das amerikanische Sumpfland, später die Brooks-Ranch. Schließlich flogen wir am gewaltigen Massiv des Mount McKinley vorbei und setzten zur Landung in Acorange an.

Ein besonderes Problem der Alaska-Bergregion ist die große Kälte. Den gewaltigen Stürmen der Aleuten ausgesetzt, gilt der „Denali" (in der Einheimischensprache „der Große") als der kälteste Berg der Welt. Die wärmsten Schuhe zu finden, war uns daher ein besonderes Anliegen. Dies waren in jenen Jahren „Bonny-Boots", unförmige, doppelwandige, weiße Gummigaloschen. Seitlich sorgte ein Ventil, ähnlich demjenigen eines Veloschlauches, für Druckausgleich. Damit konnte

Zum Lhotse-Gipfel fehlten 250 Meter.
Im Eisbruch (oben) und in der Eis- und Schneewüste am Western-Kumb



man bei Druckveränderung Luft ablassen. Wenig elegant wirkten freilich unsere Ski-Abfahrten mit schweren Rucksäcken und diesen haltlosen Finken anstelle herkömmlicher Skistiefel. Dafür fühlten wir uns in ihnen wohlig warm wie in einer geheizten Stube.
Mit der farbenprächtig bemalten Alaska Rail-Road fuhren wir in dreistündiger Fahrt zurück nach Norden. Talkeetna hieß die Siedlung, die uns mit ihrem Schild „beautiful Downtown" herzlich willkommen hieß. Tim Sharp, unser zukünftiger Pilot, quartierte uns samt unseren 170 Kilo Material und Lebensmittel am Rand der Flugpiste ein, wo wir alsbald unliebsame Bekanntschaft mit Horden von Moskitos machten. Selbst durch die dicken Jeansstoffe gelang ihr bösartiger Angriff, und sogar üppiger Bartwuchs konnte die Blutsauger nicht abhalten. Schon Herbert Tichy schrieb einmal über die Biester: Nicht einmal fluchen könne man über sie, schon habe man den Mund voll von ihnen ...
Um sechs Uhr früh holperte die Chesna mit den ersten vier Personen und einem Teil des Gepäcks über das Feld, und noch am selben Vormittag standen alle Mitglieder auf dem Kahiltnagletscher, 35 Kilometer Luftlinie vom Gipfel des McKinley entfernt. Dieser ist mit fast 6200 Metern der höchste Berg Nordamerikas. Von der Ersteigung des höchsten amerikanischen Bergkolosses ist mir nicht der Gipfel als eindrucksvollstes Erlebnis in Erinnerung, sondern Gerhards dramatische Rettung. Aus jugendlicher Unvorsichtigkeit hatte unser Benjamin, seit seiner Kindheit Diabetiker, seinen gesamten Insulinvorrat ins vorgeschobene Lager getragen. Das Wetter war schon seit Tagen gut, und die strenge körperliche Arbeit am Berg machte den Medikamentengebrauch vorläufig unnötig. Dann aber brach unverhofft eine Schlechtwetterfront ein, wie sie an diesem Berg so gefürchtet ist und oft schon Leute in Not brachte. Dramatisch war unser Versuch, mit der Außenwelt in Kontakt zu kommen und Hilfe anzufordern. Gefährlich waren die Landung der Chesna und die Bergung unseres Patienten vom winterlich verschneiten Gletscher. Zurück blieben wir mit der bangen Frage um das Leben unseres Kameraden. Tage später, auf dem luftigen Grat der Westbuttres, wurden wir vom Druck des „Nicht-Wissens" befreit. Mein oft versuchter Funkspruch erreichte endlich das Spital, und voll Freude vernahmen wir: „Hier Gerhard, es geht mir wieder gut ..." Kein Wunder, daß uns diese Worte auf dem Gipfelgang beflügelten.
Auf den Spuren der Goldgräber fuhren wir im alten Ford Transit durch das weite Land. War es wirklich erst im vorigen Jahrhundert, als Rußland Alaska für einen Pappenstiel an Amerika verkaufte und bald darauf die Goldgräberzeit und die damit verbundene Einwanderungswelle begann? Armselige Blockhütten und einige übriggebliebene Saloons zeugen noch von den harten Lebensbedingungen, aber auch von ausgelassenen Festen. Man sagt, daß unter dem Platz einer ehemaligen Wirtshaustheke ein Kesselchen Goldstaub zusammengewischt wurde. Das edle Metall wurde als Zahlungsmittel verwendet und war teilweise zwischen den Holzbrettern versikkert ...

Mein persönlicher Höhenrekord

Die sechzehnsitzige „Twin Otter" schraubte sich tapfer in die Höhe, obwohl sie wie ein dünner Papierdrache unbarmherzig hin und her geschüttelt wurde. Mit der üblichen Verspätung von dreiviertel Stunden war sie Kathmandu gestartet. Ich reiste diesmal allein, die „Aulex 79" (Austrian Lhotse Expedition), wie die österreichische Lhotse-Expedition zum vierthöchsten Berg der Welt genannt wurde, war schon zwei Wochen vorher gestartet.

Diesmal hatte es vor meiner Abreise in Zürich Verzögerungen gegeben. Eine Woche nach der Abreise der Aulex-Mitglieder sollte Karoline, meine jüngste Tochter, konfirmiert werden. Der zuständige Pfarrer meinte, es gebe keine Möglichkeit, die Schülerin in eine andere Gruppe zu versetzen. Man hätte es der bergsteigenden Mutter wohl nie verziehen, wenn sie an diesem Kirchenfest gefehlt hätte. So kam es, daß ich den mehrtägigen Aufstieg zum Basislager diesmal ohne Kameraden, in Begleitung von zwei Trägern, zurücklegte. Ich genoß diesen Alleingang. Abschalten. Gedanken und Seele baumeln lassen. Das hatte ich nötig nach all den Arbeiten und Aufregungen der letzten Tage, wie Vorbereiten des Festes, Vorkochen für die zurückbleibende Familie und Packen meines Bergsteigermaterials.
Als ich am achten Tag durch die schwarze Moränenwüste stapfte, stand unvermutet Erich Vanis vor mir. Er wisse schon seit Tagen, daß die „Mam-Sahib" heute ankomme, meinte er. Wir fragten uns, wie das Buschtelefon funktioniert habe, gab es doch damals keinerlei Telefon, Funk oder andere Mitteilungsmöglichkeiten. Im Messezelt traf ich die Mitglieder. Bruno Klausbruckner, Leiter-Stellvertreter für Erich, Ivan Exnar und Peter Schier, die schon am McKinley dabei waren, Hans Ladreiter und Wolfgang Axt, die als erste den Gipfel des Lhotse erreichen sollten, Dr. Wolfgang Schindler, den ärztlichen Betreuer; Hanns Schell und Rainer Göschl waren noch nicht eingetroffen, wurden aber ebenfalls in den nächsten Tagen erwartet.

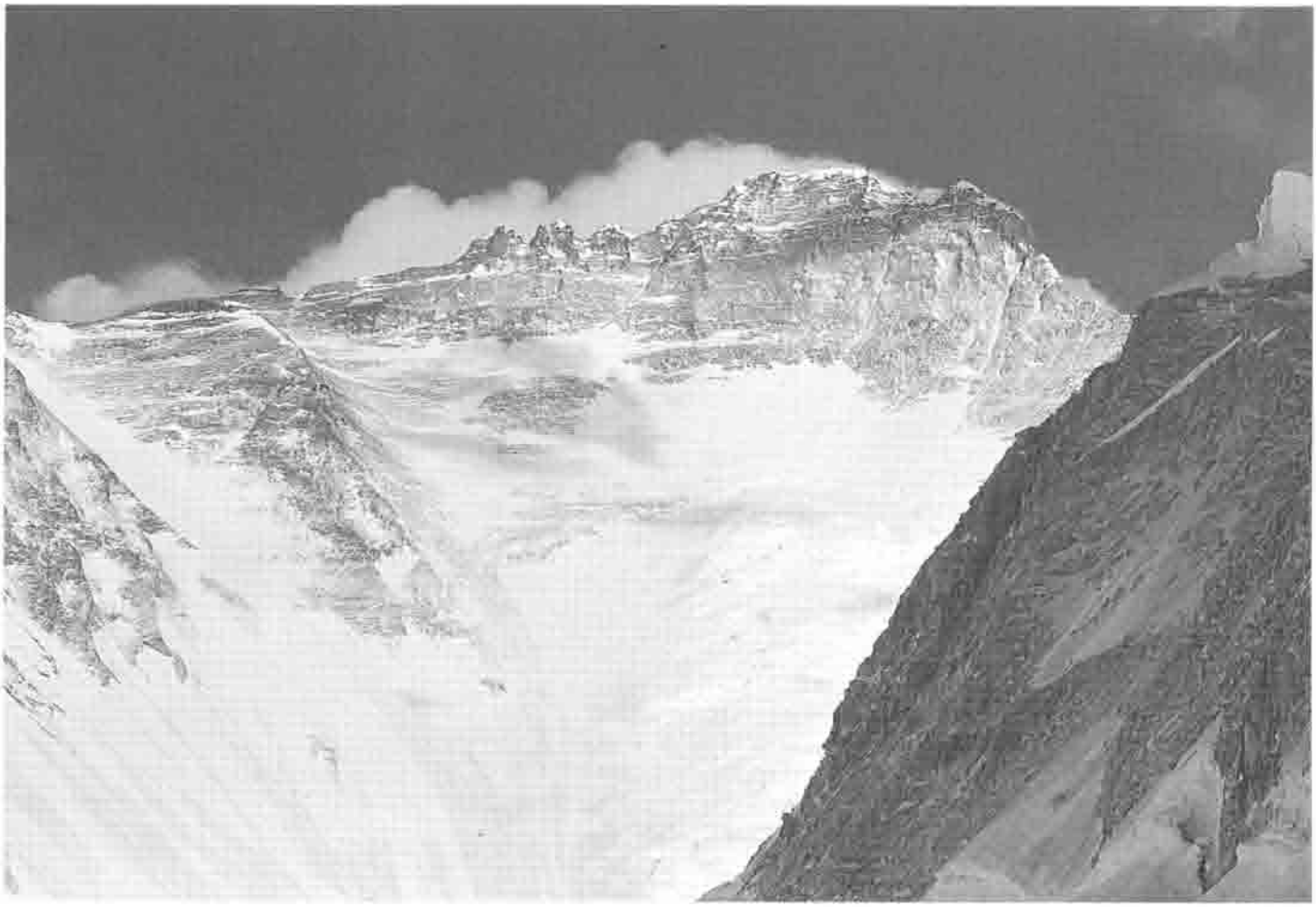
Die Gebetsfahnen flatterten im Wind über dem Lager. Auf dem großen Felsblock, der als Altar diente, brannte ein Feuer aus Wacholdersträuchern. Wohlriechende Düfte begleiteten Hanns, Rainer und mich, als wir erstmals den gefürchteten Weg durch den Khumbu-Eisfall unter die Füße nahmen. Wenig akklimatisiert, wie wir anfangs waren, brauchten wir lange durch das Eislabyrinth. Die Fließgeschwindigkeit des Khumbu-Eisbruchs beträgt pro Tag einen Meter. Unheimlich, wenn man es mit den Alpen vergleicht, wo 30 Zentimeter pro Jahr schon viel sind. Dementsprechend forderte der Gletscher schon zahlreiche Opfer. Bis 1979 hatten 14 Männer hier ihr Grab gefunden. Das Basislager unter uns zurücklassend, befanden wir uns bald mitten in einer geheimnisvollen Welt aus bläulich schimmernden Eisarabesken, Überhängen, Spalten und senkrechten Wänden, die wir teils auf Leitern zu überwinden hatten. Die Faszination dieser Welt nahm mich total gefangen. War ich wirklich hier, oder war das ein Märchentraum? Kalt echote

Unten: Ruth Steinmann-Hess an einem heißen Tag im Khumbu-Eisbruch. Rechts: Lhotse

das scharfe „Klack-Klack" der Steigeisen von den Eiswänden wider. Ich dachte an Edmund Hillary, den Erstersteiger des Everest. „Hillarys Grausen" nannte er eine besonders gefährliche Stelle dieses Eisbruchs.
Plötzlich donnerte und dröhnte es überlaut aus dem Gletscher. Der Eisboden bebte. Ich hielt den Atem an. Angst, nein das hatte ich zunächst nicht. Es blieb wohl keine Zeit dazu ... Dann war der Spuk zu Ende. Genauso plötzlich, wie er begonnen hatte. Erst jetzt schlich sich ein banges Gefühl in meine Magengegend. Lähmende Angst kroch in mir hoch.
Vom Lager II im „Tal des Schweigens" verfolgte ich später den Anstieg der ersten Gipfelmannschaft. Ameisenhaft klein wirkten die Männer in der riesigen Lhotsewand. Nur zentimeterweise schienen sie sich den Anstieg zu erobern. Von den anfänglich fünf Personen beschlossen nur Hans und Wolfgang, bei dem jetzt herrschenden sehr starken Wind den Anstieg fortzusetzen.
Weiße Schneefahnen wehten vom Gipfelgrat. Dort oben mußte es unglaublich kalt sein. Gegen 17 Uhr erreichten zwei dunkle Striche, unsere erste Gipfelmannschaft, den höchsten Punkt des Lhotse, 8511 Meter. Sherpas und Mitglieder, die das Ereignis vom Lager II aus miterlebten, umarmten sich, waren glücklich. Weniger freudvoll war später die Funk-Mitteilung, der Rückzug habe bis zwei Uhr nacht gedauert und die beiden hätten sich Erfrierungen an Händen und Füßen zugezogen.
Wie hilflos klein der Mensch in der gewaltigen Natur ist! Alle wußten wir es, jetzt fühlten wir es auch. Gern hätten wir geholfen, aber all unser Tun beschränkte sich auf Kleinigkeiten, wie Teekochen, Massieren, den Patienten etwas Bequemlichkeit verschaffen. Allein der Arzt hatte alle Hände voll zu tun, den Verletzten Linderung zu verschaffen, sie später ins Basislager zu begleiten, wo der Militär-Heli sie nach Kathmandu flog.

Trübe Gedanken belasteten uns auf dem Durchstieg der Lhotsewand. Erich, Hanns, Rainer und ich wurden von zwei Sherpas begleitet. Auf meinen Wunsch ging ich zusammen mit dem zukünftigen Schwager unseres Sirdar als letzte Seilschaft. Ich wollte nicht, daß vielleicht meinetwegen ein Mitglied auf den Gipfel verzichten mußte. Leider mußte ich bald feststellen, daß mein Partner und ich keine ideale Kombination waren. Das Seil sei zu lang, meinte er einmal, er wolle es abschneiden. Kaum hatte ich das verhindert, folgte eine neue Hiobsbotschaft, die mich ernsthaft aus der Fassung brachte: Er habe keine Schlüssel zum Wechseln der Sauerstoffflaschen, meinte er und wollte mich damit zur Umkehr zwingen. Ich hatte Mühe, diesen Schlag zu verkraften. Es blieb nur eine einzige Möglichkeit: die gut ausgerüsteten vorderen Seilschaften einzuholen und ihre Utensilien zu gebrauchen. Plötzlich packte mich der kalte Zorn. Ich riß die Maske vom Gesicht und schrie: „Jetzt binde ich dich mitten in dieser Wand an eine Eisschraube, wenn du nicht augenblicklich mit deinen Einwänden aufhörst!" Diesmal schien er mich ernst zu nehmen, er kletterte kommentarlos weiter. Viel später wurde mir der Grund seines seltsamen Verhaltens bekannt. Der Lhotse ist ein männlicher Götterberg. Keine Frau soll seinen Gipfel betreten. (Bis zum Frühling 1993 hat noch kein weibliches Wesen den „Südberg" erklommen.)

Abgelenkt durch all die Schwierigkeiten, hatte ich kaum beobachtet, daß das Wetter umgeschlagen hatte. Es schneite, erst leise, dann dichter. Schwerer Schnee begann durch das steile Couloir zu rutschen. Die Kameraden, lange Zeit von mir aus nur klein in der Rinne zu sehen, wurden wieder größer. Endlich konnte ich sie als Menschen mit großen Rucksäcken erkennen. Auf 8250 Meter, bei der Felsplatte, die das enge Couloir unterbricht, hatte ich sie eingeholt. Gemeinsam wechselten wir die Sauerstoffflaschen, die wir hier für den Abstieg deponieren wollten. Jetzt aber hatte sich der Neuschnee beängstigend angestaut. Lawinen waren im 55 Grad steilen Gelände jederzeit möglich. Dabei trennten uns jetzt nur noch 250 Meter vom ersehnten Gipfel. Nicht viel, wenn man es mit den Alpen vergleicht. Zu gefährlich aber in dieser Höhe, bei den jetzt herrschenden schlechten Verhältnissen.



So gern wir weitergestiegen wären, heute hatten wir keine Wahl. Besser jetzt selbst absteigen als später unfreiwillig mit einer Lawine ...

Tags darauf strahlte eitel Sonnenschein. Als ob es immer so schön gewesen wäre. Bei Windstille erreichte unsere letzte Gruppe den Gipfel. Es waren Ivan und Bruno, denen der Wettergott so gute Bedingungen schenkte.
Mir brachte die erreichte Höhe von 8250 Metern den persönlichen Höhenrekord, der auch gleichzeitig derjenige für Schweizer Frauen war. (Bis zum Redaktionsschluß dieses Jahrbuches ist er das noch immer. Anm. d. Red.)

Russische Schneeleoparden

Im Pamirgebirge erheben sich vier Berge über die Siebentausender-Grenze. Sie alle zu ersteigen, bringt den Absolventen den Ehrentitel eines „Schneeleoparden". Die Ausführung ist allerdings für Westler nicht möglich, steht doch der Pic Spartak an der Grenze nach China und war 1980 für Ausländer gesperrt. Trotzdem traf ich einige „Leoparden"; sie waren im russischen Bergsteigerlager im Rettungswesen tätig. Für die erwarteten ausländischen Gäste hatte man das Lager Atschik-Tasch, mit Blick zu dem gewaltigen Massiv des Pic Lenin, errichtet. Reihenweise ausgerichtet standen die Schlafzelte, auf der Wegseite in regelmäßigen Abständen von Fahnenmasten begrenzt. Aus verschiedenen Lautsprechern klang feierlich die russische Nationalhymne, als die Bergsteiger ihre jeweilige Flagge langsam hißten.
Weniger feierlich erscholl der morgendliche Weckruf. Aus denselben Trichtern dröhnte jetzt laute Marschmusik, die mich veranlaßte, im Militärschritt zur Toilette, zur Waschanlage und später zum Eßzelt zu marschieren. Beinahe führte ich beim Frühstück auch die Kaubewegungen im Takt aus. Die benötigte Tourenverpflegung wurde auf vorgedruckten Bestellformularen angekreuzt. Es kam vor, daß einzelne Lebensmittel nicht lieferbar waren, wir wurden dann auf später vertröstet. So fehlten anfangs der versprochene Kaviar sowie der Krimsekt. Beides erhielten wir zu unserer Freude kurz vor Abreise aus

dem Pamir. Da hatten wir auch allen Grund zum Feiern, waren uns doch verschiedene Touren gelungen. Ich gehörte zu den Ersteigern des Pic Korshenevskaya (7105 m), der ebenfalls zu den „berühmten Vier" zählt.

Kommen Sie, kleine Lady, trinken wir Tee ...

... meinte man liebenswürdig auf dem Tourist-Ministerium in Islamabad, Pakistan, wohin ich seit einigen Tagen regelmäßig pilgerte. Es war Sommer 1983. Diesmal war ich nicht Mitorganisatorin. Ich hatte es erstmals gewagt, als Frau die Expeditionsleitung zu übernehmen und die heiligen Hallen des pakistanischen Tourist-Ministeriums zu betreten. Hier hatte ich, zusammen mit Felix, den üblichen Papierkram, notwendiges Übel jeder Expedition, zu erledigen. Man verhandelte liebenswürdig, nachsichtig, während Ventilatoren die brütende Hitze etwas milderten und Papierstapel mit Schnüren und Steinen beschwert am Wegfliegen gehindert wurden. Der grüne Tee, mit Kardamom gewürzt, schmeckte vorzüglich. Trotzdem mußte ich schließlich sehr deutlich formulieren, daß ich mit meiner Gruppe zum Bergsteigen und nicht zum Teetrinken in den Karakorum gekommen sei.

Schließlich waren alle Hürden genommen; Edi Furrer, Andreas Müller, Felix Walter und ich erreichten zusammen mit Wali Khan, unserem pakistanischen Begleitoffizier, und 16 Trägern den Basisplatz des Diran. Auf dem Zwischenhalt in Gilgit, dem Hauptort des Nordbezirks, hatte ich mit Sah Khan, meinem späteren Organisator für Trekkings in Nordpakistan, auf der Bank etwas zu erledigen. Der ehemalige Armeekommandant fuhr mit mir in die Innenstadt, wo mir plötzlich einfiel, daß ich meinen Paß im Hotel vergessen hatte. Gelassen drückte er mir die Autoschlüssel in die Hand und meinte, daß er hier auf mich warten werde. Als ich am Steuer seines Wagens davonfuhr, fielen dem getreuen Diener beinahe die Augen aus dem Kopf. Noch nie hatte er eine autofahrende Frau gesehen. Außerdem war der Besitzer des Wagens eine hochverehrte Persönlichkeit, hatte er sich doch im indisch-pakistanischen Unabhängigkeitskrieg einen Namen gemacht. Daß gerade dieser Mann sein Fahrzeug einer weiblichen Person überließ, war den Moslemmännern unverständlich.

Unsere Diran-Eispyramide ist 7266 Meter hoch und steht genau gegenüber dem Königreich Hunza, das durch die legendäre Gesundheit und das biblische Alter einiger Bewohner in Europa bekannt wurde. Auch Dr. Bircher hat dazu beigetragen, als er seine gesunde „Müesli-Theorie" von den Hunzukuz ableitete. Sah Khan, der mit der Schwester der alten Königin verheiratet ist, machte mich später mit der „Rani" (Königin) bekannt. Ich war in der Folge einige Male mit ihr zusammen zum Essen geladen. Seit dem Tod ihres Mannes in den siebziger Jahren begann sie für sich die Welt zu entdecken. Mehrmals unternahm sie Reisen nach Europa, und einmal zeigte sie mir voll Stolz die Cartier-Uhr, die sie sich eben in Paris gekauft hatte. Die alte Dame war damals weit über sechzig, hatte früher selten ihr Land verlassen und kannte außer Hunza nur das Königreich Nagir auf der anderen Flußseite, von dessen Regierungsfamilie sie abstammte, sowie Rawalpindi, die ehemalige Hauptstadt Pakistans, wohin sie gelegentlich reiste. Natürlich hatte sie an ihrem Hof englische, russische, chinesische und indische Gesandte erlebt, die alle um den politischen Knotenpunkt Hunzas wußten und um die Durchgangsrechte buhlten. Die heutige Straße, der „Karakorum-Highway", der Pakistan mit China verbindet und durch das exponierte Hunza-Land führt, gab es damals noch nicht. Das Königreich konnte nur zu Fuß oder von guten Reitern auf Pferderücken erreicht werden.

Begegnung im Hunza-Land

Ebenfalls zu Fuß gelangten wir auf der topfebenen Wiese zu Füßen von Rakaposhi und Diran an. Dort bezahlten und entließen wir unsere Lastenträger. Für einige Tage von einem Einheimischen unterstützt, schleppten wir Lasten über den Gletscher. Bei einer Rast auf dem Eis schenkte mir Muhammed drei rohe Eier, deren hoher Wert mir natürlich bewußt war. Hühner und Eier sind im Karakorum eine Seltenheit, und entsprechend hoch ist ihr Preis. Wo aber sollte ich jetzt die Delikatessen versorgen? Ich entschloß mich für die äußere Deckelklappe, dem einzigen halbwegs geschützten Platz in meinem Rucksack. So glaubte ich. Trotz aller Vorsicht gingen die zarten Schalen in Brüche. Bei Ankunft im Hochlager waren Objektiv, Sonnencreme, Handschuhe und anderer Kleinkram zu einer pappigen Masse verklebt, die aus Wassermangel gar nicht gereinigt werden konnte. Die Spuren auf dem schwarzen Wildlederköcher sind auch bei späterer, sorgfältiger Reinigung nie mehr verschwunden. Der Überbringer des Geschenkes begleitete mich später auf vielen Unternehmungen im Nordbezirk des Karakorums. Noch heute läßt er mir gelegentlich Grüße übermitteln. Er selber hat nie schreiben gelernt und braucht dazu die Dienste eines öffentlichen Schreibers.

Als am 30. Juni, mittags um 12 Uhr, Edi Furrer und ich auf dem Diran-Gipfel ankamen, war herrliche Sicht. Rundum standen die Giganten aus Firn und Eis, deren Namen und Lage ich ausgiebig studiert hatte. Siebentausend Meter und mehr ragten sie auf. Auch der westlichste Achttausender, der Nanga Parbat, der als deutscher Schicksalsberg in die Geschichte einging, war deutlich zu erkennen. Wie alte Freunde erschienen sie mir, vertraut und verehrungswürdig. Da wurde mir bewußt, daß es nur wenige Menschen gibt, die das Glück haben, auf diesem oder einem ähnlichen Platz der Erde zu stehen. Überwältigt liefen mir plötzlich die Tränen über die Wangen, verklebten die schon längst verdreckte Sonnenbrille, und schluchzend lehnte ich mich an Edis Schulter.

Die Rückkehr in die Zivilisation verlief anders als unsere Ankunft. Meine Kleinexpedition von vier Personen war erfolgreich gewesen. Wir hatten den Gipfel erreicht. Dies half sogar in einem Moslemland über den „Mangel" hinweg, daß ich nur eine Frau war. In der Landeshauptstadt lud man uns ins Fernseh-Studio, wo General Mirza persönlich das Gespräch leitete. Seine Frage, wie man sich als Mann unter der Leitung einer Frau fühle, beantwortete Felix. Es spiele keine Rolle, ob Mann oder Frau, meinte er, Hauptsache, man wisse, wie es gemacht werden müsse.

Alter schützt vor Torheit nicht

In der patriarchischen Welt des Karakorum war auch 1985 eine Expedition unter Frauenleitung noch etwas Seltenes. Schon gar, wenn die Betreffende nicht mehr ganz jung ist. Einmal tastete sich ein Radio-Reporter anläßlich meiner Broad-Peak-Expedition an die Altersfrage heran. „Sie haben drei Töchter?" wollte er wissen. Als ich dies bejahte, bohrte er weiter. Diese sind wohl keine Babies mehr?" Ich lachte. „Sie möchten gern wissen, wie alt ich bin", sagte ich unumwunden. „Ich werde nächstes Jahr 50." Später erzählte mir mein junger Begleitoffizier, daß er seiner Braut von der älteren Expeditionsleiterin erzählt habe. Darauf kam prompt ihre Frage: Kann die denn noch acht Tage ins Basislager laufen? Daß ich sogar Gipfelambitionen haben könnte, daran dachte sie nicht einmal. Für eine gesetzte Dame meines biblischen Alters geziemte sich eher ein geruhsames Leben, als sich Torheiten wie dem Bergsteigen und dessen Organisation zu widmen.

Dreizehn Tage dauerte der Anstieg zum Fuß des Broad Peak. In endlosem monotonen Auf und Ab stapfte die Menschenschlange, bestehend aus acht Expeditionsmitgliedern, einem Begleitoffizier und 64 Trägern, über den schwarzen Baltoro-Gletscher. Rutschen, Stolpern über das lose Geschiebe, von dem sich so mancher Bergsteiger geschworen hat, daß er diese elende Strecke nur einmal im Leben zurücklegen werde ... Dann aber der überwältigende Anblick der Trango-Türme und des Uli-Biaho, lotrechte Wände, die jedes Herz schneller

schlagen lassen, sei es das eines ambitionierten Kletterers oder das eines Wanderers. Später, am „Konkordiaplatz", das Amphitheater aus Schnee und Eis zwischen K2 zur Linken bis zur Chogalisa rechts außen, letztere verbunden mit der tragischen Geschichte Hermann Buhls, der hier in den Tod stürzte. Schon die alten Forscher, Erschließer und Fotografen waren überwältigt vom Anblick der Baltoro-Arena, und noch heute begeistert sie Bergliebhaber.
Es war schlechtes Wetter im Baltoro, und die fast täglichen Schneefälle vereitelten unsere Gipfelpläne. Auf 7250 Meter wurden wir endgültig zurückgeschlagen. Mir scheint aber kein Gipfel ein überdurchschnittliches Risiko zu rechtfertigen, wenn dadurch Menschenleben aufs Spiel gesetzt würden.

Inzwischen hatte ich verschiedene Regionen des Karakorums kennengelernt und war ihrem herben Reiz erlegen. Es gab so unglaublich viele, beinahe unbekannte Täler, Siedlungen am Ende der Welt, wo man kein menschliches Leben mehr vermutet hätte, und unzählbare Gipfel, von denen etliche noch

unerstiegen waren. Freilich gab es über diese Gebiete nur ungenaues Kartenmaterial und fast keine Berichte. Nur eine Handvoll Pioniere hatte sich hier betätigt, wenig wurde darüber veröffentlicht. Nicht der Rummel am „Konkordiaplatz", wo Expeditionen sich kreuzten, Postläufer, Trekkinggruppen und Trägerscharen auf- und abstiegen, sondern das „Nichterschlossene" reizte mich.

Mit verschiedenen Gruppen kehrte ich in der Folge zurück, besuchte Seitentäler der ehemaligen Königreiche Hunza und Nagir oder den legendären Shimshal-Paß, über den im letzten Jahrhundert kriegerische Hunzukuz die aus China zurückkehrenden Karawanen überfielen. Auch unsere Erstersteigung des Lupghar-Sar E., 7200 Meter hoch, am Momhil-Gletscher gelegen, war für mich ein Vordringen in einen vergessenen, unerforschten Gletscherkessel. Wir hatten wenig über ihn in Erfahrung bringen können, wußten nicht einmal, ob uns der Zustieg zum Bergfuß gelingen würde. Ein einziges Foto, das Steve Vanable mir geschickt hatte und das den M-Gletscher von einer nahen Anhöhe aus zeigte, sowie die Nasa-Karte, die aber keine Details erkennen ließ, waren Anhaltspunkte für dieses Unternehmen. Japaner hätten etwas mehr gewußt, reagierten aber auf mein Schreiben nicht. Trotzdem, oder gerade darum, hat diese Art des Expeditionsbergsteigens für mich einen ganz besonderen Reiz: wie zur Erschließungszeit der Alpen auch im Karakorum-Himalaya in neue Regionen vorzudringen, ohne daß über jeden Stein und jede Schwierigkeit in Dutzenden von Berichten zu lesen steht.

Vielleicht hatte Frau Visser jenen Pioniergeist, als sie 1929 ihren Mann in den nördlichen Karakorum begleitete und mit seiner Forschungsgruppe diverse Pässe in der Fünftausender-Region überschritt. Oder Fanny Bullock-Workmann, die ebenfalls mit ihrem Gatten zahlreiche Asientouren unternahm und mit der Ersteigung des Siebentausenders „Koser Gunge" den damaligen Höhenrekord für Frauen aufstellte. Später brachte Hettie Dyhrenfurth mit dem Queen Mary Peak und der Höhe von 7428 Metern den Frauenrekord an sich. Unternehmungslustige Bergsteigerinnen fand man früher nur wenige, und doch spannt sich der Bogen weiter zu Claude Cogan, die zahlreiche Expeditionen ausführte und 1959 bei ihrer unglücklichen Cho-Oyu-Expedition den Tod fand. 1974 standen erstmals drei japanische Damen auf dem Gipfel des Manaslu, und ein Jahr später gelang es Anna Okopinska und Helena Krueger-Syrolomska, ohne männliche Begleitung, den Fuß auf den Gipfel des Achttausenders Manaslu zu setzen. Erwähnenswert ist auch die Damen-Annapurna-Expedition 1978 unter Arlene Blum; dabei war der Gipfeltriumph von Vera Komarkova und Irene Miller zu bejubeln, aber auch der Tod von Alison Chadwick-Onyszkiewicz und Vera Watson zu beklagen. Auch die bergsteigerischen Leistungen von Wanda Rutkiewitz, die bei der Ersteigung ihres achten Achttausenders den Tod fand, möchte ich an dieser Stelle erwähnen. Heute sind erstklassige Bergsteigerinnen aus aller Welt auch in schwierigem Gelände tätig, und der lange gepredigte Verweis auf „Herd und Heim" hat auch auf dem alpinen Gebiet seine Gültigkeit verloren.

Frauen sehen die Welt

Mit Beiträgen von Andrea Schamschula, Lilo Baumgartner, Anna Lauwaert und Marianne Hofinger-Koblmüller

Viele Märchen beginnen mit dem Satz: „In der Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat ..." – und manche Frauen sind offenbar der Meinung, daß diese Zeit keineswegs eine vergangene ist.

In ihrer Einleitung zur Neuauflage von Ella Maillarts Buch über eine 1926 durchgeführte „Verbotene Reise" durch Zentralasien schreibt Romy Pabel: „Ella Maillart hat in ihrem Buch einen bemerkenswerten Satz geschrieben, der eine wichtige Erkenntnis in sich birgt: ‚Beharrlichkeit, auch die des bloßen Wünschens, hat magische Kräfte.' Dasselbe haben auch wir erfahren. (Auf einer ‚Expedition Seidenstraße', die Romy Pabel vor wenigen Jahren gemacht hat. Anm. d. Aut.) Es gab Situationen während der mehr als einjährigen Vorbereitung unserer Chinadurchquerung, in denen die Männer so verdrossen waren, daß sie fast aufgeben wollten. Natürlich entmutigten mich die Absagen und Fehlschläge kaum weniger, aber ich wünschte mir gerade diese Reise so sehnlich wie Ella Maillart sich die ihre, und das beharrliche Wünschen, das Durch-nichts-sich-abweisen-Lassen strömt tatsächlich magische Kraft aus ..." Als ein Anhänger der Philosophie Karl Poppers bin ich nicht in der Lage, zu bestätigen, daß es sich dabei um magische Kräfte handelt; aber für den Effekt ist es letztlich gleichgültig, ob man in solchen Fällen an Magie oder an den psychologischen Mechanismus der Selbst-Motivierung glaubt; und daß diese Kräfte zur Erfüllung eines gefaßten Planes durch solch starkes Wünschen tatsächlich freigesetzt werden, ist unbestreitbar. Ich hätte einen Gutteil dessen, was ich auf dieser Welt erlebt habe, nie gesehen, wenn sich das meine Frau nicht gewünscht hätte ...*

Woran liegt es nun, daß solche Wünsche in heutiger Zeit so oft von Frauen gehegt werden? Ich glaube, die Erklärung dafür ist recht einfach: Man hat den Frauen lange genug die Möglichkeit vorenthalten, die Welt auf diese Weise zu sehen und zu erleben.

Aus den folgenden Beiträgen wird, so meine ich, einmal mehr deutlich werden, daß es schon rein ökonomisch gesehen ein Unfug ist, auf mehr als fünfzig Prozent der menschlichen Intelligenz, Erlebens- und Leistungsfähigkeit bloß deshalb zu verzichten, weil es sich bei den Inhabern dieser Fähigkeiten um Inhaberinnen handelt; und genau diesen Unfug hat man bis vor wenigen Jahrzehnten bei Forschungs- und Entdekkungsreisen ja geübt.

Es ist auf der anderen Seite selten ein Schaden, der nicht zugleich einen Nutzen in sich begreift. Weil man den Frauen seit der Zeit der Kreuzzüge und davor bis weit in unser Jahrhundert hinein ganz allgemein die psychischen und physischen Fähigkeiten zu solchen Entdeckungen abgesprochen hat, gibt es heute auch kaum eine Frau, die bei ihren Reisen nach der längst obsolet gewordenen Methode des männlich-heldischen Eroberungs-Tourismus verfährt. Trösten wir uns mit diesem Gedanken hinweg über die vielen versäumten Gelegenheiten der Vergangenheit, an der man ohnehin nichts mehr ändern kann.

Es gibt unter männlichen Reisebuch-Schreibern nur ganz wenige, für die das Ziel der Expedition zweitrangig erscheint gegenüber den Menschen, die es in diesen fremden Welten kennenzulernen gilt. Liest man etwa das Buch „Cho Oyu – Gnade der Götter" von Herbert Tichy, dann haben am Ende die Sherpas, die Träger und Trägerinnen in Nepal für den Leser Gestalt angenommen, sind zu unverwechselbaren Menschen aus Fleisch und Blut geworden. Man mache die gleiche Probe mit vielen anderen Expeditionsberichten. Und dann wieder lese man auf Seite 131 den Bericht von Anna Lauwaert über ihre Wanderung zum Hispar-Paß, in der die Begegnung mit Menschen die Haupt- und die bergsteigerische Leistung die absolute Nebensache ist. Oder Andrea Schamschula (Seite 120): Sie war auf dem Ruwenzori, und das ist in dieser unserer Welt der Leistungsverzeichnisse und -kategorien eine verständliche Erklärung für die Mühen und Kosten einer solchen Reise; hätte sie geschrieben, daß der Zweck ihrer Afrikareise das Kennenlernen solcher Menschen wie des verhinderten Schatzsuchers in Zaire gewesen sei, sie würde zum mindesten für überspannt gehalten; dabei wäre dies aber doch nichts weiter als die Wahrheit ...

Wenn es überhaupt eine Hoffnung gibt auf diesem gottverlassenen blauen Planeten, dann ist es die, daß das Fremde und Andersartige nicht Ablehnung und Aggression erwecke, sondern Neugierde und Anteilnahme. Es macht den Eindruck, daß man in dieser Hinsicht viel lernen kann von den Frauen, die heute unterwegs sind, um sich die Welt anzuschauen.

Peter Baumgartner

* Ella Maillart: Verbotene Reise. Die Expedition einer unerschrockenen Frau durch Zentralasien. Heyne-Verlag, München 1988.

Rechts: „Von einer kleinen Anhöhe aus beobachten wir den ‚spuckenden' Vulkan"

Wo Gorillas frühstücken, Berge Feuer spucken und ein Märchenwald zum Regenmacher führt

Von Andrea Schamschula

Endlich, mit nur vier Stunden Verspätung gelingt es uns, Goma zu verlassen. Mühsam versuche ich die Check-Liste noch einmal zu überprüfen, ob wir wirklich alles eingekauft haben. Einige Lebensmittel werde ich immer wieder während unserer Reise auf den Märkten besorgen.

Wir biegen von der „Hauptstraße" ab und Lambert, unser Fahrer erklärt uns, daß wir nur noch kurz zum Chef des Nationalparks müssen, um unsere Bewilligung abzuholen. Gleichzeitig drückt er mir ein Kuvert in die Hand, das es mir ermöglichen sollte, ohne Probleme zwei Besuche bei Gorillafamilien im *Virunga-Nationalpark* fixieren zu können.

Da ist sie auch schon, die Hütte des Chefs – eigentlich eher ein kleiner Palast, der aber fast unbewohnt aussieht. Wir werden freundlich begrüßt und warten in einer großen Halle, in der es keine Möbel gibt außer einen großen Tisch, auf dem unzählige „eingelegte" Schlangen und Spinnen stehen. Lambert sieht mein entsetztes Gesicht und lacht.

Endlich werden wir in das Büro des Nationalparkchefs gebeten. In einem verstaubten Zimmer, hinter einem verstaubten Schreibtisch sitzt er und streckt uns lächelnd die Hand entgegen. Nachdem ich ihm das Kuvert gegeben habe, verschwindet unser Chef wieder für ein bis zwei Minuten – oder war es eine Stunde? Er kommt wieder und gibt uns das Schreiben zurück, das jetzt aber mit einem schönen Stempel und einer Unterschrift versehen ist. Wir bleiben noch lange im Büro und unterhalten uns mit dem Chef, der durch die Unruhen im letzten Jahr kaum Reisende trifft. Wie üblich verhandeln wir über den Preis, bevor wir in ein anderes Büro gehen, um die Nationalparkgebühren zu zahlen und unseren Brief wieder um einen Stempel reicher machen. Als wir das Haus verlassen, wartet unsere Gruppe schon ungeduldig auf uns in den Bussen.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wir Jomba, den Ausgangspunkt für unseren Gorillabesuch. Jomba liegt am Eingang des Virunga-Nationalparks, der sich mit Vulkanbergen bis zu 4000 m Höhe, zwischen dem Kivu-See und dem Lake Edward erstreckt.

Ein verlassenes Haus wird unsere Küche, auf der angrenzenden Wiese stellen wir unsere Zelte auf. Kinder beobachten uns neugierig, helfen uns dann beim Wasserholen und besorgen Kartoffel vom Dorf.

Nach dem Essen verschwinden alle schnell in ihren Zelten. Werden wir morgen Gorillas sehen? Ich lausche noch lange der Trommelmusik, die von der anderen Seite des Baches kommt.

Wir sitzen gerade beim Frühstück, als Lambert aufgeregt auf mich zukommt: „Eine Gruppe muß sofort losgehen, da sich die Gorillafamilie ziemlich weit entfernt aufhält." Nach einigen Schwierigkeiten gelingt es uns, zwei Gruppen zu bilden, besser gesagt, eine Gruppe zu finden, die bereit ist, sofort loszugehen.

Natürlich wußten wir, daß wir nicht alle auf einmal zu der gleichen Familie gehen konnten, doch war geplant, daß wir alle um 9.00 Uhr beim Nationalparkeingang sein sollten.

Nachdem die erste Gruppe losgegangen war, erzählt mir Lambert, daß ein Nationalparkwärter zeitig in der Früh bei ihm war, um diese Änderung bekanntzugeben.

Ich gehe mit der zweiten Gruppe ungefähr eine Stunde später weg. Durch kleine Dörfer, vorbei an Feldern, begleitet von vielen Kindern, gehen wir zum Eingang des Parks. Schon bald nach unserem Eintreffen begrüßt uns ein Parkwärter, der uns zu „seiner" Gorillafamilie führt. Er gibt uns Hinweise, wie wir uns bei den Gorillas verhalten sollen und berichtet, daß in den Virungabergen noch ca. 400 Berggorillas leben; einige Gorillafamilien bestehen aus drei, andere aus 40 Mitglieder. Schon lange kennt er „seine" Gorillafamilie und kann jetzt mit maximal sechs Besuchern kommen. Gorillas sind mit ca. zehn Jahren erwachsen, ihre durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 40 Jahren. Wenn wir Gorillas sehen, sollen wir uns ganz ruhig verhalten, nicht oder nur leise miteinander sprechen und in geduckter Haltung weitergehen, vor allem aber keine abrupten Bewegungen machen.

Nachdem er uns alles erzählt hat, warten wir darauf endlich loszugehen, doch vergebens – unser Wärter setzt sich ruhig in die Hütte, verschwindet kurz darauf und kehrt später mit der Nachricht zurück, daß die Gorillas leider noch beim Frühstück wären und dabei nicht gestört werden wollen. – Wer will schon beim Frühstück gestört werden?!

Wir warten geduldig. Endlich gehen wir los. Nach nur knapp 15 Minuten hören wir bereits Gorillas. Langsam gehen wir weiter, alle sind ruhig, aber wohl genauso aufgeregt wie ich. Natürlich weiß ich wie Gorillas aussehen, natürlich habe ich über sie gelesen – mein Herz klopft wie wild – da vor mir – er sitzt einfach da, und schaut mich mit seinen großen, braunen, warmen Augen an. Bald sehen wir auch den „Silberrücken", den Chef der Familie, um den sich immer mehr Gorillas scharen. Wir setzen uns in einiger Entfernung nieder und sind verzaubert. Daß wir hier sein dürfen, ganz dicht neben ihnen – ich kann es fast nicht glauben! Die Gorillas beobachten uns anfangs sehr neugierig, doch bald schon haben

Alle Fotos zu diesem Beitrag: Hans Thurner

Unten: Kanjabajonga – die schönste Stadt in Afrika

sie das Interesse an uns verloren. Nur ein kleiner Gorilla muß uns ganz genau inspizieren. „Wieso spielt denn keiner mit mir", möchte er wohl sagen und klopft Hans auf den Schenkel. Der Wärter schimpft, doch der kleine Gorilla kommt immer wieder zu uns, zieht an Schuhbändern, öffnet Reißverschlüsse usw. – bis es ihm zu dumm wird und er wieder zu seiner Familie zurückkehrt. Wir sitzen in zwei Metern Abstand vor der Gorillafamilie – einfach wunderbar – zu Besuch bei diesen mächtigen, doch äußerst ruhigen Tieren, mitten im Virunga-Nationalpark.

Ich denke daran, daß es nicht mehr viele dieser Tiere gibt, daß heute noch Gorillas gewildert werden, und ich denke an die vielen Gorillahände, die jetzt irgendwo auf der Welt als Aschenbecher dienen, an die Gorillaköpfe, die als besondere Trophäe in großen Häusern an der Wand hängen. Was sind das für Menschen, was sind wir für Menschen? Gorillababies wurden von ihren Müttern getrennt, um in irgendwelchen Zoos zur Schau gestellt zu werden ...

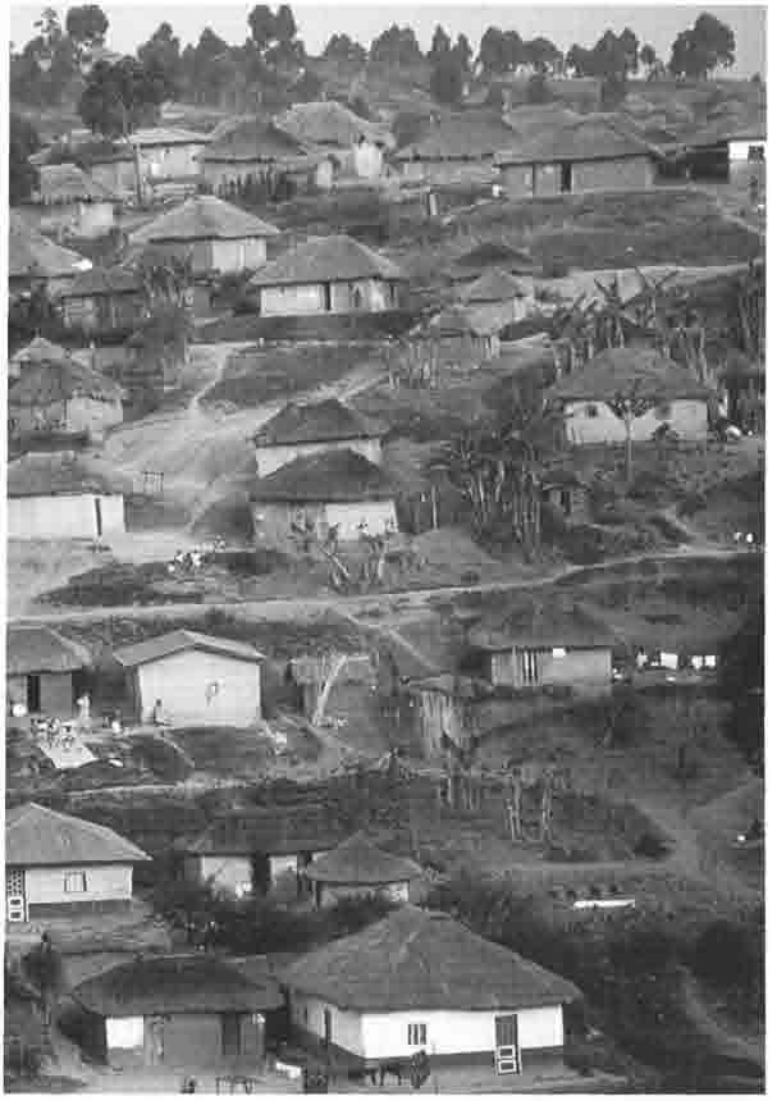
Unser Parkwärter holt mich ganz plötzlich wieder zurück – höchste Zeit, die Gorillas wieder zu verlassen! Fasziniert und voller Eindrücke gehen wir wieder zu unseren Zelten, wo die andere Gruppe bereits auf uns wartet. Sofort frage ich, wie lange denn der Fußmarsch zu ihrer Familie gewesen sei. Nicht lange, ca. 15 Minuten – erzählen sie mir erfreut, und nach einiger Zeit kommen wir dahinter, daß beide Gruppen bei der gleichen Gorillafamilie waren. Darum mußten sie also früher weggehen! Das war also die Frühstückspause unserer Gorillas!

Kanjabajonga

Wir fahren mit zwei Kleinbussen im Schrittempo weiter. Ich sitze neben unserem Fahrer, der seit geringer Zeit nervös sein Armaturenbrett beobachtet. Plötzlich hält er an – unser Kühler ist völlig leer, hat wahrscheinlich ein Loch. Der zweite Bus wird angehalten, und unsere Fahrer versuchen den Schaden zu beheben, was ihnen auch tatsächlich gelingt. Wir setzen unsere Reise fort, allerdings nicht für lange. Der zweite Bus hat uns inzwischen auch schon überholt, der Kühler ist wieder leer, und so sitzen wir in der heißen Mittagssonne am Straßenrand und warten. Vielleicht kommt der andere Bus zurück?

Vielleicht können wir ein Auto aufhalten? Bis zum Einbruch der Dunkelheit wird ja hoffentlich noch jemand vorbeikommen – und da kommt auch schon ein überladener Pkw. Unser Fahrer hält den Wagen an und fragt, ob er bis zur nächsten Ortschaft mitfahren kann, um Hilfe zu holen. Mit der Erklärung, daß wir „Musungus" selbst sehen sollten, wie wir weiterkommen, verabschiedet sich der Fahrer unseres Rettungswagens schnell. Musungu sagt man in Afrika zu den Weißen. Wenn ein Schwarzer viel Geld hat, ist er auch „musungu".

Nach langem Warten kommt unser zweiter Bus, bringt uns zum nächsten Dorf und holt anschließend das kaputte Auto. Wir sind in Kanjabajonga – der schönsten Stadt in Afrika. Über mehrere Hügel ausgedehnt, mit fast ausschließlich rotbraunen Lehmhütten, und sehr freundlichen Menschen, strahlt diese Stadt viel Ruhe und Frieden aus.
Nach dem Essen sitze ich mit einigen unserer Leute zusammen und bemerke, daß mich ein Schwarzer schon die längste Zeit beobachtet. Schließlich faßt er Mut und fragt mich, ob ich vielleicht kurz für ihn Zeit hätte – es wäre äußerst wichtig! Also gehe ich mit ihm und er erzählt mir seine Geschichte: In Zaire gab und gibt es viel Goldbergbau und Edelsteine (Goldwäscher waren auch wirklich im Fluß neben der Straße zu sehen), früher hatten viele Familien Schätze bei sich zu Hause.



Doch dann kam das Land unter belgische Herrschaft und die Schätze wurden versteckt, vergraben – vor den Weißen in Sicherheit gebracht. Es gibt zwar geheime Pläne, wo die Schätze zu finden seien, doch sind die Angaben sehr ungenau und oft gibt es wichtige Anhaltspunkte wie Bäume etc. schon lange nicht mehr.
Soweit seine Erzählung und dann kommt die Bitte: Er beobachtet mich schon einige Zeit, und glaubt, daß er mir vertrauen kann. Ich soll bei der Schatzsuche behilflich sein. Konkret – ich soll in Europa einen Detektor besorgen und wieder nach Zaire kommen und schatzsuchen – natürlich würde ich auch meinen Schatzanteil bekommen. Ich erzähle, daß ich mit solch einem Gerät schon gearbeitet habe, nämlich beim Suchen von verschossenen Pfeilen.
Wir tauschen unsere Adressen aus und verabschieden uns freundlich.

Kurz nach meiner Rückkehr von Zaire erhalte ich einen Einschreibebrief, in dem ich gewarnt werde, den Dedektor mit der Post zu schicken, da er sicher schon vorher „gebraucht" wird und nie bei meinem „Partner" ankommt. Ich solle mich der nächsten Ruwenzori-Reisegruppe anschließen, dann aber in Kanjabajonga bleiben und die verlorenen, vergessenen Schätze suchen ...

Ruwenzori, der Regenmacher

Wir „wurzeln" uns langsam der Mahange-Hütte entgegen (3310 m). Der Weg ist ziemlich steil, aber die märchenhafte Vegetation mit verschiedenen Moosen, Orchideen und riesigen Heidekräutern, die bei uns zu Hause nur knapp 30 cm erreichen und hier Baumgröße haben, läßt mich die Anstrengung fast vergessen. Als ich kurz vom Weg abweiche, versinke ich bis zur Hüfte im Moos.

Für zwei unserer Träger ist heute ein besonderer Tag. Da sie zum ersten Mal hier arbeiten, müssen sie die Ruwenzorigötter um Erlaubnis bitten, sie gutstimmen. An einem bestimmten Ort müssen sie mit Gräsern um den Körper und einem großen Stück Holz auf den Schultern um ein Holzxylophon, das von einem anderen Träger gespielt wird, tanzen und singen. Wir stecken ein Bündel Geld in ein kleines Strohhüttchen, um die Götter auch für uns günstig zu stimmen. Ein Träger erzählt mir, daß einmal im Jahr die ältesten Träger mit dem Geld Opfertiere kaufen, nämlich ein Schaf, das sie selbst essen, ein weißes Huhn für die Götter und an diesem Ort ein Fest feiern.

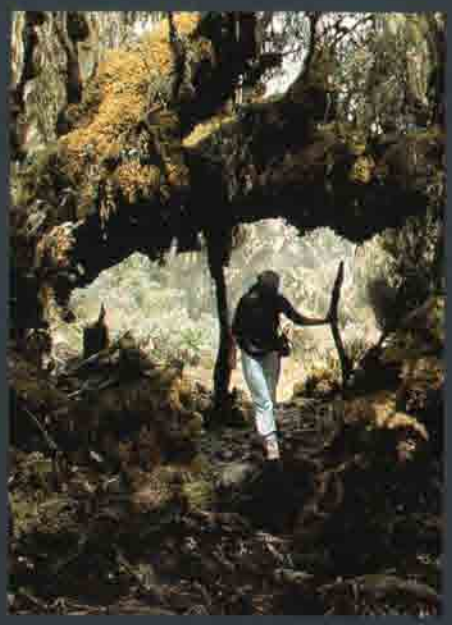
Zwischen Mahange und der Kiondo-Hütte (4200 m) wechselt die Vegetation wieder. Während man bis zur ersten, der Kalonge-Hütte (2100 m), durch Kaffeeplantagen, Bananenhaine, dichten Regenwald mit Riesenfarnen wandert, folgen dann bis zur zweiten Hütte Heidekraut und Moose und dann, vorbei am „Urschlammloch", Lobelien- und Senecienwälder.

Lac Gris (4500 m): Wir stellen unsere Zelte auf. Die Mannschaft geht wieder zur letzten Hütte zurück. Bei uns bleiben nur Claude, unser Koch, und Charles, der mit uns auf den Gipfel gehen wird. Er ist einer von den wenigen Schwarzen, die von einer Gruppe italienischer Bergführer eine Alpinausbildung bekommen haben, um als Nationalparkführer auch in die vergletscherten Gebiete zu gelangen. Charles erzählt, daß er heuer schon dreimal auf der Margherita, einem der Ruwenzorigipfel, war und somit die Gletscherverhältnisse genau kennt. Charles ist stolz, da er der erste Schwarze ist, der eine Gruppe bis auf den Gipfel führt. Wir helfen Claude das Küchenzelt aufzustellen, kochen gemeinsam und bereiten anschließend unser Material für den morgigen Gipfeltag vor.
Zeitiger als an den vergangenen Tagen stehen wir auf. Es regnet, die Sicht ist schlecht, trotzdem beschließen wir, den Aufstieg zu wagen. Es hört bald zu regnen auf und über eine

Ruwenzori

der Regenmacher

Rechts: Stanley-Plateau.
Unten: Über den Wolken von Afrika ...
Ganz unten: Nicht nur Gorillas im Urwald ...



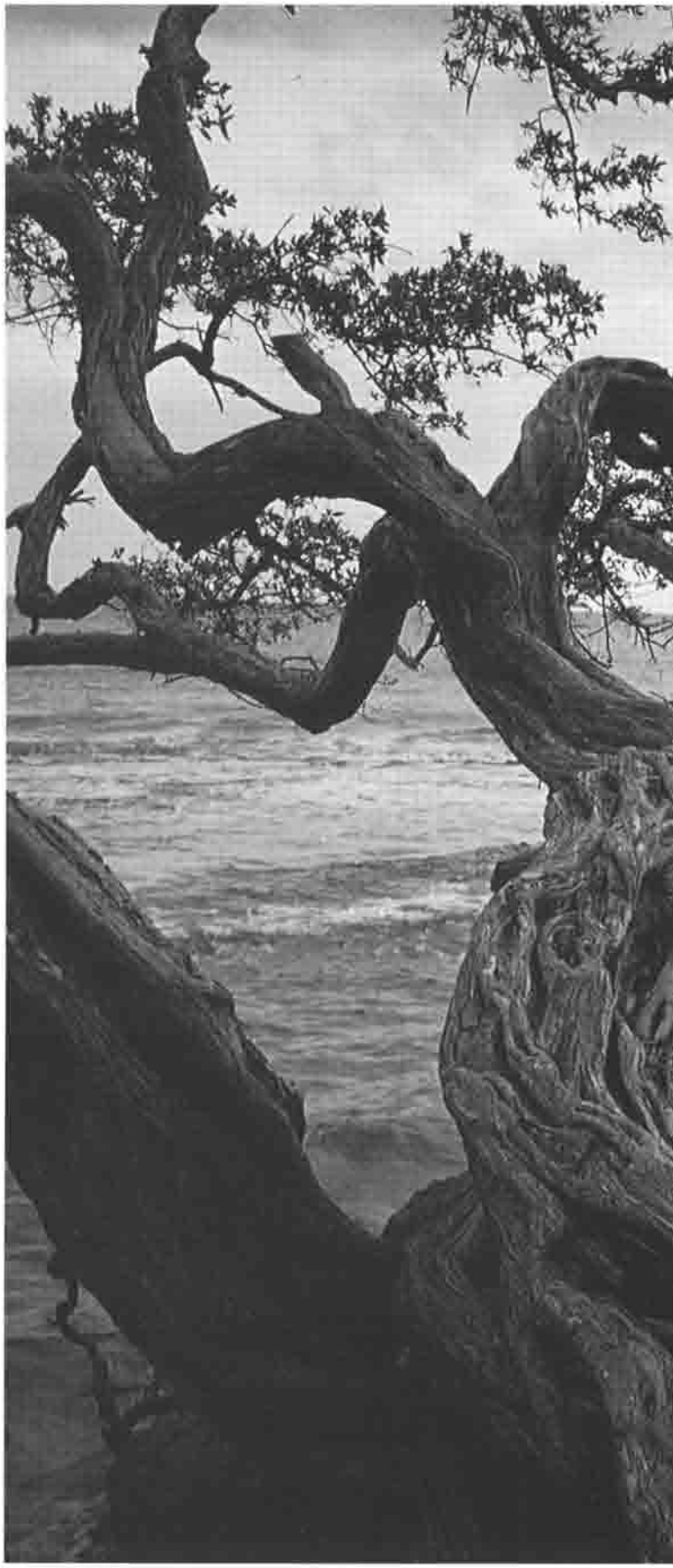
steile Eisflanke erreichen wir das Stanley-Plateau, das wir dann bei Sonnenschein überqueren. Ich bin von den wundervollen Eisformationen fasziniert. Leider bleibt es nicht lange schön – nicht umsonst wird dieses Gebirge von den Einheimischen „Regenmacher" genannt.
Nach einer kurzen Eispassage und einer leichten Blockkletterei stehen wir am Gipfel, auf der 5100 m hohen Margherita, neben der Alexandra (5091 m) der Hauptgipfel des Ruwenzorimassives.

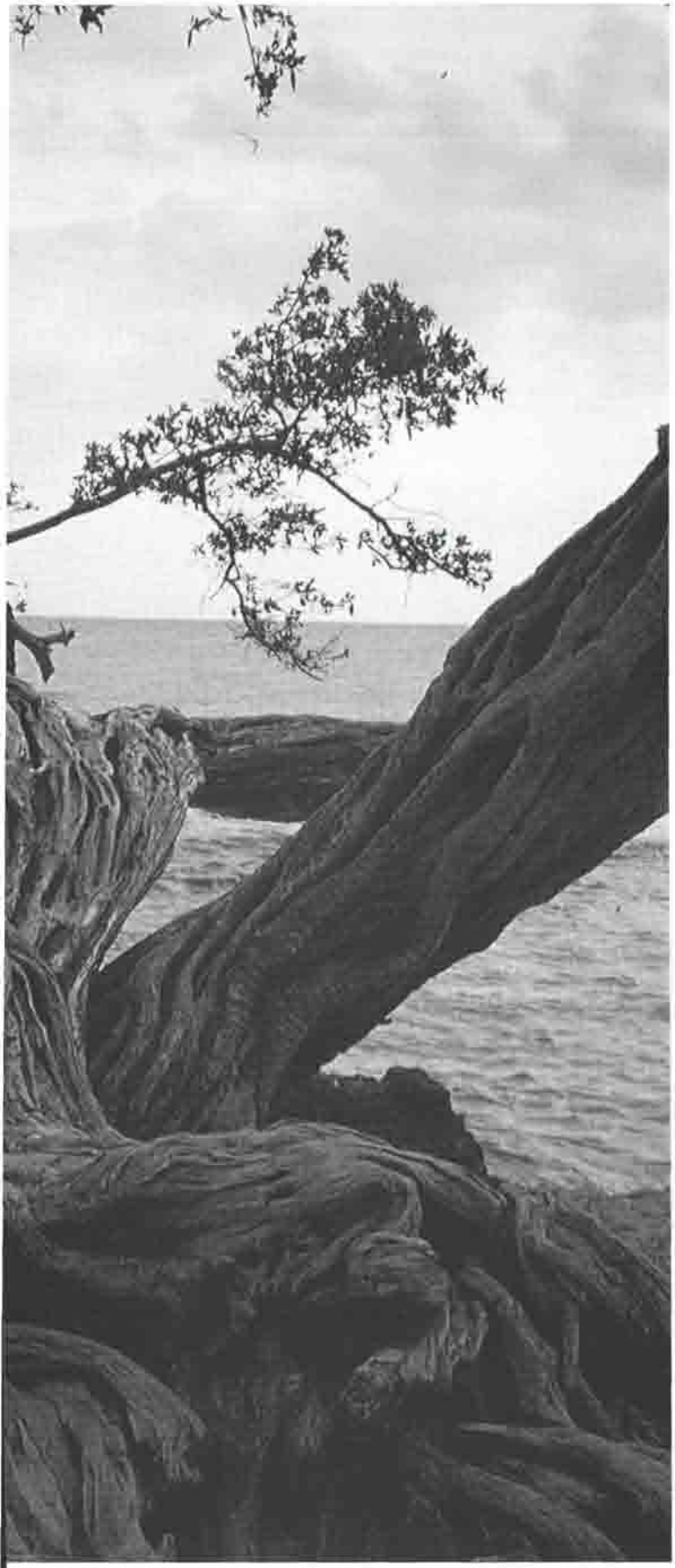
Vulkan

Von einer kleinen Anhöhe aus beobachten wir den vor uns „spuckenden" Vulkan. Langsam wird es dunkel, und dieses faszinierende Naturschauspiel wird immer unfaßbarer. Riesige Feuerbälle rollen, schweben fast den Kraterhang hinunter und lassen den langen Lavastrom wie einen brennenden Fluß erscheinen. Langsam zeigen sich vereinzelt Feuerstellen in der weiten Ebene, die uns vom Vulkan trennt. Dann auch Trommelmusik, und ich kann nicht mehr ruhig liegenbleiben, muß in die Dunkelheit eintauchen, der Trommelmusik folgend, werde leider aber kurz darauf durch das Hupen unseres Fahrers, der uns noch am selben Abend in unsere Lodge bringt, wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt.

Jambo – Habari

Während ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich einen Brief aus Zaire. Die Unruhen sind wieder ausgebrochen, die Schulen wieder geschlossen, es wird wieder geplündert, gestohlen, geschossen.
Fremde sieht man nur selten, daher gibt es auch kein Geld mehr für die Nationalparks, und Gorillas werden wieder gewildert ...





„We are the highest people in Jamaica"

Von Lilo Baumgartner (Text und Fotos)

Es ist zwei Uhr nachmittags und wir tanzen zu dritt auf dem Gipfel des Blue Mountains Peak und krächzen dreistimmig dazu: „We are the highest people in Jamaica." Was die Sicht anlangt, können wir das zwar nicht feststellen, denn um uns ist dichter Nebel; die Hütte mit den riesigen Hortensienbüschen ist gerade noch sichtbar; aber höher kann es auf dieser Karibik-Insel tatsächlich nicht mehr gehen; oder doch? Wir bauen einen Steinmann; jeder von uns dreien darf einmal hinaufsteigen, um der allerhöchste zu sein.

Meine Freude über diesen „Gipfelsieg" ist vor allem dadurch erklärbar, daß ich selten noch so an einem Erfolg gezweifelt habe wie diesmal. Die Voraussetzungen dafür waren auch denkbar ungünstig, steht doch im Reiseführer, daß man knapp nach Mitternacht aufbrechen und sich mit der Taschenlampe den Weg suchen soll, um den Anstieg in der heißen Tageszeit zu vermeiden und womöglich auch den Sonnenaufgang zu sehen ...

Wir haben bei unserer Ankunft in Whitfield Cottage einige Blue-Mountains-Ersteiger bereits bei der Abreise getroffen; sie hatten die Anweisungen des Reiseführer befolgt aber nur Wolken und von der Sonne keinen Schimmer gesehen.
Um elf Uhr erfolgt endlich auch unser Aufbruch. Randy aus Kalifornien sei ein erprobter Bergsteiger, sagt er; er war schon auf dem Half Dome im Yosemite, und überhaupt ist er gut, basta! Christine aus Nigeria war noch nie auf einem Berg; sie kennt nur die Wolkenkratzer von New York, wo sie mit Randy jetzt lebt, und auf die fährt man mit dem Aufzug; aber sie will es versuchen, vielleicht, sagt sie, muß sie sehr bald umdrehen. Als Proviant haben die beiden noch alle süßen Getränke im einzigen Shop von Whitfield Cottage aufgekauft, und Kekse haben sie auch dabei. Das wird eine süße Tour.

Wir gehen die ersten zehn Minuten – das heißt, Christine läuft beinahe, dann fällt sie erschöpft auf einen Stein und Randy, dem der Schweiß in Strömen runterläuft, dazu. Beide

---

„Zu Fuß haben wir ganz einsame Buchten gefunden, das andere Jamaica." Uralter Baum am Treasure-Beach

Die „Höchsten" in Jamaica

Blue Mountains

Oben: Durch Regenwälder führt der Weg auf den Blue Mountains Peak. Auf seinem Gipfel findet man allerdings statt Schnee und Eis einen riesigen Hortensienstrauch (großes Bild). Rechts: Brandrodung im Regenwald und eine Fire Ginger (Alpina purpurata), die das überlebt hat (Bild Mitte). Ganz rechts: Brücke im Urwald

Unten: Der alte Mann, ein Kind und das Meer ...

schütten die erste Fruit-Punch-Packung in sich hinein, springen auf und laufen weiter, diesmal nur mehr fünf Minuten, und als wir zu einer im Führer erwähnten Quelle kommen, habe ich Angst, daß mir die beiden darin buchstäblich absaufen. – Im Fünf-Minuten-Rhythmus gehen wir weiter. Randy macht schon Andeutungen, daß er seiner Christine zuliebe wohl auf diesen Gipfel wird verzichten müssen. Es ist Zeit für einen Psycho-Trick.
Ein kurzer Hinweis nur ist nötig, daß wir beiden schwachen Frauen den armen Randy doch nicht um seinen schönen Gipfelsieg bringen dürfen; Christine wäre keine Frau, wollte sie danach nicht zeigen, daß sie's kann. Sie geht jetzt langsam und gleichmäßig hinter mir, ein Regenguß, der uns abkühlt, kommt mir auch zu Hilfe, und Randys unpraktische Umhängetasche stecke ich in meinen Rucksack.

Der Regenwald bietet uns Abwechslung genug auf diesem Marsch, viele uns unbekannte Pflanzen natürlich, aber auch Fuchsien, Fingerhut, eigenartig orangefarbene Himbeeren und sogar Walderdbeeren. Wir gehen jetzt ruhig und stetig durch diese phantastische Welt, und hin und wieder besorgt geäußerte Fragen Randys, ob Christine schon noch weiterkönne, bremsen unseren Aufstieg kaum ...
Die Freude von Christine auf ihrem ersten Gipfel ist unbeschreiblich. Nie hätte sie gedacht, daß sie ohne Auto auf einen Berg gelangen könnte; und noch ahnt sie nicht, daß sie sich in der Folge drei Tage vor lauter Muskelkater kaum wird rühren können; das alles zählt ja auch wirklich nicht im Moment, denn wir drei sind „the highest people in Jamaica".

Natürlich müssen meine beiden Zufalls-Begleiter, die ich erst in Whitfield Cottage kennen gelernt hatte, auch noch eine rauchen, bevor wir absteigen. Es wird schon dunkel auf dem Weg durch den Wald, es raschelt im Gebüsch – ein wildes Tier, eine Schlange gar? Nein, ein Mensch, ein freundlicher Jamaicaner, allerdings im Outfit der Bergbewohner, barfuß und mit zerissener Hose, einen Jutesack tragend, in dem sich die Kadaver einiger taubengroßer Vögel befinden, die er mit einer Steinschleuder erlegt hat. Randy ist ganz begeistert, mir graust.

Drunten in den Kaffeeplantagen ist es schon finster, unvermittelt kommen die Nächte in den Tropen; dennoch schalten wir die Taschenlampe nur dann ein, wenn es gilt, den Weg an einer Abzweigung nicht zu verlieren. Meinen beiden Freunden geht es wohl ähnlich wie mir: Wir wollen allein sein mit unseren Gedanken und den Bildern von dieser Insel mit ihren Hunger-, Drogen- und Kriminalproblemen auf der einen Seite, mit der Schönheit des Meeres und der Berge im Regenwald, der Gastfreundschaft der Menschen – sobald man ihnen nur ein bißchen mehr Zeit widmet, als für einen Schnappschuß aus dem Autofenster nötig ist – und vor allem mit dem Zauber der Musik. Reggae ist ein Teil des Lebens der Menschen auf dieser Insel, kleine Kinder, bevor sie noch richtig gehen können, lernen schon tanzen, und jede Oma und jeder Opa macht

ebenso mit. Und wenn man sich dann, nach absolviertem Touristen-Kulturprogramm, also z. B. nach der Besichtigung der Parish Curch in Falmouth vor der Kirche auf einen Grabstein setzt, fällt man nicht weiter auf, denn auch die Einheimischen rasten hier, Kinder spielen zwischen den Gräbern und Ziegen weiden auf dem Friedhof. Leben und Tod sind nur verschiedene Sektoren ein und desselben Kreises ...
Und ich denke während dieses Heimweges vom Blue Mountains Peak an den Treasure Beach mit seiner langgestreckten romantischen Bucht und den vielen Fischerbooten. Das Hinterland ist hier eine Savannenlandschaft mit riesigen Kakteen. Zu Fuß haben wir ganz einsame Buchten gefunden – das andere Jamaica ...

Und ich denke an den alten Mann und das Meer und das weiße Haus in Long Bay, das er hier für eine Amerikanerin hütet und in das er uns gastfreundlich aufnimmt. Ich sehe ihn vor mir, zahnlos, immer freundlich, er teilt seinen Fisch mit uns, nimmt uns mit zu einer Party ins Dorf, ich tanze mit den Kindern Reggae – sicher wirke ich wie ein Elefant im Porzellanladen, aber es macht einfach Freude, in die lachenden Gesichter zu sehen.

Das Meer ist wild, es nimmt sich Stück um Stück vom Land, und wenn unser alter Mann den Strand sauber macht, spuckt das Meer sofort wieder hin, aber unser alter Mann kennt das Meer und liebt es, und wenn er auf's Meer schaut, träumt er vielleicht von einem Jamaica, in dem alle satt und glücklich sind ...
Aber da ist nun das Licht von Whitfield Cottage, und unser Tag auf dem Blue Mountains Peak ist vorbei.

al hamdu Allah

Von Biafo auf den Hisparpaß

Von Anna Lauwaert

1991 beschloß ich, die Route Biafo-Hispar allein zu begehen, um die schmerzliche Erinnerung an den Konflikt zwischen den allzu irdischen Interessen meiner Gefährten und meinen eigenen mystisch-ästhetischen Zielen auszulöschen. Er war während eines ersten Trecks zum Basislager des K 2 eingetreten, der für mich eine Art Pilgerfahrt und Initiation werden sollte. Diesmal wollte ich meine Beziehung zum Gebirge, zu meinen Ängsten und mir selbst, zu den Einheimischen und Pakistan voll erleben und erfahren, und zwar als europäische Frau, allein am Ende der Welt, nur begleitet von diesen muslimischen Männern, denen man das Schlimmste nachsagt.

In Islamabad hatte man mich noch einmal ernsthaft gewarnt, mich darauf aufmerksam gemacht, daß es in diesen verlassenen Gebieten weder Polizei noch Botschaft gibt und ich für alles was mir zustoßen könnte, selbst verantwortlich sei. Aber mein Gefühl war richtig: Ich habe versucht, die Regeln des Koran anzuwenden, und bin wie eine kleine Prinzessin ebenso verwöhnt wie respektiert worden!

Im Sturm auf dem Hisparpaß

Javed, mein Führer, der das Alter meiner Kinder hat, ist für mich zugleich Sohn, Freund und Gefährte meiner Abenteuer geworden, so sehr, daß er mich zu seiner Familie gebracht hat, damit ich seine Frau, seine Kinder, seine Schwestern und seine Mutter kennenlernen konnte.

Die zu Beginn mißtrauischen Träger sind sehr schnell zu Schutzengeln geworden, die sowohl meine Wünsche als auch meine Schwierigkeiten voraussahen und ihnen zuvorkamen. Sie haben mich respektiert, weil ich sie respektierte, und zwar nicht nur durch herzliches, aber zurückhaltendes Verhalten, sondern vor allem durch eine Kleidung, die auf ihr männliches Empfinden Rücksicht nahm: kein Décolleté, keine kurzen Ärmel, keine Shorts; ganz einfach Bluse und lange Hosen wie in Locarno. Kurz, alles ging aufs beste. Außer ... Als wir auf mehr als 5100 m ankamen und den Hisparpaß überqueren wollten, gerieten wir in entsetzlich schlechtes Wetter: Wind, Schneesturm, Nebel, ein so weicher Schnee, daß ein Vorankommen nicht mehr möglich war, Kopfschmerzen, Erbrechen. In diesem Augenblick wurde mir die Schwierigkeit unserer Lage bewußt. Ich habe einige alpine Erfahrung, beteilige mich an der Bergrettung. Aber hier, in dieser Situation, wußte nur ich allein, was ein Seil ist! Die Balti- und Hunza-„Führer" und -Träger sind in Wirklichkeit (wie in den Alpen im vorigen Jahrhundert) nichts anderes als rechtschaffene Bauern, die während des Sommers etwas Geld verdienen, indem sie Fremde begleiten. Sie haben aber keine Ahnung von alpiner Technik und auch nicht von den Gefahren, die ihnen selbst und ihren Gästen begegnen können. Tatsächlich habe ich das Leben dieser Männer eingesetzt, um meinen metaphysischen Extravaganzen zu genügen!
Als wir schließlich heil und gesund Karimabad erreicht hatten, konnten wir nur demütig wiederholen: „Shoukrou al hamdu Allah" („Lob und Dank sei Gott")!

Der Wunsch zu danken

Wie sollte ich Javed danken, diesem kleinen Mann, der alles getan hat, damit mein Aufenthalt traumhaft wurde?
Da ich meinte, stärker moralisch als finanziell in seiner Schuld zu stehen, und versuchen wollte, ihm etwas Immaterielles, aber für ihn, seine Familie und sein Land Sinnvolles zu geben, habe ich Javed im letzten Sommer in meine Familie eingeladen. Ein schwieriges, aber bewegendes und begeisterndes Unternehmen, vor allem dank der großen Solidarität, die sich rund um den kleinen Fremden entwickelte. Er wurde ohne weiteres aufgenommen und ist mit einem guten „Gepäck" nach Pakistan zurückgekehrt:

Die SAC-Sektion Locarno hat ihn in ihre Reihen aufgenommen und ihm ermöglicht, an ihrem jährlichen Rettungskurs ebenso wie am Tessiner Regionalkurs teilzunehmen.

Der Gesamt-SAC hat ihn eingeladen, nach einem Eignungsprüfungs-Wochenende an der Furka an einem Tourenleiterkurs in der Cabane d'Orny teilzunehmen.
Der Bergführer Aldo Verzaroli hat ihm eine Gebirgsausrüstung zum halben Preis besorgt und plant, ihn bei einer nächsten Pakistan-Expedition als Verbindungsoffizier zu verpflichten

Mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion „Die Alpen".

und ihm damit Gelegenheit zur Besteigung seines ersten großen Gipfels zu geben. Viele Freunde haben ihm Bücher, Kleider und Andenken für ihn und seine Familie geschenkt.

Aber vor allem hat Javed, der eindeutig erste pakistanische Bergführer, sehen und verstehen können, was Training, Sicherheit, Technik – und die Gefahren des Gebirges bedeuten. Der nächste Schritt wird darin bestehen, Kurse in Pakistan selbst zu organisieren, denn es ist undenkbar, diese Einzelerfahrung, die ungefähr 10.000,– Franken gekostet hat, in großem Maßstab zu wiederholen; sie wäre ohne die Mitarbeit und Großzügigkeit des SAC und all unserer Freunde unmöglich gewesen.

Im Jahr 1991 haben sechzig Alpinisten und Träger im Himalaya und Karakorum ihr Leben verloren. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß weniger Unfälle zu beklagen wären, wenn die einheimischen Träger und Führer in den Genuß einer Ausbildung kämen, wie sie Javed in diesem Sommer erfahren hat. Wenn auch Unfall und Tod zu jenen Ereignissen in unserem Leben gehören, die hinzunehmen wir fähig sein müssen, so ist das doch kein Grund, um nicht zu versuchen, „die Schäden zu begrenzen". Ich für meinen Teil kann auf jeden Fall nicht hinnehmen, daß die Träger ihr Leben riskieren, um das nötige Geld für ihre Familie zu verdienen, während ich allein zu meinem ganz persönlichen Vergüngen ins Gebirge gehe.

S. 132/133:
„... als europäische Frau, allein am Ende der Welt, nur begleitet von diesen muslimischen Männern."
Trägerkolonne im Norden Pakistans

Foto: Lilo Baumgartner

Aus dem Reisetagebuch einer Bergführerin

Von Marianne Hofinger-Koblmüller

Kilimanjaro, Aconcagua, Ruwenzori, Nepal, Hoher Atlas, Chimborazo... – eine Vielzahl an Bergen und Berggebieten, die ich als Bergführerin zum Ziel hatte. Ich werde immer wieder gefragt, welches die schönste Reise, das größte Abenteuer, das beeindruckendste Ziel sei. Ich weiß es nicht. Jede Reise hat ihren eigenen Charakter, ihre Schönheiten, ihre Besonderheiten. Oft sind es Kleinigkeiten, eine nette Begegnung, eine wunderschöne Stimmung, eine gut harmonierende Gruppe, die das Besondere einer Reise ausmachen. Viele sagen: „Ein abwechslungsreicher Job!" – Ja, das stimmt; aber eine mehrwöchige Reise zu leiten, gehört auch zu den anspruchsvollsten Aufgaben für einen Bergführer. Ein Klettergrundkurs, eine Skitourenwoche in den Westalpen, eine Kletterwoche in den Dolomiten – ja, da bin ich hauptsächlich Berg- und Skiführerin, wende all das an, was ich während meiner Ausbildung gelernt habe.
Für eine Reise muß ich mehrere Rollen spielen: neben Bergführerin „Ärztin", „ Krankenschwester", Psychologin, Kultur- und Reiseführerin, Gruppentherapeutin, Dolmetsch, Köchin. Aber vielleicht sind es gerade diese Multianforderungen, die mich bei dieser Aufgabe reizen.

Bolivien – drei Sechstausender auf einen Streich

Eine meiner schönsten Reisen führte nach Bolivien. Vielleicht, weil es bergsteigerisch recht anspruchsvoll war? Vielleicht, weil meine Gruppe so klein – nur sechs Teilnehmer – und zusätzlich sehr nett war? Vielleicht, weil es nach meiner erst ein paar Monate zurückliegenden Kreuzband-Operation die erste lange und harte Belastung für mein Knie war und es mir hervorragend dabei ging? Oder vielleicht, weil ich trotz anfänglicher Skepsis und Scheu sehr gut mit meinem selbsterarbeiteten Spanisch zurechtkam?

Oft denke ich noch an die unwirtliche Nacht auf 5600 m, im Hochlager des Sajama, mit 6542 m der höchste Berg Boliviens und gleichzeitig, nach dem Huayna Potosi (6088 m) und dem Illimani (6438 m), unser dritter Sechstausender, unser größtes und höchstes Ziel.

Ich versuche einzuschlafen, der Wind, der unser Zelt herumschüttelt, hindert mich jedoch daran. „Hoffentlich hört der Wind bis morgen auf!" denke ich, und mir fallen die vielen Stories über den windberüchtigten Sajama ein! Der Sturm wird immer stärker, die Zeltstangen biegen sich schon beängstigend. Plötzlich höre ich Liesis Stimme: „Evakuierung!" Ich öffne rasch den Reißverschluß, glaube meinen Augen kaum zu trauen: Das Zelt liegt zerfetzt da, Liesi und Heidi versuchen, mit ihren Schlafsäcken in den Händen, ihr Gepäck zusammenzuraffen und vor dem Davonfliegen zu retten. Gott sei Dank steht da noch das kleine leerstehende Militärzelt, zehnfach verankert, in das nun die beiden Frauen kriechen können. Unser Zelt, mit einer Seite direkt an der Abgrundkante, steht auch schon sehr windschief da. Mein Mann Christian, der mich auf dieser Reise begleitet hat, zeigt Galgenhumor: „Streck die Zehen aus, damit du siehst, ob unser Zelt sich dem Abgrund nähert!" Obwohl wir ein paar Stunden verzweifelt versuchen, durch Stützen der Stangen das Zelt zu halten, knicken sie doch in diesem orkanartigen Sturm, und wir liegen plötzlich in einem Biwaksack, hecheln nach Luft. Christian hält eingehüllt die Stellung, ich krieche zu unserem letzten noch stehenden Zelt. Wir können es kaum glauben, aber in den Morgenstunden läßt der Wind tatsächlich nach. Trotz dieser schlaflosen Nacht habe ich in meinem Kopf noch nicht auf den Sajama verzichtet. Die Gruppe ist von dieser psychischen Belastung gezeichnet, hat keine Motivation mehr, hat Angst vor dem eisigen Wind. Ernst, Dieter und Christian kann ich zum Weitermachen überreden; wir haben ja keinen Reservetag mehr — heute oder nie.

Ich koche heißen Tee, checke nochmals die Ausrüstung — dann geht's los. Mit kalten Muskeln müssen wir gleich die 100 m lange blanke Steilstufe überwinden, alle keuchen und klettern am Fixseil hoch. Der Wind bläst weiterhin, kann uns aber, eingemummt in unsere Seidensturmhauben, wie wir sind, nichts anhaben. Die Schneeflanke ist nun steil, aber wir können ein gleichmäßiges Tempo gehen. Dieter wird plötzlich immer langsamer, muß alle paar Schritte stehenbleiben. Auf 6150 m kann er einfach nicht mehr, die schlaflose Nacht, die Kälte — alles zusammen ist ihm zuviel geworden. Ich kann ihn nicht alleine zurücklassen, ich muß mit ihm absteigen. Christian und Ernst stapfen die letzten 300 Höhenmeter relativ flach zum Gipfel weiter. Ich bin froh, daß sie es geschafft haben!

Vom Sajama-Dorf sehen wir dann hinauf auf den Berg, die Firn- und Eisflanken glitzern im Sonnenlicht. Wie schön und friedlich sieht er aus! Welch anderes Gesicht hat er uns vor zwei Tagen gezeigt!

Seit damals habe ich auch eine richtige amiga im Sajama pueblo: Marina, dicke Besitzerin eines kleinen urigen Beisels, hat mich sofort in ihr Herz geschlossen, wollte mich gar nicht mehr wegfahren lassen. Bei der Abschiedsumarmung hat sie geweint — werden wir uns je wiedersehen?

So ist es immer: ein herzliches Verstehen, ein Lächeln, Freude, Glück — dann Abschied, eine kleine Traurigkeit — ein ewiges Kommen und Gehen.

Mir fallen Worte von Herbert Tichy ein: Die Tatsache, daß man von Freunden nichts mehr weiß, kann sie einem nicht wegnehmen und das Wesentliche einer Begegnung nicht auslöschen. Ob man ihre Gegenwart noch einmal erlebt, ihre Worte tatsächlich noch einmal hört — im Grunde ist das unwichtig. Sie waren bei uns und sie bleiben in uns, denn sie sind eingegangen in unser Leben wie wir in ihres.

Marokko/Hoher Atlas — Skibergsteigen unter der heißen Sonne Afrikas

Schon einige Zeit vor meiner Marokkofahrt saß ich über Reiseführern und sonstigem Informationsmaterial. Noch nie war eine Gruppe von uns im Hohen Atlas, es sollte also eine Pionierfahrt werden.
Beim Durchlesen einer Routenbeschreibung blieben meine Augen plötzlich an einem Satz haften: „Nein, dieser Jebel Toubkal (4167 m) ist bestimmt kein Damenskiberg, er verlangt gute Skibeherrschung, obgleich der Aufstieg ohne Hindernisse, ohne technische Schwierigkeiten mit der nötigen Kondition für jeden leicht zu bewältigen ist."
Na, das fängt ja gut an: ich, als Frau und gleichzeitig Bergführerin, mit sieben männlichen Teilnehmern, in ein arabisches Land, mit solchen Bergbeschreibungen!
Aber da ich es ja gewohnt bin, als weiblicher Bergführer anfangs immer „getestet" und beobachtet zu werden, mehr oder weniger skeptisch — ich muß einfach mein Können beweisen —, sah ich der ganzen Sache relativ locker entgegen. Ich muß ja auch fairerweise betonen, daß ich fast nie Probleme habe, akzeptiert zu werden und mit meinen Gruppen blendend zurechtkomme.
Und genauso war es auch diesmal: eine optimale Reise, traumhafte Abfahrten im Afrikafirn — und im Bazar paßten „meine" Männer auf mich auf, hielten mir lästige Einheimische vom Leib!

Ostafrika — Kilimanjaro, Mount Kenya

Die Führung einer Ostafrikareise ist für mich immer ein großartiges Erlebnis: dampfender Dschungel, Senecien- und Lobelienwälder, die Begegnung mit den Schwarzen, ihre lockere, lässige Art, das bunte grelle Treiben auf den Märkten, die einzigartige Schönheit des schneebedeckten Kilimanjaros, die Faszination der ständig wechselnden Vegetationszonen während der Besteigung, als Abschluß die Safaris im Ngorongoro-Krater und in der Serengeti, weite Savannen mit unendlich riesigen Tierherden — dies alles zusammen ist für mich einfach Natur pur.

Links: Natur pur in der Serengeti.
Rechts: „Wir haben es geschafft."
Blick vom Gipfel des Aconcagua

Ich bin froh, daß wir nicht die Normalroute (schon bekannt als Coca-Cola-Route) auf den Kili wählen. Auf- und Abstieg bewältigen wir jeweils auf einer anderen selten begangenen Route.
Ich weiß nicht, wie oft ich schon Expeditionscontainer aus- und wieder eingeräumt habe, nur weil zum Beispiel die Marmelade fürs Frühstücksbrot wieder einmal ganz tief unten, unter Mehl, Nudeln, Keksen, Kaffee, Isostar und Suppenpakkerln ist! Oder ist etwa wieder einmal der Verschluß der Honigdose aufgegangen, und es gibt ein wüstes, klebendes Durcheinander aller Sackerl und Dosen, eventuell samt Inhalt?
Meistens werde ich sehr stark von vielen hilfreichen Händen unterstützt, oft werden sogar das Kochen und der Küchendienst von den Teilnehmern selbständig übernommen. – Ja, ich erinnere mich an Manfred, unseren einmaligen Palatschinkenkoch, am Rasttag auf einer Höhe von 3900 m, als er gekonnt hauchdünne Palatschinken mit zweifachen Saltos schupfte!
Unsere Gipfelbesteigung ist dann auch anstrengender als der Normalweg, wegen der Gipfelüberschreitung müssen wir Schlafsäcke etc. mitschleppen – aber trotz dieser etwas mühsameren und organisatorisch schwierigeren Besteigung werden wir umso mehr belohnt durch Einsamkeit (wir treffen maximal eine andere Gruppe) und unberührte grandiose Landschaft.
Der Mount Kenya als Anschlußprogramm ist nur für etwas erfahrenere Kletterer geeignet, deshalb werden auch nur vier Teilnehmer mit mir auf den Gipfel klettern, die anderen haben sich für die – übrigens wunderschöne – Mount Kenya-Umrundung entschlossen.
Traumhafte Kletterei in festem Gestein erwartet uns, 18 Seillängen im Schwierigkeitsgrad II bis IV.
Als wir dann auf dem Gipfel (5194 m) stehen und zum Point Lenana, zur höchsten Erhebung der Mount Kenya-Umrundung, hinüberblicken, glauben wir unseren Augen kaum zu trauen: zur gleichen Zeit stehen unsere Kollegen auch auf ihrem Gipfel, wir winken uns zu, hören die Hallorufe – einer der Höhepunkte dieses Unternehmens.
Solche Augenblicke erfüllen mich mit Stolz, das Wissen, einfach alles getan zu haben, um eine Bergreise zu einem vollen Erfolg und einem schönen Erlebnis für jeden einzelnen zu machen. Manchmal geht alles glatt, manchmal muß ich tief in meine Trickkiste greifen – der Weg ist immer verschieden, mein Ziel bleibt immer gleich.

Ecuador – Aconcagua

Meine letzte Reise war meine anstrengendste, bedingt durch die große Teilnehmerzahl, aber auch durch den Charakter dieser Fahrt: Knapp hintereinander werden drei hohe Berge bestiegen (Tungurahua 5087 m, Cotopaxi 5898 m, Chimborazo 6310 m), der schnelle Rollenwechsel von der Kulturführerin zur Organisatorin, Köchin und Bergführerin ...

6.1.: Wir fahren von Ambato, der blühenden ruhigen Gartenstadt Ecuadors, weg, alle Teilnehmer wieder voll Motivation und Angriffslust auf unser letztes Ziel hier in Ecuador: Chimborazo, mit 6310 m der höchste Berg Ecuadors und, vom Erdmittelpunkt gemessen, sogar der höchste Berg der Welt, da er fast direkt am Äquator aufragt. Der gestrige Ruhe- und Erholungstag hat allen gut getan, die beiden vorhergehenden Gipfelbesteigungen haben doch Substanz und Energie gekostet.
Wir können ziemlich hoch herauffahren, nur die letzten 200 Höhenmeter bis zur Refugio Whymper (5000 m) müssen wir unsere schweren Rucksäcke schleppen.
Dichter Nebel bedeckt den Gipfel des Chimborazo, leichter Schneefall setzt ein. Momentan kann ich mich noch nicht um den Berg kümmern, ich muß erst Liegeplätze für meine Gruppe in der fast vollbesetzten Hütte suchen und anschließend gleich literweise Tee kochen. Trinken, Trinken, Trinken heißt ja die Devise beim Höhenbergsteigen. Ja, und dann endlich kann ich mich auf den Berg konzentrieren, möchte mir die Route ansehen. Ich gehe auf den steilen Geröllfeldern bis zum Gletschereinstieg, setze mir immer wieder kleine Papierfähnchen als Orientierungshilfen. Wir werden ja in der Nacht aufbrechen, und wenn der Nebel noch dichter wird ...

In der Hütte empfängt mich eine aufgeregte und besorgte Gruppe: Einheimische Bergführer überlegen, ob sie bei diesen Verhältnissen am nächsten Tag überhaupt aufbrechen werden. Es kostet mich einige Überredungskunst, um meine Teilnehmer wieder positiv zu motivieren. Aber lange habe ich ja nicht Zeit, denn ich muß ja noch die Seilschaften für morgen bestimmen, Ausrüstung austeilen und checken – tja, und dann heißt's: auf in die Küche! Nach der heißen Suppe und dampfenden Spaghetti muß ich wieder einige riesige Töpfe Tee kochen, bis dann meine Gruppe um ca. 21 Uhr in ihre Schlafsäcke kriechen kann. Einem Teilnehmer geht's nicht besonders gut, ihn muß ich noch mit Medikamenten versorgen.
Ja, und für mich heißt's jetzt noch, alle bereitstehenden Trinkflaschen mit Tee aufzufüllen und dann noch meine persönliche Ausrüstung für den Berg herzurichten und auch für mich einen Schlafplatz – leider nur mehr auf dem Boden – zu organisieren. Um 23 Uhr lege ich mich endlich nieder, aber ich schlafe nicht gleich ein, meine Gedanken kreisen um den Berg: „... Bis zum Gletschereinstieg finde ich auch in dichtem Nebel, aber dann ...? Hoffentlich bessert sich das Wetter! Die Route soll viele Blankeisstellen aufweisen – wenn ich viele Fixseile einhängen oder oft sichern muß – wird die Zeit für

Fotos: Christian Hofinger, Marianne Hofinger-Koblmüller

alle reichen ...“ Um eins weckt mich schon wieder meine Uhr, ich muß ja das Frühstück für alle zubereiten!
Um drei Uhr Abmarsch, bei Nebel und leichtem Schneefall – aber dann, zwei Stunden später, zeigen sich schon die ersten Sterne, der Mond schiebt sich hinter dichten Wolken hervor – eine traumhafte Stimmung! Und wir steigen weiter, keuchend, langsam – bis wir dann alle oben stehen – ganz oben. Ein ungeheures Glücksgefühl überflutet mich, wir haben's geschafft!

Einige Tage später fliege ich mit einer kleinen Gruppe – die anderen werden sich nach den Bergbesteigungen auf den Galapagos-Inseln erholen – nach Chile und Argentinien, wo wir unseren letzten Streich, den Fast-Siebentausender Aconcagua in Angriff nehmen. Auf Grund unserer vorhergegangenen Akklimatisation ging dann alles ganz rasch. Vom Basislager Plaza de Mulas (4370 m) auf Lager I Nido de condores (5440 m). Bis jetzt hatte uns der berühmt-berüchtigte Viento Blanco, der Sturmwind am Aconcagua, verschont, obwohl im Lager I unsere Zelte schon heftig wackelten. Am nächsten Tag sollte es also bis zum Lager II (ca. 6000 m) gehen – ja, und dann der Gipfelsturm ...
Ich funke mit Carlos, einem Argentinier, der im Basislager das völlig neu erbaute Hotel (ja, ich nenne es bewußt nicht Hütte, denn es bietet jeden Komfort) managt, und erkundige mich nach dem Wetterbericht für morgen: „Traumhaftes Wetter in Chile!“ höre ich aus dem Funkgerät. Das bedeutet für morgen hier: kein Wind, Schönwetter! Spontan fasse ich einen Entschluß: Sollte von hier aus der Gipfel schon möglich sein? Ich bespreche mich kurz mit meiner Gruppe; nach einiger Bedenkzeit sind alle einverstanden.
Lange wälze ich mich noch in meinem Schlafsack. Ist meine Entscheidung richtig? Es kann gutgehen, kann sogar der einzig windstille, der einzig mögliche Gipfeltag sein – aber andererseits kann uns die Entscheidung auch den Gipfel kosten: 1500 Höhenmeter, in dieser Höhe! Werden es alle schaffen? Ja, es war eine richtige Entscheidung: Am nächsten Tag stand die gesamte Gruppe am Gipfel, bei super Wetter, idealen Bedingungen. Ein hundertprozentiger Erfolg!

Nepal – Trekking mit Sechstausender

Nepal – eines meiner Lieblingsländer! Ich fühle mich wohl bei diesen überaus freundlichen Menschen, immer fröhlich, immer lächelnd. Nicht nur die Zeit verliert ihre Wichtigkeit, wenn man tagelang in dieser wunderschönen Landschaft dahinwandert. Auch Dinge, die in unserem Kulturkreis, in unserer Gesellschaft eine so große Rolle spielen, wie Geld, Macht, Besitz, Erfolg, Äußeres, verlieren plötzlich an Bedeutung. Ist es nicht völlig egal, ob die Handtasche genau zum Kostüm paßt? Ist es wirklich so wichtig, daß die Schuhe dem neuesten Modetrend entsprechen? Viele Menschen messen diesen Kleinigkeiten so große Bedeutung bei, daß sie eines vergessen: nämlich zu leben.

Ich gewinne in Nepal soviel Ruhe in mir selbst, lasse meine Seele baumeln, habe Zeit, über viele Dinge, über das Leben nachzudenken. Manchmal kommt mir der Gedanke, ob es denn überhaupt richtig ist, Touristen hierher zu führen. Vieles ist noch unverdorben, von der Zivilisation noch nicht geschädigt. Trage ich durch meine Tätigkeit nicht auch dazu bei, das Land weiter zu zerstören? Gedanken, die sich dann wieder verflüchtigen, wenn ich mich mit den Trägern und Sherpas beschäftige. Ich versuche, mit meinen Gruppen eine Brücke zwischen uns Europäern und den Einheimischen zu bauen, eine Brücke der gegenseitigen Akzeptanz und Toleranz.
Wie gut gegenseitige Hilfe funktionieren kann, zeigt das Beispiel, als einer meiner Teilnehmer einen Schlaganfall erlitt und einige Träger mit selbstlosem Einsatz sich sofort bereit erklärten, mit mir den Patienten mitten in der Nacht bei eisiger Kälte auf einer selbstgebastelten Bahre abzutransportieren – frierend, mit zerfetzten Kleidern, einfach nur, um uns zu helfen. Und genauso selbstverständlich wachte mit mir ein teilnehmender Arzt eine ganze Nacht bei einem wimmernden, kranken Sherpa, um seine Schmerzen zu mildern. Vielleicht ist das echte Entwicklungshilfe?

Mein Traumberg

Er steht im Solo-Khumbu, ist mit seinen etwas über 6800 m ein kleiner Berg inmitten der ihn umgebenden Sieben- und Achttausender, übertrifft aber mit seiner Schönheit viele seiner großen Brüder. Und er ist für mich etwas Besonderes, er ist mein Traumberg. Lange schon hatte ich von ihm geträumt, wenn ich Bücher über den Himalaya durchblätterte, immer wieder stach er mir sofort ins Auge.
Und dann traf ich Hans, und wir beschlossen, ihn zu besteigen. Nach dem Gruppentrekking trafen wir einander, und voll Motivation stiegen wir hoch, auf 4500 m, auf 5000 m, trugen schon Klettermaterial und Verpflegung in ein Hochlager auf 5800 m. Es klappte wie am Schnürchen, wir sahen uns in Gedanken schon auf dem Gipfel stehen, bis ...

15. 11.: Wir liegen in den Schlafsäcken im Zelt und planen bei Kerzenlicht die nächsten Tage. Vom Hochlager hat der Gipfel zum Greifen nahe ausgesehen. In zwei Tagen können wir ganz oben stehen! Wir wollen uns noch Tee kochen, müssen allerdings vorher noch die Gaskartusche wechseln. Plötzlich eine Stichflamme, ich halte die brennende Kartusche in der Hand, das Innenzelt hat schon Feuer gefangen. Hans reißt den Zippverschluß des Zelts auf, ich werfe den Kocher hinaus, wir raffen Schlafsäcke, Matten, Wertsachen, alles, was wir nur erwischen können, ins Freie. Dann stehen wir draußen, bei eisiger Kälte, in Socken, über uns strahlender Sternenhimmel, und müssen zusehen, wie unser Zelt niederbrennt. Sollen wir lachen oder weinen?

Genau ein Jahr später kamen wir neuerlich, wieder nur das kleine Team, Hans und ich. Vom kleinen Dorf hatten wir ihn im Vollmondlicht gesehen, ein Traumblick, aber wir schauten diesmal mit unruhigeren Gedanken hinauf. Wird es diesmal gutgehen, oder werden wir wieder scheitern?

Der schwere Rucksack lastet auf unseren Schultern, manchmal zweifeln wir, ob wir es schaffen werden. Beim „Leopardencamp" meldet sich die schwache Stimme in uns: „Du kannst nicht mehr, bleib hier!" Aber dann siegt unser Wille, und wir beginnen, den langen, teilweise sehr schwierigen Fels-Eisgrat zu erklettern. Ich muß mich stark konzentrieren, damit mich mein Riesenhinkel bei schwierigen und ausgesetzten Passagen nicht aus dem Gleichgewicht bringt. Wir überholen eine französische Kleinexpedition – erst im Vergleich merken wir, wie gut vorbereitet und akklimatisiert wir sind!
Noch eine ziemlich schwierige und kräfteraubende Steilstufe, ein exponierter Schneegrat – dann erreichen wir am späten Nachmittag unser Lager. Wir stellen rasch unser Zelt auf, der Platz ist allerdings so winzig, daß die Zeltstangen in der Luft baumeln müssen. Wenn ich meinen Reißverschluß aufmache, sehe ich direkt auf den Eissee, 1000 m unter uns! In der Dunkelheit schaut alles viel unnahbarer, viel schwieriger aus, ich möchte jetzt gar nicht mehr die steile Gipfelwand hinaufblikken.
Nach einer ziemlich frostigen Nacht ein noch eisigerer Morgen, mit klammen Fingern montieren wir unsere Steigeisen, müssen gleich anfangs eine steile Fels-Eis-Passage überwinden. Hans hat so kalte Zehen, daß er sie aus Angst vor Erfrierungen eine Zeitlang massiert. Und dann endlich treffen uns die ersten wärmenden Sonnenstrahlen! Je höher wir steigen, umso mühsamer wird jeder Schritt. Während der langen Blankeis-Passage muß ich öfters ausrasten, die Waden schmerzen und lassen meine Beine zittern.
Ich habe eigentlich keine zusammenhängenden Gedanken mehr, nur mehr Gedankenfetzen; manchmal möchte ich an etwas Bestimmtes denken, plötzlich ist alles wieder weg, ich höre nur mehr mein Schnaufen, frage mich, wie lange wir wohl noch brauchen werden. Und dann bin ich beim großen Felsblock, mitten in der Gipfelflanke – wie oft habe ich ihn mit dem Fernglas beobachtet! Nun bin ich also da, ich schätze 100 Höhenmeter noch bis zum Gipfel. Und ich steige weiter, monoton, jeder Schritt zwei Atemzüge, alle 20 Schritte ein paar Atemzüge mehr, immer im gleichen Rhythmus. Hans klettert ein Stück vor mir, plötzlich dreht er sich um, schaut auf mich herunter. Ist er etwa schon auf dem Gipfel? Ich empfinde nichts, steige nur weiter – und kurze Zeit später stehe auch ich ganz oben – 11. November – ein Faschingsscherz?

Ich schaue um mich, die umliegenden Achttausender nicht mehr ganz so hoch, tief unter mir die kleinen Berge, Schluchten, Täler, unsere Trekkingpfade.
Ich spüre kein langersehntes Glücksgefühl, ich bin nur froh, nicht mehr weitersteigen zu müssen. Ich glaube, ich werde erst in ein paar Tagen begreifen, daß ich auf dem Gipfel meines Traumberges war ...

Können Machos weinen?

Klettern in der Wildnis von Wyoming

Von Walter Siebert (Text und Fotos)

Können Machos weinen? Natürlich nicht, aber feucht sind meine Augen schon geworden, als sie zusehen mußten, wie Ines bitterlich zu weinen beginnt. Wir stehen am Flughafen in Denver, sie fliegt nach Wien, ich werde ins Auto von Bill Daniels steigen und in die Wildnis fahren. Zu schön waren auch die vergangenen Tage gewesen ... zuerst sind wir mit unserem Chor in Manhattan aufgetreten (das hat uns den Flug verbilligt), dann nostalgische Klettertage im Yosemite (zehn Jahre ist's her gewesen ...) und im Eldorado Canyon.
Jetzt hebt sie ab und ich bin alleine.
Nein, Bill ist noch da. Ein typischer Amerikaner, wie er selbst von sich sagt, und irgendwie stimmt das auch. Nein, natürlich nicht einer von den degenerierten, die ihrem Präsidenten zujubeln, wenn er mittels Bombenteppichen und Raketen Menschen töten läßt. Diese Spezies von Mensch gibt's auch zuhauf bei uns in Österreich. Nein, er ist nur dort aufgewachsen und (für einen gelernten Wiener, der mit haus- und hofbürokratischer Verhinderung und Kompliziertheit aufgewachsen ist) erfrischend einfach, zielorientiert und ehrlich.
Wir sitzen in seinem Geländewagen und fahren den Highway nach Norden.

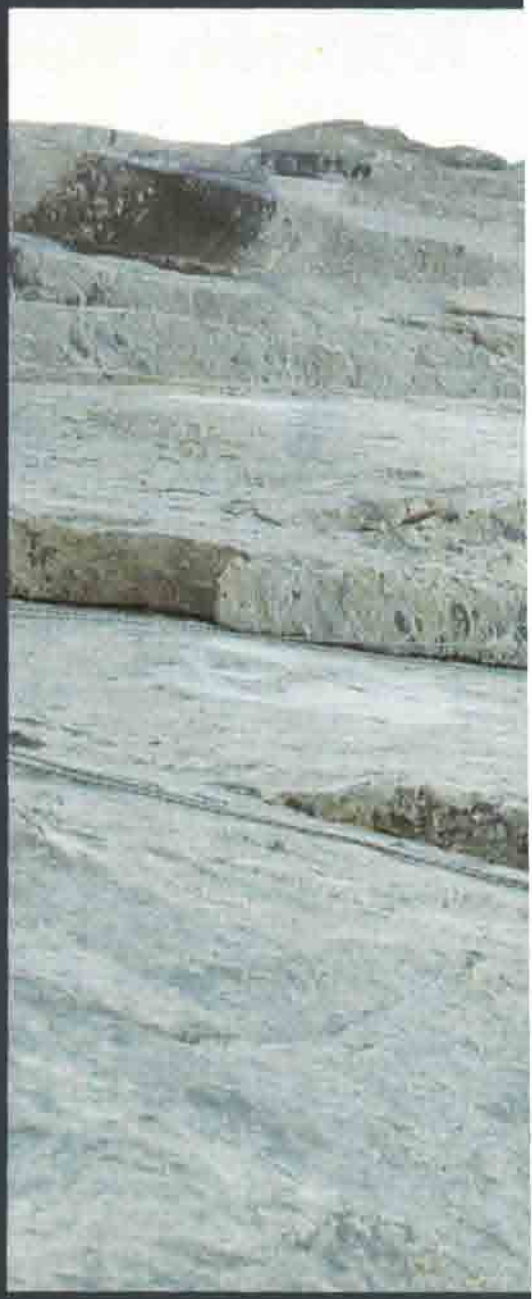
1. Tag

Das ist Amerika, wie es in meiner Phantasie immer war. Die Endlosigkeit der Halbwüsten und Wüsten, der Gegensatz zwischen den Wäldern der Rockies und den Grasslands, der Blick in die Ferne ... Hier bekomme ich das Feeling von Freiheit, das ich in der Enge von Law and Order der dortigen Gesellschaft so vermisse.
Ines entfernt sich mit 850 km/h von mir.
Als wir die Grenze von Colorado nach Wyoming passieren, bin ich „ganz da".
Auf dem Asphalt einer Raststelle verteilen wir Sportartikel um zigtausend Schilling: Was brauchen wir unbedingt mit? Angesichts des riesigen Haufens, der nach dieser Selektion übrigbleibt, stellen wir die Frage: Was brauchen wir denn eigentlich wirklich unbedingt mit?
Es bleibt am Ende immer noch zuviel übrig.
Wir machen bei einem Supermarkt Station. Ich suche mir ein Messer aus. Nach einem einschlägigen Erlebnis mit Bären im Yosemite vor zehn Jahren möchte ich nicht wehrlos im Schlafsack warten, bis „er" mich holt. Es gibt da ein Buch „Bear Attacks" voll von wahren Horrorgeschichten über menschliche Begegnungen mit Bären. Voriges Jahr sind Ines und ich angstgeschüttelt in Kanada im Zelt gelegen und haben Kapitel für Kapitel gelesen, während noch die Worte des Rangers nachklangen: „Es gibt einen Grizzly, er kommt jede Nacht. Paßt auf." Zwei Wochen vorher hat ein Schwarzbär einen zwölfjährigen Buben aus dem Zelt neben dem Trailor seiner Eltern geholt und gefressen. Oder die Geschichte von der Biologin, die im Hinterland von einem Bären angefressen wurde: Sie spürte, wie der Bär auf ihr knieend an der Schulter zu fressen begann, wie der Arm gefühllos wurde ...
Das ärgste ist: Diese Geschichten sind wahr!
Ich erstand also ein Messer. Schlanke Klinge, leicht (ich mußte es ja schleppen), aber stabile Qualitätsware.

Meile um Meile spulten wir ab. Ich glaube, ich kann tagelang durch so eine Landschaft fahren. Plötzlich sagte Bill: „Hier links." — „Was?" Da war, inmitten des Inbegriffs der Einöde, eine Schotterstraße, die sich im Flimmern verlor. Bill ist immer für Überraschungen zu haben. Wir fuhren ein paar Meilen, dann parkten wir, Bill packte seinen neuen Revolver aus und — ... nein, das ist kein Krimi. Wir stellten nur ein paar rostige Konserven auf (die gibt es überall in Amerika) und machten Schießübungen. 38er Kaliber, höhere Geschwindigkeit und daher höhere Durchschlagskraft als ein 45er, um einen Bären zu stoppen. Ich weiß bis heute nicht, ob es nur Spiel war, das mit den Bären und dem ganzen Drumherum. Jedes Jahr werden Leute von Bären getötet. Auch heuer wieder einige. Bei mir war die Angst real. Ich komme aus der Großstadt und habe Angst vor allem Tierischen, das größer, stärker oder giftiger ist als ich. Ich schlief auch dann immer mit dem Messer im Schlafsack. Den Revolver gab mir Bill wohlweislich nicht. Er wollte nicht beim Pinkeln in meinen Kugelhagel geraten.
Wir fuhren weiter.
Lunch bei einem Hamburgerstand.
Dinner bei einem Steakhaus. Ich fragte die Kellnerin in meinem besten Amerikanisch: „What would You recommend?" Die Kellnerin zuckte ratlos die Schultern und schaute Bill fragend an. Bill wiederholte: „What would You recommend?" und es

Wyoming

Per Gesetz der Natur vorbehalten



„Wir hinterließen keine Spuren, so schwer das auch meinem narzißtischen Ego fiel."
Oben: Eine Mischung aus El Capitain, Apron und Royal Arches.
Links: Das ist – noch – „wilderness"

Rechts: Ein Gewitter zieht knapp vorbei, aber das nächste erwischt uns voll

Unten: „Um ½8 kamen die Pferde mit einem Cowboy und einem Cowgirl"

gelang ihm, mich exakt in Aussprache und Akzent zu imitieren. Die Kellnerin atmete verstehend und erleichtert auf und empfahl mir eine Art Steak. *Mich* wollen sie einfach nicht verstehen. Bill weiß auch nicht, warum das so ist, aber dieses Spiel spielen wir öfters.
Dann, nach einem dieser berühmten Sonnenuntergänge, die es nur in Nord- und Südamerika geben dürfte, bogen wir von der Hauptstraße ab. In tiefster Finsternis erreichten wir das Ende der Straße, den Beginn der Wildnis.

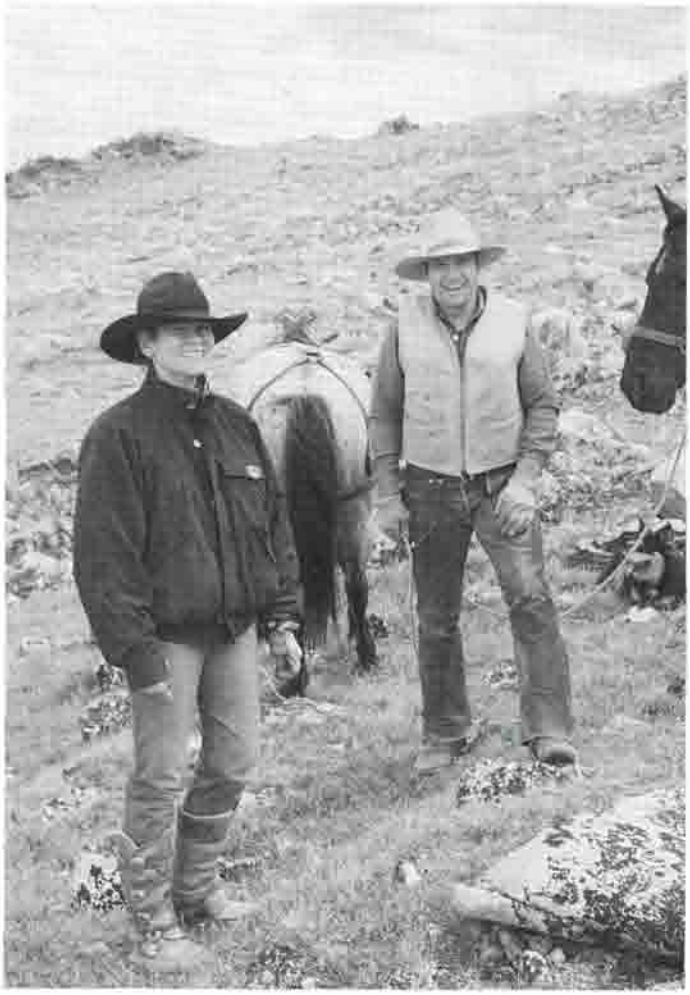
Wilderness ... Dieses Wort bedeutet mehr als nur Wildnis. Gesprochen wird es: „wilderness", nicht „wailderness". Es handelt sich dabei um ein Gebiet, das per Gesetz der Natur vorbehalten bleiben soll. Dort wurde auch das verwirklicht, was ich auch für Europa gern hätte: Rückbau (bzw. verfallen lassen) von Ersatzeinrichtungen für mangelnde Fähigkeiten. Hier wie dort sind es Jeepstraßen und Hütten. Markierungen gibt es sowieso nicht. Man wird auch nicht mit dem Hubschrauber gerettet. Wer zu Fuß rein ist, muß auch zu Fuß wieder raus. Amerika ist uns in diesem Bereich weit überlegen. Das ist meine persönliche Wertung!
Ich stehe Amerika sehr ambivalent gegenüber. Vieles in diesem Land lehne ich ab, vieles verabscheue ich. Aber nicht alles ist abzulehnen, nur weil es „aus Amerika kommt". Vor allem wenn ich dort bin, versuche ich mich anzupassen und die Kultur zu verstehen. Deshalb habe ich auch die Schießübungen mitgemacht, obwohl ich eigentlich gegen Waffen bin. Bills Meinung dazu: Das Gesetz erlaubt amerikanischen Bürgern den Gebrauch von Waffen, und er als Bürger lebe dieses Gesetz.

Am Parkplatz trafen wir Rick. Rick hat vor genau 30 Jahren den steilsten Granitzapfen der Gegend erstbestiegen. Er ist also nicht mehr der jüngste. Doch sollten wir bald merken, daß Alter keine Ausrede für irgendetwas ist.
Wir schliefen neben dem Auto, bereits im Reich der Bären und Klapperschlangen. Ich hatte eine bange Nacht, bei jedem Rülpser einer Ameise saß ich kerzengerade im Schlafsack. Der prachtvolle Sternenhimmel hatte auf mich keine beruhigende Wirkung.

2. Tag

Im Morgengrauen packten wir unsere Sachen fertig und erwarteten die Pferde. Es führen einige Packtrails in das Innere der Wildnis. Die Größe dieses Gebietes ist beeindruckend: 20 Meilen breit, 80 Meilen lang. Da sind diese Packtrails Fäden im Meer.

Um ½8 kamen die Pferde mit den Cowboys – nein: Ein Cowboy und ein Cowgirl. Er war Weißer, sie war Indianerin und wunderschön. Langes schwarzes Haar ... halt, das ist auch kein Liebesroman. Aber trotzdem fragten wir drei uns innerlich: Wie hat er die verdient? Die beiden hätten ohne



zusätzliche Ausstattung auf das Titelbild dieses Romans gepaßt. Von den Sporen bis zum Hut durchgestylt. Während sie die Pferde aufpackten, gingen wir los. Wir hatten ca. acht Meilen vor uns bis zu dem Punkt, wo wir die Rolle der Pferde übernehmen sollten. Habe ich geschrieben: „gingen"? Bill und Rick zogen los, als ginge es um den großen Wildernesstriathlon. Ein unglaubliches Tempo. Meine Aufmerksamkeit war in der ersten Phase darauf beschränkt, ihren Kondensstreifen zu folgen. Die Gegend war angeblich wunderschön, aber wenn mein Kreislauf an der Grenze ist, dann bekomme ich immer Sehstörungen, die sich in einer Eingrenzung des Blickfeldes auf die Fersen des Vorderen manifestieren. Nach zwei Stunden holten uns die Pferde ein. Ich fragte Bill: „Ist dieses Tempo typisch für Wildernesstrips?" „Naja", sagte er, „eigentlich gehen wir normalerweise etwas schneller, aber ich bin in der letzten Zeit nur hinter dem Computer gesessen ..."
Na gut.
Rick dürfte bei diesem Tempo dennoch Zeit zum schauen gehabt haben. Ich beobachtete schon seit einiger Zeit, wie er

sich bückte und etwas aufhob. Der kann doch bei diesem Tempo am Boden nichts erkennen? Er kann. Er zeigte mir das, was er in der Hand hielt: „Das sind Splitter von Feuerstein und Obsidian, aus dem die Indianer Pfeilspitzen machten. Dieser Berg heißt Arrow-Mountain. Immer wieder wirst Du solche Stellen finden, wo unzählige dieser Splitter herumliegen. Die Indianer saßen da, machten Pfeilspitzen und warteten auf Bergziegen."

Eigentlich eine Art der Umweltverschmutzung, nur viel dauerhafter als vieles, was wir hinterlassen. Doch mehr dachte ich daran, auf historischem Boden zu wandern, ich dachte daran, was die Einwanderer mit den Indianern (die die eigentlichen Amerikaner sind) gemacht haben, und noch immer machen ... Ich sah die Indianer dahocken und auf Bergziegen warten. Unsere Packpferde in der Ferne mutierten vor meinem geistigen Auge zu Bergziegen, die ich verfolgen mußte.
Ich hoffe, meine Vorfahren hatte eine erfolgversprechendere Beute.

Wir hatten die Baumgrenze längst unter uns gelassen, wanderten über endlose Wiesen einer Hochebene entgegen, die wie eine Mondlandschaft aussieht. Meilenweit Felstrümmer, nur dazwischen etwas karges Gras, den Winterstürmen ausgesetzt. Dort trennten wir uns von den Pferden, dem Cowboy und seiner Squaw. Der Cowboy erzählte uns noch, wie ein Typ direkt aus der Ebene kam, auf den höchsten Berg stieg (über 4000 Meter hoch), beim Abstieg vor Erschöpfung starb, eh klar, das macht ja auch kein vernünftiger Mensch, dann kam eine Rettungsmannschaft, um die Leiche zu bergen, er, der Cowboy, war auch dabei, doch der Typ, 100 Kilo schwer, kam ihnen aus, fiel in eine Gletscherspalte. Die anderen sagten, den lassen wir unten, aber der Cowboy sagte, ich gehe runter, und so ließen sie ihn hinunter in seinen Jeans und Cowboystiefeln mit den Sporen dran (stellt Euch dieses Bild vor!), und er holte den Typ aus der Spalte heraus und trug ihn auf seinen Schultern hinunter.
Für uns war kein Zweifel, daß diese Geschichte wahr ist, und wir lachten noch lange über das Bild, wie der Cowboy mit den Sporen in der Gletscherspalte ...

Ich packte meinen Rucksack fertig und hob ihn probehalber auf die Schultern. „Na servas, ist der aber ..." wollte ich denken, da sagte Bill: „Schau, was da liegt." Da lagen noch zwei Säcke, einer mit Kletterzeug, einer mit Essen. Man muß bedenken: Wir planten ja Erstbegehungen und hatten daher Klemmkeile, Hammer, Haken, ein Bohrhakenset, Seile, Pickel, ... einfach Unmengen mit. Das alles verteilt auf drei Schultern, wobei Rick wegen seines Altersbonus nur das Seil mitbekam. Rick hatte einen unglaublich leichten Rucksack (wie eine heimliche Hebeprobe ergab), er hatte auch nur das Notwendigste mit, wir konnten unsere mit Wildernessluxusartikeln vollgestopften nicht mehr heben.
Es ist immer wieder faszinierend: Am Anfang kommst Du, wenn der Rucksack die magische 30-Kilo-Schranke übersteigt (und das taten unsere bei weitem) nur 70 Meter weit, dann brichst Du zusammen. Rast. Dann 50 Meter. Dann 30 Meter. Du sitzt da, einige Meilen noch vor Dir, läßt den Blick eine Runde ziehen, stellst fest: „Hier ist keine Bleibe nicht", kein Wasser, kein Schutz, Du gehst weiter, möchtest nach 20 Metern zusammenbrechen, dann packt Dich die Wut, Du gehst 100 Meter, brichst endgültig zusammen. Resümee: 250 Meter in ½ Stunde. Du rechnest hoch: Übermorgen sind wir beim Lager. Doch irgendetwas haben wir in unserem Körper, was die Trainingswissenschaftler noch nicht entdeckt haben, nämlich das Phänomen der Kurzadaption an erhöhte Gravitation. Du schaffst bald mit den 1½ g auf den Kniegelenken 200 Meter in einem Zug.

Der Blick in das riesige Trogtal, das in die Hochebene eingeschnitten ist, weckt die Lebensgeister, die Abenteuerlust, den Entdecker in Dir (leider auch den Eroberer). Kein Führer beschreibt den Abstieg, den mußt Du suchen.
Wir fanden ihn. Ein Geröllcouloir umrahmt von Bonattipfeiler und Aiguille du Midi, die alle noch auf ihre Erstbegeher warten. Das Couloir führt direkt zum See hinunter. Vegetation beginnt, Blumen, Wald und – Moskitos.

Das ist Wilderness! Eine kleine Wiese am See, Felsblöcke, Lagerfeuer und hinter uns 10 Minuten Geröllhalde, die aus 300 Metern unbestiegener Felswand entspringt.

Manche werden schön langsam fragen: Wo ist denn dieses Paradies? Aber von mir werdet Ihr es nicht erfahren. Dieses Gebiet ist nur deswegen von den Massen verschont geblieben, weil es im Führer als unlohnend und mühevoll abgewertet wurde. Daneben (=20 Meilen entfernt) gibt es ein Tal, das im Führer gelobt wird, dort strömen die Massen hin. Zertrampelte Wiesen, Feuerstellen, abgeästete Bäume, Lärm. Bären, die erschossen werden, weil die Touristen zu dumm sind, um sich richtig zu verhalten. Es ist dort letztlich nicht anders als in Europa. Sobald ein Gebiet, womöglich noch als Geheimtip (=gefährliche Drohung) in den einschlägigen Magazinen erscheint, kann man es auch schon vergessen.

3. Tag

Der nächste Tag ließ uns eine herrliche Erstbegehung (vermutlich) entdecken, durch den steilsten Teil der Wand, gerade an der Grenze des für uns machbaren. Wo ich mich gerade noch weiterklettern traue, ohne zu wissen, ob es weitergeht. Bei dieser Tour lerne ich eine Eigenheit von Rick kennen: „Climbing without belay!" Damit antwortete er immer auf unsere besorgte Information, er sei noch nicht gesichert und möge noch ein bißchen warten ... Ich glaube, er ist ein bißchen noch der Zeit seiner Erstbesteigung verhaftet. Wenn er an meinem Standplatz ankam, sagte er immer: „Ich setze mich nur dort hin" (was dann bis zu 15 ungesicherte Meter ober meinem Standplatz war).

Rechts und ganz unten: „Wer möchte der Erste sein?" Eine Erstbegehung, wie es sie in den Alpen kaum mehr gibt – „Cowboy classic", 5.9, ein Schritt A1 auf 300 Metern zwischen der Randkluft und dem Gipfel. Unten: Rasttag. Festtag für Moskitos

Rast beim Ausstieg. Auch die nächsten werden das Gefühl einer Erstbegehung haben. Wir hinterließen keine Spuren, so schwer das auch meinem narzißtischen Ego fiel. Ich hoffe, wenigstens mit diesem Artikel ein bißchen Anerkennung heischen zu können. Traumhaftes Wetter, Rundblick in eine phantastische Gebirgslandschaft. So müssen die Alpen vor der Inbesitznahme der alpinen Vereine ausgesehen haben. Keine Gletscherstangen, keine markierten Wege, keine Hütten, keine Biwakschachteln. Die nächste Siedlung 20 Meilen weg. Du bist nur auf dich selbst angewiesen. Hilferufen hat kaum einen Sinn.

Unsere Augen suchen aber bereits die nächste Erstbegehung. Nach einem erfrischenden Bad im See kommen der Abend und die Moskitos. Sie können uns aber nichts anhaben. Überhose, Anorak und Schuhe schützen den Körper, Gesicht und Hände werden durch eine amerikanische Wundersalbe geschützt, die wirklich wirkt. Nicht so, wie Großmutters Hausmittel, das die Gelsen anlockt, weil die dann wissen, wo Menschen sind. Dafür stirbt man wahrscheinlich sofort, wenn man dieses hochgiftige Zeug zufällig mittels unvorsichtig in den Mund gesteckten Finger inhaliert. Man muß allerdings in stoischer Gleichgültigkeit weiteressen, wenn schwarze surrende Wolken den Blick aufs Brot verwehren.

4. Tag

Ein wunderschöner Tag beschert uns eine große, klassische Erstbegehung, die es in den Alpen nicht mehr gibt. Wir nannten sie Cowboy Classic, 5.9, ein Schritt A 1. Wie im Paradies. Du sitzt auf der Moräne und blickst in einen Gletscherkessel, der von einem 1 km breiten Felskranz gesäumt wird. Dazwischen steile Eiscouloirs, ein Wartesaal der Granitpfeiler. Du brauchst nur noch fragen: „Wer möchte der erste sein?" Natürlich meldet sich der höchste, steilste zur Operation. 300 Meter Fels über der Randkluft, die einige Mühen bereitete. Wir agierten als Spieler, die im Roulette auf die 14 setzen. So unwahrscheinlich war es nämlich durchzukommen. Granit schaut von der Ferne immer leichter aus, als er ist. Der Blick nach oben blieb immer an der überhängenden Mittelzone hängen. Es war immerhin schon Nachmittag, als wir Hand an den Fels legten. Es war schließlich eine lange, alpine, um nicht zu sagen hochalpine Tour. Doch: Das Glück ist nur dem Tüchtigsten allein. Es ging sich immer gerade noch aus. Immer wieder noch ein Griff, ein Durchschlupf, eine Keilmöglichkeit. Die freie Begehung scheiterte an einer Mischung von Vernunft, Tiefblick und Zeitmangel. Es war so noch schwer genug. Hier habe ich glücklicherweise eine Sicherung im Hirn eingebaut, die mich daran denken läßt, was hier ein Sturz mit Verletzung bedeuten würde, so weit abseits der Spitäler. Dann, um 18.00 Uhr standen wir am höchsten Gipfel dieser Gegend, die drei Stunden bis zum Dunkelwerden reichten aus, um den Abstieg zu finden (endlose Geröllfelder, labil, nur so zum Haxenbrechen). Rick war „eine Staubwolke", er hat eine unglaubliche Kondition und eine ebensolche Routine in diesem Gelände. Wir beide jungen Spunde (beide um die 34) konnten nur staunen.

5. Tag

Rasttag, wir verlagerten das Camp unter den Zapfen, den Rick vor 30 Jahren erstbestiegen hatte. Hier waren noch mehr Moskitos, aber ich hatte schon mehr Ruhe. Sie machten mir nichts mehr aus. Ich verbrachte einen tollen Abend alleine, Rick und Bill gingen auf Entdeckungsreise. Ich schaute lange den „Rockrabbits" zu, die emsig Gras unter die Steine trugen oder auf Felsen saßen und ihre Babyschreie ausstießen, dachte an Frederick, die Maus und an meine Kinder.

6. Tag

Leider war die Route schon begangen. Die Erstbegeher hatten einen Haken als Insignum des Besitzes hinterlassen. Zweifelhaftes Wetter. Sollen wir weiter oder nicht? Die Stimmung war nicht gut. Wer kennt das „Abilene Paradox" – oder so ähnlich. Eine typische Situation, die ich aus meinen Unfallforschungen kenne. Bill und ich schlagen einen Bohrhaken, um einen Standplatz sicher zu machen. Es dauert endlos, da der Bohrer immer wieder nachgeschärft werden muß. Rick unter uns ist ungeduldig. Zeit in sichere Standplätze investieren ist nicht seins. Für ihn ist Schnelligkeit Sicherheit. Für mich eigentlich auch (das hatte ich mit Bill in der Marmolada-Südwand schon ausdiskutiert), aber die Geschwindigkeit eines Seilschaftsabsturzes erscheint mir übertrieben und geht in die falsche Richtung. Daß uns dann das Gewitter knapp unter dem Ausstieg erwischte, ändert nichts an der Tatsache, daß nur Umdrehen und sonst nichts das einzig Richtige gewesen wäre.

Das Abilene Paradox (ich schreibe es so, ohne zu wissen, ob es richtig ist, denn ich habe den Ausdruck nur von Bill gehört) ist ein Phänomen, das in Gruppen oft auftritt: Es fällt eine Entscheidung, die keiner in der Gruppe will. Wir drei wollten eigentlich alle umdrehen (insgeheim) und hätten das auch jeder für sich getan, aber da wir zu dritt waren, kletterten wir dennoch weiter. Wir waren alle drei am Standplatz mit dem Bohrhaken. Bill und ich fragten Rick, was er meine, er sagte mit dem Brustton der Überzeugung und einer ebensolchen Handbewegung: „UP". Ich ging also weiter, weil Rick so überzeugt war. Rick wollte weiter, weil er einfach weiter wollte. Bill legte kein Veto ein, weil ich weiterging. Ich war dran zum Führen, die Seillänge war brüchig und grauslich. Was ich nicht mitbekam, war, daß Bill und Rick – kaum war ich weggeklettert – nach kurzem Wortwechsel beide überzeugt waren, eigentlich wäre Umdrehen gescheiter. Die beiden sagten es mir – der ich mir dachte, Umdrehen wäre gescheiter – nicht, weil sie sich dachten, jetzt ist der Arme schon so weit im Bruch oben, da wär's geradezu unfair ...

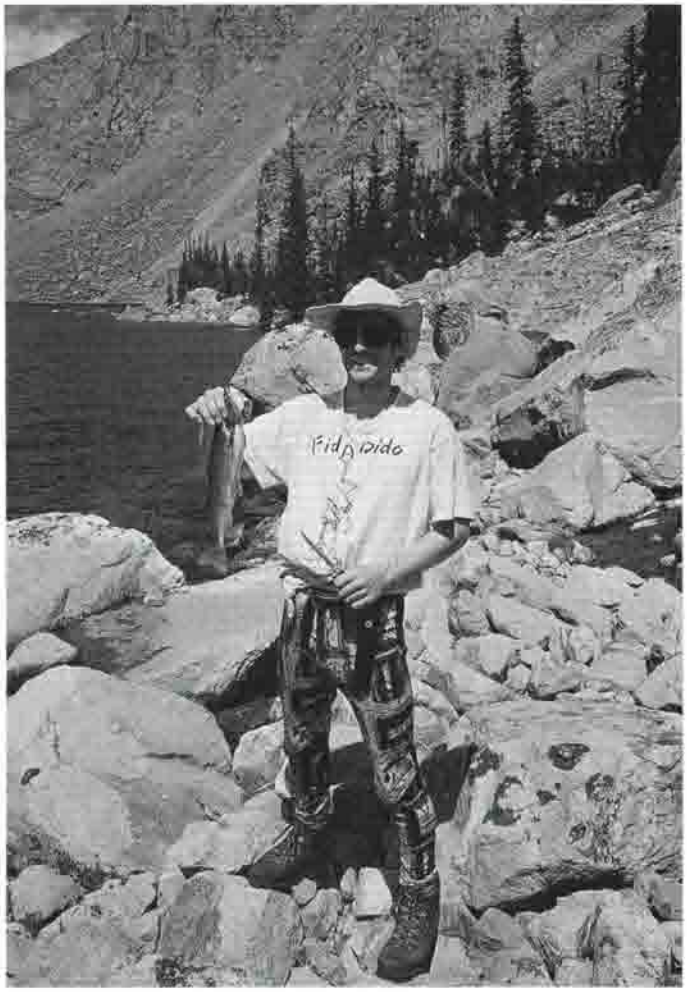
Und es kam, wie es kommen mußte. Wir kletterten weiter. Das Gewitter kam. Ich war 10 Meter unter dem Plateaurand. In einer nassen Höhle. Unsere Tour war der Blitzableiter dieses Berges: Eine Verwerfung von unten bis zum Gipfel. Die Blitze schlugen ein. Es fing an zu graupeln. Oben der Überhang schien in vereistem Zustand unmöglich. Es war wie in einem schlechten Luis-Trenker-Film. Blitze schlugen in die umliegenden Gipfel, daß die Staubwolken aufstiegen. Weiße Hagelkulissen wurden vorbeigezogen. Ich konnte meine Nerven am Abhauen hindern, stieg nicht hektisch noch bis aufs Plateau, sondern band mich an den Felsen. Ergeben wartete ich auf den (hoffentlich nicht letzten) elektrischen Schlag, dachte wieder einmal ans Sterben, fragte mich wieder einmal, wie das kommt, daß ich immer wieder in solchen Situationen bin, dachte an die geringe Wahrscheinlichkeit, vom Blitz erschlagen zu werden, dachte aber auch, daß das dem Einzelfall auch nichts nützt, und verfluchte mich, wie schon so oft in meinem Leben. Bill und Rick taten unten dasselbe. Doch das Roulette des Lebens ist gnädig mit taktischen Spielfehlern und entließ uns über eine eigentlich phantastische Seillänge auf die Hochfläche, wo wir drei ziemlich kleinlaut aus der nassen Wäsche schauten.

Wir liefen über die Platten nach unten.

Ich beendete wieder einmal endgültig, diesmal aber wirklich (wie schon so oft zuvor) meine alpine Karriere. Das war heuer mein drittes Gewitter, ich nehme es als letzte Warnung des Schicksals.

Wir reden beim Abstieg noch über ein seltsames Geräusch, das wir alle gehört hatten während des Gewitters, wie Steinschlag, aber es war kein Steinschlag, es klang eher, wie wenn der Berg sein Auseinanderbrechen mit einem Knacken ankünden wollte ...

Bei einem Symposium am Arlberg habe ich von Irmi Bauer ein Zitat gehört: „Klettern ist das Sichtbarmachen der inneren Schlachtfelder." Wie wahr.



7. Tag

Rick verläßt uns. Ich glaube, er hatte erkannt, daß mit uns nichts mehr zu holen ist. Wir geben ihm das einzige mit, was wir entbehren können, unser Zelt. Wir winken ihm nach. So, wie er beisammen ist, wird er am Abend wieder in der Zivilisation sein.

Wir wandern eine Stunde zu einem See, von dem Rick gesagt hat, daß dort Fische drin sind. Wenn ich eine Machete mitgehabt hätte, wäre das Klischee perfekt gewesen. Hochalpiner Urwald, Sumpfwiesen, dichtes Unterholz, Bärenexkremente und immer wieder die Hufabdrücke eines Elches. Dabei entdeckten wir noch den schönsten Felsen in der Gegend. Eine Mischung aus El Capitan, Apron und Royal Arches. Bester Granit, der aus grüner Wiese wegpfeift. Aber heute sind wir nicht zum Klettern da. Wir waten durch den Fluß, um zu einer guten Stelle zum Angeln zu kommen. Wir angeln nur zwei Stunden. Es ist fast langweilig. Von zehnmal Auswerfen hängt einmal ein Fisch dran. Wir werfen die meisten zurück und behalten uns nur die vier größten. Beim Ausnehmen beobachten wir ziemlich nervös die Umgebung. Ich glaube, daß Bill seine Sorge vor Bären jetzt nicht mehr nur spielt.

Es wird ein gemütlicher Abend. Die Gelsenschwärme können unsere idyllische Ruhe nicht stören. Die Fische werden am Feuer gebraten. Leider erwische ich einen „halb-durch", er wird mich die ganze Nacht drücken und mir den Schlaf rauben. Aber nicht nur er. Nein, es kam kein Bär, sondern alte Bekannte, nämlich Blitz und Donner. Kaum haben wir uns niedergelegt, ziehen die Gewitter aus Westen vorbei. Phantastisches Wetterleuchten erhellt den Horizont. Doch leider – gegen 9 Uhr kommt es genau aus der falschen Richtung und wir brechen auf. Da wir kein Zelt mehr haben, müssen wir ½ Stunde durch die Finsternis wandern, um zu einem Felsendach

zu kommen. Ein Gewitter zieht knapp vorbei, aber das zweite erwischt uns ziemlich voll. Der Fels ist als Schutz gegen waagrecht hereingepeitschten Hagel und Regen recht unzulänglich; immer wieder wird die Gegend taghell durch Blitze beleuchtet. Klettern mag die inneren Schlachtfelder betreffen, das hier ist real! Seit einige meiner Freunde durch Blitze getötet wurden, habe ich furchtbare Angst davor.
Ich mache kaum ein Auge zu, in dieser Nacht.

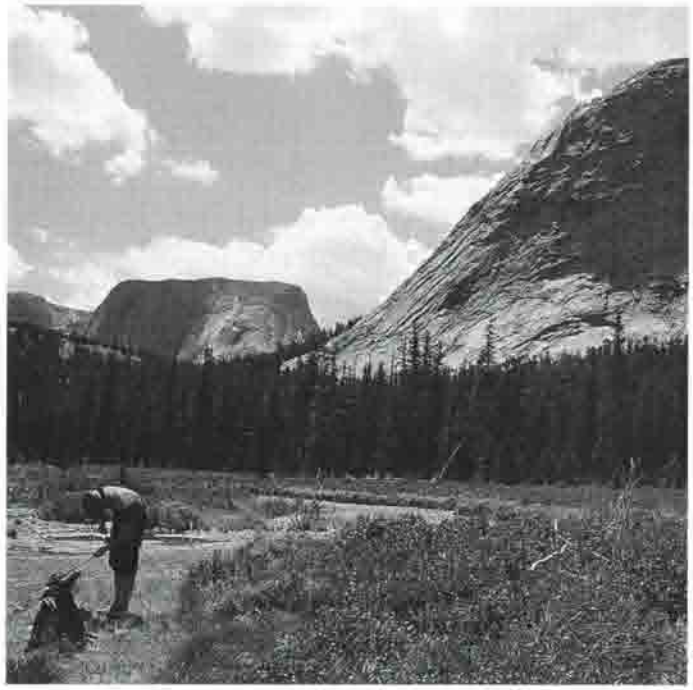
8. Tag

Ein wunderschöner Morgen. Ich bin gut drauf. Magendrücken, Blitz und Donner sind verschwunden. Wir packen unsere Rucksäcke, was bereits zur Routine geworden ist und wandern zum Granitmugel. Bill tobt sich aus. Reibungsplatten, Überhänge, Freikletterei, technisches Tricksen an Keilen und Skyhooks, Pendelquergang ... Und Rückzug im Gewitter mit Abschied von meinem Lieblingskeil. Jetzt haben wir endlich genug vom Spielen und packen zusammen.

Beim Weiterwandern kommt es noch zu einer unheimlichen Begegnung der dritten Art. Wir folgen einem Wildwechsel mit frischen Elchspuren. Und plötzlich sehe ich mich ins Pleistozän zurückversetzt. Keine 20 Meter vor uns steht ein leibhaftiges, riesiges, dunkelgraubraunes zotteliges Ungeheuer im Wald, das nur sehr marginale Ähnlichkeit mit dem Möbelhaussymbol hat. Das Geweih ist riesig. Mit einem oftmals geübten Griff öffne ich den Bauchriemen, um auf den nächsten Baum zu klettern. Doch der Elch, der keinen Bauchriemen hat, ist schneller. Wie im Film bäumt er sich auf den Hinterbeinen auf – und haut ab.

Vor uns liegt nun jener Teil der Reise, der uns diese Begenung ermöglicht hat. Die Querung entlang des Sees. Im Führer wird sie als unglaublich mühevoll beschrieben und, naja, eigentlich ist sie es auch. Das Ufer ist steil, felsig, moosig, es geht über umgestürzte Bäume oder unten durch, wo sich immer der Rucksack verhängt, manchmal legen wir für 50 Längenmeter 100 Höhenmeter bergauf und bergab zurück. Nur ausgetretene Wildspuren weisen den Weg, oft genug den falschen. Wir haben aber den Vorteil, daß wir sehr gut in Form sind und die Rucksäcke leichter.

Am Ende vom Tag erreichen wir einen der landschaftlich schönsten Lagerplätze. Zwischen zwei Seen gelegen, am Fluß, Wälder, umrahmt vom vergletscherten Granitgebirge ...
Aber hier sind auch schon die Spuren der Zivilisation. Festgetrampelte Erde, Lagerplätze, Feuerstellen, ein Rost, abgeästete Bäume ... Welch ein Kontrast! Wie lange wird noch dieses Stück Seequerung das Tal mit seinen Elchen und Wiesen schützen? Mir wird plötzlich klar, daß ich niemandem erzählen darf, wo wir waren und wie man hinkommt. Ich fühle mich wie einer, der einen Riß im bereits brechenden Tourismusstaudamm zuhalten möchte.



Bill fischt, ich wandere im Sonnenuntergang durch die Gegend und beginne mich innerlich zu verabschieden. Es klingt zwar kitschig, aber wie ich so dortsitze, in die Gegend schaue, den Wind spüre, die Rockrabbits leise schreien und das Gras flüstern höre, verstehe ich plötzlich den indianischen Satz: Weißt Du, daß die Bäume reden ...
Lange schaue ich im Schlafsack liegend zu den Sternen hinauf, unter mir die Granitplatten ...
Es wird die schönste Nacht mit dem schönsten Erwachen. Die Sonne kitzelt mich in der Nase, und ein leises Rascheln ist neben meinem Kopf. Ein Ahörnchen schaut mich aus 20 cm Entfernung an und geht dann ruhig seines Weges.
Abschied von der Wildnis. Letzter Tag. Es wird anstrengend werden. Viele, viele Meilen warten auf uns. Die Vorboten der Zivilisation. Lagerplätze, dann Menschen. Eine komische Begegnung. Wir gehen durch ein Zeltlager, ein Mann, zwei Frauen zeigen sich, grüßen nicht einmal. Bill meint, das sei ein Wildernesskurs von der Leadership-Schule, die Leute sind angefressen und fragen sich, warum sie hier sind. Dann der Trailhead. Pferdespuren. Abgeschnittene Fischköpfe im See. Wir schlagen für die letzte Steigung von 300 Metern wieder das berühmte Höllentempo an und erreichen die Hochfläche. Es geht über Wiesen und ein endloses Waldbrandareal. Das Schicksal (oder Manitou) hat mir noch ein Ereignis an den Wegesrand gestellt: Ein Baum, in den der Blitz eingeschlagen hat. Eines dieser Symbole der Naturgewalt, die man nicht malen oder erzählen kann. Die in alle Windrichtungen verstreuten Bestandteile des Baumes, der gespaltene Rest des

Stammes, die zehn Meter lange Künette, die der Erdstrom in den Rasen gerissen hat. Das war ein Zeichen, das für mich gedacht war. Blitz und Baum haben beschlossen, mir an dieser Stelle zum Abschluß ein Zeichen zu geben. Ich nehme es dankend an.
Dann noch ein endloser Abstieg zum Auto. Wir sehen es schon seit langem, aber es kommt nicht näher. Die Knie schmerzen, und nicht nur die Knie. Wir rasten immer öfter. Ich freue mich schon auf die Schokolade, von der mir Bill erzählt hat. Ich sehe sie schon groß vor mir. Bill hat mir zugeschaut, wie ich gierig aus einem Müsli Schokoladestückchen herausgeklaubt habe und hat gesagt: „Wenn ich gewußt hätte, wie gerne Du Schokolade ißt, hätte ich sie nicht in der Kühlbox im Auto gelassen."
Der Schurke! Er lacht auch immer so schallend, wenn er mich reinlegt. Denn ich hatte mir noch nicht einmal die Schuhe ausgezogen, da durchsuchte ich schon die Kühlbox, als mir klar wurde, daß da alles andere als ein Schoko drin war. Ich wollte so tun, als würde ich meine Schlapfen suchen, aber er hatte es bemerkt, und Schlapfen sucht man nicht in der Kühlbox.

Der Rest des Urlaubs war dann die Heimfahrt. Langsam kehrten auch unsere Gespräche in die reale Welt zurück. Da wir beide den gleichen Beruf haben, drehten sich bald unsere Gespräche um Marketing, wie wir das nächste Jahr mit Aufträgen füllen könnten, Austausch von Innovationen ... Es war seltsam. Mit dem Auftauchen der ersten Wolkenkratzer am Horizont war das einsame Tal nur mehr verzerrte Erinnerung, eine Vision aus einer endlichen Geschichte.

Tenth Mountain Trail

Eine Skitour von Leadville nach Aspen/Colorado

Von Christian Dialer und Kurt H. Gerstle (Text und Fotos)

Schon in der Nachmittagssonne im Anflug nach Denver, Colorado, aus dem Westen war klar zu sehen, Schnee gibt's auch dieses Jahr in Colorado hauptsächlich westlich der Continental Divide, jener klaren, kontinentalen Hauptwasserscheide der Rocky Mountains. Die Continental Divide teilt nicht nur jeden Wasserlauf in pazifik- oder atlantikgehörig, sondern, in ihrer Zweitfunktion als Wetterscheide, eben auch den Niederschlag in viel oder wenig. So befinden sich die meisten Skiorte Colorados mit klingenden Namen wie Aspen, Vail oder Steamboat Springs alle westlich der Divide, während östlich der Divide die Berge sich anscheinend schon auf die steppenartige und wasserarme Flachlandschaft des Mid Wests vorbereiten.

Wir sind sechs in unserer Gruppe, die in einer Art Reminiszenztreffen von Leadville über verschiedene Hütten des 10th Mountain Trails nach Aspen per Ski wandern wollten. Die 10th Mountain Trail Association wurde 1980 von Veteranen der 10th Mountain Division des Zweiten Weltkriegs gegründet. Diese Division war die einzige Gebirgstruppe der amerikanischen Streitkräfte des Zweiten Weltkriegs und focht vor allem bittere Kämpfe in den Bergen Italiens. Viele Veteranen siedelten sich später in den Bergen Colorados an und beteiligten sich unter der Führung von Fritz Benedict daran, im Dreieck Leadville – Aspen – Vail der Colorado Rocky Mountains ein nicht profitorientiertes Hütten- und Wegsystem zu gründen. Das Wegsystem umfaßt heute etwa 400 km markierter Wege, mit einer mittleren Entfernung von 10 km zwischen den Hütten.

Leadville, unser Startplatz, liegt bereits auf 3000 m und war Ende letzten Jahrhunderts eine der typischen „booming mining towns" des Westens. Fünf Jahre nach dem Goldboom in den Rockies wurde 1864 in der Gegend hier Silber gefunden. Der aus den Minen geförderte Reichtum vergangener Tage ist am heutigen Straßenbild leicht nachvollziehbar. Horace Tabor, der Silberkönig, und seine Frau Baby Doe sind das Symbol Leadvilles für schnellen Reichtum wie auch ebenso schnellen Untergang, als 1893 die Regierung aufhörte, Silber zur Devisendeckung zu kaufen. Tabor, der in seinen Tagen des Reichtums das Tabor Grand Opera House in Leadville und Denver erbaute, wurde die Stelle eines Postangestellten angeboten. Seine Frau, Baby Doe starb verarmt in einem Werkzeugschuppen, dem Matchless Cabin, der heute als kleines Museum dient.

Postkarten mit einem Bild eines Eispalastes erinnern noch an die Tage, als hier in Leadville Geld wahrlich keine oder eben doch eine Rolle spielte. Die meisten dieser Bergbauorte mußten den Weg der „ghost towns" gehen, mit verfallenen Minenschächten und verlassenen Saloons. Die Lage Leadvilles am jungen Arkansas River war es wahrscheinlich, die diesen Ort überleben ließ.

Westlich von Leadville liegt Lake Turquoise, einer der möglichen Startpunkte (Trailhead) für den 10th Mountain Trail. Der erste Teil unserer Skitour führt uns am südlichen Ufer des aufgestauten Lake Turquoise entlang, bis wir sein westliches Ende erreichen. Von hier aus bieten sich zwei Möglichkeiten, zu unserem ersten Ziel, der auf 3541 m gelegenen Skinner Hut, zu gelangen: entweder entlang der Trasse der alten Colorado-Midland-Eisenbahn oder direkt über den Glacier-Creek-Anstieg. Wir wählen den direkten Anstieg mit etwa 500 m Höhenunterschied, der sich in drei Stufen durch den Wald hinaufzieht. Ich merke bald, daß ich erst am Vortag von der Meereshöhe der San Francisco Bay angereist bin und mir den Höhenunterschied und ein noch zu schwerer Rucksack das Steigen erschweren.

Auch ist vom sonst so sprichwörtlichen blauen Himmel Colorados kaum etwas zu sehen, es ist kalt, beginnt zu schneien, und die erste Euphorie einer Rocky-Mountain-Durchquerung ist ziemlich getrübt, als am Nachmittag endlich die Silhouette der Skinner Hut aus dem Nebel auftaucht.

Die Hütten der 10th Mountain Trail Association (TMTA) sind allesamt Selbstversorgerhütten im klassischen Stil. Die Hütten sind mit einer modernen Solarenergieanlage, Holz- und Propangasöfen und gutem Kochgeschirr ausgestattet und werden von der Zentralverwaltung der TMTA in Aspen nur gegen Voranmeldung vergeben. Essen und Schlafsack sind selbst mitzubringen. Die Übernachtungskosten betragen etwa $ 20,–.

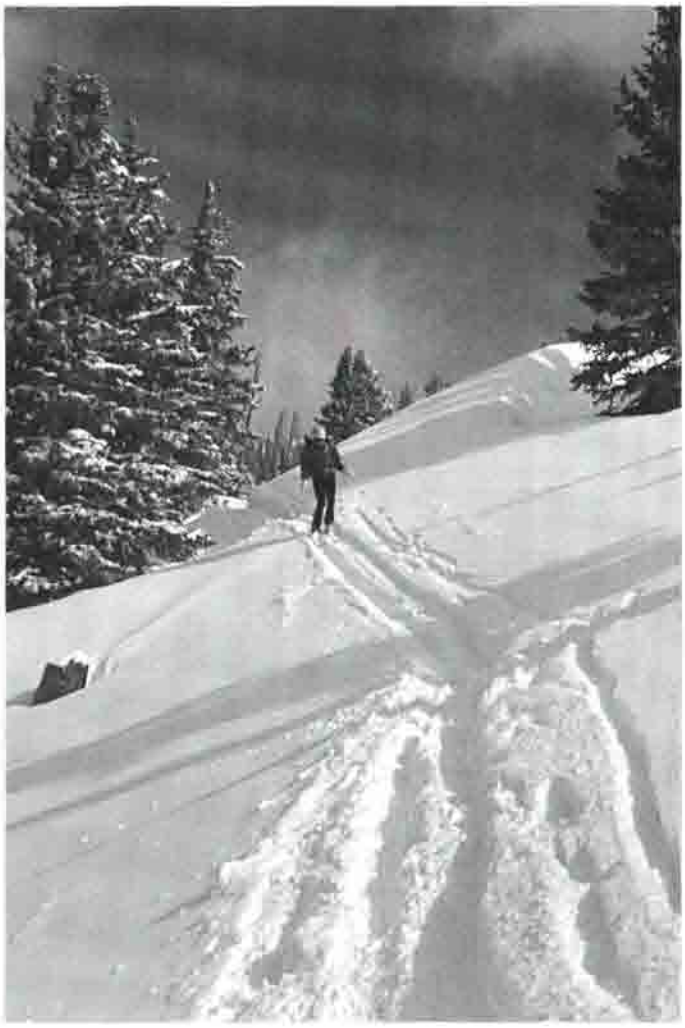
Wegzeiten und Höhenunterschiede spielen bei Skitouren in den USA anscheinend kaum eine Rolle, wird doch auf Schildern und Karten vor allem auf die Entfernung in Meilen Wert gelegt. Das Kartenwerk ist im Vergleich zu sonstigen US-amerikanischen Wanderkarten sehr gut und besteht aus topographischen Karten im Maßstab 1 : 24.000, die auf den U.S. Geological Survey Karten basieren. Und so entnehme ich der

Vor allem der schneereiche Winter führte zur Einstellung der Colorado-Midland-Eisenbahn. Rechts: Das verschneite Portal des 700 m langen Tunnels der Bahn. Unten: Abfahrt zur Betty Bear Hut

Karte, daß wir am ersten Tag 14 Kilometer durch den Neuschnee gespurt sind.
Am nächsten Tag öffnet sich der Himmel, als wir bei starkem Sturm und Sonne über den Hagerman-Paß (3635 m) Richtung Betty Bear Hut weiterziehen. Im Sommer tummeln sich hier Offroad-Touristen mit ihren Allradfahrzeugen, die die Geländegängigkeit ihrer Fahrzeuge auf den alten Eisenbahntrassen testen. Jetzt ist der Schnee hart und windverpreßt, und wir bereiten uns auf die bevorstehende Abfahrt von der Paßhöhe vor.
Im Westen gleitet der Blick auf den Ivanhoe Lake, um dessen Ufer sich vor mehr als hundert Jahren die Bahntrasse der Colorado-Midland-Eisenbahn bog. Im Jahre 1888 waren bereits beinahe 400 km Schienen zwischen Colorado City (heute Colorado Springs) und Glenwood Springs verlegt, um das wertvolle Silber, Eisen und Blei der Minen um Aspen und Leadville weiterzubefördern.

Hagerman, ein Bankier aus dem Midwesten, kam in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eigentlich mehr seiner Gesundheit und der guten Luft wegen nach Colorado Springs. Doch ließ ihn der Unternehmergeist bald in die Planung jener Eisenbahnroute eintreten, die er in den folgenden Jahren stark mitprägen sollte.

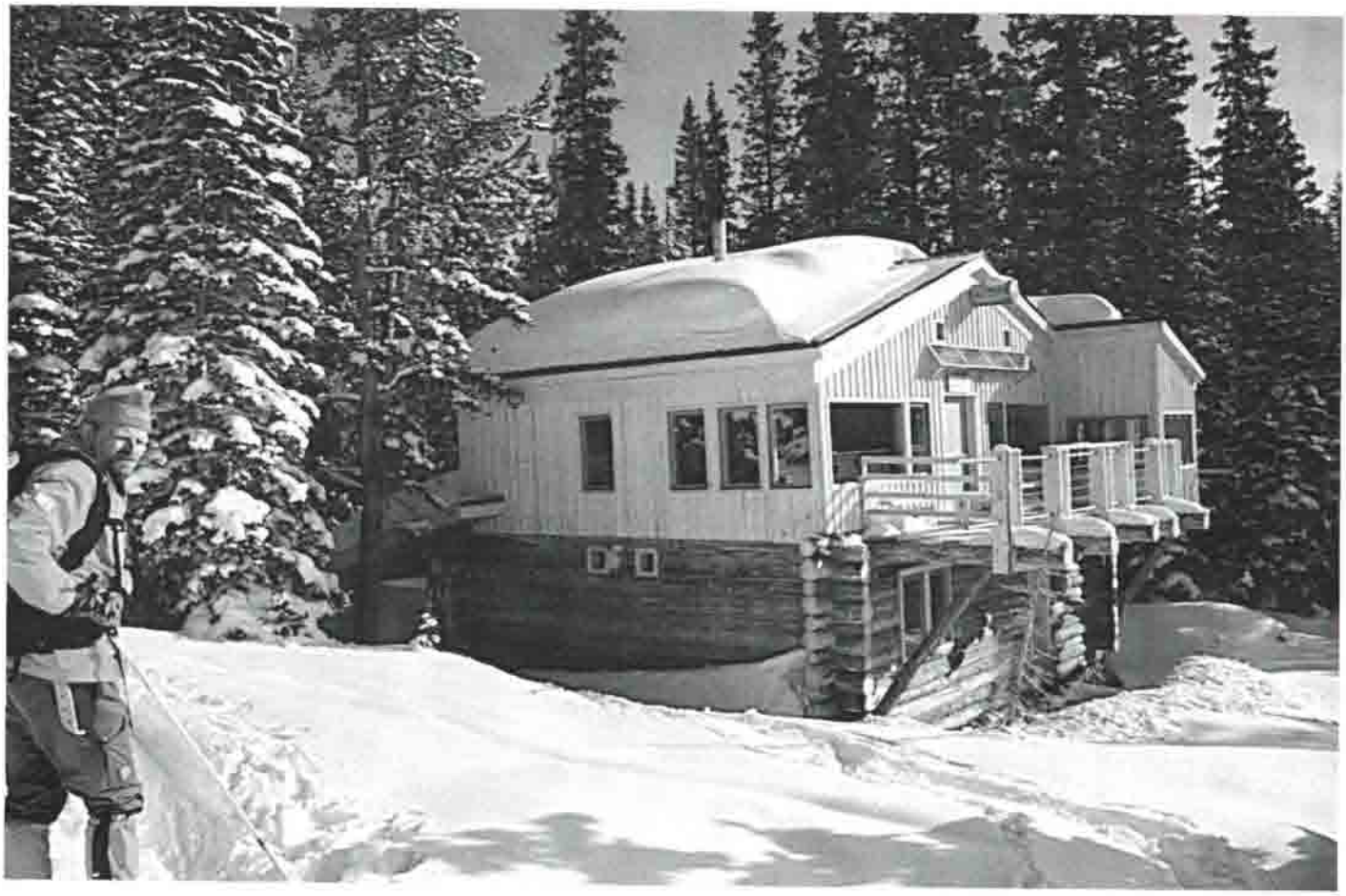
Wir ziehen inzwischen unsere ersten Telemarkschwünge in den Westrücken des Passes, bevor wir beim Ausgang des alten Eisenbahntunnels, der wie der Paß den Namen Hagermans trägt, wieder auf die alte Eisenbahntrasse gelangen. Der beinahe 700 m lange Felstunnel auf über 3000 m Meereshöhe ist heute leider verfallen und teils wassergefüllt. Nichtsdestotrotz stellt er eine große Ingenieurleistung vergangener Tage dar.
Als wir so leicht unsere Spuren entlang der Trasse ziehen, kann man sich gut vorstellen, weshalb die Bahn nach nur wenigen Jahren des Betriebs wieder eingestellt werden mußte. Kurz bevor wir die Betty Bear Hut erreichen, müssen wir im Tiefschnee spuren. Immer wieder sinkt man selbst in Flachstellen bis weit über die Knie ein.
Nicht nur die starke Konkurrenz der Rio Grande & Western Eisenbahngesellschaft mit einer alternativen Route nach Glenwood Springs, nicht der Preisverfall der Bodenschätze, sondern vor allem der harte Winter mit ungeheuren Schneemassen ließ einen kontinuierlichen und wirtschaftlichen Betrieb nur über wenige Monate im Jahr zu.
Die Betty Bear Hut, erst 1991 fertiggestellt und benannt nach den Frauen der beiden Stifter, liegt versteckt in einem Waldstück mit großartigem Südblick. In der Euphorie des grandiosen Blicks hat man jedoch die unbeheizbaren Schlafräume in das untere Stockwerk verlegt. Seitdem erzählen unzählige Hüttenbucheintragungen von eiskalten Nächten. Bei uns fiel das Außenthermometer auf minus 20 Grad Celsius, bei glasklarer, trockener Luft.
Am nächsten Tag verlassen wir das historische Eisenbahngebiet und nehmen den Weg, der uns entlang des Lily Pad



Creeks hinaus in das Tal des Frying Pan Rivers bringen soll. Abfahrten, auf die man sich im alpinen Gelände meist lange freut, werden mit der in Colorado üblichen Telemarkausrüstung zum Nervenkitzel. Zwei in unserer Gruppe mit klassischer, europäischer Alpinausrüstung und Tourenbindung, erklären sich mit uns Telemarkern solidarisch und öffnen zur Abfahrt ihre Fersenhalterung. Wie auch immer, selbst für gute Skifahrer ist die kommende Abfahrt durch einen dichten Wald von Aspentrees auf hartem Schnee und mit schwerem Rucksack eine gewagte Sache. Manche fahren gar mit Fellen ab. Die Lawinengefahr auf der gesamten Route ist unter normalen Schneeverhältnissen gering, da die Hauptstrecken im Wald liegen und so selbst Steilstücke entschärft werden. Überhaupt ist Skitourengehen in Colorado meist nur im Wald möglich. Oberhalb der Waldgrenze, die ohnedies schon bei etwa 3500 m liegt, ist durch die starken Winterstürme vielfach mit lawinenträchtigen Schneeverfrachtungen zu rechnen, die winterliche Gipfelbesteigungen zum Wagnis machen. Also blicken wir nur

sehnsüchtig aus dem Wald auf die in der Sonne glänzenden Bergriesen.
Es ist auch interessant, daß die Rocky Mountains der Neuen Welt bei weitem älter sind als die Alpen der Alten Welt. Gebirgsbildung und die Erosionswirkung von Wind, Wasser und Sonne taten das ihre, daß die Berge Colorados heute mit ihren sanften Flanken doch wiederum ideale Ski(touren)berge sind.
Es ist gerade erst Mittag, als wir zum Ausspannen in der gemütlichen Diamond J Ranch ankommen. Hier haben wir Proviant vorgelagert, der uns die restlichen Tage versorgen soll. Streng US-amerikanisches Frühstück mit Eiern, Speck, Kartoffeln oder Würstchen, abends Steaks. Ein Alptraum für cholesterinsensible Hüttenmitbewohner! Der Name der Hütte, Diamond J, erinnert noch an das alte Rinder-Brandzeichen, eben ein J in einem Karo.

Am nächsten Morgen stellt Kurt einen Bruch seiner Telemarkkabelbindung fest. Aber hier zeigt sich die Einfachheit schnell ein einfacher Ersatz gefunden, was bei einer klassischen Tourenbindung nicht möglich gewesen wäre.
Der weitere Weg zu Margy's Hut führt das erste Stück hinauf entlang einer Straße, die von Snowmobiles mitbenutzt wird. „Snowmobiling" ist ein richtiger Sport in den USA, und wir sind froh, bald in die wahre Naturruhe einzutreten, als wir die Wilderness Boundary überschreiten. Hier in der Wilderness ist jeglicher Motorenbetrieb, Radfahren, Jagen und eigentlich beinahe alles verboten. Ja, man geht sogar so weit, sämtliche Dinge, die an irgendeine menschliche Zivilisation erinnern könnten, zu entfernen.
Wir merken dies erst, als unsere gewohnte, blaue diamantförmige Wegmarkierung verschwindet und sich nur mehr große Abschürfungen in den Baumrinden als Wegmarkierung dieses Bindungssystems in allen seinen Vorteilen, ist doch identifizieren lassen. Das kann bei Nebel gefährlich werden. Ich glaube, daß hier die Verfechter der Wilderness-Idee päpstlicher als der Papst vorgehen. Ein Nagel in einem Baum für



eine Wegmarkierung schadet nebenbei sicher weniger, als dem Baum die Rinde abzuschaben. Wer den Begriff der Wilderness derart strengnimmt, müßte konsequenterweise ein Betreten dieser Natur durch Menschen verbieten.

Am frühen Nachmittag erreichen wir nach 900 m Aufstieg und 15 km Margy's Hut, die wie alle Hütten außerhalb der Wilderness liegen muß. Diese Hütte war zusammen mit der McNamara Hut die erste, die von der 10th Mountain Trail Association und aus Mitteln von Robert McNamara, dem früheren US-Verteidigungsminister und späteren Weltbankpräsidenten, 1982 zum Andenken an seine verschiedene Frau Margy erstellt wurde.

Von hier aus läßt sich einer der wenigen Berggipfel, Mount Yeckel, direkt hinter der Hütte ersteigen, und manch einer versucht, seine Telemarktechnik zu verbessern. Über Nacht schneit es, und der morgendliche tiefe Schnee verbietet eine direkte Abkürzung von der Hütte hinunter in Richtung Spruce Creek.

Beim Zusammenfluß mit dem Woody Creek heißt es wieder Felle anschnallen und die restlichen 4 km zur McNamara Hut, unserer letzten Station vor Aspen, hinaufsteigen. Felle benötigt man ansonsten selten in den Rocky Mountains Colorados, da die Steigungen meist mit gutem Steigwachs kräftesparender überwunden werden können.

Die McNamara Hut liegt 9 km von Aspen auf 3158 m und ist eine beliebte Tagestour von Aspen aus. Dementsprechend voll ist auch die Hütte. Wir genießen, was unsere Rucksackküche zu bieten hat, werden aber am Morgen von unseren Mitbewohnern mit einem Zwiebel-Sardinenfrühstück übertroffen.

Die Abfahrt nach Aspen erfolgt – wie sollte es auch anders sein – durch einen Wald voll von Aspentrees und schnittigen Hohlwegen. Bremsen ist hier im morgendlichen Bruchharsch mit regulärer Telemarktechnik kaum mehr möglich.
Trotz des Schneefalls der vergangenen Tage und Nächte sind die tiefliegenden Südhänge schon etwas ausgeapert, als wir

Skifahren in Colorado spielt sich meist unter der Waldgrenze ab; darüber herrschen die Winterstürme und die Lawinen. Oben: Aspenwald. Links: Eine der typischen Selbstversorgerhütten – mit Sonnenkollektoren – am Tenth Mountain Trail. (Die Hütten tragen vielfach die Namen der Frauen ihrer Stifter)

den Van Horn Park verlassen. Nach einem bereits schneelosen Stück tut sich bald das breite Tal Aspens im Vordergrund der Maroon Bells, Castle Creek und Elk Range auf.
Aspen am Roaring Fork River mit vier Hauptskigebieten (Aspen Mountain, Aspen Highlands, Buttermilk und Snowmass) liegt die meiste Zeit des Jahres an einem Talschluß, da die Straße über den Independence-Paß außer in den Sommermonaten gesperrt ist. Die Fahrt über den Independence-Paß, an der alten ghost town Independence vorbei, ist nicht nur die kürzeste Verbindung im Sommer nach Leadville, sondern bietet auch neben der Vorstellung, daß hier früher eine Schlittenkutschenverbindung im Winter bestand, großartige Einblicke in die Collegiate Mountains.
Für uns ist es auch eine Wiederbegegnung mit der Colorado-Midland-Eisenbahn, die hier als Seitenlinie und in Konkurrenz zur Rio-Grande-&-Western-Linie Bodenschätze transportierte. Bis zu zehn Züge pro Tage kamen hier vor hundert Jahren an. Kaum vorzustellen, daß Aspen am Ende des vergangenen Jahrhunderts, nachdem die Förderung von Eisen, Silber und Blei unwirtschaftlich wurde und die Minen sich langsam mit Wasser füllten, auch den Weg einer ghost town hätte gehen können.

Die Lage Aspens ist es, neben dem Zugang zu einer ganzen Reihe weitere strahlenförmig sich erstreckender Sacktäler, die den Ort so berühmt macht. Und Goethe! Denn ein amerikanischer Industrieller, Walter Paepke, hatte 1949 die Idee, Aspen zum Ort einer 200. Geburtstagsfeier für den berühmten Dichter zu machen. Vielleicht auch als Versöhnungsbeitrag nach dem Krieg. Selbst Albert Schweitzer kam aus dem tiefen Schwarzafrika, das bekannte Aspen-Institut wurde ins Leben gerufen, und Besucher taten das übrige.
Heute stellen das Aspen-Film-Festival und das Aspen-Music-Festival neben dem landschaftlichen auch einen weiteren kulturellen Anziehungspunkt dar. Uns jedoch bietet sich Aspen eher verschlafen und verlassen. Trotz bester Schneebedingungen finden sich kaum Touristen auf Straßen und Pisten, als wir – zurück in der Zivilisation – in einem der gemütlichen Lokale die Tour Revue passieren lassen.

Insgesamt waren es 70 km und 2000 m Höhenunterschied. Für alpine Verhältnisse wahrlich keine Mammutleistung. Bedenkt man jedoch die große absolute Höhe und die Schneemengen ... Und überhaupt. Eigentlich soll Skitourengehen nicht in Zahlen gemessen werden, sondern in Eindrücken. Und die sind bei einer Klein-Durchquerung der Rocky Mountains von Leadville nach Aspen wahrlich gewaltig!

Der Gipfel des McKinley/Denali

Von Reinhard Haessler (Text und Fotos)

Links:
Der Mount McKinley
in Alaska

Mount McKinley oder, um den ursprünglichen Namen des Berges zu verwenden, Denali ist 6194 m (20.320 ft) hoch und damit der höchste Berg Nordamerikas. Er ist außerdem der kälteste Berg des Kontinents – hinsichtlich niedriger Temperaturen vergleichbar nur mit den Bergen der Antarktis – und bekannt für seine häufigen, raschen, manchmal dramatischen Wetterwechsel, die auf die nördliche Lage und die Nähe zum Golf von Alaska und zur Beringsee zurückzuführen sind. In den letzten Jahren versuchten jedes Jahr über 900 Menschen, den Berg zu besteigen, vorwiegend über die West-Buttress-Route und vorwiegend in den Monaten Mai und Juni, da die Temperaturen in diesen Monaten am ehesten erträglich sind. Nur 50 bis 60 Prozent dieser Aspiranten erreichten den Gipfel. Dies reflektiert, daß der Berg häufig unterschätzt wird auf Grund der theoretisch geringen technischen Schwierigkeiten des West-Buttress-Anstiegs und auf Grund der Höhe von „nur" 6194 m. Trotz geringer technischer Schwierigkeiten kommt es am Denali immer wieder zu Katastrophen, wenn schlechtes Wetter mit hohen Windgeschwindigkeiten und niedrigen Temperaturen, Erschöpfung, Symptome der Höhenkrankheit und „kleine" Fehler, wie Stolpern oder etwa das Verlieren eines Handschuhs kombiniert auftreten. Die Höhenkrankheit kommt bereits in niedrigeren Höhen zustande als in südlicheren Gebieten auf dem Globus, da die Erdatmosphäre am Pol dünner ist als im Äquatorialbereich. Der Luftdruck und der Sauerstoffpartialdruck in 6000 m Höhe am Denali sind deshalb so niedrig wie in 7000 m im Himalaya. Alle bekanntgewordenen Unfälle am Denali zwischen 1903 und 1990 wurden von Jonathan Waterman analysiert und im Detail beschrieben (1). Demnach sterben im Mai und Juni jeden Jahres etwa fünf Bergsteiger am Denali. Im Mai 1992 kamen elf Menschen zu Tode, zum Teil als Folge einer extremen Kälteperiode. Über zehn Prozent der Bergsteiger leiden an Symptomen der Höhenkrankheit, weniger als ein Prozent an lebensbedrohenden Symptomen wie Lungenödem oder Hirnödem. Etwa ein Prozent der Bergsteiger erleidet Erfrierungen, vorwiegend an Zehen und Fingern und im Bereich des Gesichts.

Als ich vor 15 Jahren in einem Buch über Alaska einen Bericht über eine McKinley-Besteigung las, wußte ich nichts von diesen Fakten. Ich war begeistert von diesem Berg, und seit damals war es einer meiner heimlichen Wünsche, am Denali bergzusteigen. 1992 ergab sich eine Gelegenheit, da ich dieses Jahr an der „Health Sciences"-Universität in Portland, Oregon, als Anästhesist arbeitete. Ich fuhr seit Dezember 1991 jeden Tag mit dem Rad zur Arbeit und erstieg an einigen Winterwochenenden die Kaskaden-Vulkane in Oregon und Washington, deren höchster der Mount Rainier (4394 m) ist. Ich fand, daß dies zu einer akzeptablen Kondition des Herz-Kreislauf-Systems und der Muskulatur geführt hatte und bewarb mich als Teilnehmer an einer Denali-Expedition des „American Alpine Instituts", Bellingham, WA. Ich wurde akzeptiert und erfuhr, daß elf Bergsteiger zum Denali fahren würden. Ein Teil der Ausrüstung wurde vom Institut zur Verfügung gestellt. Zur theoretischen Vorbereitung las ich „The Organisation of an Alaskan Expedition" von Boyd N. Everett, Jr. (2), ein Buch, in dem notwendige Fakten, Vorbereitungen und Bestandteile der Ausrüstung für eine Expedition in Alaska in hervorragender Weise beschrieben werden. Das Buch „Surviving Denali" von J. Waterman verschaffte mir den nötigen Respekt gegenüber dieser Unternehmung. Die wahrscheinlich beste topographische Karte des Gebiets ist eine von Bradford Washburn erstellte Karte im Maßstab 1 : 15.000 (3). Nach Zusammenstellung aller erforderlichen Utensilien erfolgte am 30. Mai 1992 der Flug nach Anchorage, Alaska, am 31. Mai ein Bustransport nach Talkeetna und am Abend des 31. Mai der Flug zum Südostteil des Kahiltna-Gletschers, der südsüdöstlich des Denali liegt.

Der Gletscher-Landeplatz mit Basislager liegt zwischen Mount Hunter und Mount Frances in 2100 m Höhe (7000 ft). Am Landeplatz befindet sich ein Zelt, das von Mai bis Juli von einem Park-Ranger besetzt wird, der Flüge zurück nach Talkeetna organisiert. Wir errichteten unser Lager und verbrachten die erste Nacht bei minus 8° C. Die Zelte wurden in vorher ausgehobenen Gräben so tief plaziert, daß sie nicht dem Wind ausgesetzt waren. An den höheren Lagerplätzen mußten Schutzmauern aus Schneeblöcken errichtet werden.

Am 1. Juni transportierten wir Brennstoff und Nahrungsmittel etwa 7,5 km bis zum Ende des flachen Kahiltna-Gletscherbeckens auf 2350 m (7700 ft). Jeder trug einen Rucksack und schleppte einen Schlitten. Am 2. Juni wurden dann die Zelte und persönlichen Ausrüstungsgegenstände hierhergebracht und das zweite Lager eingerichtet. Doppeltransporte waren

Foto: Franz Bauer

im Aufstieg zwischen allen Lagern erforderlich, da wir eine sehr komfortable, aber schwere Ausrüstung sowie Brennstoff und Nahrungsmittel für mindestens 24 Tage hatten. Außerdem war gefriergetrocknetes Essen nur für das in 5250 m (17.200 ft) Höhe gelegene Lager 5 vorgesehen. In allen anderen Lagern wurden aus Teigwaren, Käse, Fleisch, Wurst und anderen schmackhaften, aber schweren Rohstoffen wunderbare Speisen inklusive Vor- und Nachspeisen gekocht. Wir hatten hierfür ein Kochzelt, in dem wir uns abends zusammensetzten und schlemmten, manchmal sehr zum Leidwesen von Nachbar-Expeditionen, die sich mit gefriergetrocknetem Junkfood begnügen mußten. Am 3. Juni transportierten wir Lasten bis 3050 m (10.000 ft); Steve benötigte wegen einer akuten Magen-Darm-Infektion einen Ruhetag in 2350 m Höhe. Am 4. Juni verlegten wir das Lager auf 3300 m (10.900 ft). Mary mußte auf Grund einer Erkältungskrankheit in 2350 m vorübergehend zurückbleiben. Der in 3300 m Höhe gelegene Standardlagerplatz befindet sich nur etwa 350 m seitlich versetzt (nördlich) unterhalb eines Hängegletschers. Diese Position hatte zur Folge, daß in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni alle Lagerinsassen unsanft aus dem Schlaf gerissen wurden. Wir konnten fühlen, daß sich der Boden unter uns bewegte. Die Gletscherbewegung war Ursache dafür, daß der benachbarte Hängegletscher kalbte. Das Geräusch hörte sich an, wie wenn während eines Gewitters Blitz und Donner nahezu gleichzeitig einschlagen, und führte dazu, daß allen Beteiligten die Haare zu Berge standen. Ich erschrak so, daß ich für viele Sekunden vergaß zu atmen. Glücklicherweise befand sich der Zeltplatz in ausreichendem seitlichen Abstand vom Gletscherbruch.

Am 5. Juni wurde das Materialdepot von acht Mitgliedern von 3050 m auf 3300 m verlegt. Doug und ich fuhren per Ski ab zum Lager 2 und brachten Mary zum Lager 3. Das war die einzige Genuß-Skiabfahrt für mich. An allen anderen Tagen mußte ich auf Skiern am Seil auf- oder abwärts gehen, da die meisten Mitglieder nur Schneeschuhe hatten. Schneeschuhe und Skier wurden in 3300 m Höhe deponiert, eine Abfahrt wäre vom nächsten Lager in 4350 m Höhe möglich gewesen. Am 6. Juni transportierten wir Lasten und vergruben sie in 4200 m Höhe. Beim Abstieg zum Lager 3 wurden wir innerhalb von wenigen Minuten von einer Wolkenbank eingehüllt, die uns wie ein Wasserfall von Norden überfiel. Glücklicherweise schneite es nur wenig, so daß wir uns mit Hilfe alter Spuren ohne Kompaß und Höhenmesser nach unten vortasten konnten. Am 7. Juni verlegten wir das Lager auf 4350 m (14.300 ft). Der 8. Juni war ein Ruhe- und Akklimatisationstag, an dem ausschließlich Benzin und Essen von 4200 m auf 4350 m bewegt wurden. Zwischen 4400 m und 4900 m Höhe befindet sich ein Eishang, der gegen Ende etwa 40° steil und mit einem Fixseil versehen ist. Am Ende des Fixseils beginnt die eigentliche West-Buttress, ein einfacher, aber wunderschöner Eis-Fels-Klettergrat mit vereisten Abschnitten bis etwa 40 – 45° und leichten Granitpassagen. Die Kletterei gewinnt allerdings an Schwierigkeit durch das Gewicht der Rucksäcke (die Schlitten werden in 4350 m Höhe deponiert). Insbesondere aber schlechtes Wetter und hohe Windgeschwindigkeiten können diesen ausgesetzten Teil des Anstiegs unangenehm und gefährlich werden lassen. Am 9. Juni wurde Material über den Eishang nach oben transportiert und in 5000 m Höhe an der

Links oben: Solche Gipfelstunden wie die des Autors auf dem Denali sind in Alaska nicht häufig.
Oben: Der Mt. Foregger. Über den Grat im Vordergrund führt der Anstieg auf den Denali-Gipfel

West-Buttress deponiert, am 10. Juni ein weiterer Akklimatisationstag auf 4350 m eingelegt. Mary erholte sich nicht von ihrer Erkältung, hatte weiterhin erhöhte Temperatur und eine Bronchitis und mußte deshalb im Lager 4 zurückbleiben. Alle anderen verlegten am 11. Juni das Lager auf 5250 m (17.200 ft). Während wir an diesem Tag an der West-Buttress kletterten, wurden wir von Wolken eingehüllt und es schneite, die Orientierung war jedoch auf Grund der nahen Gratkante nicht schwierig. Nach einem Rasttag in 5250 m Höhe brachen wir am 13. Juni zum Gipfel auf. Am Morgen des 13. Juni war der Himmel klar, die Temperatur im Lager minus 25° C. Der Aufstieg zum Denalipaß (5550 m) war kalt, vor allem aber windig, so daß Daunenkleidung als Zusatz zur drei- bis vierschichtigen Expeditionskleidung als angenehm empfunden wurde. Glücklicherweise nahm der Wind im Laufe des Tages ab, was wir wahrscheinlich dem Einfluß eines schwachen Warmfrontausläufers zu verdanken hatten. Als wir am „Fußballfeld", einer flachen Mulde in 5950 m Höhe, ankamen, wurde allen deutlich, daß wir den Gipfel erreichen würden. Allerdings folgte noch ein Gratanstieg, der mit dem westlichen Montblanc-Gipfelaufbau vergleichbar ist und der auf Grund der Höhe und des immer noch zu schweren Rucksackes deutlich anstrengender war, als vom „Fußballfeld" aus erwartet wurde.

Am 13. Juni gegen 5 Uhr nachmittags erreichten alle Mitglieder unserer Gruppe (außer Mary) den Gipfel des Denali. Es war nicht zu windig, so daß wir etwa eine Stunde im Gipfelbereich bleiben und die atemberaubende Aussicht genießen konnten, bevor wir zum Lager 5 zurückkehrten. Bei der Rückkehr vom Gipfel ist der letzte Abschnitt entscheidend, der Abstieg vom Denalipaß zum Lager 5. Die Eisneigung ist nur etwa 35°. Dennoch oder vielleicht deshalb haben sich hier zahlreiche, zum Teil tödliche Unfälle ereignet, wenn Bergsteiger auf Grund unkonzentrierten Gehens stolperten und ganze Seilschaften zum Rutschen brachten. Die Rutschpartien endeten häufig in einer der offenen Querspalten, die unterhalb des Denalipasses durch den Hang ziehen. Nach einer weiteren Nacht in 5250 m Höhe wurden am 14. Juni alle Lasten auf 2700 m Höhe transportiert, wo wir übernachteten. Am 15. Juni kehrten wir nachts zum Basislager zurück. Tagsüber waren die Temperaturen hoch und daher die Brücken am Kahiltna-Gletscher instabil. Obwohl die Schneedecke nachts konsolidiert war, brachen drei Teilnehmer bis zur Hüfte in Spaltenbrücken ein. Im Basislager mußten wir bis zum 18. Juni warten, bis die Sichtbedingungen ausreichend waren für den Flug nach Talkeetna.

Die 19 Tage am Denali waren eines meiner schönsten und beeindruckendsten Erlebnisse. Während der Aufstiegsphase einschließlich der Mehrfachtransporte überwand ich etwa 7700 Höhenmeter, vom 1. bis zum 15. Juni eine Gesamtstrecke von etwa 152 km und erlebte hierbei eine Unzahl von Variationen von Wind, Wolken und Wetter, wurde jedoch – Gott sei Dank – von den Extremvariationen verschont. Ich mußte im Hochlager und am Gipfeltag erfahren, daß in kürzester Zeit eine prekäre Situation entstehen kann, wenn Höhenkrankheit oder Kälte Einfluß gewinnen. Wir erreichten den Gipfel nicht zuletzt auf Grund idealer Wetterbedingungen, und ich bin weiter als je zuvor davon entfernt, diesen Berg zu unterschätzen.

Während ich diese Zeilen schreibe, höre ich in den Fernsehnachrichten, daß der Vulkan Mount Spurr 130 Meilen südlich des Denali ausgebrochen ist. Asche in der Luft und auf den Gletscherlandeflächen kann in die Verbrennungsmotoren der Flugzeuge gelangen und die Motoren beschädigen. Es wird deshalb vermutet, daß ein Teil der 130 Bergsteiger, die sich zur Zeit am Denali befinden, zu Fuß nach Talkeetna zurückkehren muß. Das bedeutet mindestens eine Woche Überlebenstraining im weglosen und wasserreichen Buschwerk südlich des Denali. Ich bin froh, daß ich jetzt an meinem sicheren Schreibtisch sitze und nicht im Basislager am Denali.

Der Denali vom Anflug über den Kahiltna-Gletscher. Von hier sieht man nahezu die gesamte Aufstiegsroute über die West-Buttress

Literatur und Anmerkungen

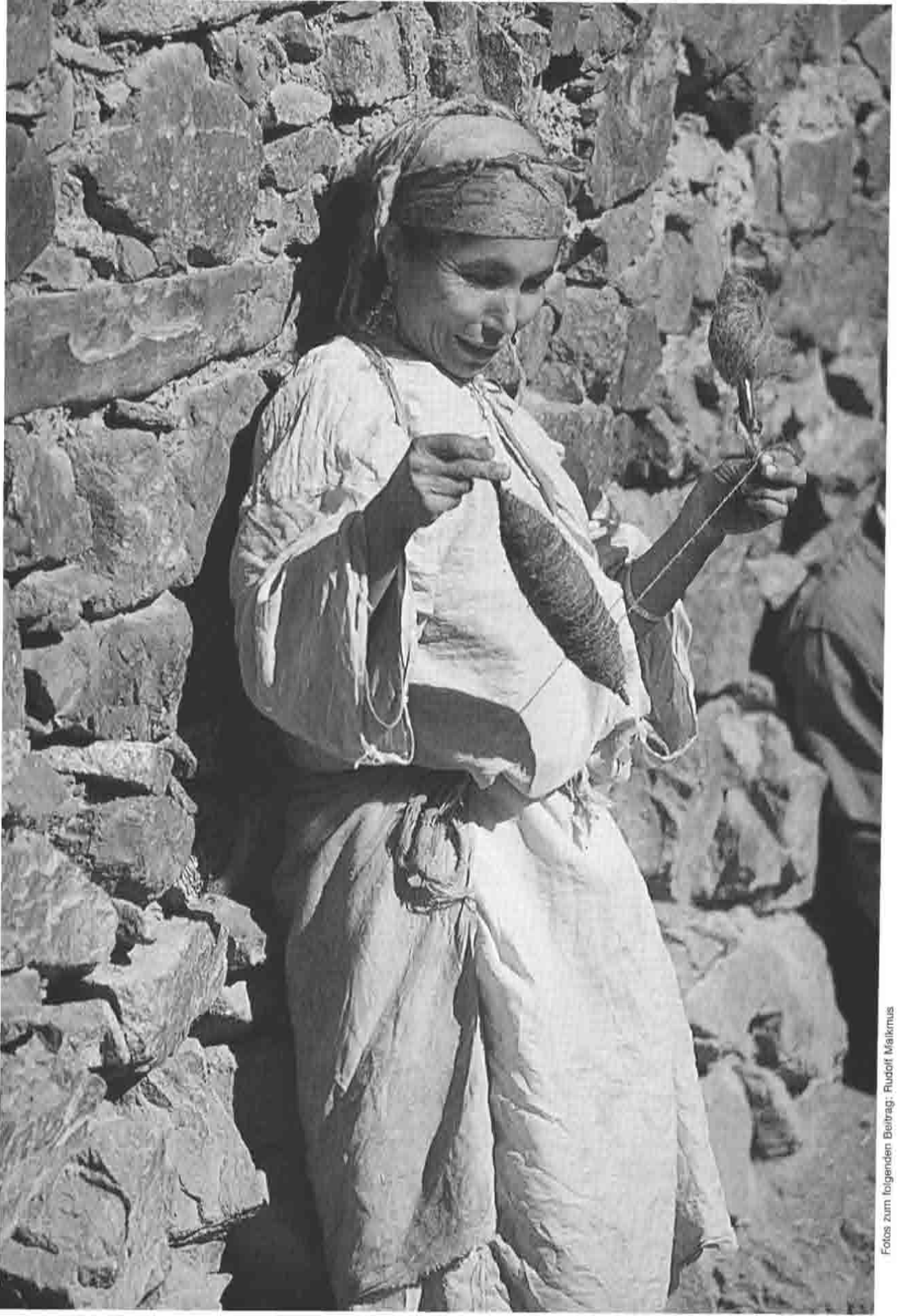
(1) Jonathan Waterman: Surviving Denali – A Study of Accidents on Mount McKinley 1903–1990. The American Alpine Club Press, 113 East 90th Street, New York, New York 10128-1589, USA 1991.

(2) Boyd N. Everett, Jr.: The Organization of an Alaskan Expedition. Gorak Books, P.O. Box 5411 Pasadene, California 91107, USA 1984.

(3) Bradford Washburn: Mount McKinley, Alaska, 1:50.000. University of Alaska Press, 1st Floor Gruening Building, University of Alaska Fairbanks, Fairbanks, Alaska 99775-1580, USA 1990.

Wetterbedingungen: Der Himmel war in den Zeiträumen, als wir uns unter 4400 m befanden, meist bedeckt, entweder auf Grund von durchziehenden Fronten oder auf Grund tiefer Wolken- oder Nebelfelder. Es schneite wiederholt, allerdings meist unergiebig, so daß im Bereich der Aufstiegsspur an keiner Stelle eine relevante Lawinengefahr neu auftrat. Allerdings polterten bei Tag und Nacht in unregelmäßigen Abständen zum Teil sehr große Lawinen von den Steilhängen der Seitentäler, vor allem im Bereich des Südost- und des Nordost-Seitenastes des Kahiltna-Gletschers und an den Ostseiten des Mount Foregger und des Kahiltna-Domes, so daß sicherlich ungünstige Bedingungen für Routen am Mount Foregger, an der Mount-Hunter-Nordwand oder für den Zustieg zum Cassin-Pfeiler vorlagen. Die Nachttemperaturen lagen unter 4400 m nie unter minus 12° C. Nacht bedeutet übrigens im Juni in Alaska nichts anderes als fehlendes direktes Sonnenlicht. Selbst gegen 2 Uhr nachts sind auf Grund des indirekten Lichts noch Fotografien ohne Blitzlicht möglich. Die Tagestemperaturen lagen im Schatten geringgradig über den Nachttemperaturen. Wenn tagsüber Sonnenschein und Windstille zusammen auftraten, wurde es innerhalb von Sekunden unerträglich heiß. Selbst in Unterwäsche wurde dann das Aufsteigen zur Qual. Die Windgeschwindigkeiten waren unter 4400 m meist gering, bis zu 40 km/h. Über 4400 m traten Windgeschwindigkeiten bis 60 km/h auf bei Niedrigsttemperaturen bis minus 25° C und minus 30° C am Denalipaß. Dies entspricht Normalbedingungen im Sommer am Denali.

Erkrankungen: Keiner der Teilnehmer litt an einer chronischen Erkrankung, die eine medikamentöse Dauertherapie erforderlich gemacht hätte. Neun von elf Teilnehmern nahmen Azetazolamid (Diamox®) ein, fünf davon prophylaktisch, beginnend in einer Höhe von 3000 m, vier nach dem ersten Auftreten von Symptomen, wie Kopfschmerzen, Übelkeit, Atemnot bei flachem Liegen. Diese Symptome traten bei drei Teilnehmern zwischen 3000 m und 4400 m Höhe auf. Ich hatte bis 5250 m keinerlei Beschwerden. Nach dem Ausheben der Zeltgräben in 5250 m Höhe bemerkte ich leichte Kopfschmerzen. Etwa drei Stunden später, beim Versuch einzuschlafen, fiel mir auf, daß ich im Liegen zunehmend Atemnot bekam. Wir hörten die Lungen ab zum Ausschluß einen Lungenödems und suchten nach Zeichen der Ataxie zum Ausschluß eines Hirnödems: Gehen auf einer geraden Linie und Stehen mit geschlossenen Augen waren problemlos möglich. Angesichts fehlender schwerer Symptome und angesichts einer niedrigen Herzfrequenz von 88/min beschlossen wir, abzuwarten. Ich nahm in dieser Nacht 250 mg Diamox ein (an den folgenden zwei Tagen je 250 mg morgens und abends) und verbrachte die Nacht im Sitzen und hyperventilierend (= aktiv mehr atmend). Ich wurde ziemlich depressiv, da ich mir nur geringe Gipfelchancen ausrechnete. Mir wurde klar, daß der Ausspruch „Dabeisein ist alles" nur ein frommer Wunsch ist – was ich wirklich wollte und von mir erwartete, war der Gipfel (daher der Titel dieses Berichts). Ich schlief dutzendemal ein, wachte aber immer nach kurzer Zeit auf, da ich im Schlaf weniger hyperventilierte. Hieraus resultierte jedesmal zunehmende Übelkeit. Die Symptome verschwanden glücklicherweise in den folgenden zehn Stunden, und nach einem Rasttag war der Gipfelaufstieg problemlos und ohne Kopfschmerz oder Übelkeit möglich. Hyperventilation verursacht in Meereshöhe vorwiegend Nachteile, kann aber in dünner Atmosphäre dazu verhelfen, den Sauerstoff-Partialdruck im Blut geringfügig anzuheben. Im Lager 4 hatten wir die Möglichkeit, in einem Zelt der Park-Ranger Sauerstoffsättigungswerte des Hämoglobins pulsoximetrisch zu messen. Die Werte lagen zwischen 81% und 93% (Normalwert in Meereshöhe über 96%). Paradoxerweise hatte Mary einen Wert von 93% (möglicherweise weil sie auf Grund ihrer Erkältung mit Bronchitis hyperventilierte). Der Teilnehmer mit 81% Sättigung hatte später beim Gipfelaufstieg keinerlei Probleme. Dies unterstreicht, daß es wenig Wert hat, Entscheidungen von einzelnen Meßwerten, z. B. der Sauerstoffsättigung, abhängig zu machen. Die Sättigung sagt zwar zusammen mit der Hämoglobin-Konzentration etwas über die im Blut gelöste Sauerstoffmenge aus, läßt jedoch keine Aussage zu über die Sauerstoffabgabe in den Geweben. Außerdem haben verschiedene Individuen eine unterschiedliche Toleranz gegenüber Hypoxämie (= Sauerstoffmangel im Blut), so daß Symptome der Hypoxie (= Sauerstoffmangel im Gewebe) interindividuell bei verschiedenen Werte von Sauerstoffpartialdruck und Sauerstoffgehalt im Blut auftreten. Sättigungswerte sind allenfalls sinnvoll zur Verlaufsbeobachtung eines Individuums. Diskrete Symptome der Hypoxie, wie etwa das Auftreten von Aggressivität bei einem ansonsten extrem verträglichen Menschen oder andauerndes Steigen auf das Seil mit steigeisenbewehrten Schuhen oder Konzentrationsstörungen beim An- und Ablegen des Klettergurtes zur Verrichtung einer dringenden Tätigkeit oder Schwanken beim Gehen auf ebener Fläche oder nicht angebrachte Euphorie etc., waren bei nahezu allen Teilnehmern am Gipfeltag festzustellen. Wir hatten nur geringe Probleme mit kalten Extremitäten, und ausschließlich am Denalipaß mußten Symptome wie taube Zehen oder weiße Nasenspitzen behandelt werden, die Zehen durch Aufwärmen am Bauch von Kameraden, die Nasenspitzen durch Abdecken mit Sturmhauben. Keiner erlitt bleibende Schäden. Dies ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß Temperatur und Wind keine Extremwerte annahmen, zum Teil sicherlich auf Ausrüstung und Hydratation: Jeder trank pro Tag 4 bis 6 Liter Wasser, das mit Elektrolyten angereichert war. Ich verwendete eine selbst gemischte Lösung, die etwa 5 Gramm Salz pro Liter Schneewasser enthielt ($^2/_5$ NaCl, $^2/_5$ KCl, das letzte $^1/_5$ abwechselnd entweder $CaCl_2$ oder $NaHCO_3$). Mit einem Liter dieser Lösung konnten wiederholt bei verschiedenen Mitgliedern beginnende Kopfschmerzen am Ende eines Tages erfolgreich behandelt werden.



Islam für Berber: Die Frauen tragen keinen Schleier

Fotos zum folgenden Beitrag: Rudolf Malkmus

Hoher Atlas heute — zu Fuß und mit dem Rad

Vom Dschebel Toubkal zu den Chleuh-Berbern

Von Rudolf Malkmus

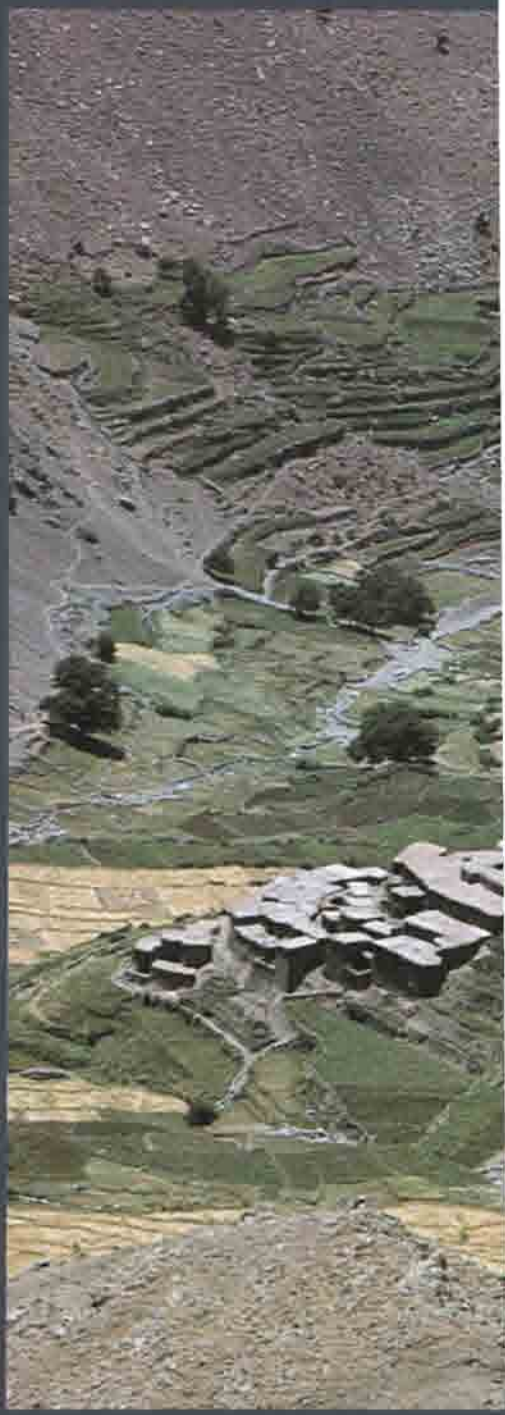
Endlich das Labsal des Schattens eines Walnußhains! Das Brausen eines Bergbachs! Der kühl fächelnde Wind, der uns von seiner Herkunft in die Ohren raunt — hoch oben von den Gipfelgraten des Atlasgebirges!
Nach tagelangem Durchkreuzen der gelbbraun ausgebrannten Meseta, der hitzeflimmernden Wüstensteppen zwischen den alten Königsstädten Rabat, Fes und Marrakesch fühlen wir uns hier wie in den Garten Eden versetzt, und die unter der in diesen Städten anstürmenden Erlebnisfülle schier erstickte Seele beginnt wieder zu atmen und scheidet Spreu vom Weizen, die Masse der nur tangierten Wahrnehmungen ohne Tiefgang vom Unvergeßlichen. Sie kehrt zurück in die geheimnisvolle Dämmerung der Moscheen mit den vor Allah kauernden Menschengestalten, in die von der schmeißfliegenhaften Aufdringlichkeit bettelnder Kinderhorden freien Souks der kleinen, von Touristen vergessenen Orte, in denen sich so faszinierend orientalisches Leben entfaltet, dieses erregende, betäubende Fest der Sinne: das bunte Gewoge der in knöchellange Kleider und Lumpen gehüllten Gestalten mit den biblischen Charakterköpfen, die mittelalterlichen Arbeitsweisen, die Fremdartigkeit des Warenangebotes, das Feilschen, die näselnde Monotonie der Tonflöten, die irritierenden Blicke aus dem Sehschlitz der Gesichtsschleier, die fliegenumschwirrten nässenden Wundgeschwüre der Bettler, alles überweht von Wolken undefinierbarer Düfte und getroffen von der unbarmherzig niederbrennenden marokkanischen Sonne.

Imlil nennt sich unser Ruhepol; ein Bergdorf, von Berbern bewohnt, 1700 m hoch gelegen, nur durch eine Erdstraße mit der Außenwelt verbunden — der ideale Ausgangspunkt für Touren in den Nationalpark „Hoher Atlas". Um uns von den Massen zu lösen, die von hier auf den Toubkal — mit 4165 m der höchste Punkt Nordafrikas — drängen, wählen wir die kaum begangene Route über die Lepineyhütte. Hierzu benötigt man einen Führer, der als Schlüsselverwalter den Zugang zur Hütte ermöglicht.
Kurz vor Sonnenaufgang laden wir einem Muli drei 20-kg-Rucksäcke auf, einigen uns mit dem in seiner Djellabah (Kapuzenmantel) fast versinkenden Treiber auf 70 Dirham und schon bewegt sich das Tragtier unter den aufmunternden „Arrah"-Rufen und unnachahmbaren Quieklauten seines Meisters durch das Gewirr der Parzellenmauern bewässerter Terrassenfelder. Kaum haben wir das letzte Walnußwäldchen verlassen, trifft uns die Sonne mit ganzer Gewalt. In endlosen Serpentinen quälen wir uns über Blockhalden zu einem Joch empor. Die Luft wabert, kein Windhauch erbarmt sich unser. Der Himmel ist gläserne Helle, das Grab jeder aufkeimenden Wolkenzirre. Alles Leben scheint erstorben. Nach Stunden umarmen wir den Schatten einer alten Zypresse, lassen uns aus den Glutstrahlen in ihn kippen, schlürfen eine Orange.
Eine Stunde später glauben wir der Täuschung einer Fata Morgana zu erliegen: über eine Felswand ergießt sich ein Staubwasserfall! Immer wieder werfen wir mit vollen Händen die Kühle des nassen Elements gegen den Körper, bis es uns fast den Atem nimmt und das Opfer unserer irren Wünsche — der arme Muli — von dessen Zaumzeug sich bereits blutige Speichelsträhnen ziehen, säuft und säuft und genießt sichtlich das Flankenklopfen und Ohrengraulen.

Inzwischen hat sich unerklärlicherweise ein zweiter „Führer" zugesellt, klein, fast zierlich, mit wach-pfiffigem Gesichtsausdruck. Auch sein Französisch geht über ein „bon jour" nicht hinaus.
Über eine Felsstufe folgen wir dem Steig steil bergan. Wir gewinnen einen imposanten Bergkessel, dessen Talschluß die wild zerrissenen Wände der über 4000 m hohen Tazaghârt-Melloul-Kette bilden. Linkerhand, am Fuß eines breiten Schuttfächers liegt einsam das nach dem Zoologen Lepiney benannte Refuge (3100 m).

Das Haus ist geräumig und sauber. Der letzte Eintrag ins Hüttenbuch liegt drei Monate zurück. Schon füllt der Duft des „adai", des übersüßten Minztees, den Raum; Konservendeintopf dampft, Fladenbrot und Käsescheiben wetteifern um den höheren Härtegrad und in praller Fülle lockt eine Melone.

Im Hohen Atlas



Oben: Anstieg auf den Jebel (sprich Dschebel) Toubkal. Die gegenüberliegende Melloul-Kette glüht im ersten Licht des Morgens.
Rechts: Agoums, das höchstgelegene Dorf im Tal der Chleuh-Berber

Selbst in Allahs höchster Himmelsetage dürfte nichts Köstlicheres gereicht werden.
Aus den Tälern kriechen die Schatten. In der majestätischen Stille des Alls beginnen die Sterne zu glimmen, und bald erstrahlt die Galaxie in einer Dichte, wie wir sie noch nie erlebt haben. Um unsere Ergriffenheit nach Art der „Kinder der Aufklärung" zu verstecken, kompensieren wir durch Fragen nach Vordergrundwissen: Wer kennt dieses, wer jenes Sternbild? Aber es gibt halt Dinge, wie uns Laotse schon lehrte, über die man reden kann und andere, die man nur mit dem Herzen erfaßt. Die beiden Berber hatten einen Kompromiß gefunden: plötzlich erwacht die Stimme einer Rohrflöte. Und uns ist, als würde das klagend-melancholische Auf- und Abschwellen, das innig leidenschaftliche Drängen und schluchzende Zerfallen ihrer Melodie die Stille des Alls in eine dem Menschen zugängliche Ausdrucksform herüberholen.

In der Taufrische der Höhe und im Schatten der östlich gelegenen Felsmauern arbeiten wir uns mit dem ersten Frühlicht über steile Schuttreißen bergwärts. Die Führer schleppen nicht nur mühelos unsere Lasten, sondern leiten uns auf geheimen Jagdsteigen durch die Wandfluchten auf eine 3800 m hohe Scharte. Durch eine Talschlucht getrennt, in der die Neltnerhütte (3100 m) liegt, wuchtet sich aus ungeheueren schwarzen Blockhalden die aus Granit und Eruptivgestein aufgebaute, schneefleckige Toubkalkette empor. Mit vielen Verbeugungen und Umarmungen verabschieden wir uns von den Berbern und ersteigen in einer luftigen Gratkletterei über schwarzbraunes, wie lackiert glänzendes Gefels den Melloul (4015 m). Zurück zur Scharte, folgen wir einer Schuttrinne, müssen jedoch sehr bald, um nicht mit der Geschwindigkeit der niederdonnernden Gesteinstrümmer nach unten katapultiert zu werden, seitlich auf brüchige Felsbänder ausweichen, über die wir, aus Freude am Leben, beständig gefühlvoll tastend zur Neltner-Refuge absteigen.

Mit Müh und Not bemächtigen wir uns in den ungemütlich engen Räumen noch eines Lagers, eingezwängt im internationalen Gedränge von Franzosen, Österreichern, Deutschen, Engländern, Japanern und Amerikanern. Nochmal soviele nächtigen im Talgrund in einem Zeltlager.
Es ist absurd: der gesamte Hohe Atlas ist frei von Touristen, bis auf diesen einzigen Punkt. Nur weil er der höchste ist. Nur weil deshalb ein eigentümlicher Ehrgeiz mit pathologischem Einschlag die Bergsteiger dort hinaufzwingt. Wie hoffnungslos der Kampf gegen diesen Trieb ist, dafür bin ich selbst Beweis: Obwohl mir dies alles bewußt ist, obwohl ich weiß, daß ich dort oben das alles antreffen werde, was mir am meisten zuwider ist – ein besetzter Gipfel –, obwohl sich am rechten Fuß eine Sehnenscheidenentzündung anbahnt – am nächsten Tag sitze ich mit all denen auf dem Gipfel, deren vielstimmiger Schnarchchor mich bis in die frühen Morgenstunden munter gehalten hatte.
Zum Glück ist der Gipfel weitläufig. Um die ganze Großartigkeit der Atlasketten zu genießen und in Ruhe meine Tagebuchblätter zu füllen, begebe ich mich auf einen Seitengrat und throne nun hoch über dem Reich der Berber zwischen Sahara und Marrakesch.
Vor Jahrtausenden wanderte dieses Volk, der hamitischen Sprachfamilie zugehörig, aus dem ostmediterranen Raum ein und gründete ein Reich, das sich von Ägypten bis zu den Kanaren erstreckte. Weder die Phöniker, noch die Römer, noch die Vandalen konnten die Berber unterwerfen. Die Kriege mit ihnen dauerten stets so lange wie die Machtansprüche der Eindringlinge. „Die Berber lassen sich zwar besiegen, aber nicht beherrschen," resignierte ein römischer Feldherr. Nach Mohammeds Erleuchtung gelang es den Arabern – allerdings unter dem Zugeständnis der Unabhängigkeit, die Berber für den Islam zu gewinnen. Aber auch hier mußten Varianten erlaubt sein. Zu den augenfälligsten und gar nicht genug hoch einzuschätzenden Abwandlungen der Verhaltensvorschriften etwa zählt der fehlende Gesichtsschleier (Litham) der Frau.

Das 20. Jahrhundert hat durch die Abwanderung zahlreicher Berber in die Städte mehr zum Zerfall der alten Sozialordnungen beigetragen als 2000 Jahre kämpferische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten ethnischen Gruppen. Nur in den abgelegenen Talschluchten des Hohen Atlas konnten sich bis heute die überkommenen, stark durch die Anpassung an die extremen ökologischen Bedingungen der Bergnatur geprägten Sozialstrukturen der Chleuh-Berberstämme erhalten. Zu ihnen treibt uns die Neugierde. –

Der Abstieg zur Neltner gibt meiner überlasteten Sehne den Rest. Am nächsten Tag lasse ich mich auf einem Maultierrücken über halsbrecherische Serpentinen nach Imlil hinabtragen. Kurz vor dem Ziel erreichen wir am Rand des Blockverhaus der mächtigen Stirnmoräne des eiszeitlichen Toubkalgletschers den breiten Talboden mit dem Weiler Aroumd. In rasendem Galopp, angefeuert von hysterisch-gellenden Arrah-Rufen peitschenschwingender Treiber wirbeln sieben zusammengekoppelte Pferde und Maultiere um einen zentral eingeschlagenen Holzpflock im Kreis über ausgebreitete Getreidegarben. Die so gedroschene Ernte wird zusammengekehrt, auf Tennen gebracht und dort, wenn der Fallwind in den Talkessel stürmt, in die Höhe geworfen, daß die Spreu wie Schneegestöber auf die schwarzen Moränenblöcke rieselt.

In Imlil legen wir einen Tag Ruhepause ein, erklimmen am nächsten Tag, vorbei am Dorf Tacheddirt über einen mörderisch steilen Schotterhang den 3000 m hohen Tizzi-n-Eddi-Paß, um 400 m tiefer dem üppig grünen, quellenreichen Talgrund auf der Sandsteintafel von Oukaïmeden zuzustreben. Die High Society der Maghreb-Länder ließ hier ein Wintersportzentrum mit Skiliften und Chaletsiedlungen installieren. Jetzt, im Juli, wohnen hier Einsamkeit und Stille. Nur die Laubfrösche beleben die Talsenke die halbe Nacht hindurch mit ihrem knärzend-mahlenden Konzert.
Der scharfe Schlag der Wachtel ersetzt den Wecker. Fröstelnd packen wir die Zelte zusammen und ziehen durch das saftige

S. 166/167:
Das Land der blauen Berge.
Blick vom Angour (3600 m)
über den Hohen Atlas

Grün knietiefer Wiesen. Schulterhohe Kerbelstauden, Igelkolben und purpurviolette Knabenkräuter säumen die Mäander eines Baches, der sich ganz unter dem schneeweißen Blütenflor von flutendem Hahnenfuß verbirgt.

Vom Felsdom des Angour (3600 m) stürzt der Bergwind herab, kämmt das Grasmeer der Wiesenmatten, daß die Tautropfen silberfunkelnd zersprühen und verfängt sich fauchend in den bizarren Felsblöcken der Schutthalden, auf denen die moosgrünen Atlasgeckos und flinken Mauereidechsen die ersten Sonnenstrahlen genießen. 400 m hoch steigen wir nach links zu einem Joch hinauf. Bald in dichten, bald in schütteren Verbänden begleiten uns stachelige Kugelbüsche und Dornpolsterpflanzen, die allein imstande sind, den extremen klimatischen Verhältnissen zu trotzen. Von den einst die Täler kleidenden Eichen- und Wacholderwäldern sind nur noch die knorrigen Wettergestalten von Einzelbäumen übriggeblieben.

Auf dem Joch eröffnet sich ein atemberaubender Blick hinab in den Ourikacanyon, wie in ein von ungeheueren Bergflanken umstelltes Geheimnis: gleich Schwalbennestern kleben die ineinandergeschachtelten Kubushäuser einer ganzen Kette von Bergdörfern in den pastellenen Farbtönen der Hänge am oberen Schluchtrand, eingerahmt vom gelbgrünen Mosaik bepflanzter Parzellen, über die sich wie ein Spinnennetz das silberblitzende Geäder der Bewässerungsgräben legt. Das also sind die Dorfburgen, die Kasbas, in denen die Sippen- und Stammesverbände der Berber seit über tausend Jahren hausen. Als wir uns der ersten Siedlung, Agouns, nähern, bemächtigt sich uns eine eigentümlich erregende Unsicherheit. Aber uns ist keine Zeit gegeben, sie zur Angst auszubauen. Wildes Geschrei ertönt, gefolgt von hektischer Flucht von Kindern und Frauen hinter die bergenden Mauern ihrer Behausungen. Wir sind entdeckt! Einige Männer in blauen Taggias treten unschlüssig von einem auf den anderen Fuß. Nur die Alten auf den Dachterrassen verharren in statuenhafter Unbeweglichkeit, die zerknitterte Physiognomie wie aus Zedernholz geschnitzt und undurchdringlich. Über den Hütten brütet lauernd die Stille explosiver Spannung. Aus jedem Türspalt, jedem Fensterrahmen quillt die Neugierde mit weit aufgerissenen Augen und Mündern.

Um unsere freundliche Gesinnung zu bekunden, müssen wir den Bann lösen. Wissend um die Bedeutung bestimmter Dinge bei der Bevölkerung hatten wir einen Rucksack mit Hemden, Hosen, Unterwäsche, Pullis, Kinderspielzeug usw. gefüllt. Wir stellen ihn ab, holen Luftballons hervor, blasen sie auf und beginnen ein tölpelhaftes Wurfspiel, bis einer der Ballons mit scharfem Knall platzt. In vielstimmigem Gelächter befreien sie sich, die inzwischen die Gassen füllen, von ihrer Beklemmung. Und als ich zur Mundharmonika greife und meine Kameraden ein Fläschchen Seifenwasser hervorholen und die schillernden Blasen aus dem kleinen Metallring schweben lassen, sind sie plötzlich mitten unter uns: die geschorenen Buben- und Mädchenköpfe mit den übriggelassenen, eigenwilligen Lokkennestern und neckisch abstehenden Fransen, gleich büscheligen Insektenfühlern; die schwarzglühenden Augen, das strahlende Lachen, die zaghaft-forschenden Berührungen.
Und wie der skeptische Blick der Alten zerfällt und einem solchen voller Begehrlichkeit weicht, als wir die ersten Geschenke aus dem Rucksack fischen! Und was für Gestalten sich da nähern!
Etwa die betagte Muhme mit der sausenden Spindel! Uralte verwaschene Clanzeichen auf Kinn und Nasenwurzel tätowiert, fällt mit ihrem neuen Büstenhalter von einem Gelächter ins andere, die entblößten Reste ihres Gebisses – wie zwei gelbbraune Tropfsteingebilde – immer wieder unter den schlabbrigen Lippenrunzeln eitel verbergend.
Drüben wildes Geschrei: als ging es um sein Leben, kämpft ein etwa 20jähriger mit einer Kinderschar um ein zugeworfenes Stoffbärchen! Ein altes Hutzelmännlein hat sich zum Ergötzen aller im wahllosen Zugriff eine Strumpfhose gesichert.
Einige aber halten Abstand und bedürfen offensichtlich dieses materiellen Krams nicht: so der in eine weinrote Djellabah gehüllte würdevolle Greis mit den feinen Gesichtszügen eines tibetanischen Weisen, heiter gelassen und entrückt zugleich.
Und leider auch die Dorfschöne, deren verstohlenes Lächeln noch lange die Welt unserer Träume bereichert.
Um wenigstens Timichchi, in der Mitte der Dorfkette gelegen, zu erreichen, müssen wir uns trennen; im Schlepptau die lärmende Menge samt dem krähend-kläffend-bimmelnden akustischen Chaos ihrer treuen Hausgenossen. Doch bald sind wir wieder allein. Nur noch der Bergbach begleitet uns rauschend, und aus den Nußbäumen vibriert das einschläfernde Gezirpe der Zikaden. Daß hier nur das stärkere Geschlecht konzertiert, wissen die Berber sehr wohl und aus ihrer Erkenntnis: „Selig die Zikaden, denn ihre Weiber sind stumm" spricht Neid und Eingeständnis, daß das von ihnen so hochgehaltene Patriarchat auch nicht immer das ist, was es verspricht.

An einer Wegbiegung steht unvermittelt Fátima mit ihren Schafen, ein fünfjähriges Mädchen mit kohlschwarzen Mandelaugen und lächelt uns ohne jede Scheu mit rauchig abgedunkelter Samtstimme ein bezauberndes „bon jour" entgegen. Als ich ihr eine lachsfarbene Pyjamahose anbiete, gerät sie außer sich vor Freude, küßt ihre Hand, dann meinen Handrücken, versteckt die Hose hinter sich, läuft zum Nächstbesten, zeigt ihm ihren Erwerb und enteilt im Gassenlabyrinth ihrer Dorfburg; erscheint kurz darauf im Halbdunkel eines überbogten Gäßchens wieder, winkt uns zu sich. Mit Katzen und Hühnern erklimmen wir eine schwankende Leiter. Betörender Zedernduft strömt uns entgegen. Die schwarzgeräucherte Holzdecke des Wohnraumes ist mit dem weißgrauen Geflecht zahlloser trichterförmiger Spinnennetze lückenlos dicht überzogen und gleicht dem Stalaktitengewölbe der Schlafkammer eines maurischen Fürsten. Mit einladender Geste tritt der Hausvater vor. Wir lassen uns auf hochflorigen Teppichen

nieder, umgeben vom immerwährenden Kichern einer molligen Alten. Ihr blinder Mann kauert wie ein Schemen in einer dunklen Nische. Mit kraftvoll saugendem Schmatzen kündigt sich unter dem Brusttuch einer jungen Mutter die neue Generation an. Die Teezeremonie beginnt: frische Minze, kochendes Wasser, ein zerschlagener Zuckerhut und „sueg", die Walnüsse.
Um der Gastfreundschaft der Familie nicht nachzustehen, erscheint plötzlich aus einem Nebengemach ein zweijähriges Bübchen, gelbliche, wie veralgt wirkende Rotzsträhnen zwischen den Nasenöffnungen und der Oberlippe, ein saftig durchfeuchtetes Fladenbrot im Mund. Kommt auf mich zu, umgreift mit feuchtwarmer Intimität meinen Arm, geht auf die Zehenspitzen und – ach, schiebt mir die Flade dorthin, wo sie zuvor bei ihm steckte. Geistesgegenwärtig beuge ich mich blitzschnell tief nach unten, als wolle ich den Spender dankbar umarmen und lasse dabei das Geschenk ungesehen zwischen die Beine fallen, um es unauffällig unter den Sitzteppich zu schieben.

Gemächlich steigt die Dämmerung aus der Schlucht. Die Schatten der westlichen Bergketten wachsen ins Tal herab. Das dumpfe Stampfen und knirschende Mahlen der Steinmühlen verstummt, der schwermütige Arbeitsruf der Wäscherinnen am Bach verhallt, und mit dem wolligen Gewimmel der dorfwärts ziehenden Schafe werden wir nach Timichchi hinabgeschwemmt. Es sind wohl drei Ranghöhere in blauem Kaftan, die uns begrüßen und ins einzige Gästehaus des Tales geleiten. Über einen stufig gekerbten Baumstamm erreichen wir unseren Schlafplatz: eine halb überdachte offene Terrasse auf einem Hauskubus. Der Komfort ist enorm: Strohmatte für das Haupt, Gaslaterne zur nächtlichen Orientierung, Ziegenstall für die Befriedigung jener Bedürfnisse, für die man keine Zuschauer wünscht.
Die Nacht bricht an. Um den bevorstehenden Ramadan, den Fastenmonat zu überleben, bereiten die Familien ein üppiges Mahl zu. Überall flackert unruhig der blutrote Schein offener Herdfeuer aus den Balkonöffnungen. Der Duft gebratener Hammelkeulen mischt sich mit dem frisch gebackener Maisfladen. Bald scharen sie sich im Kreis, schmatzend, lachend, von ihren überdimensionalen Schatten umtanzt. Die elektrisierende Rhythmik eines Guerda, eines mit Ziegenhaut überspannten Tontopfes, durchpulst die menschenleeren Gassen, die der geisterhafte Flug der Fledermäuse durchhuscht.

Eingebettet liegen wir im Schutz ungeheuer hoch zu den Sternen ragender Bergflanken, über die der große orangerote Lampion des Mondes heraufzieht. Da füllt plötzlich die gewaltige Stimme des Muezzins das Tal, steigert sich in leidenschaftlicher Inbrunst, verstummt jäh; setzt wieder ein und geht schließlich unter in den verröchelnden Kakophonien eines Esels, der Allah auf seine Weise preist.
Auf die Strohmatte ausgestreckt bemächtigt sich meiner eine eigentümliche, fast magische Stimmung: diese ganze Wirklichkeit erscheint plötzlich so unwirklich, daß Traumwelt und Realität zu einer Einheit zusammenfließen und es mich nicht in Erstaunen gesetzt hätte, wenn die Gnome und Zauberer, die Räuber und Kalifen aus Scheherazades unsterblichen Märchen aus 1001 Nacht die Baumleiter heraufgekrabbelt wären. –

Die Morgenröte scheidet Traum und Wirklichkeit; der scharfe Bergwind zerweht auch die zählebigsten Nachtphantasmen. Ernüchterung und Betroffenheit folgt der gestrigen Hochstimmung. Ein letzter Dorfbummel wird zu einem Faustschlag ins Gesicht der Idylle. Aus dem Dunkel der Hüttenhöhlen sind sie hervorgekrochen, um an die Hauswände gelehnt die milde Wärme der Morgensonne zu empfangen: Verkrüppelte, Schwachsinnige, Blinde, von schweren Wundinfektionen und Hautkrankheiten gezeichnete. Statt eines Arztes schmutzverschmierte Verbände und schicksalhaftes Erleiden.

Stundenlang marschieren wir talwärts in immer glühenderer Hitze und erreichen Setti Fadma, ein hingeworfenes Stück Subkultur. Es ist der letzte Vorposten der Zivilisation, mit elektrischem Strom, plärrenden Lautsprechern, Plastikmüll, wohin das Auge reicht und einer Busverbindung nach Marrakesch.

Der Übergang ist kraß. Vorüber sind die unvergeßlichen Tage, die Stunden intensivsten Erlebens. Wie einen Rucksack voll Wegzehrung nehmen wir die Erinnerung an sie, die Samenkörner neuer Sehnsüchte, mit hinab in die Niederungen des Alltags. „Beruf", sagte Hesse, „ist immer ein Unglück, eine Beschränkung und Resignation."
An der Bushaltestelle hat ein cleverer Händler einen kleinen Wasserfall in eine Berieselungsanlage seiner Getränke- und Obstabteilung umfunktioniert. Erst als uns der Saft wieder aus dem Mund tropft, lassen wir ab von den kühlen Köstlichkeiten.
Immer wieder einmal liest man in unseren Tageszeitungen auf der Seite „Aus aller Welt" die aus Peru, Indien oder Marokko stammende Randnotiz: „Vermutlich wegen defekter Bremsen stürzte ein Bus in eine 30 m tiefe Schlucht. Alle Insassen wurden getötet." Fahrkünste des Lenkers, technische Ausrüstung und unüblich knirschend-krachende und ächzende Laute unseres Gefährts ließen schon nach wenigen hundert Metern schlimmste Befürchtungen wach werden.
Aber Allah mußte Wohlgefallen an unserem Unternehmen gehabt haben; und so erreichten wir, als schon bleigrauer Abenddunst die Konturen des Hohen Atlas aufgesaugt hatten, ohne Zwischenfälle unser Ziel.

Von Agadir nach Marrakech mit dem Mountainbike

Von Norbert Hein

Hoffnungslos übersüßter Minzetee, schrilles, ruckartig intoniertes Stimmengewirr, die Schriftzeichen – ein unlösbares Rätsel.

Der Orient – fremd und unnahbar – geheimnisvoll wie seine verschleierten Gesichter.

Das Flugzeug wird zur Zeitmaschine. München – Agadir in vier Stunden; zu kurz, um diesen Sprung in eine andere Welt zu begreifen. Unter den argwöhnischen und zum Teil auch mitleidigen Blicken des Flughafenpersonals komplettieren wir unsere Fahrräder, die den Flug zum Glück unbeschadet überstanden haben. Wir erleben ein Fahrrad-Märchen aus 1001 Nacht.

Es war einmal im Königreich Marokko, zwei verrückte Radfahrer ...

Agadir ist nicht Marokko. Das verheerende Erdbeben von 1962 erforderte einen hektischen Wiederaufbau, bei dem Schönheit eine kaum nennenswerte Rolle spielte. Der mäßige Strand wird von einer lückenlosen Kette monströser Ferienfabriken beherrscht. Die Entdeckung eines westlich gestylten Lokals mit dem abschreckenden Namen „Oriental Burger" und dazugehöriger deutschsprachiger Speisenkarte läßt uns panikartig die Flucht ergreifen. Nichts wie weg von den herausgeputzten Boulevards mit ihrem internationalen Schicki-Micki-Tand, bevor unser Märchen am Zynismus erstickt.

Keine Angst, unweit von Agadir erleben wir marokkanisches Leben in ursprünglicher Form. Die archaischen Dorfstrukturen erwecken den Eindruck, die Zeit sei nach der Verkündigung des Islams durch ihren Propheten Mohammed (622 n. Chr.) stillgestanden.

„Bonne courage", „vite, vite", feuern uns die Marokkaner begeistert an. Sämtliche Autofahrer begrüßen uns mit ohrenbetäubendem Hupkonzert. Während einer kurzen Rast werden wir prompt zu einer Familienfeierlichkeit eingeladen. Das äußerlich abweisende Gebäude erweist sich als stilvoll eingerichtetes Juwel. Angesichts dieser fürstlichen Bewirtung gestalten wir unsere Pläne gerne um. So ein prall gefüllter Magen hindert ungemein am Radfahren und außerdem, wer macht sich schon gerne zum Sklaven seines eigenen Vorhabens. Unsere Gastgeber schütteln nur ungläubig den Kopf, als sie von unserer Route erfahren. Wir haben uns die Überquerung des Hohen Atlas und die Besteigung des höchsten Berges Nordafrikas, Djebel Toubkal, in den Kopf gesetzt.

Taroudant, die „Schöne des Südens", liegt glücklicherweise nicht auf den breitest ausgelatschten Pfaden des Ruck-Zuck-Tourismus. Hinter meterdicken Lehmwänden scheint der Lebensrhythmus noch nicht von der Schnellebigkeit der Gegenwart angegriffen zu sein. Nur unter großen Mühen und mit geschicktem Radebrechen unseres bereits versandeten Französisch durften wir unsere äußerst gastfreundliche Familie verlassen. Die arabische Kontaktfreude ist unbeschreiblich, somit bleiben wir auch in Taroudant nicht lange alleine. Wir haben die Räder noch nicht mal abgestellt, als wir schon wieder völlig verplant sind. Driss leidet wie 40 Prozent seiner jugendlichen Altersgenossen unter Arbeitslosigkeit. Er hat alle Zeit der Welt und möchte sein Englisch perfektionieren. Why not? Im Schlepptau unseres neuen Stadtführers sind wir mitsamt unseren vollbepackten Drahteseln in Windeseile stadtbekannt. Ca va? Ca Va, merci! Et toi ...? Vom vielen Händeschütteln und andauernden Erzählen unserer Pläne völlig ermattet begeben wir uns ins Hotel, welches, wie sollt's auch anders sein, Driss für uns ausgesucht hat. Dank seiner kostet das Hotel nur die Hälfte, das Essen nur ein Drittel und die Süßigkeiten im Souk gar nur ein Zehntel!

Dieser Marktplatz mit seinem kunterbunten, lautstarken Szenario und einer Vielzahl von Wohlgerüchen, verströmt von den kunstfertig aufgeschichteten Gewürzen, wie Safran, Zimt und Myrrhe offenbart einen Festschmaus für sämtliche Sinnesorgane. Beobachten und staunen, eintauchen in einen magisch anziehenden Kulturkreis, den wir als Ungläubige aber in seiner Gesamtheit nie verstehen werden. Greise Männer mit sonnengegerbten Gesichtern, die ihren rabenschwarzen Mokka zu hypnotisieren scheinen und so ganze Nachmittage verbringen. Listige Händler, die stundenlang regungslos vor ein paar Früchten verharren und dann, sobald das schweifende Auge des Kunden nur das geringste Interesse bekundet, wild gestikulierend schier unendliche Verkaufszeremonien abhalten. Preisdebatten, die unsereins an handfeste Streitigkeiten erinnern; dennoch sitzen die Kontrahenten nach beschlossenem Handel gemütlich beisammen und schlürften lautstark ein Glas „Whisky berber". Im Nu verklebt dieses rituell zubereitete Nationalgetränk den Gaumen. Sage und schreibe 37 Stück Würfelzucker werden einer Halbliter-Kanne Tee beigemengt!

Der Abschied von Taroudant gleicht einem Staatsakt. Erst beim Durchqueren ausgetrockneter Flußbette (Oueds) und glutheißer Ebenen verliert sich allmählich unser Herzschmerz. Diese wüstenhafte Etappe läßt uns die Bedeutung des Wassers als Lebensquell bewußt werden. Stundenlang pumpen die Bewohner Oulad Berhill's das lebensnotwendige Naß aus der Tiefe. Kinder haben soeben einen wunderschönen Falken mit der Steinschleuder erbeutet. Ehe er in den Kochtopf wandert,

Begegnungen im Atlas:
Trotz vieler in islamischen Ländern unüblicher Freiheiten für die Frauen sind die traditionellen Rollen der Geschlechter unverändert

treiben die Kinder ihre grausamen Späße mit dem flugunfähigen Räuber. Diese armselige Ansiedlung bietet einen sehr ernüchternden Ausblick, der so gar nicht in die Hochglanzprospekte der Tourismusbranche hineinpaßt. Der Maghreb ist wirtschaftlich unterentwickelt, Marokko immer noch ein Entwicklungsland. Nur in eingezäunten Erholungsghettos wird einem der Anblick schmutziger, hungernder Kinder erspart bleiben.

In schier endlosen Serpentinen klettern wir der mediterranen Landschaft des Hohen Atlas entgegen. Der Tizi-n-Test-Paß (2092 m) wird zur Geduldsprobe. Vierzig Kilometer schraubt sich die schattenlose Straße steil empor in eine faszinierende Bilderbuchlandschaft, die uns untrüglich an Karl Mays „Der Schut" erinnert. Nachts herrschen Temperaturen nahe dem Gefrierpunkt, im Kontrast zu den 40° C der Mittagshitze kaum vorstellbar.

Schallendes Gelächter ernte ich, als ich meiner Freundin Elke das bleischwer beladene Rad in die Jugendherberge von Asni hieve. Das Empfangskomitee, die obligatorische Kinderschar, die uns wieder einmal kichernd verfolgt, kennt solche Höflichkeiten nicht.

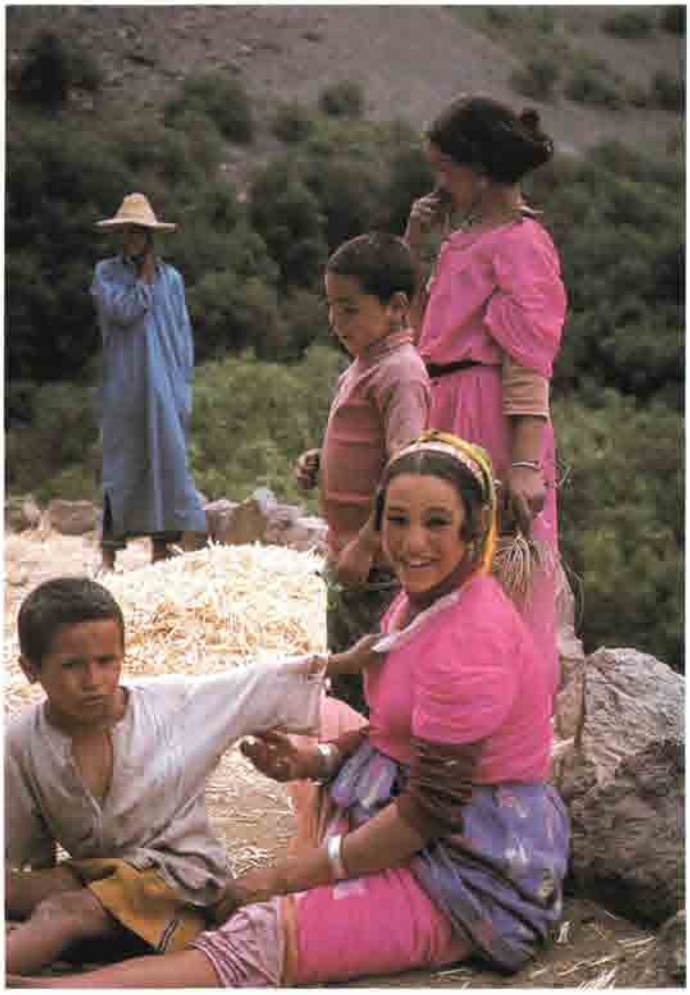
Natürlich macht der Fortschritt auch vor Marokko nicht halt. Viele Lehmbauten werden von eleganten Fernsehantennen gekrönt, Videotheken sind längst keine Seltenheit mehr. Dagegen wird die Gleichstellung der Geschlechter in dieser männergeprägten Gesellschaft noch lange Jahre in Anspruch nehmen. Obgleich Marokko im Gegensatz zum Iran oder Irak nahezu revolutionäre Ansichten vertritt, bleibt Frauen der Zutritt zu den zahlreichen Cafés verwehrt. Das Bild der schwerbepackten Frau und des gemächlich auf dem Esel vorausreitenden Mannes ist leider auch kein Klischee.

Bei lähmender Hitze plagen wir uns die Schotterpiste Richtung Imlil hinauf. Der nahegelegene Fluß dient den äußerst agressiven Flugsauriern (Moskitos), die in unseren verschwitzten Waden ein Drei-Hauben-Menü wittern, als Brutstätte. Imlil (1740 m) entpuppt sich als pittoreskes Berberdorf. Punkt fünf Uhr morgens schreckt uns der markerschütternde Gesang des Muezzins aus den Schlafsäcken. Die Räder in sicherer Obhut, begeben wir uns mit prallgefüllten Rucksäcken in alpine Gefilde. Vorbei an meisterlich gefertigten Lehmstampfbauten und winzigen, malerisch angelegten Terrassenfeldern gelangten wir zum Marabout de Sidi Chamharouch, einem islamischen Wallfahrtsort á la Lourdes. Kranke und Gebrechliche pilgern, in fester Überzeugung, hier von ihren Leiden befreit zu werden, diesen strapaziösen Pfad hinauf. Geschäftstüchtige Berber nützen diesen geheiligten Standort und verkaufen alles von der neongelben Sonnenbrille bis hin zu Coca-Cola.

Nach weiteren zwei Stunden Aufstieg stellen wir fest, daß nicht einmal das Refuge Neltner (3207 m), welches im übrigen vom Alpenverein Casablanca errichtet wurde, vom Firmenemblem

der braunen Limonade verschont blieb. Im Innern des massiven Steinbaus erwartet uns ein interessantes Nationalitäten-Potpourri. Engländer und Franzosen, na klar, aber auch Schotten, Italiener, Amerikaner und Australier sorgen für eine polyglotte Bahnhofsatmosphäre. Nicht zu vergessen, die einheimischen „guides de montagne", die mit wehender Djellabah (kaftanähnliche Landestracht) und ramponierten Turnschuhen ihre modernst ausgerüsteten Schützlinge auf die Viertausender zerren.
Unfaßbar, vier Stunden Aufstieg über endlose Geröllhalden und steile Schneefelder bescheren einen bizarren Blick auf die flimmernden Ausläufer der Sahara. Djebel Toubkal (4165 m), König Nordafrikas ..., allmählich gerät unser Vorstellungsvermögen ins Wanken. Vorgestern noch knirschenden Wüstensand in der Fahrradkette, heute schon Eis und Schnee in dünnster Höhenluft Afrikas mit Fürstenblick gen Sahara ..., und das alles in Erwartung einer eisgekühlten Flasche Coca-Cola! Geblendet von Schnee und Eis der überwältigenden Kulisse gleiten wir rasant die exponierten Firn-

Links: An einem Paß vor dem Ourika-Tal.
Unten: Dreschplatz in einem Berberdorf



felder talwärts. Schon bald verlieren sich die kargen Schluchten dieser unwirtlichen Region des Hohen Atlas in der Ferne. Sechzig Kilometer bergab verstreichen wie im Fluge.
Mittelalter und Neuzeit prallen in der widersprüchlichen Königsstadt Marrakech aufeinander. Dem lärmenden, stinkenden Verkehrschaos auf den überbreiten Prachtavenuen der modernen Neustadt steht das verschnörkelte Gassenwirrwarr der Medina gegenüber. Mittendrin der Mensch – ein Spielball der Zeit. Heerscharen von Bettlern und Angestellte mit Schlips und Kragen prägen das kontroverse Stadtbild ebenso wie Schleier und Minirock.
Marrakech verfügt über ein immenses Potential an kulturellen Schätzen, Hauptattraktion aber bleibt der Place Jemaa el Fna, der niemals ruhende Tummelplatz der Medina. Zwischen Dutzenden kleiner Garküchen buhlen nachts im gespenstisch flakkernden Lichterschein Gaukler, Schlangenbeschwörer und Märchenerzähler um die Gunst des Publikums. Letztere verzeichnen den größten Zulauf. Nicht ohne Grund, denn bei einer alarmierenden Analphabetenquote von 70 Prozent erlangt mündlich überlieferte Literatur einen enormen Stellenwert. Leider stören übereifrige Nepper und Dealer, die den unschwer zu erkennenden Touristen ständig am Ärmel zupfen, dieses Zirkusambiente.

Geschickt werden wir in ein Handgemenge hineinmanövriert, wo ich geradezu virtuos um meinen Geldbeutel erleichtert werde, den ich in meiner Bauchbinde sicher verwahrt glaubte. Ärgerlich – gewiß – auch lehrreich, dennoch kein Grund den gesamten Urlaub zu verunglimpfen.

Wer unbehelligt den gigantischen Bazar, der als einer der größten und reichsten des Orients gilt, genießen will, sollte einen Führer nehmen. Allerdings einen offiziellen, am goldenen Amulett erkennbar, da die wegelagernden Schlepper in der Hoffnung auf Provisionen meist nur Ramschläden und Teppichgeschäfte ansteuern.

Unser Märchen über brütend heiße Wüste und schneegekrönte Bergriesen, moderne Mountainbikes und tollkühn ausstaffierte, berittene Berber verselbständigte sich gelegentlich eigenmächtig zum Krimi, doch darunter litt der Erlebnischarakter keineswegs.

In Marokko ticken die Uhren eben anders, sofern sie überhaupt ticken. Wir sind Gäste und müssen lernen, diese Andersartigkeit, soviel Kopfzerbrechen sie uns auch manchmal bereiten mag, zu tolerieren. Streß haben wir zu Hause ohnehin genug, lassen wir uns doch, zumindest vorübergehend, von diesem völlig neuen Zeitgefühl anstecken.

Im stickigen Innern des Reisebusses, die Räder auf dem fachmännisch aufgetürmten Dachständer festgezurrt, lassen wir unsere Eindrücke Revue passieren. Exakt nach zwei Wochen treffen wir wieder im klimatisierten Flughafen von Agadir ein. Uns scheint als wären Jahre verstrichen ...

Balti-Träger unterwegs auf dem 100 km langen Anmarsch zum Basislager am Gasherbrum. Nach der bürokratieerfüllten Warterei in Rawalpindi, dem Anheuern der Träger, den letzten Einkäufen und der Jeepfahrt nach Dassu fühlt man sich auf dem Weg zum Basislager erstmals wieder als Bergsteiger

Abenteuer Gasherbrum

Ein Hobbybergsteiger verwirklicht sich den Traum von einem Achttausender

Von Wolfram Cosmus (Text und Fotos)

Bücher werden oft Menschen gewidmet, kann man auch die Besteigung eines Berges einem Menschen widmen? Peter Przybilla aus Hohenlimburg war über viele Jahre mein Kamerad am Berg. Eines Tages reifte in uns der Entschluß: Immer tausend Meter höher. In den Alpen war bei viertausend Schluß, und so waren wir beim nächsten Schlag in Afrika. Umstände brachten es mit sich, daß ich die Sechs- und Siebentausender (in Südamerika) allein machen mußte. Schon damals hat er mir sehr gefehlt. Umso mehr dieses Mal, denn am Berg waren wir ein gutes Team — wir brauchten nie viele Worte, um zu wissen, was zu tun war. Er war mein Wegbegleiter und Wegbereiter, ohne ihn wäre der Traum vom Achttausender wohl nie geboren und letztlich auch nie verwirklicht worden.

Es sind fünf Dinge, die man auf das gewissenhafteste planen und mit sich und seiner Umwelt ins reine bringen muß, wenn man sich als Hobbybergsteiger einmal im Leben den Traum von einem Achttausender erfüllen will:

Eine solche Expedition kostet viel *Geld*, eine fünfstellige Summe kommt da schnell zusammen. Meine Überlegung war, daß ich das Geld eigentlich nicht habe, denn normalerweise muß ich, was übrigbleibt, in meine kleine Firma stecken. Andererseits gibt man sein Geld immer aus, irgendwie geht es auch immer weiter, und außerdem war es hier für einen Erinnerungswert angelegt, der sich sonst nie erreichen ließe. Im Moment sicher unvernünftig, aber man lebt schließlich nur einmal.

Acht Wochen *Zeit* braucht man für einen solchen Berg. Eventuell kann man eine Woche früher fertig sein, wenn alles klappt. Wir waren früher fertig, wie noch zu lesen sein wird, aber es hat trotzdem nicht geklappt mit der früheren Heimreise. Eigentlich habe ich alle Zeit der Welt, es ist nur die Frage, ob mein Betrieb auch ohne mich weiterläuft. Ich habe meine Angestellten gefragt, und die einhellige Antwort war: „Fahr' nur, Chef, wir machen das schon." (Waren die selbstbewußt genug oder wollten sie mich acht Wochen nicht sehen?)
Mit den *Kunden* war das schon etwas schwieriger. Ich brauchte lange Zeit, um es ihnen schonend beizubringen, denn der Betrieb ist klein und etwas zu sehr auf meine Person zugeschnitten. Dankenswerterweise haben alle letztlich „ja" gesagt und mir versprochen, den Betrieb während dieser Zeit nicht zu vergessen. Es war mit Abstand die schwierigste Entscheidung, aber im nachhinein darf ich sagen, daß es keine negativen Auswirkungen gegeben hat.

Nicht viel weniger schwierig war die Frage des *Trainings*, die Frage, ob ich denn überhaupt in der Lage bin, mich innerhalb eines Dreivierteljahres so in Form zu bringen, daß ich körperlich in der Lage sein würde, einen Achttausender zu besteigen. Schließlich war ich fast fünfzig und hatte lange nichts Größeres in den Bergen gemacht. Ich lebe zwar sehr gesund (Vollwertkost), rauche nicht und jogge öfters, aber reicht das für einen Gasherbrum? Ich mache jedes Jahr das Sportabzeichen, da könnte man ansetzen und ausbauen. Also gut — mit viel Energie wird's schon gehen.

Schließlich ersteigt man Berge dieser Kategorie in erster Linie mit dem *Kopf* und nicht nur mit Füßen und Händen. Mitten im privaten Dilemma, die ständige Sorge um den Betrieb, der Alltagsstreß im allgemeinen und die kleinen täglichen Probleme im besonderen — die Ausgangsposition war mehr als ungünstig. Mit viel Energie habe ich es letztlich geschafft, mit (fast) freiem Kopf zu fahren. Es ist eine entsetzliche Hatscherei, Stunde um Stunde durch knietiefen Schnee, immer bergauf, mit etlichen Kilo auf dem Buckel durch immer dünner werdende Luft. Da darf man sich nicht zu häufig fragen: „Was mache ich eigentlich?!" Auf keinen Fall darf man Sorgen mitnehmen. Viel autogenes Training, zum Teil selbsterfundenes, hat es mir dann möglich gemacht, meinen Alltag tatsächlich daheim zu lassen.

Zehn Tage sind wir nun unterwegs. Vorbei ist die bürokratieerfüllte Warterei in Rawalpindi und Skardu, das Anheuern der Träger, die letzten Einkäufe, die Jeepfahrt nach Dassu. Wir sind endlich unterwegs, ich übrigens mit Ziege: Bei Bergbauern wurde sie für unseren Begleitoffizier gekauft, und weil kein Träger oder sonstwer da war, der die Ziege mitnehmen wollte, bis sie geschlachtet werden sollte, erbarmte ich mich. Zwei Tage habe ich das Tier durch den Karakorum gezerrt, geschleppt und vor mir hergetrieben. Meine Freunde haben sich gekrümmt vor Lachen, und auch die Träger haben kein Hehl daraus gemacht, wie spaßig ich dabei ausgesehen habe.

Der Gasherbrum verteidigt sich mit Schlechtwetter (unten) und Eisbrüchen

Base Camp

An einem Sonntag im Juni erreichen wir gegen 10 Uhr das Basislager. Endlich! Nach ca. 100 km Fußmarsch!
Nachdem das Lager aufgebaut ist, legen wir erst einmal einen Ruhetag ein. Es ist auch bitter nötig, denn die letzten zehn Tage waren sehr anstrengend. Ich genieße diesen Tag, indem ich mir intensiv die Gegend anschaue. Ein prächtiges Panorama, Baltoro Kangri und Chogolisa, beide fast 8000 m hoch, viele uns völlig unbekannte Sechs- und Siebentausender und, last, not least, die Gasherbrums. Der „G I" zieht natürlich immer wieder meine Blicke auf sich. So wie zwei Gegner einander mustern, abschätzen. Er schaut von oben herab, als wolle er sagen: „Na, du Wicht, was willst du denn eigentlich?" Und ich antworte ihm „Dir aufs Haupt steigen, mein Freund, was sonst?!"
Am Abend des Ruhetages kommt Wanda Rutkiewicz ins Basislager. Direkt neben uns lagert eine internationale polnische Expedition. Wanda versucht, mit einer Frauengruppe den G I zu bezwingen, die anderen versuchen sich am G II. Sie sagt, der G I sei schwierig ... Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken.
Der nächste Tag soll dann die erste wirkliche Bewährungsprobe bringen. Wir wollen die Ausrüstung zum Lager I tragen. Das Basislager ist zwar die Hauptstation, aber man braucht einen zusätzlichen Stützpunkt, um im Bedarfsfall nicht immer bis ganz nach unten zu müssen, sondern richtet sich etwas höher ein, nämlich im Lager I auf ca. 5800 m Höhe. In diesem Fall hat man noch den Vorteil, nicht immer durch den Gletscherbruch gehen zu müssen.

Morgens um 3 Uhr geht es los, bei absoluter Windstille und sternklarem Himmel. Überhaupt ist das Wetter seit Tagen unverändert schön. Kaum Wolken am Himmel, die Sonne brennt, und schon bald habe ich mich, wei ein blutiger Anfänger, fürchterlich verbrannt. Man sollte die Salbe (Faktor 20 muß es schon sein) auch benutzen! Sechs Stunden habe ich gebraucht, Claudia etwas weniger, Peter und Gerhard etwas mehr. Es war eine ganz schöne Schlauche, und wir sind am selben Tag wieder runter, ganz nach dem Motto: „Step high, sleep low."
Der folgende Tag ist Ruhetag, und auch das ist wichtig für mich. So ganz habe ich mich noch nicht akklimatisiert. Gegen Abend habe ich immer Kopfschmerzen, und auch mein Ruhepuls ist viel zu hoch. Das ist das erste Mal, daß ich Anpassungsschwierigkeiten habe.

Das Aus?

Es gilt jetzt, die restlichen Ausrüstungsgegenstände ins Lager I zu bringen. Früh um 3 Uhr gehen wir los, wieder bei ruhigem und sternklarem Himmel. Wir haben den Bruch zu einem Drittel durchquert, als ich mit dem linken Bein einbreche. Ich versuche noch, durch blitzschnelle Reaktion mich mit dem rechten Fuß irgendwo aufzufangen, um zu retten, was noch zu retten ist, da schießt ein Schmerz in die rechte Wade, daß ich zusammenbreche und zunächst nicht mehr weitergehen kann.
Ich sehe noch deutlich das Entsetzen in Claudias Gesicht, der in diesem Moment klar ist, daß unsere Seilschaft geplatzt ist. Ich versuche sie zu beschwichtigen und sage ihr, daß sie auf jeden Fall weitergehen solle, es ergäbe sich vielleicht die Möglichkeit, sich den Polinnen anzuschließen.
Ich bin froh, als sie weitergeht, denn ich möchte nicht schuld sein, wenn sie scheitern sollte. Ich schleppe mich unter ziemlichen Qualen zurück ins Basislager, wo ich mich ins Zelt lege und zwei Tage nicht mehr herauskomme. So eng liegen Erfolg und Mißerfolg beieinander: ein falscher Schritt, und alles ist aus. Ist nun alles aus? Sollte es ein Muskelriß sein, kann ich alles getrost vergessen, aber die Möglichkeit einer Zerrung läßt mich hoffen. Diese Ungewißheit ist grausig. Vor Wut und Enttäuschung heule ich.
Nach zwei Tagen versuche ich zu gehen – es geht wieder. Ich muß zwar vorsichtig sein, aber es ist kein Muskelriß! Meine

Hoffnung, weitermachen zu können, wird größer. Claudia ist inzwischen wieder runtergekommen. Sie erzählt, daß der G I in diesem Jahr wohl für uns zu schwierig sei. Die Schneefelder lawinengefährdet, die Felsen zu vereist. Wir beschließen, daß wir den G II versuchen wollen, sobald ich wieder fit bin.

Nach weiteren zwei Tagen bin ich wieder auf Lager I. Es war eine entsetzliche Hatscherei durch den verhaßten Eisbruch, und die Wade hat immer noch geschmerzt, aber es ging.
Am Tag darauf kommt Claudia nach. Da das Wetter schlecht ist, können wir nichts unternehmen. Wir festigen unsere Akklimatisation, indem wir die Nacht im Lager I verbringen, für mich nun die zweite in Folge, das tut gut.
Am nächsten Tag können wir endlich etwas unternehmen. Das Wetter ist zwar nicht ideal, aber wir tragen einige Sachen in ein Depot kurz unterhalb von Lager II. Wir sind nun voll auf den G II eingeschwenkt.

Am folgenden Tag wird das Wetter wieder gut, und wir entschließen uns, das Abenteuer unseres Lebens zu starten. Es geht zum Lager II. Zwischen den beiden Achttausendern der Gasherbrum-Gruppe liegt eine Senke. Etwas oberhalb, zum G I hin, liegt Lager I, der Stützpunkt für beide Berge. Lager II des G II liegt auf 6500 m. Um dorthin zu gelangen, muß man über den „Bananen-Grat", einen steil aufschwingenden, sich etwas krümmenden Schneegrat.

Zur internationalen polnischen Expedition gehört auch die Österreicherin Gerti Reinisch. Sie ist Bergsteigerin und Autorin, hat so manchen Berg bestiegen und viel publiziert, auch Bücher geschrieben. Sie ist zusammen mit dem Polen Pjotr unterwegs. Die beiden haben den Weg bis zum Lager II schon mit Fixseilen versehen. Fixseile werden an exponierten Stellen im Eis verankert und dienen den Bergsteigern zur Sicherheit. Man kann sich mittels Karabiner oder Steigklemme daran befestigen oder schlicht und einfach festhalten. Diese Vorarbeiten sind sehr kraftraubend, und die folgenden Seilschaften danken es den Kameraden. Auch wir haben später bei der Verlegung von Fixseilen geholfen.
Außerdem ist es wichtig, eine Spur zu legen. Dabei geht es weniger darum, den Weg zu markieren, als den Nachfolgenden Tritte in den Schnee zu hauen, die sie wie eine Leiter benutzen können. Die Spur, die die beiden gelegt haben, ist durch das schlechte Wetter wieder zugeweht, und so legt Claudia in aufopferungsvoller Mühe eine neue bis zum Lager II. Auch sie hatte reichlich Gewicht auf dem Rücken, und trotzdem hat sie gespurt. Ich habe sie bewundert. Es kostet so unendlich viel Kraft, in dieser Höhe am steilen Berg den steigeisenbewehrten Schuh in den Firn zu rammen, das Gewicht draufzulegen und dann einzusacken: bis zum Knöchel – bis zum Knie – bis zur Hüfte! Bei schlechter Sicht kommen wir im Lager II an. Das Zelt wird aufgebaut, und wir beschäftigen uns mit Kochen.

Gipfelglück

Der folgende Tag bringt uns unverhofft eine Erholungspause. Claudia hatte am Vortag unvorsichtigerweise ihre Schneebrille nicht immer getragen, und prompt stellte sich eine starke Bindehautreizung ein. Die Sonnenstrahlung war gar nicht stark gewesen und lud geradezu ein, die Brille abzunehmen. Das jedoch ist trügerisch in solchen Höhen.

Wir sind verunsichert. Wir wissen weder, was wir dagegen tun können, denn für solche Fälle haben wir keine Medikamente dabei, noch wissen wir, wie lange das wohl dauern könnte. Die Konsequenz wäre der Abstieg, aber davon wollen wir nichts wissen. Auf Lager II befinden sich noch andere Zelte, unter ihnen das des Arztes der internationalen polnischen Expedition. Es ist nicht üblich, in andere Zelte zu gehen, aber Notsituationen erfordern es mitunter. Ich finde in der Apotheke Augensalbe, und wir behandeln Claudias Augen mehrmals an diesem Tag. Es muß sehr schmerzhaft für sie sein, aber sie ist tapfer und jammert nicht.

Tags darauf geht es dann wieder, und wir entschließen uns, weiterzugehen. Es sollen die schlimmsten sechs Tage meines Bergsteigerlebens werden.

Wir sind nun die Seilschaft, die am höchsten am Berge ist. Das bedeutet: keine Spur, kein Weg. Da kommt uns die große alpine Erfahrung von Claudia zugute, die sofort den richtigen Weg findet. Sie strotzt nur so vor Unternehmungsgeist und Kraft, sie ist unglaublich gut drauf. Aus diesem Grund spurt sie auch freiwillig, obwohl sie gar nicht soviel weniger im Rucksack hat als ich. Doch auch ihre Kräfte sind begrenzt. Wir schaffen es nicht, bis ins Lager III zu kommen. So richten wir in ca. 6800 m Höhe ein Notlager ein.

Am nächsten Tag gelangen wir dann bis ins Lager III. Mit uns sind Shameena, eine Pakistani, und Rüdiger gekommen. Wir verabreden uns für 1 Uhr am folgenden Morgen zum Aufstieg zum Gipfel.

Nachdem der Wecker kurz vor 1 Uhr geklingelt hat, ziehen wir uns im Dunkeln die vor Frost starren Klamotten an. Wir sind noch guter Dinge. Ich gehe dann zum Zelt der beiden anderen und muß zu meiner Verwunderung erfahren, daß Shameena von Kopfschmerzen geplagt ist. Sie bittet noch um etwas Zeit, sich zu erholen. Wir vereinbaren 5 Uhr, und ich gehe zu unserem Zelt zurück. Claudias Unternehmungsgeist bekommt einen Dämpfer. Sichtlich irritiert legt sie sich wieder in den Schlafsack. Ich hocke mich ins Zelt und warte. Langsam kriecht die Kälte in meinen Körper. Ich mache den Kocher an, um mich etwas zu wärmen. Da es nicht viel nützt, greife ich zu einer Methode, die sich schon früher bewährt hat: Durch autogenes Training habe ich gelernt, den Körper wie mit warmen Wellen durchfluten zu lassen. Zunächst bilde ich auf der Oberfläche eine „Gänsehaut" und dann folgen nach starker Konzentration die wärmenden Wellen. Der Nachteil ist ein starker Kalorienverbrauch.

Als um 5 Uhr die anderen Kameraden immer noch nicht bereit sind, brechen wir allein auf. Wieder muß Claudia den Weg suchen, wieder muß sie spuren, all das kostet viel Kraft. Wir sind außerstande, an diesem Tag den Gipfel zu erreichen, denn erstens ist es ohnehin zu spät, und dann sind wir nur zu zweit. Das würde bedeuten, daß wir alles allein spuren müßten, ein Unterfangen, das scheitern muß. So steigen wir schweren Herzens wieder ab.

Inzwischen sind aus der polnischen Expedition zwei Dreier-Seilschaften nachgerückt, die zum Lager IV gehen. Wir können nicht folgen, weil wir unser Zelt und die Schlafsäcke im Lager III zurückgelassen haben. Wir haben nur die Chance, am nächsten Tag rechtzeitig aufzubrechen, um zu den beiden Seilschaften zu stoßen und mit ihnen gemeinsam einen Gipfelangriff zu starten. Aber das ist nicht so einfach. Die Kletterei hat viel Kraft gekostet, und so lassen wir in Depots weiter unten Nahrungsmittel und Gas-Kartuschen liegen, um leichtere Rucksäcke zu haben. Infolgedessen, bedingt durch die zwei Tage, die wir nun schon verloren haben, werden unsere Nahrungsmittel knapp. Außerdem haben wir nur noch begrenzt Gas zum Kochen.

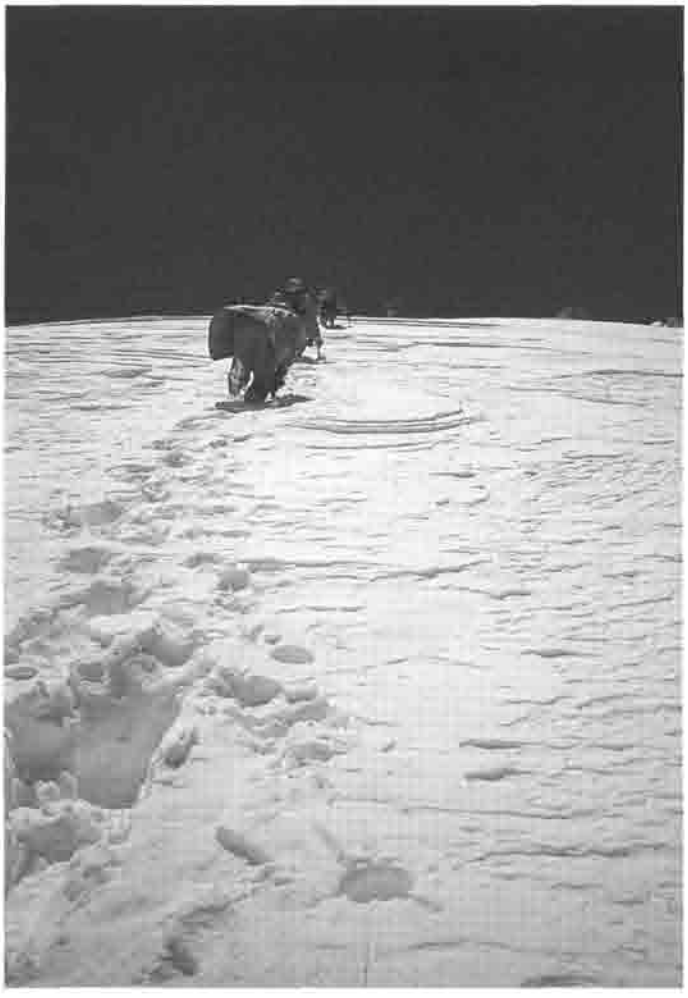
Claudia hatte durch widrige Umstände schon einmal den Aufstieg zum Gipfel des G II verpaßt; um sie nicht ein zweites Mal um die Chance einer Besteigung zu bringen, verzichte ich auf jegliche Nahrung, als Gegenleistung, daß sie mich bis hierhin gebracht hat – denn ohne sie hätte ich das nie geschafft. Gewissermaßen mit dem „letzten Tropfen Benzin" wollen wir den Gipfelsturm angehen. Eigentlich ist es schon Leichtsinn, aber ich nenne es kontrollierten Leichtsinn. Eigentlich müßten wir absteigen, um frisch und gestärkt einen neuen Angriff zu starten. Aber wenn man so weit gekommen ist ...
Die schlimmsten Worte dieser Expedition dringen nur mühsam an mein Ohr: „Wolfram, es ist gleich ein Uhr." In diesem Moment wünsche ich mir, an jedem anderen Ort der Welt, aber nicht in diesem Zelt zu sein. Das Zelt von außen und innen vereist, die Schlafsäcke vereist, die Strümpfe starre Bretter, die Schnürsenkel der Bergschuhe vereiste Leisten, alles starr vor Kälte und ich ohnehin müde von den Strapazen der Vortage.

Die Nacht ist stockdunkel, und es ist mir ein Rätsel, wie Claudia den Weg finden kann. Über uns ist zwar ein phantastischer Sternenhimmel, aber der hellt die Gegend nicht auf.

Heute ist der Rucksack leicht, wir haben nur die Kameras mit, etwas zu essen, viel zu trinken, Ersatzhandschuhe und etwas Kleinkram. Ich trage den Rucksack, weil Claudia nicht gut drauf ist, wie sie mir sagt – der Beginn des Tributs, den sie zollen muß, weil sie sich zu stark verausgabt hat.

Nach etwa zwei Stunden steilen Aufstiegs, einer unglaublichen Schinderei, beginnt mich in den Fingern zu frieren. Die Temperatur muß unter zwanzig Grad minus sein. Ich ziehe die Handschuhe aus, die Fäustlinge und habe nur noch Seidenhandschuhe an, puste den warmen Atem auf die Fingerkuppen. Aber wenn ich stehenbleibe, friert mich in den Füßen,

Unten:
„Nach zwei Stunden steilen Anstiegs
beginnt es mich in den Fingern zu frieren.
Ich brauche meine Finger noch,
ich bin Zahntechniker ..."



und außerdem steigt mir Claudia davon. Ich habe Angst. Ich versuche, einen klaren Gedanken zu fassen: Was ist mir lieber, Claudia hinterherzuklettern oder meine Finger zu wärmen, die Füße zu massieren? Ich sehe grauenvolle Bilder vor mir von erfrorenen Händen, von amputierten Zehen. Ich brauche meine Finger noch, ich bin Zahntechniker!
Die dünne Luft, der wenige Sauerstoff, die enorme Anstrengung wirken. Später kann ich mich nicht mehr erinnern, was ich tat, irgendwann bin ich oben, an der Kante zum Plateau, auf dem sich Lager IV befindet.
Um es vorwegzunehmen, ich hatte starke Durchblutungsstörungen an Fingern und Zehen, ein taubes Gefühl, das aber nach einigen Wochen wegging.

Im Lager IV machen sich gerade die sechs Männer bereit. Sie blicken recht erstaunt, als wir gegen 6 Uhr in der Früh vor ihnen stehen. Die Polen Pjotr, Marek und Leschek sind superstarke Bergsteiger, und heute, rückblickend, möchte ich sagen, daß wir es ohne die drei wohl kaum geschafft hätten, denn was jetzt noch auf uns zukommt, ist viel schlimmer, als wir es uns vorgestellt haben. Die drei spuren in der Querung unterhalb der Gipfelpyramide, was das Zeug hält. Auch Peter aus der anderen Seilschaft spurt, während Kurt und Ardy, der Amerikaner, schon dort zu erschöpft sind, um diese Arbeit zu leisten.
Auch mich haben sie rangekriegt, allerdings nicht soviel. Es ist eine Schlauche, den Fuß zu setzen, Gewicht draufzulegen und einzubrechen – wie weit, ist Glückssache –, dann den hinteren Fuß aus dem Schneeloch zu ziehen und das gleiche Spiel fortzusetzen. Es geht dann um den Berg herum und hinten wieder aufwärts, noch einmal 400 Höhenmeter. Wieder spuren die Polen. Je höher wir kommen, desto steiler wird es. Stunde um Stunde, durch endlos tiefen Pulverschnee, durch immer dünnere Luft, die Pausen werden immer länger, die Kondition immer schwächer – aufwärts – aufwärts – aufwärts. Nur nicht denken, nur nicht denken.

Und irgendwann, gegen 3 Uhr am Nachmittag, nach 14 Stunden, ist es dann soweit: der Gipfel! Habe ich auf dem Kilimandscharo, dem Chimborazzo oder dem Aconcagua noch unendliches Gipfelglück genossen, so spüre ich hier nichts, alsolut nichts. Ich habe nichts vom tollen Rundblick, diesem unvergleichlich schönen Panorama, das es nur im Karakorum gibt, wo fünf Achttausender beieinanderstehen. Ich schaffe es nicht einmal, mir für die Gipfelfotos ein Lächeln abzuquälen. Ich fühle mich wie achtzig, und so sehe ich auf den Fotos auch aus. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir oben sind, ich bin froh, als es wieder abwärts geht. Ich hoffe, die Schinderei ist nun zu Ende, aber wie ich mich täusche ...

Der Abstieg

Die steilen Partien muß man mit dem Gesicht zum Berg absteigen. Nicht nur, daß es zu steil ist, um vorwärts zu gehen, wenn man stolpert, fällt man abgrundtief, man hat wenig Möglichkeiten, sich zu halten. Aber dieses Absteigen kostet Zeit. Es ist mühselig, rückwärts runterzugehen. So dauert der Abstieg bis ins Lager III lange. Außerdem bin ich kaputt wie noch nie. Ich muß mich unwahrscheinlich zusammenreißen, um keine Fehler zu machen.

Gegen 9 Uhr abends sind wir endlich im Zelt. Ein Zwanzig-Stunden-Tag ist vorüber. Claudia ist schon eine Weile im Zelt und hat bereits begonnen, Schnee zu schmelzen und Tee zu kochen, das tut gut. Zu allem Übel habe ich Halsschmerzen bekommen. Das Hecheln und Schnaufen war für meinen Rachen zuviel. Schlucken bereitet mir starke Schmerzen. Der heiße Tee tut gut. Dann ist nur noch Schlafen angesagt.
Am nächsten Vormittag packen wir alles zusammen und machen uns an den weiteren Abstieg. Bis ins Basislager wollen wir, das haben wir uns vorgenommen. Während des gesamten Aufstieges schmerzte meine Wade; so schnell ist eine Zerrung doch nicht behoben. Auch nun merke ich es wieder. Es behindert mich doch mehr, als mir lieb ist. Ich bin unendlich

Unten: Das Ende eines Traumes – möglichst schnell nach Hause. Gasherbrum II vom Hang über dem Basislager

müde, und das Gehen mit dem gewichtigen Rucksack fällt mir schwer. Ich erlebe die totale Erschöpfung und weiß, daß ich noch etliche Höhenmeter absteigen muß. Es ist eine unbeschreibliche Tortur, die ich im Leben nicht wiederholen möchte.
Irgendwo zwischen den Lagern III und II passiert es dann: Ich stolpere, falle! Fünf bis sechs Meter geht es abwärts, dann bremst das Fixseil, in das ich mich vorsichtshalber eingeklinkt habe, meinen Sturz. Es geht alles rasend schnell. Ich begreife gar nicht, was passiert ist, ob ich mit dem Steigeisen angeeckt bin oder ob eine Schneestufe ausgebrochen ist. Ich habe Glück, daß die nächste Fixseilsicherung nur fünf bis sechs Meter tiefer ist und nicht 25 Meter. Ich glaube, diese Wucht hätte meine 7-mm-Reepschnur nicht ausgehalten. Und es geht weit und tief hinunter ... Ich baumle, drehe mich um, versuche, mit den Steigeisen Fuß zu fassen und klettere zitternd nach oben, um mich auszuklinken. Eine Weile sitze ich da und beginne zu begreifen, wieviel Glück ich gehabt habe.

Wir haben den Bergfuß erreicht und müssen nur noch über die Talsenke gehen, dann sind wir im Lager I. Nur noch? Die Mittagssonne hat den Schnee derart sulzig gemacht, daß wir immer wieder einbrechen. Oft bis zur Hüfte. Es ist eine Schinderei, sich da wieder rauszuwühlen. Claudia ist verzweifelt, ihr fehlt die Kraft, und so muß ich ihr helfen, sich aus dem Schnee zu befreien. Spät am Nachmittag erreichen wir Lager I, wo uns Peter dankenswerterweise mit heißem Tee erwartet. An einen Abstieg ins Basislager ist nicht zu denken. Erschöpft falle ich in mein Zelt.

Ich kann nicht schlafen, da Krämpfe in den Fingern und Füßen mich plagen. Erst eine Beruhigungspille schafft Abhilfe. Ich mache sowas ungern, aber es ist das kleinere Übel.
Wir sind so kaputt, daß wir uns erst am nächsten Nachmittag entschließen können, abzusteigen. Auch das ist eigentlich falsch, denn durch Eisbrüche geht man nachts oder zumindest frühmorgens, wenn der Schnee noch vom Nachtfrost hart ist. Am Nachmittag ist durch die Sonne alles weich, und das ist gefährlich. Wir gehen sehr achtsam, lassen uns viel Zeit. Allerdings brauchen wir so lange, daß uns die Dunkelheit überrascht. Claudia hat ihre Haftschalen nicht dabei, und ich habe nur eine Sonnenbrille mit; das erschwert uns beiden, den Weg zu finden. Immer wieder muß ich Claudia beim Überqueren von Gletscherspalten helfen, sie ist zu müde, um es allein zu bewältigen. Ich muß mich unwahrscheinlich zusammenreißen, als ich sehe, daß Claudia immer mehr abbaut. Natürlich verlaufen wir uns. Wir kommen weit von unserem Lager bei den Japanern an. Dort empfangen uns zwei, nehmen uns die Rucksäcke ab und geben uns was zu trinken. Ich habe stundenlang Eis und Schnee in den Mund genommen, es geschmolzen und damit gegurgelt – nur so konnte ich meine Halsschmerzen einigermaßen ertragen. Der Tee der Japaner war ein Geschenk des Himmels. Endlich in unserem Lager angekommen, fallen wir in die Zelte, schlafen ...

Nachdem ich mich zwei Tage ausgeruht habe, fühle ich mich wieder stark genug, um durch den Eisbruch zu gehen; einige Ausrüstungsgegenstände sind im Lager I liegengeblieben. Fotos will ich auch noch machen. Ein Hochträger begleitet mich. Bald merke ich, daß ich mir zuviel zugemutet habe. Viel zuviel! Ich schicke den Hochträger vor, sage ihm, was er holen soll, und gehe langsam, sehr langsam zum Lager I.

Oben angekommen, stelle ich zu meinem Bedauern fest, daß das Wetter zu schlecht ist zum Fotografieren. Aber gegen Nachmittag klart es etwas auf, und ich kann die Fotos machen. Zum Heimweg ins Basislager reicht es nicht mehr, es ist zu spät, und außerdem bin ich hundemüde und schlapp.
Den Hochträger habe ich rechtzeitig wieder runtergeschickt. Ich krieche in mein Zelt und falle in tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen wird mir klar, daß man keinen Achttausender besteigen und zwei Tage später wieder in den Bergen rumturnen kann. In fast 6000 m Höhe regeneriert der Körper auch nicht mehr, und so kann ich nur ein paar persönliche Dinge mit

runternehmen. Der letzte Gang durch den verhaßten Eisbruch wird zur schier endlosen Qual.
Ins Basislager zurückgekehrt, lege ich mich ein paar Tage ins Zelt. Ich habe nun endgültig die Schnauze voll und nur einen Gedanken: Wie komme ich schnellstens nach Hause? Den Gedanken haben auch Peter und Claudia. Die Stimmung ist nicht sonderlich gut, man ist gereizt, nervös und geht einander auf die Nerven. Das ist für mich sehr verständlich, denn Peter ist ziemlich deprimiert, nachdem er den Berg aufgegeben hat. Claudia möchte wieder unter Frauen sein, auch dafür habe ich Verständnis.

Nachdem wir uns einige Tage gesonnt, gewartet und gelangweilt haben, ist es endlich soweit: Die Träger kommen – pünktlich auf die Stunde! Sie wissen nichts davon, daß Militärs versucht hätten, sie abzubestellen, um andere früher zu schikken ...

Das Knie

Nun liegen wieder über 100 km Fußmarsch durch unwegsames Gelände vor uns. Auf dem Hermarsch hatte ich versucht, alles in mich aufzusaugen, die Landschaft, die Berge. Auf dem Rückmarsch herrscht nur ein Gedanke vor – nach Hause. Umso ärgerlicher ist es, als mein Knie streikt. Es ist die alte Meniskus-Geschichte. Nur wer es je selbst erlebt hat, weiß, was Schmerzen am Meniskus bedeuten. Jeder Schritt wird zur Qual. Wenn man nur einmal auf vernünftigem Terrain gehen könnte, aber über einen Gletscher mit all seinem Geröll zu gehen, ja, zu klettern, heißt, jeden Schritt genau zu überlegen. Und trotzdem weiß man nicht, ob der Stein, auf den man den Fuß setzt, nun liegenbleibt oder kippt, und nach welcher Seite wohl? An einigen Stellen können wir auch nicht mehr am Fluß entlang gehen, da er angeschwollen ist. Nun heißt es, über steile Felsen zu klettern.
Es gibt für solche Situationen ein Schlagwort, das lautet: Augen zu und durch. Genauso mache ich es, bergauf und bergab, Stunde um Stunde, Kilometer um Kilometer, drei Tage lang, dann sind wir wieder in Volcho. Ich hätte nie gedacht, daß ich solche Schmerzen ertragen könnte, so lange. Ich habe den Schmerz einfach ignoriert. Es geht, wenn man weiß, daß es keine andere Möglichkeit gibt. Freilich, ich hätte an den Militärstationen einen Hubschrauber anfordern können (Kostenpunkt 2000 Dollar), aber das war mir denn doch zu blöd.

Wir bleiben nicht in Volcho, ein Jeep bringt uns noch am gleichen Tag nach Skardu. Das bedeutet: Hotel! Und das bedeutet: ein Bett! Einen Tag lang habe ich mich ausgeruht, während Peter zusammen mit unserem Begleitoffizier, der in Skardu tatsächlich auf uns wartete, versuchte, einen Flug nach Rawalpindi zu bekommen. Wie ich es genieße, nicht mehr im Zelt wohnen zu müssen, wie ich es genieße, unter einer warmen Dusche zu stehen, wie ich es genieße, wieder ein Mensch zu sein ...

Das Wetter ist schlecht, wir bekommen keinen Flug, und auch in den nächsten Tagen ist nicht mit Wetterbesserung zu rechnen. Also packen wir unsere Sachen und fahren mit dem Land-Cruiser. Es sind rund 700 km bis Rawalpindi. Es ist eine atemberaubende Fahrt. Die Pakistani haben eine Straße (?) regelrecht in den Fels gehauen, in den Fels der steilen Abhänge im Indus-Tal. Der Karakorum-Highway, wie sie ihn hier nennen, erfordert vom Fahrer alle Konzentration, und doch habe ich Angst und bin froh, als ich endlich wieder in Rawalpindi bin.
Was fast nicht mehr zu glauben ist, der Begleitoffizier hat es geschafft: Irgendwie hat er uns einen Flug für Mittwoch besorgt, das heißt, wir sind drei Tage eher zu Hause. Voller Freude gehe, humple ich noch einmal durch die Stadt. Die Hitze ist erdrückend, ich fotografiere, kaufe noch etwas ein und lasse mir den Bart abnehmen. Nach sieben Wochen wieder glatt ums Kinn, auch die Haare sind wieder gewachsen, die ich mir superkurz hatte schneiden lassen; wenn ich nicht so dünn wäre – ganze acht Kilo habe ich abgenommen, ein Achtel meines Körpergewichtes –, sähe ich wieder wie ein Mensch aus.
Die letzten Stunden vergehen, der Flug hat Verspätung. Start halb zwei Uhr in der Nacht. Dösen, Halbschlaf; müde Augen sehen im Morgengrauen die Sonne aufgehen, und dann, endlich, um 10 Uhr, Landung in Frankfurt ...
Dank an Peter, der mir diese Reise ermöglichte. Dank an Claudia, die mich mitnahm auf den Berg. Dank an Margit, die mir bei diesen Zeilen geholfen hat.

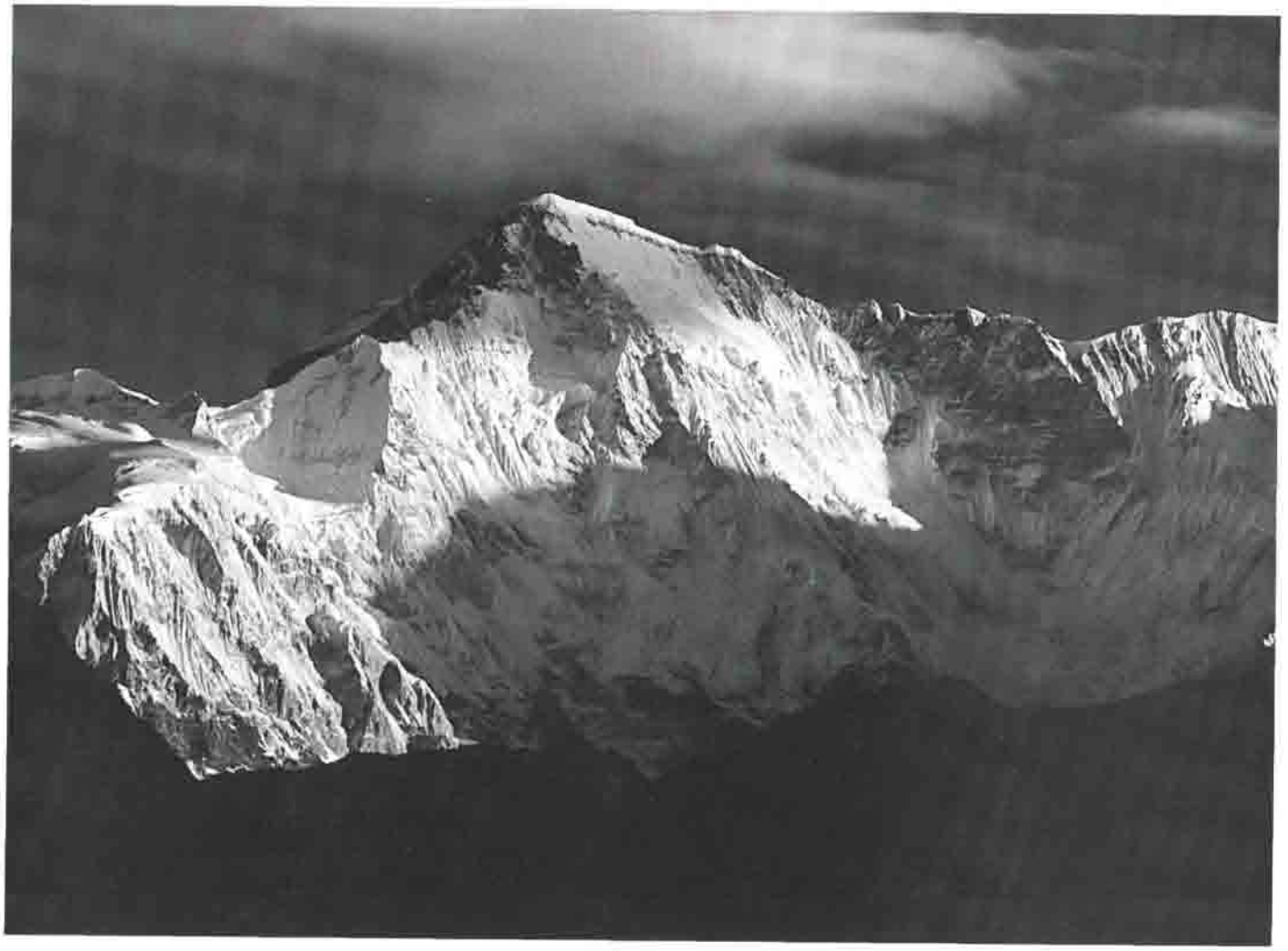


Foto: Jürgen Winkler

Die Achttausender wurden im Jahre 1992 fast ausschließlich über die Normalrouten erreicht. Am Cho Oyu (Bild oben) versuchte eine AAVM-DAV-Expedition den unerstiegenen Nordwestgrat, mußte aber in 7500 m Höhe aufgeben *(vgl. den Beitrag von Uwe Koblitz auf Seite 186)*

Alpinismus international

Bedeutende Unternehmungen 1992

Chronik von Dieter Elsner mit Beiträgen von Uwe Koblitz (Cho Oyu-Nordwestgrat), Hans-Peter Fischer (Gleitschirmfliegen in Nepal) und Oliver Guenay (Transasia-Expedition 1992)

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.
Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1992.
Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.
Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.
Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir den Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten.
Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal und Jozef Nyka, „Taternik"-Redakteur, Warschau.

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
CL	Climbing
DAV Mt.	DAV Mitteilungen
MB	Monatsbulletin des SAC

AMERIKA (Nord)

Alaska

Mt. McKinley, 6194 m
1992 versuchten 1081 Bergsteiger aus 23 Ländern im Rahmen von 291 Expeditionen 10 verschiedene Routen. 22 Rettungsaktionen – so viele wie nie zuvor – waren notwendig. Fünf neue Routen wurden im McKinley-Gebiet eröffnet.
Alaska-Interessierte seien wieder auf die ausführliche Chronik im AAJ 1993 verwiesen. AAJ, 1993, S. 125–146

AMERIKA (Süd)

Argentinien

Aconcagua, 6960 m
Die Französin Dr. Christine Janin hat als zweite Frau nach der Japanerin Junko Tabei die höchsten Gipfel aller sieben Kontinente bestiegen. Begonnen hat sie 1990 mit dem Mount Everest, der letzte Gipfel war der Aconcagua. J. Nyka

Patagonien

Fitz Roy, 3405 m
Die beiden Schweizer Kaspar Ochsner und Michel Pitelka eröffneten am Ostpfeiler eine neue 1300 m hohe Route. In zweieinhalb Monaten brachten sie es auf acht Klettertage. Die beiden kletterten 40 Seillängen, die zum Teil 60 m lang waren. Die Schwierigkeiten liegen in freier Kletterei bei VI bis VII (nach UIAA) und A 1 bis A 4 (auf neun Seillängen) in künstlicher Kletterei. K. Ochsner

Torre Central del Paine
Eine bemerkenswerte neue Route kletterten Engländer in der Ostwand zwischen der Route der deutschen Mannschaft aus dem Jahr 1991 und der der Südafrikaner aus dem Jahr 1974. Ganz links in der Ostwand gelang einem spanisch-amerikanischen Team eine neue Route, so daß jetzt fünf Routen in der Ostwand existieren.
AAJ, 1993, S. 189

Cerro Catedral
Eine Gruppe von SAT Toblino bestieg den Cerro Catedral (2200 m) auf einer neuen eindrucksvollen Route durch die 1000 m hohe Ostwand. Am 26. Januar 1992 erreichten sie den Pfeilergipfel, aber schlechtes Wetter verhinderte den Gipfelerfolg. Die Kletterer seilten ab ins Basislager. Am 2. Februar konnte nach einem erneutem Aufstieg über den Pfeiler der Gipfel erreicht werden. Sie nannten ihre Route „Il volo del Condor", die meisten der über 20 Seillängen langen Route bieten technische Kletterei (A 2 – A 3), einige Seillängen unter dem Pfeilergipfel waren in freier Kletterei (VII – VII+) zu überwinden. J. Nyka

ASIEN

Betrachtet man die Besteigungen des Jahres 1992 im gesamten Himalaya und Karakorum, so ist dieses Jahr als ereignisarm einzustufen. Die Achttausender wurden – wenn überhaupt – fast ausschließlich über die Normalanstiege erreicht. Den Gipfel des Everest erreichten – im Jahr vor dem enormen Anstieg der Gipfelgebühr – nahezu 100 Bergsteiger, mehr als je zuvor. Bemerkenswert ist die erste Besteigung des Namcha Barwa im östlichen Tibet, dem bis dahin höchsten unbestiegenen Berg der Erde durch eine chinesisch-japanische Mannschaft.
Das Glanzlicht setzten, ähnlich wie 1991, A. Stremfelj und M. Prezelj mit der ersten Besteigung des Hauptgipfels des Menlungtse im tibetischen Teil des Rolwaling Himal.

In der Anapurna-Südwand stürzte Pierre Beghin beim Versuch, einen Anstieg zwischen der Briten- und der Japaner-Route zu eröffnen, tödlich ab

Äußerst tragisch endeten zwei Unternehmen, bei denen zwei der erfolgreichsten Himalaya-Bergsteiger des letzten Jahrzehnts ums Leben kamen. An der Südwand der Annapurna stürzte Pierre Beghin bei einem Abseilmanöver tödlich ab, am Kangchenjunga ist Wanda Rutkiewicz verschollen (siehe Annapurna und Kangchenjunga).

Bhutan

Ganglagachu, ca. 6000 m
Eine zehnköpfige französische Expedition war im nördlichen Bhutan tätig. Am 25. Oktober bestieg die Mannschaft den bis zu diesem Zeitpunkt noch unberührten Ganglagachu. J. Nyka

Sikkim Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kangchenjunga, 8586 m
Am 12. Mai abends wurde die bekannte und erfolgreiche polnische Bergsteigerin Wanda Rutkiewicz zum letzten Mal gesehen. Am 10. Mai stieg sie zusammen mit dem Mexikaner Carlos Carsolio vom zerstörten Lager III (7300 m) zum Lager IV (7900 m) in der Nordwand des Kangchenjunga auf. W. Rutkiewicz entschloß sich zu biwakieren während Carsolio das Lager IV erreichte. Am 11. Mai abends erreichte auch die Polin das Lager. Zusammen verließen sie am 12. Mai um 3.30 Uhr das Lager Richtung Gipfel, den der Mexikaner um 17.00 Uhr erreichte. Beim Abstieg zum Lager IV traf er drei Stunden nach Erreichen des Gipfels auf W. Rutkiewicz zwischen 8250 und 8300 m. Sie biwakierte und wollte am kommenden Tag zum Gipfel gehen. Carsolio wollte im Lager II auf die Bergsteigerin warten, in dem sie aber nie eintraf.
W. Rutkiewicz gilt seit diesem Tag im Mai 1992 als vermißt. Sie war ohne Zweifel die erfolgreichste Höhenbergsteigerin unserer Zeit. Wanda Rutkiewicz hatte acht Achttausender bestiegen, 1978 bestieg sie den Everest als ihren ersten Achttausender.
AAJ, 1993, S. 201–202

Kumbhakarna (Jannu), 7710 m
Am 15. April erreichten R. Driscoll und M. White aus Kanada über den Südgrat den Gipfel. AAJ, 1993, S. 205

Nepal Himalaya

Barun Himal

Ama Dablam, 6812 m
Mehrere Expeditionen waren in der Vor- und Nachmonsun-Zeit auf dem Südwestgrat (Normalweg) erfolgreich. AAJ, 1993, S. 210–211

Kangchungtse (Makalu II), 7678 m
Drei Basken und zwei Japaner waren am Südgrat erfolgreich. Am 24. September waren die Spanier und einen Tag später die Japaner auf dem Gipfel. AAJ, 1993, S. 209

Khumbu Himal

Cho Oyu, 8201 m
Der Cho Oyu wurde im Frühjahr und im Herbst von mehreren Bergsteigern aus verschiedenen Ländern erreicht, darunter war im Mai das 100. Gipfelteam.

Foto: Jürgen Winkler

Gewählt wurde immer der Normalanstieg über die Westflanke, die sowohl von Nepal als auch von Tibet angegangen werden kann. J. Nyka

Cholatse, 6440 m
Ende September bestiegen drei Neuseeländer diesen imposanten Gipfel über die Westrippe, die zum Südwestgrat führt.
AAJ, 1993, S. 225

Everest, 8848 m
Im Mai war eine spanische Mannschaft an der Routenkombination „Südpfeiler" und der Normalroute über den Südsattel erfolgreich. Am 12. Mai standen 32 (!) Bergsteiger von fünf verschiedenen Expeditionen auf dem Gipfel. Innerhalb von vier Tagen erreichten 55 Alpinisten den Gipfel. AAJ, 1993, S. 213–215

32 Bergsteiger erreichten den Gipfel im Herbst, alle über die Normalroute. J. Nyka

Lobuje East, 6119 m
Ein koreanisches Team durchkletterte die 750 m hohe Ostwand auf einer vermutlich neuen Route. Die Route verläuft knapp links neben der tschechischen Direttissima (VIII+) von 1990, die die Coubal-Brüder im Alpinstil eröffneten. J. Nyka

Jugal Himal

Dorje Lhakpa, 6966 m
Der bekannte Carlos Buhler erreichte allein über den Westgrat am 13. April den Gipfel. AAJ, 1993, S. 19–26

Gurkha Himal

Manaslu, 8163 m
Eine internationale Expedition unter der Leitung des bekannten Krzysztof Wielicki aus Polen war auf der Normalroute tätig. Am 28. September erreichten M. Bianchi und Ch. Kuntner aus Italien zusammen mit dem Leiter von Lager II (6600 m) aus den Gipfel. Die Expedition endete jedoch tragisch; eine Bergsteigerin aus Polen und ein Belgier stürzten in den folgenden Tagen tödlich ab. K. Wielicki

Himlung Himal, 7126 m
Die vermutlich erste Begehung dieses Gipfels gelang einer japanischen Mannschaft im Herbst unter der Leitung von Y. Niwa über den Nordwestgrat. AAJ, 1993, S. 228

Annapurna Himal

Annapurna IV, 7525 m
Im Herbst erreichten drei verschiedene Expeditionen den Gipfel über den Nordwestgrat. AAJ, 1993, S. 230

Annapurna I, 8091 m
Jean-Christophe LaFaille und Pierre Beghin wollten in der Südwand zwischen der britischen Route (1970) und der japanischen (1981) eine neue Route eröffnen. Nachdem die beiden am 11. Oktober eine Höhe von 7500 m erreicht hatten, beschlossen sie, auf Grund des schlechten Wetters abzuseilen. Auf ca. 7200 m brach eine Abseilverankerung aus und Beghin stürzte ab.
LaFaille konnte mit minimaler Ausrüstung den Abstieg über äußerst schwieriges Gelände fortsetzen und erreichte am 15. Oktober mit einem gebrochenen Arm das Basislager.
Pierre Beghin war sicher einer der erfolgreichsten Himalaya-Bergsteiger des letzten Jahrzehnts; 1983 bestieg er den Kangchenjunga über die Südwestwand solo, 1984 wiederholte er die Japaner-Route am Dhaulagiri, 1987 durchstieg er die Nordwand des Jannu im Alpinstil, 1989 gelang ihm solo die Überschreitung des Makalu, 1991 hat er zusammen mit Christophe Profit eine neue Linie an der Nordseite des K2 eröffnet. AAJ, 1993, S. 231–232, J. Nyka

Manang Himal

Kang Guru, 6981 m
Eine fünfköpfige japanische Mannschaft bestieg diesen Berg über die Südwestwand und den anschließenden Westgrat; der Gipfel wurde am 22. September erreicht. AAJ, 1993, S. 229

Dhaulagiri, 8167 m
Am 30. April erreichten fünf Bergsteiger einer russischen Expedition den Gipfel über die übliche Nordostgrat-Route. J. Nyka

Die Wintersaison 1992/93

Im Himalaya versuchten zwölf Mannschaften ihr Glück, jedoch nur vier konnten ihre Ziele erreichen: zwei Teams am Ama Dablam (6812 m), eines am Dorje Lhakpa (6966 m) und eine spanische Mannschaft mit Schweizer Beteiligung war am Cho Oyu erfolgreich. Die Schweizerin Marianne Chapuisat konnte als erste Frau einen Achttausender im Winter besteigen. Der Gipfel wurde von zwei Gruppen am 8. und 10. Februar erreicht.
Alle anderen Versuche schlugen fehl, wenn auch die Koreaner am Everest die Höhe von 8500 m erreichen konnten.
Der einzige bedeutende Wintererfolg wird aus dem Tien Shan gemeldet. Der letzte der fünf Riesen der ehemaligen Sowjetunion, der sehr begehrte Chan Tengri (6995 m oder 7010 m – beide Angaben sind im Gebrauch) wurde im Winter bestiegen (siehe Tien Shan).
J. Nyka

Garhwal Himalaya

Kamet-Gruppe

Saraswati, 6940 m
Eine indisch-japanische Frauen-Expedition bestieg den P. 6940 m nördlich des Kamet, nahe an der indisch-tibetischen Grenze. Der Anstieg führte über den „Schlagintweit-Paß" und über den Südgrat. Am 18. und 19. August erreichten fünf indische und sechs japanische Bergsteigerinnen zusammen mit vier Trägern den Gipfel, den sie nach dem Tal Saraswati nannten. J. Nyka

Mukut Parbat, 7242 m
Eine indische Mannschaft konnte im September die zweite Besteigung durchführen. AAJ, 1993, S. 241

Gangotri-Gruppe

Bhagirathi III, 6486 m
M. Miller und M. Gunlogson kletterten die Schotten-Route im Alpin-Stil in neun Tagen. Die Route hat 30 Seillängen im guten Granit (5.9, A2), bevor eine ca. 600 m hohe Eisflanke zum Gipfel führt. Der Gipfel wurde am 1. Oktober erreicht. AAJ, 1993, S. 244

Bhagirathi II, 6512 m
Zwei Spanier durchstiegen die Ostwand und standen am 13. September auf dem Gipfel. AAJ, 1993, S. 244

Yogeshwar, 6678 m
Eine vierköpfige englische Mannschaft eröffnete eine neue Route in der objektiv gefährlichen Südwand. Der Gipfel wurde am 2. Oktober erreicht. AAJ, 1993, S. 244–245

Thalay Sagar, 6940 m
Eine schottische Mannschaft konnte eine neue Route vom Phatung-Gletscher aus begehen. Vier Lager wurden errichtet. Am 6. Juni wurde der Gipfel erreicht. AAJ, 1993, S. 246

Kumaon-Gruppe

Panch Chuli II, 6904 m
Eine indisch-britische Expedition führte die vierte Besteigung dieses Berges durch. Aufstiegsroute war der Südwestgrat (2. Begehung),

drei Mitglieder errreichten den Gipfel am 7. Juni, einen Tag später konnten Bonington und Little erstmals über den Westgrat den Gipfel erreichen.
Der Panch Chuli V, 6437 m, wurde erstmals bestiegen und zwar über den Südgrat, den Gipfel erreichten am 20. Juni Renshaw, Sustad, Saunders und Venables.
Außerdem wurden in der Panch Chuli Range von dieser Gruppe weitere interessante Besteigungen durchgeführt.
AAJ, 1993, S. 1–14

Kashmir-Himalaya

Nanga Parbat, 8125 m
Neun Expeditionen belagerten die Diamirseite, wobei alle Teams auf der Kinshofer-Route tätig waren. Am 12. Juli standen zwei Mitglieder einer polnischen und vier einer baskischen Mannschaft auf dem Gipfel.
Am 29. Juni erreichten zwei Koreaner den Gipfel, am 8. Juli ein Schweizer.
Auch ein tschechisches Team war erfolgreich. Am 4. Juli erreichten J. Raconcaj und J. Nezerka den Gipfel. Für Raconcaj war dies der sechste Achttausender. AAJ, 1993, S. 276, J. Nyka

Karakorum

Rimo Mustagh

Mamostong Kangri, 7516 m
Eine indische Frauenexpedition war am Mamostong Kangri erfolgreich. Der Weg zum Berg führte von Süden her über den Mamostong-Gletscher. Dann wurde über den Mamostong Col (5885 m) und über den Ostgrat am 15. August der Gipfel erreicht.
Dies war die fünfte Besteigung des Berges, die Erstbesteigung erfolgte im Jahr 1984. J. Nyka

Baltoro Mustagh

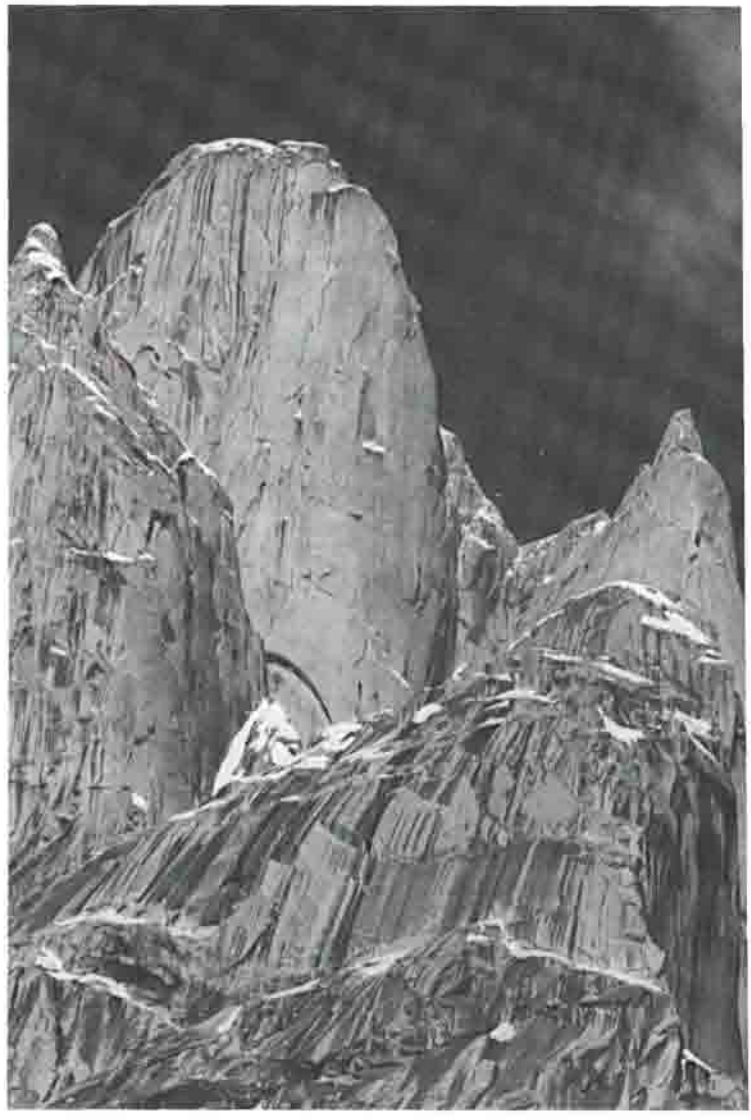
Gasherbrum I, 8068 m
Eine japanische Mannschaft versuchte sich zusammen mit dem Pakistani Nazir Sabir am Westgrat (Slowenische Route). Am 25. August erreichte Sabir mit zwei Hunza-Trägern den Gipfel. Dies war die einzige Besteigung des Gasherbrum I in diesem Jahr. Sabir hat damit alle vier Achttausender in Pakistan bestiegen. J. Nyka

Gasherbrum II, 8035 m
Bergsteiger aus verschiedenen Ländern erreichten den Gipfel über den Normalweg, darunter auch der 60jährige Sepp Hasholzner aus Bayern. Rollo Steffens, AAj, 1993, S. 251–252

Broad Peak, 8047 m
Die einzige Besteigung des Hauptgipfels wurde von Mitgliedern verschiedener Expeditionen gemeinsam durchgeführt. Zwei Amerikaner, drei Spanier und ein Rumäne erreichten am 6. August um 17.30 Uhr über die Normalroute den Gipfel (siehe auch Broad Peak von China). AAJ, 1993, S. 254

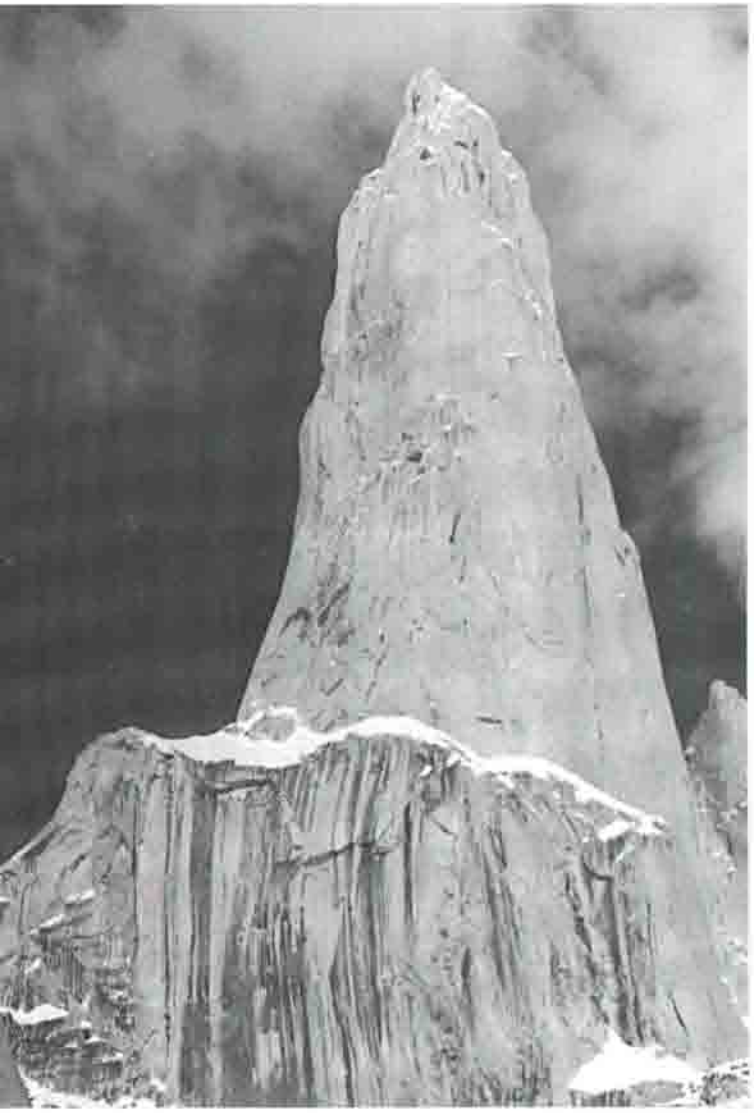
Fast jedes Jahr sind die Trango-Türme Schauplatz neuer Versuche im Alpinstil in den höchsten Schwierigkeitsgraden: Diesmal entstand die „Grand Voyage" (VII, A4+) am Nordostpfeiler des Großen Turmes

Foto: DAV-Archiv



K 2, 8611 m
Eine russisch-amerikanische Expedition war am Abruzzen-Sporn erfolgreich. Vom 1. bis zum 16. August konnten sieben Bergsteiger den Gipfel erreichen. AAJ, 1993, S. 27–33

Great Trango Tower, Ostgipfel, 6231 m
Im Juli gelang dem Schweizer Xaver Bongard und dem Amerikaner John Middendorf eine neue Route am Nordostpfeiler des Great Trango Towers. Die beiden erreichten den Gipfel am 28. Juli; sie nannten ihre Route „The Grand Voyage". Die Begehung erfolgte im alpinen Stil mit einem absoluten Minimum an Fixseilen in 16 Tagen Aufstieg und drei weiteren Tagen Abstieg. Die Schwierigkeiten liegen bei VII und A4+, im Eis mußten kurze Passagen von 85° überwunden werden. Die Route beginnt zuerst links der Norweger-Route, ist dann vier Seillängen identisch mit dieser und verläuft im obersten Teil etwas rechts der Norweger-Route durch ein markantes Rißsystem.
MB, 1. QH, 1993, S. 25–29



Great Trango Tower, Hauptgipfel, 6286 m
Eine internationale Gruppe bestieg den Berg über die Amerikaner-Route von 1984 zwischen dem 18. und dem 24. August. Zwei Mitglieder sprangen mit dem Schirm von einem auf 6000 m gelegenen Felsband hinab ins 4200 m hoch gelegene Basislager.
AAJ, 1993, S. 263–265

Nameless Tower
Vier Koreaner kletterten die Jugoslawen-Route. Am 13. August standen die vier auf dem Gipfel. J. Nyka

Greg Child und Mark Wilford eröffneten in der Südwand eine neue Route, die sie „Run for Cover" nannten. Die Route hat 22 Seillängen und weist Schwierigkeiten von 5.11 und A 3+ auf. Die Vorbereitungen begannen am 5. August, am 23. August erreichten die beiden den Gipfel. AAJ, 1993, S. 35–38

Tibet

Broad Peak Central, 8016 m
Zum ersten Mal wurde der Zentralgipfel des Broad Peak von der chinesischen Seite erreicht. Am Abend des 3. August erreichten A. Soncini aus Italien, O. Cadiach, E. Dalmau und L. Rafols aus Spanien den Gipfelgrat und mußten direkt unter dem Gipfel, den sie am nächsten Morgen erreichten, biwakieren. Auch Kurt Diemberger gehörte zu diesem Team, das ein Jahr zuvor den Zugang von der chinesischen Seite erkundete und eine Höhe von 7000 m erreichte. Der Hauptgipfel erscheint von dieser Seite unzugänglich zu sein.
J. Nyka

Everest, 8848 m
Einer chilenischen Mannschaft gelang im Mai die zweite Begehung der Ostflanke direkt zum Südsattel (Kangshung Face). Nach Errichtung des Basislagers am 7. April wurde über die 1988 von einer amerikanisch-kanadischen Mannschaft begangene Route aufgestiegen und in der Kangshung-Flanke zwei Lager eingerichtet. Am 15. Mai erreichten drei Mitglieder den Gipfel. AAJ, 1993, S. 282

Menlungtse, 7183 m
Der Menlungtse ist ein abgelegener Berg im tibetischen Teil des Rolwaling Himal. Der 7023 m hohe Westgipfel wurde 1988 von A. Fenshawe und A. Hinkes unter der Leitung von Ch. Bonington bestiegen. 1990 scheiterten die starken Amerikaner J. Roskelley und G. Child am Hauptgipfel.
Im Herbst 1992 gelang den bekannten slowenischen Bergsteigern M. Prezelj und A. Stremfelj die erste Besteigung in einer kühnen Unternehmung im Alpinstil. Sie durchstiegen die 2000 m hohe, stein- und eisschlaggefährdete Südostwand (55–70°) in 27 Stunden und erreichten den Gipfel am 23. Oktober.
Diese Besteigung zählt sicher zu den Höhepunkten des Jahres 1992. Auch 1991 setzten die beiden das Glanzlicht mit der Besteigung des Südpfeilers des Kangchenjunga im Alpinstil. J. Nyka

Namcha Barwa, 7782 m
Die wichtigste Besteigung 1992 war zweifellos die chinesisch-japanische Besteigung des entlegenen Namcha Barwa im östlichen Tibet, welches der höchste noch unbestiegene Berg der Erde war. Seit zehn Jahren wurde die Besteigung vergeblich versucht. 1990 und 1991 wurde der Zugang zum Berg und eine mögliche Route ebenfalls von einer chinesisch-japanischen Mannschaft erkundet. Der Anmarsch erfolgte von Norden, dann über die Westseite des Berges, um schließlich auf die Südseite zu gelangen. Das zwischen 7200 und 7450 m gelegene Fels- und Eisband wurde bereits im November 1991 durchklettert.
Am 14. September 1992 wurde das Basislager wiederum von einer kombinierten Gruppe von Japanern und Chinesen auf 3500 m errichtet. Bis zum 11. Oktober wurden fünf Lager installiert (4350 m, 4800 m, 5600 m, 6200 m und 6900 m). Anschließend verhinderten starke Schneefälle ein Höherkommen. Erst am 27. Oktober wurde die Scharte (6700 m) zwischen dem Naipun und dem Hauptgipfel erreicht und auf 7000 m Lager 6 eingerichtet. Am 29. Oktober erkletterten drei Japaner und drei Chinesen das Fels- und Eisband und biwakierten auf 7600 m. Am folgenden Tag standen sie gegen Mittag auf dem bis dahin jungfräulichen Gipfel. Weitere fünf Teilnehmer der Expedition folgten auf den Gipfel.
Die Namcha-Barwa-Gruppe bleibt für Bergsteiger weiterhin sehr interessant; zwei weitere Siebentausender und einige hohe Sechstausender warten auf die Erstbegehung (Ausnahme ist der 7043 m hohe Naipun, der 1984 bestiegen wurde). J. Nyka

Ningchin Kangsha, 7223 m
Zwei Mitglieder einer japanischen Expedition führten die zweite Besteigung dieses Berges, der südwestlich von Lhasa liegt, durch. Der Gipfel wurde am 4. Mai erreicht. AAJ, 1993, S. 281

Shisha Pangma Central, 8008 m
Am 6. Mai erreichten vier japanische Bergsteiger den Zentral-Gipfel des Shisha Pangma.
Im September bestieg eine spanische Gruppe zusammen mit Nepalesen diesen Gipfel über die Normalroute. J. Nyka

Am 28. und 29. September wiederholten vier Spanier die Route von Loretan, Troillet und Kurtyka aus dem Jahr 1990 auf der Südwestseite. Sie begingen die Route ebenfalls im Alpinstil und biwakierten auf 6700 m. AAJ, 1993, S. 292

Siguniang Shan, 6250 m
Eine neunköpfige Mannschaft aus Japan unter der Leitung von C. Yoshimura bestieg das „Sichuan-Matterhorn" auf der linken Seite der 1500 m hohen Südwand. Der Pfeiler weist schwierige Risse (5.9 – 5.10 b) auf. Am 24. und 25. Juli erreichten sieben Bergsteiger den Gipfel. J. Nyka

GUS

Tien Shan

Chan Tengri, 7010 m oder 6995 m
Als letzter der fünf Riesen der ehemaligen Sowjetunion ist der Chan Tengri im Winter bestiegen worden. Eine kleine Mannschaft aus Alma Ata hat Ende Januar ihr Basislager aufgeschlagen.
Am Schneesattel zwischen dem Chan Tengri und dem Pik Tschapajewa wurden Schneehöhlen gegraben. Der endgültige Aufstieg erfolgte dann am 7. und 8. Februar vom Basislager aus über die klassische Route. Die Bedingungen waren mehr als unfreundlich, es herrschte ein Sturm mit Temperaturen von – 50° C. J. Nyka

Ak-Too, 6181 m
Das Internationale Bergsteiger-Zentrum „Tien Shan" hat die Einladung wahrgemacht, einige 6000er im Zentralen Tien Shan zur Erstbesteigung freizugeben. Eine Gruppe von vier Südtirolern (Leitung A. Kiem) bestieg am 29. Juli erstmals den Ak-Too (Weißer Berg).
K. Schott

Langer Weg zu hohem Ziel

Von Uwe Koblitz

Im Frühjahr 1992 startete eine AAVM-DAV-Expedition mit sieben Teilnehmern zur Erstbegehung des Cho-Oyu-Nordwestgrats. Der Versuch mußte bei 7500 m wegen Ausrüstungsdiebstahls und schlechtem Wetter abgebrochen werden.

Achttausender interessierten mich nicht, genauso die dazugehörigen Expeditionsberichte im DAV-Jahresbericht, die ich immer überblätterte. Den Schnee kann man auch in den eigenen Bergen breittreten, und das auch noch billiger und zeitsparender, dachte ich. Meine eigenen Leidenschaften lagen bei den kombinierten Touren in den Alpen. Jedenfalls lastete mich ein Freney- oder Walker-Pfeiler immer hinreichend aus, und ich hatte nie den Wunsch, daß der eine direkt hinter dem anderen stehen oder wesentlich länger sein sollte. Seit längerer Zeit bin ich Mitglied im Akademischen Alpenverein München (AAVM). Ein kleiner, aber traditionsreicher Verein, dessen Mitglieder sich bei Pfingstgebrenzel oder Stiftungsfest zusammenfinden. 1992 feiert er sein 100jähriges Gründungsjubiläum, und seit geraumer Zeit zerbrechen sich alte wie auch junge Mitglieder den Kopf, wie dieses Ereignis gebührend gefeiert werden kann. Ein Blick in die Vereinsgeschichte zeigt Höhepunkte, wie den Versuch von Paul Bauer am Kantsch 1929 und Willo Welzenbach am Nanga Parbat 1934. Also soll es nach langer Pause ein Achttausender für das Jubiläum sein.

Sieben Vereinsmitglieder (Michael Kinne, Uwe Koblitz, Martin Lutterjohann, Anke Neubert, Eckehard Plättner als Expeditionsleiter, Fabian Wahl und Dr. Christoph Zuleger als Expeditionsarzt) sind ernsthaft bereit, eine solche Expedition durchzuführen. Es läßt sich leicht vorstellen, daß die Entscheidung für einen Berg bei einem Kreis von dickköpfigen Individualisten nicht leicht fällt. Besonders wenn es 14 von diesen Bergen gibt.
Aus Angst, überhaupt keinen Achttausender mehr genehmigt zu bekommen, werden jetzt gleich drei Anträge gestellt. In Nepal für die Kanchenzönga-Nordwand, in Pakistan für den Gasherbrum II (Normalweg) und in Tibet für den Cho Oyu (Nordwestflanke, Normalweg).
Der Teilnehmerkreis beginnt sich zu dreiteilen in diejenigen, die eine schwere Route (Kantsch) und diejenigen, die mit

großer Erfolgsaussicht den Gipfel erreichen wollen (Gasherbrum und Cho-Oyu-Normalweg). Die Dreiteilung wird schließlich zur Zweiteilung, als Pakistan zwar die Gipfelgebühr entgegennimmt, aber kein Permit herausrückt. Die Spaltung läßt sich nicht mehr aufheben. Zu weit haben sich die Teilnehmer auseinandergeredet, zu verschiedene Charaktere und Animositäten haben sich bei den vielen Expeditionstreffen gezeigt, als daß es eine gemeinsame AAVM-Jubiläumsexpedition hätte geben können. Als die Entscheidung erst einmal klar ist, gehen beide Gruppen an die Vorbereitung ihrer Expedition und unterstützen sich gegenseitig bei Anträgen und Materialeinkauf. Da jede Gruppe nur drei bis vier Teilnehmer hat, werden noch weitere Freunde mobilisiert.

Nachdem wir von der Tibet Mountaineering Association (TMA) ein Permit für die Nordwestflanke erhalten, geht es um das Aushandeln der Details. Jegliche Expedition in Tibet muß mit der staatlichen TMA organisiert werden, deren Chef natürlich ein Chinese ist. In den nächsten Monaten lernen wir, wie schwer es ist, mit einer Organisation zu verhandeln, die in einem okkupierten Land mit noch real existierendem Sozialismus sitzt. Ein endloser Austausch von Faxen zwischen Lhasa und München folgt, um einen Vertrag abzuschließen. Aus Lhasa kommt nur das pauschale Angebot für sieben Personen (so groß ist unsere Gruppe inzwischen geworden), für Transport, Hotel und Yaks in Tibet seien 48.000 US-Dollar zu zahlen. Abgesehen von dem Wahnsinnspreis und der minimalen Leistung ist keine genaue Aufschlüsselung der Leistungen zu bekommen. Wir sind verzweifelt, die Zeit rinnt davon, die TMA hat das Geld für den Gipfel und antwortet teilweise nicht oder unzureichend. Uns wird klar, daß wir einen Agenten mit mehr Rückhalt im Tibetgeschäft brauchen. Der Vertrag mit der TMA wird schließlich über einen Agenten in Italien für 40.000 US-Dollar geschlossen.

Da unser Expeditionsarzt Christoph die Verhandlung führt, bleibt mir neben Materialeinkauf und Kassenwartschaft Zeit, mich um die Besteigungsgeschichte des Berges zu kümmern. Langsam beginnt sich meine Einstellung zum Himalayabergsteigen zu ändern. Ich lese, daß sich neben dem Normalweg, gerade auf der tibetischen Seite, noch mehrere unbestiegene Flanken und Grate befinden, und daß der Normalweg technisch ziemlich leicht ist. Berichte von den kommerziellen Expeditionen, bei denen auch unerfahrene Bergsteiger den Gipfel erreicht hatten, und die hohe Zahl an Begehungen auf dem Normalweg lassen den Wunsch aufkommen, doch etwas Neues zu probieren. Ist Expedition nicht doch Aufbruch in das Ungewisse, anstatt einen Weg einzuschlagen, den schon hundert andere gegangen sind? Haben wir hier nicht die einmalige Chance einen eigenen Weg zu finden?

Nach Studium der Archive scheint mir der Nordwestgrat optimale Möglichkeiten zu bieten. Das Permit paßt, auf Fotos schaut er nicht zu schwierig aus. Das Basislager ist das gleiche wie für den Normalweg. Dies ist wichtig, da nicht alle Expeditionsteilnehmer von meinem plötzlichen Meinungsumschwung begeistert sind. Außerdem ist der Abstieg über den Normalweg gemeinsam, das heißt nach einer Gratbegehung kann die Lagerkette des Normalwegs benutzt werden. So teilt sich auch unsere Gruppe in diejenigen, für die der Gipfel das wichtigste ist, und diejenigen, die das Neue versuchen wollen. Das Ziel ist gleich, der Weg verschieden.
Der Flug mit Bangladesh Airlines verläuft problemlos, wie auch die Vorbereitungen in Kathmandu. Bis zur Ankunft der Hauptgruppe bleibt noch etwas Zeit, für ein Kurztrecking im Eiltempo zur Höhenanpassung. Zehn Stunden Fahrt mit dem öffentlichen Bus bringen uns nach Dhunche, 180 km nordwestlich von Kathmandu, im Langtang Himal. Der Bus ist randvoll, wie Sardinen sind wir in die für Europäer zu kleinen Sitzbänke gepreßt. Auch das Dach beherbergt Passagiere. Ein geplatzter Reifen bringt eine Atempause, und eine zusätzliche Attraktion für alle Mitfahrer. Um 17 Uhr erreichen wir unser Ziel, nehmen unsere Rucksäcke und laufen in die anbrechende Nacht. Nach zwei Stunden ist es stockdunkel, aber wir haben eine kleine Terrasse im ansonsten steilen Hang erreicht, auf der wir unsere Schlafsäcke ausbreiten können. Um 5 Uhr weckt uns das erste Tageslicht und treibt uns weiter nach oben, in Richtung der Gosainkund-Seen. Für uns ist es ein Test, wie hoch wir in 24 Stunden, ohne Akklimatisation, laufen können. Den Montblanc hatte ich schon ohne Anpassung, mit etwas Kopfweh geschafft. Jetzt gibt es die Möglichkeit, nahe des Laurebina-Passes, bis auf 5120 m zu steigen.

An den zugefrorenen Seen vorbei, den Paß hinauf, geht es links über Schotterhalden zum Gipfel. Auf knapp 5000 m findet die Gewalttour ein Ende. Übelkeit, Schwindel und Koordinationsschwierigkeiten zwingen uns zur Umkehr, die persönliche Leistungsgrenze ist ausgelotet. Um nicht noch höhenkrank zu werden, steigen wir sofort wieder auf 3700 m ab. Die Zeit für das Mini-Trecking ist abgelaufen, und wir fahren am nächsten Tag nach Kathmandu zurück, um unsere Hauptgruppe in Empfang zu nehmen.
Nach Ankunft unserer Freunde in Kathmandu fliegen wir nach Lhasa. Auf der Pritsche eines Lastwagens erreichen wir zusammen mit unserem Gepäck das Autobasecamp auf 4800 m. Es ist der endgültige Lagerpunkt für unseren Verbindungsoffizier und dessen Übersetzer, einen jungen chinesischen Studenten aus Peking. Der Platz hat deshalb auch den Spitznamen „Chinesencamp". Als Verbindungsoffizier haben wir den alten Pjemba zugeteilt bekommen, einen Tibeter, der schon auf allen drei tibetischen Achttausendern stand. Außerdem hat er beste Beziehungen zu den lokalen Yaktreibern.

Das Basislager schlagen wir bei der Yakweide Balung (5480 m) auf. Unkundige, die glauben ein Basislager sei eine einsame Sache, werden gründlich enttäuscht sein. Das Lager liegt direkt an der „Durchgangsstraße" Nangpa La, dem Verbindungspaß nach Nepal.
Für uns wird dieses Basislager zum Erholungspunkt nach dem anstrengenden Hochlageraufbau. Auch andere Expeditionen, die ihre Basislager zumeist höher aufgebaut haben, schicken ihre höhenkranken Teilnehmer zu uns hinab. Einen Italiener

müssen wir allerdings im Huckepack über die Moränen heruntertragen, da er nicht mehr in der Lage ist, selbständig zu laufen. Mit künstlichem Sauerstoff, aus dem alten Münchner Herligkoffer-Archiv, wird er dann soweit aufgepäppelt, daß er die Fahrt vom Autobasecamp nach Kathmandu übersteht.
Wir treiben den Ausbau unserer beiden Lagerketten, Nordwestgrat und Normalweg, voran. Am frustrierendsten für mich Himalaya-Neuling ist der Kräfteverlust über 6000 m. Einen 500-m-Hang, den ich in den Alpen mit meinem 20-kg-Rucksack in einer Stunde absolviere, dauert hier 3 bis 4 Stunden. Ich kann es einfach nicht fassen und laufe dagegen an, mit dem Resultat, alle 20 Schritte vollkommen ausgepumpt in den Skistöcken zu hängen. Vom Lager 6500 am Palung La besteigen wir noch einen leichten benachbarten 7000er (Palung Ri, 7012 m) und genießen den Ausblick auf den gegenüberliegenden Nordwestgrat. Unberührt liegt er da, alle anderen Expeditionen, mit ihren insgesamt fast 70 Teilnehmern, haben sich den Normalweg vorgenommen. Der Grat erinnert mich etwas an den Hörnligrat, er schaut jedenfalls gut gangbar aus, und ich kann es gar nicht glauben, daß sich bisher niemand vom Normalweg hierher verirrt und einen Versuch gewagt hat. Der Magnet Normalweg hält uns jedenfalls auch in den nächsten Wochen jede Konkurrenz vom Hals.

Am 8. Mai ziehen wir zu dritt, schwer beladen, zum Grat los. Der Aufbruch gestaltet sich bei mir etwas stockend, da ich wegen Durchfalls nicht von der Lagertoilette herunterkomme. Christoph, unser Expeditionsarzt, ist heute ganz die treibende Kraft. Er stopft mir einige Immodium-Tabletten in den Mund und drängt zum Losgehen. Wenig überzeugt über meine Leistungskraft trotte ich hinter ihm her. Nach zwei Stunden Schlepperei, behindert vom Gewicht einer kompletten Ausrüstung für mehrere Tage, ist klar, daß wir so den Grat nie schaffen werden. Eckehard ist am Ende seiner Kräfte und dreht um. Christoph und ich ändern unsere Taktik, lassen Zelt, Essen und einen Großteil der Kletterausrüstung in einem Depot, und ziehen mit einem kleinen Rucksack weiter. Ein Halbseil, zwei Eis- und vier Felshaken müssen für die nächsten 1000 m reichen.

Christoph steigt über eine mäßig geneigte Firnflanke, auf der linken Seite des Grates, und ich versuche, ihm so gut es geht zu folgen. Nach fünf Stunden erreichen wir auf fast 7000 m einen kleinen Absatz am Grat. Es ist der einzig ebene Biwakplatz weit und breit. Wir beseitigen einige Unebenheiten, werfen die Steine entweder in die steile, felsige Westwand, oder in die eisige Nordwand. Es ist eine richtige Kanzel, auf der wir uns befinden. Wir verkriechen uns in den Biwaksack und fangen an zu kochen. Es ist wie auf dem Bug eines Schiffes. Wolken ziehen an uns heran und werden von der Kante geteilt. Weit geht der Blick über die umliegenden 6000er, die langsam immer mehr in den Wolken verschwinden, bis hin zum Shisha Pangma. Nur der Palung Ri gegenüber liegt auf der gleichen Höhe und widersteht dem Wolkenmeer, bis auch wir im Schein des Abendlichts in diesem Meer versinken.

Ein kalter Wind am nächsten Morgen läßt den Biwaksack flattern. Kochen ist unmöglich, ständig bläst der Wind den Gaskocher aus. Wir starten also ohne Frühstücksgetränk. Es gibt eine kurze Diskussion über die Wahl des Weiterwegs. Christoph hat schon am Vortag zwei Alternativen gefunden. Die eine geht dicht über den Grat in kombiniertem Gelände hinauf, die zweite nutzt eine Bänderquerung nach Westen, um das obere Plateau zu erreichen. Ich setze mich schließlich mit der zweiten Lösung durch, die zwar von der Linienführung nicht so elegant ist, aber dennoch den sicheren Durchstieg verspricht.

Wir klettern durch leichteres kombiniertes Gelände, bis eine steile, eisige Passage uns zum Sichern zwingt. Der Wind bläst immer noch eisig, und Christoph bekommt Probleme mit seinen Fingern beim Anseilen. Mit seinen starren Fingern schafft er es weder, sich einzubinden noch zu sichern. Nun zweifelt er am Gelingen des Unternehmens. Diesmal liegt es an mir, die Kletterei voranzutreiben. Ich tausche meine etwas wärmeren Handschuhe mit ihm, und beginne die Kletterei.

Über eisige, brüchige Felsen queren wir, ziemlich ausgesetzt, immer in Richtung eines Eiscouloirs, das das obere Gletscherplateau links begrenzt. Unsere wenigen Haken schlagen wir immer wieder heraus, was auf Grund der schlechten Felsqualität auch nicht schwerfällt. Endlich erreichen wir nachmittags das Eiscouloir, garniert von einigen Seracs, die über unseren Köpfen hängen. Seilfrei versuchen wir so schnell wie möglich an ihnen vorbei zu klettern. Langsam machen sich die Höhe und die Anstrengungen bemerkbar, das fehlende Trinken tut ein übriges. Das Couloir zieht sich endlos lang, das Wetter wird schlecht, Wolken ziehen herein, es beginnt zu schneien. Ein Fluchtversuch nach rechts auf das Plateau endet in einer Spaltenzone. Also versuchen wir wieder über das Couloir das obere Plateau zu erreichen und damit die schützenden Zelte des Normalwegs. Endlich ist die steile Rinne zu Ende und verliert sich im spaltigen linken Teil des Plateaus. Schneetreiben und Nebel lassen die Spalten unsichtbar werden. Es gibt keine Möglichkeit, einen Weg zu Lager 3 (7400 m) des Normalwegs zu finden.
Wir verkriechen uns in einer kleinen Spalte, um wenigstens vor dem Wind geschützt zu sein. Immer wieder bläst der Wind lockeren Schnee zu uns herein und deckt den Biwaksack vollständig zu. Zu Essen gibt es ein paar Kekse, zu trinken nur noch Schneewasser, da Christoph aus Gewichtsersparnis für die zwei Tage nur für einen Liter Getränkepulver mitnahm. Das Kochen ist eine endlose Prozedur. Immer wieder wird die kleine Flamme ausgeblasen, dann stoßen wir den Kocher ab und zu um, und schließlich will die Gaskartusche überhaupt keine Energie mehr hergeben. Wir sind müde, drücken uns in unsere Schlafsäcke, und versuchen trotz der widrigen Umstände zu schlafen. Der nächste Morgen ist eisig kalt, und wir warten in unseren eisverkrusteten Schlafsäcken auf die Sonne. Der Aufbruch fällt schwer, ganz ohne Essen und Trinken. Über uns liegt die Gipfelkalotte, mit den letzten 500 m des Grates.

Sie erscheinen relativ einfach, aber es gibt keine Diskussion über den Weiterweg. In unserer Verfassung bleibt nur der Abstieg, den oberen Gratteil müssen wir später wieder angehen. Jetzt, bei guter Sicht, ist der Übergang zum Normalweg kein Problem, und wir erreichen ihn nach kurzer Zeit. Bei Lager 2 (7000 m) treffen wir unsere Freunde Michi und Fabian, die uns etwas zu trinken geben. Sie selber haben Lager 3 aufgebaut, und so haben wir nur wenige 100 m voneinander geschlafen. Gemeinsam machen wir uns an den Abstieg.
Die Stationen des Normalwegs gleiten an mir vorbei, wie in einem Film. Überall Zelte und Menschen, was für ein Gegensatz zum Nordwestgrat, an dem wir immer allein waren. Fast bin ich an die Besteigung eines Schweizer Modeberges erinnert, wenn die Luft nur nicht so dünn wäre. Wir seilen über die Fixseile des Eisbruchs ab, und sehen unter uns die Hilfsmannschaft der Italiener in der Sonne liegen, anstatt den Lagerabbau voranzutreiben. Das Ganze hat eine ausgesprochene Ferien- und Jahrmarktsstimmung. An ihnen vorbei, über einen eleganten Firngrat zu Lager 1, in dem wir unsere ganze warme Kleidung lassen. Danach geht es über die Moränen. Jede kleine Gegensteigung wird zur Qual, dennoch erreichen wir spät abends das Basislager. Hier hören wir, daß Martin inzwischen auf dem Normalweg den Gipfel, mit leichten Erfrierungen an den Füßen, erreicht hat.
Die nächsten Tage vergehen damit, die Fruchtkonserven im Basislager zu dezimieren, unserem nepalesischen Koch die Zubereitung von Kartoffelpuffern beizubringen und mit Sonnen. Nur ab und zu stören einige Yaktreiber diesen Frieden durch aufdringliches Schnorren.

Nach drei Tagen starten Christoph und ich, um das letzte Gratstück anzugehen. Wir wollen über den Normalweg bis zu unserem letzten Biwakplatz gelangen, und so geht es über den „Cho Oyu Highway", wie wir den ausgetretenen und gut markierten Normalweg über die Moränen inzwischen genannt haben, in Richtung Lager 1 (6400 m). Allerding muß noch der „Killerhang", ein steiler und schotteriger Absturz, der einem nichts schenkt, überwunden werden. Wir sind mit leichtem Rucksack unterwegs, da sich unsere gesamte Ausrüstung in Lager 1 befindet.

Als wir das Zelt öffnen, bietet sich uns ein wirres Durcheinander. Die gesamte Kleidung und einige Hartwaren fehlen. Irgend jemand hat das Lager ausgeräumt. Wir sind verzweifelt und ratlos. Wie sollen wir ohne Gamaschen, warme Bekleidung und Überhandschuhe unsere Route fortsetzen können? Wir überlegen lange, kommen aber zu keiner befriedigenden Lösung. Ein Abstieg ins Basislager würde 2 bis 3 Tage Zeitverlust bedeuten, und die Zeit haben wir nicht mehr. So entschließen wir uns, weiterzugehen. Wir wollen versuchen, auf dem Weg von anderen Expeditionen die fehlenden Sachen auszuleihen. Über Funk informieren wir unsere Freunde über den Diebstahl.
Der Weg zu Lager 2 verläuft auch mit mangelnder Ausrüstung problemlos. Als Gamaschenersatz müssen Plastiktüten und Zeltsäcke herhalten. Der Aufstieg zu Lager 3 erfordert schon zwei Anläufe, der erste scheitert in der Morgenkälte. Das Ausleihen von Ausrüstung erweist sich als Illusion, da jeder nur seine selbst benötigte Bekleidung dabei hat. Jetzt ist klar, daß wir nur an einem warmen, windstillen Gipfeltag Erfolg haben können.

Der erste Tag auf 7400 m bringt stürmisches Wetter und −17° C im Zelt. Ein Ausbruchversuch von Christoph endet 20 m hinter dem Zelt. Der zweite Tag ist wesentlich windstiller, wir starten. Nach einer halben Stunde muß ich umkehren, Finger und Füße sind gefühllos kalt. Christoph, der wenigstens eine Daunenjacke dabei hat, versucht allein über die Normalroute in Richtung Gipfel zu spuren, scheitert aber an der Spurarbeit.

Länger können und wollen wir nicht in dem kleinen Zelt ausharren und auf eine minimale Gipfelchance warten. Unsere Zeit ist vorüber, den Gipfel werden wir nicht mehr erreichen. Etwas wehmütig, aber mit dem Gefühl, alles versucht zu haben, bauen wir unser Zelt ab und laufen ins Tal. Mit der Erkenntnis, daß Erfolg an diesem Berg von einer guten Portion Glück, eigener Gesundheit, Wetter und sonstigen Umständen abhängig ist, machen wir uns auf den Heimweg. Ein letztes Mal sehen wir den Cho Oyu, die „Göttin des Türkis", beim Rückflug; kalt, eisig, unnahbar und doch gleichzeitig eine Versuchung.

Gleitschirmfliegen in Nepal

Von Hans Peter Fischer

Um es gleich vorneweg zu sagen, für den bergbahnvertrauten, automobilen Mitteleuropäer ist Nepal kein „easy going"-Flugland.
Und gerade deshalb zog mich dieses Fleckchen Erde bereits zum zweiten Mal in seinen Bann. Wer kennt sie nicht, die insbesondere an Wochenenden überfüllten Bergbahnstartplätze hier im Alpenraum? Sicher ist man mit seiner ständig schwerer werdenden Gleitschirmausrüstung auf vielen erst zu erwandernden Startplätzen meist noch allein – aber spätestens im Tal angelangt, ist man wieder von der Zivilisation gefangen, vorbei ist's mit Ruhe und einsamen Naturgenießen. Kritiker sagen jetzt nicht ganz zu Unrecht, warum einen stunden- oder gar tagelangen Anmarsch in Kauf nehmen für einen Kurzzeithüpfer von vielleicht nur zehn Minuten. Ich find' es auch schön, eine Stunde am Wank zu fliegen und dabei vielleicht noch eine kleine Strecke zu machen, aber aus meiner Sicht ist das einfach nicht vergleichbar mit einem Sinkflug von z. B. der Pumori-Südostschulter, als einzelner vor der Kulisse eines Everest und Nuptse kreisend.

Nachdem wir die vielen Eindrücke von Kathmandu erst einmal auf uns einwirken ließen, entschlossen wir uns zur Eingewöhnung zunächst ein stadtnahes Fluggebiet zu besuchen: den Campa Devi, ein 2278 m hoher Thermik-Ofen, wie sich später herausstellen sollte. Mit dem Bus fährt man etwa 30 Minuten Richtung Taudaha, von wo der ca. 2½stündige Aufstieg beginnt. Ein sehr guter Weg führt uns über die am Hang verstreut liegenden Häuser und die für Nepal so typischen Hangterrassen auf einen Gratrücken, dem man bis zum Gipfel folgt. Der Monsun war gerade zu Ende, und es war jetzt Mitte September noch eine schweißtreibende Angelegenheit, die knapp 900 Höhenmeter hinter uns zu bringen.
Als Krönung machten wir auch gleich Bekanntschaft mit den aus Trekkererzählungen so gefürchteten Blutegeln; sie liegen am feuchten Boden, setzen sich zunächst an der Schuhsohle fest, erklimmen dann auch hochschaftige Gleitschirmstiefel, um sich zuguterletzt einfach durch die Strümpfe hindurch am Fuß festzusaugen. Nicht so tragisch, man reißt sie einfach weg, hat zwar dann blutverschmierte Socken, aber immer noch besser als sich mit Salz zu bestreuen, dem vielgepriesenen Wundermittel gegen diese Tierchen, was in verschwitztem Zustand nur ordentlich brennt.

Am Gipfel angelangt, streichen schon die thermischen Ablösungen den Hang herauf, es scheint ein guter Tag zu werden. Nach einem Bilderbuchstart erreichen wir mit unseren Genair's 226 bis zu 1000 m Startüberhöhung, in teilweise recht bockiger „Frühjahrsthermik". Es macht schon Laune, das etwa 10 km entfernte Kathmandu einmal aus der Vogelperspektive zu erleben, über sonnige Terrassenhänge zu gleiten, um schließlich am Bagmati-Flußufer zu landen.
Jetzt erst heißt es, Konzentration bewahren, denn im Nu sind wir von etwa 50 Kindern umringt, für die alles an uns interessant ist: unsere Genair's, die Eider-Anoraks, Uvex-Brillen ... Am besten, man steckt alles gleich vom Körper weg in den Rucksack, nimmt diesen gleich wieder über die Schultern und beteiligt die Kinder am Schirmzusammenlegen.
Nach diesem recht erfreulichen Auftakt ging's dann in die Berge. Zur Akklimatisation begingen wir in einer Woche den Everesttrek von Jiri nach Namche Bazar (bis kurz vor Namche, nach Lukla, kann man auch fliegen, was wir auf dem Rückweg machten). Nach letztjähriger Erfahrung entschieden wir uns, die Genair's nach Lukla zu schicken, weil die Flugmöglichkeiten auf dem Weg in keinem Verhältnis zur Schlepperei stehen.

Ist man zunächst schon von der Großstadt Kathmandu beeindruckt, so meint man hier in den Bergen, die Zeit würde stillstehen – die Terrassen werden mit Holzpflügen und Ochsengespann beackert, das Getreide mit der Hand gedroschen; ein Leben wie im Mittelalter.
Von Namche aus – ein wirklich noch angenehmer Stützpunkt, mit gutsortierten Bergsteigerläden und beheizten Lodgen mit heißer Dusche und elektrischem Licht – geht's weiter über Luza nach Gokyo, einem malerisch am See gelegenen Ort. Hier wird es dann auf 4800 m schon recht frisch in der Lodge, und wir sind froh um den kleinen Kanonenofen, der mit getrocknetem Yak-Dung befeuert recht wohlige Wärme im zugigen Gastraum erzeugt; hierzu sollte man auch wissen, daß diese allerletzten bewirtschafteten Stützpunkte natürlich nicht mehr so komfortabel sind und meist nur mehr der Schlafraum

Start am Gokyo Peak in 5000 m Höhe (unten) und Flug entlang einer traumhaften Bergkulisse (Seite 190)

Fotos: Hans Peter Fischer

abgegrenzt ist, ansonsten sitzt man in der „Küche" und kann dem Koch auf die Finger schauen, wenn er mit wirklich einfachen Hilfsmitteln z. B. ein Sherpa-Stew (eine Art Eintopf) zaubert.

Unser Flug mit den Genair's vom 5400 m hohen Gokyo Peak, einem der Paradeaussichtsberge auf den Everest, war natürlich belanglos im Vergleich zu einem anderen, weitaus größerem Vorhaben, daß zu dieser Zeit gerade vorbereitet wurde: Eine britische Ballonexpedition plante, nach bereits zwei gescheiterten Versuchen aus den Vorjahren, millionenschwer gesponsert, mit zwei Heißluftballons den Mount Everest in 10.000 m Höhe in Richtung Tibet zu überfliegen. Wie wir später in Kathmandu aus der Zeitung erfahren konnten, gelang diese Überquerung auch, nach etwa vierwöchiger Wartezeit auf günstige Windverhältnisse.

Ich stehe nach wie vor recht kritisch zu solcher Art von Unternehmung, denn wenn man den gewaltigen technischen Aufwand sieht (so wurden z. B. Helikopterflüge nach Namche durchgeführt und von dort aus die 80 kg schweren Brennertanks mit Trägern weitertransportiert), so wird der „by fair means"-Gedanke doch sehr geschmälert.
Für uns ging's weiter nach Lobuche, eine anstrengende Tagesetappe, über den 5420 m hohen Chola-Col, in wirklich traumhafter Bergwelt. Zwei Stunden länger braucht man anderntags noch nach Gorak Shep und schon steht man mittendrin im Everestpanorama; links der Paradeaussichtsberg Nr. 2 auf den Everest, der Kala Patar, etwas dahinter der Pumo Ri, fast so begehrt wie der Everest, auf der rechten Seite mit seinem vorgelagerten Trabanten, dem Nuptse. Hier wird einem so richtig bewußt, wie hoch man über 5000 m ist, und bei diesen Riesen ist immer noch kein Ende abzusehen.

Nach einem Eingewöhnflug vom Kala Patar versuchen wir anderntags, so hoch wie möglich am Pumori-Südostgrat zu kommen, und bei 5800 m reicht mir die Schirmschlepperei dann endgültig. Ich starte dort auf dem gefrorenen Geröll Richtung Everestbasecamp. Der Wind paßt optimal, mein Genair füllt sich gleichmäßig, doch mit zwei, drei Schritten Start-

lauf wie sonst ist's hier wegen des geringen Sauerstoffdrucks in der Höhe nicht getan. Ziemlich ausgepumpt hebe ich endlich ab und werde von der Traumkulisse Everest-Nuptse entlohnt. Es war zwar nur ein vergleichbar kurzer, dafür aber recht eindrucksvoller Hüpfer; ob er den Aufwand lohnte? Für mich, ja!
Zurück rennen wir in eineinhalb Tagen nach Lukla, von wo uns dann, auch nicht ganz so „by fair means", eine Twin Otter in etwa 30minütigem Flug zurück nach Kathmandu bringt. 30 Minuten nur für einen Weg, auf dem wir eine Woche zu Fuß unterwegs waren. Wir fliegen nur knapp über die terrassenartig bebauten Hügel und Bergflanken dahin und erkennen detailgenau „unseren Weg": all die Dörfer, Chorten, Stupas, Klöster und Pässe, wo wir Wochen zuvor unseren Schweiß vergossen.

Foto: Hans Peter Fischer

Ungewohnte Landsicht: Flug über die Reisfelder am Bagmati-Fluß nach Kathmandu

Transasia 1992

Von Oliver Guenay

Die Transasia-Expedition vom 6. Juni bis 15. Juli 1992 war die erste „westliche" Expedition in das sogenannte Seravshan-Gebirge im Nordosten Tadschikistans an den Quellen des Seravshanflusses. Daneben war es die erste russisch-deutsche Expedition nachdem es möglich wurde, Tadschikistan ohne Einschränkungen zu bereisen. Gleichzeitig handelte es sich dabei um die erste kombinierte Kletter- und Gleitschirmexpedition in der GUS.
Neben dem Schwerpunkt der Erkundung des Seravshan mit Erstbesteigungen und Erstbefliegungen sowie Luftaufnahmen vom Helikopter aus, wurden folgende weitere Bergmassive besucht:
Das Alai-Dugoba-Gebiet in Kirgisien und die nördliche Tschujakette im Altai in Südsibirien.
Ziel dieser Aktion war, mehrere nicht erschlossene Gebirge Mittelasiens für zukünftige Unternehmungen zu untersuchen. Zuletzt sollte „Transasia" auch die Querung Mittelasiens auf dem Landwege mit einschließen, um die Eindrücke von Land und Leuten zu vertiefen.
Während Ende Juni das Gros der Expedition Richtung Europa aufbrach, durchquerten drei Teilnehmer per Zug Usbekistan, Kirgisien und Kasachstan bis hinauf in die Stadt Novosibirsk im Süden Sibiriens.
Von dort aus startete der Expeditionsleiter Oliver Guenay Anfang Juli mit einem neuen Team auf Jeeps und Lkw ins Altaigebirge an die mongolische Grenze.
Im letzten Teil der Reise standen wieder sowohl berg- als auch flugsportliche Ergebnisse neben der kartographischen und fotografischen Erkundung der nördlichen Tschujakette im Mittelpunkt.
Es wurden extreme Eisanstiege auf Hauptgipfel des Gebirges bewältigt sowie erste Gleitschirmflüge über dem Koraiplateau durchgeführt. Als besonders gutes Ergebnis ist die fertig erstellte Karte der nördlichen Tschujakette in Farbe zu werten.

Bei anziehender Wetterverschlechterung erreicht uns der große Transporthubschrauber. Beim Weiterflug über hohe Pässe wird uns durch Sturm und herabdrückende Wolkenmassen der Weiterweg versperrt. Die Steigflugkapazität der Maschine ist erschöpft, da wir fünfzehn Leute und eine Tonne Gepäck mitführen. Die Lage wird dramatisch.
Eingekeilt zwischen steil aufragenden Felswänden, gelingt den Piloten der Durchschlupf in das Tal der Warsapskyschlucht.

Wir bauen eine Art Notlandung auf einer Kiesbank mitten im Fluß. Große Aufregung bei den Menschen des naheliegenden Dorfes. Während die Piloten und Techniker am Hubschrauber Reparaturen durchführen, werden wir zum Chai (Tee) eingeladen.
Ein Wolkenloch zwischen den Fronten ermöglicht einen hektischen Weiterflug mit den letzten Spritreserven. Das Ziel ist der Duschanbe-Flughafen, um Sprit zu bekommen. Wenn wir es nicht schaffen, werden wir den Hubschrauber verlieren.
Im Tiefflug, um Sprit zu sparen, drücken die Piloten den Hubschrauber direkt hinab zum Rollfeld von Duschanbe, welches wir wohlbehalten erreichen.
Nachdem wir diesen „Ausflug" nach Duschanbe nicht geplant hatten, ist uns auf Grund der politischen Situation dort nicht sehr wohl.
Erneuter Start nach dem Auftanken und Durchchecken. In einem großen, nach Nordosten ausholenden Bogen springen wir hinein ins Unbekannte. Rapide Wetterverschlechterung.
Die Piloten versuchen diesmal, ein Tal bis zum Ende zu verfolgen, um über dessen Sattel am Ende ins Seravshantal durchzukommen. Die Orientierung ist schwierig. Wir manövrieren im engen Tal. Langsamer Steigflug. Bei 3400 Meter beginnen die Rotoren unwillig zu brummen. Wir müssen noch höher. Fast alle von uns halten jetzt die Luft an, haben Schweißtropfen auf der Stirn.
Mit einem letzten Aufbäumen drückt der Pilot den Helikopter über einen schneebedeckten Paß, um welchen wenig vorher die Wolken aufgerissen haben. Wir sind nur knapp über Bodenberührung. Keine Ausweich-, keine Landemöglichkeit; jedem ist klargeworden, welchen Balanceakt der Pilot vollbracht hat.
Sofort geht's hinab ins Seravshantal. Dieses aufwärts fliegend erreichen wir den Basislagerbereich. Nach kurzer Diskussion entscheiden Sergej und ich den Lagerplatz an einer Taleinmündung des Ramatales am Fuße eines begrünten Steilhanges auf 2772 m Meereshöhe.

Es ist Abend, als wir unser Gepäck ausladen und der Hubschrauber entschwindet. In zwei Wochen wird er wiederkommen, um uns abzuholen. Diese zwei Wochen nützen wir gut: Luftbildaufnahmen des zentralen Gebirgsstockes; Erstellung einer Seravshankarte; Erstbesteigung folgender Berge: Punkt 4965 m, getauft Pik Ariol, über den Südgrat (1000 m hoch, Fels II, Eis bis 50 Grad) durch Vitali Iwanov und Oliver Guenay; Punkt 5034 m, getauft Pik Surok, Vorgipfel im Südwestgrat des P. 5256 m über seine Südflanke und den oberen Südwestgrat (Fels bis III, Eis bis 50 Grad, etwa 1000 Meter) durch Oliver Guenay, Falera Kuzmin und Vitali Iwanov; Erkundung des Rama-, Seravshan- und Prioproschenskygletschers sowie deren Erhebungen zur Identifizierung von Erstbesteigungsmöglichkeiten; Erstbefliegungen mit dem Gleitschirm durch Reiner Ertl, Sabine Ertl und Oliver Guenay am Surok und Ariol; zweite Besteigung und erste Alleinbesteigung des Pik Surok durch Reiner Ertl. (Pik Surok heißt Berg des Murmeltieres, Pik Ariol heißt Berg des Adlers. So tauft die Expedition die erstiegenen Gipfel.)

Flug Seravshan – Dugoba

Der Hubschrauber kommt mit einem Tag Verspätung. Unser mitgeführtes Funkgerät konnte ihn gut erreichen. Der anschließende Flug führte uns mit zweistündiger Dauer durch das zentrale Seravshan: Wir fotografieren und filmen zahllose unbestiegene Fünftausender.
Unsere Landung im Dugobatal erwies sich als nicht weniger dramatisch:
Keine ausreichende Landemöglichkeit für den Transporthubschrauber. Schwebeflug zwei Meter über Grund zwischen den Leitungen der Ortschaft Jordan. Wir mußten mit einem Teil des Gepäcks herausspringen, bevor die Maschine erneut abhob, um nach einem Orientierungsmanöver schließlich im Sporthof eines Ferienlagers für Kinder zu landen.
Beträchtlicher Aufruhr durch hellauf begeisterte Kinder, die uns umringten.
Der Leiter des Erholungslagers lud die Teilnehmer zum Essen ein. Unser Gepäck wurde anschließend auf einen Allrad-Lkw verladen, und wir fuhren das Dugobatal zum Stützpunkt hoch – dem Bergwachthaus, wo wir wohnen sollten ...

Im Duboga-Alai waren wir ebenfalls nicht müßig: Besteigungsversuch des Pik Komsomol, ca. 4300 m, über seine Nordseite. Aufgabe des Unternehmens wegen Wettersturzes in Wandmitte (Teilnehmer Manfred, Vitali, Falera, Reiner, Oliver); Besteigung des Samok, 3267 m, über den Südgrat, Fels IV, durch Oliver Guenay und Vitali Iwanov; Besteigung des Pobsielskogo, 3200 m, über die Ostwand (400 Meter, Fels bis VI) durch Oliver Guenay, Falera Kuzmin und Vitali Iwanow; Gleitschirmflüge über Jordan durch die Gruppe Reiner, Jürgen, Oliver, Sabine, Martin; erste Tandemflüge auf Jordan durch Oliver mit Sergej, Vitali, Falera und Aljuscha; Oliver fliegt auf Kaddamschai allein und mit Tandem Strecke. Es sind dies die ersten westeuropäischen Gleitschirmflüge in Mittelasien und die ersten Tandemflüge in der GUS überhaupt. Das Projekt einer Durchsteigung der kombinierten Nordwände von Aktasch, 4962 m, und Pik Usbekistan, 5234 m, wird wegen Schlechtwetters aufgegeben.
Der Abschied von sieben der zehn Expeditionsteilnehmer fiel schwer. Ende Juni blieben Vitali, Falera und Oliver im Dugoba zurück.
Nach letzten Klettertouren Verladung des restlichen Gepäcks auf einen Lkw und Fahrt nach Fergana, wo die drei den Nachtzug nach Taschkent bestiegen ...
Wir quetschten uns mit vierhundert Kilo Gepäck, die keinen Augenblick unbeaufsichtigt bleiben durften, in den stickigsten und überfülltesten Zug meines Lebens. Der Nachtfahrtalptraum wurde uns durch Gespräche mit zahlreichen neugierigen Fahrgästen verkürzt. Menschen vieler Völker der GUS umgaben mich wie ein fantastisches Sammelsurium von Kulturen.

Taschkent, Hauptstadt Mittelasiens, Kirschen, Aprikosen und Fontänen. Mein erstes Eis in diesem Sommer. Deutsches Pils in einem Feinkostladen. Begegnung mit Natalie, einer wunderbaren Frau, Begegnungen und Verluste. Abends im Zug nach Novosibirsk. Die längste Zugfahrt meines Lebens, auch die interessanteste. Unser Abteil für uns, unser Waggon. Fast alle, die ich hier kennenlerne, werden mich bis Novosibirsk begleiten. Die Zuggespräche allein sind ein Buch wert: Maria mit ihrem herzkranken Sohn auf der Fahrt zu einem Spezialisten nach Novosibirsk. Wladimir, der mit japanischen Autos handelt, kommt aus Sachalin. Chamsa Gordanoff ist ein Gusch aus dem Kaukasus und lebt in Novosibirsk als Direktor einer Ziegelfabrik. Sein Freund Ilman ist ein Tschetsche und verläßt uns in Semipalatinsk, wo er ein Haus baut. Nigara Nabieva ist eine junge Geschichtslehrerin aus Chardgou in Turkmenien und wird meine Übersetzerin für die vielen Fragen der anderen Reisenden, denn sie spricht etwas Englisch. Während die kasachische Steppe an uns vorüberzieht, sitzen wir schweißgebadet im Abteil. Ich pokere mit Vitali und Valera um Streichhölzer. Jedes Streichholz ist einen Rubel wert. Am Ende wird dann abgerechnet. Ich mache hohe Verluste.

Abschied in Novosibirsk. Graue, schwülwarme, regnerische Großstadt, Smog, Industrie, sibirischer Alltag. Viertausend Kilometer von den Bergen Mittelasiens. Stadt am Ob. Zwei Zentren an zwei Ufern. Abschied von Valera, der heiraten wird. Gast bei Sergej zu Hause. Vitali sieht nach langen Wochen Expedition seine Frau und sein Kind. Und ich? Ich bekomme die rote Soja als Dolmetscherin und Stadtführerin, eine Institutskollegin von Sergej, der beschäftigt ist. Die ältere Dame nervt mich mit Russischübungen, die ich in der heißen, feuchten Luft kaum nachzuvollziehen vermag. Suche nach einer Tasse Kaffee. Ins Museum und in den sibirischen Birkenwald. Zu Tanja, die mir ihre vernarbte Hand zeigt und georgisch kocht. Ins Restaurant am Lenin-Prospekt mit den übelsten Toiletten. Am Bahnhof zwischen Betrunkenen, Dealern und Prostituierten. Im Hotel Novosibirsk. Treffen mit Freunden aus dem Zug. Wann endlich Altai? ...

Wieder Aufbruch. Mit einem Lkw und einem Jeep die 1000 km in den Altai an die mongolische Grenze. Die lahmsten, ältesten, verrottetsten Mühlen zuckeln im 40-km/h-Takt nach Süden. Ich tobe meine Ungeduld aus. Nur die Mücken reagieren. Meine neuen Begleiter neben Vitali sind Sascha, Vladimir und Boris, drei abgebrühte Wilde. Jack-London-Typen!

Altai – die letzte Station

Es gelingt uns die „Hundebegehung" des Ak-Tru, 4178 m, Hauptgipfel der nördlichen Tschujakette, über die Ostwand, 800 m, Eis bis 55 Grad, Abstieg über die Südflanke (Eis bis 45 Grad) durch Vitali Iwanov, Oliver Guenay und Scharik, den tollsten Hund der Welt, weiters die erste Begehung der Supercouloirs in der Nordwand des Radostaf, 3660 m. Wir taufen die neue Route „Scharik-Expreß", Wandhöhe 600 m, Eis bis 65 Grad, und erste Begehung des Nordsporns im Abstieg, Fels II, Eis bis 80 Grad.
Scharik im Basislager im Wald am Tschujabach. Überall im ganzen Gebirge hat der große Wanderer Vorratsstellen angelegt, wo er sich mit Nahrung versorgt, doch sein eigentliches Heim ist die hydrologische Forschungsstelle unterm Kupol, zwei Stunden vom Basislager.
Die Steppe der Altaitsi. Gehen, gehen, gehen, bis zum Horizont. Hirten reiten auf Pferden in der Ferne davon. In den Wäldern Beeren und Pilze, Moose und Winkel voller Leben, Lagerfeuer unterm Sternenhimmel. Mücken und kalte Duschen im Fluß. Wodka, Speck und Bratkartoffeln, Erinnerungen, die Mondsichel überm Kurkuria ...

Foto: Lilo Baumgartner

Einen guten Teil der Faszination des Reisens in Asien machen die Straßen dort: Straßen, auf denen man die Entfernung nicht nach Kilometern, sondern nach Tagen mißt; Straßen, auf denen man dankbar jedes andere Auto begrüßt als ein Zeichen dafür, daß man auf diesem Planeten doch nicht ganz alleine lebt. So sind sie, diese Straßen in vielen Teilen Asiens, wie die oben durch die „Wüste der Verzweiflung" zwischen Herat und Kandahar in Afghanistan. In Europa sieht es mit den Straßen meist etwas anders aus ...

Straßen im Europa von heute: Auf der Brenner-Straße, dem Nadelöhr des Nord-Süd-Transits

Fotos: Archiv „Dolomiten"

Das Eisacktal – Leben am Auspuff Europas

Alpentransit aus der Sicht eines Betroffenen

Von Walther Dorfmann

Das Eisacktal, von altersher verbunden mit der Entwicklung des Weges über den Brenner (1370m), der wichtigsten Nord-Südverbindung europäischer Größenordnung, sah zuerst über Saumpfade und Fuhrwege, später dann über die Bahnlinie, Brennerstraße und seit einigen Jahren über die Brennerautobahn unzählige Menschen, Waren und Güter vorüberziehen. In dieses geschichtsträchtige Gebiet wurde ich hineingeboren und damit vertraut gemacht. Das Eisacktal, von dem der alte Topograph Johann Jakob Staffler sagte, es schließe gleichzeitig den Norden und Süden ein, wurde mir zur Heimat. An dieser Berührungsstelle des Reizes der nördlichen mit jenem der südlichen Landschaft wird sich in nächster Zeit entscheiden, ob für den dort lebenden Menschen dieser Raum noch lebens- und liebenswert sein kann. Der Moloch Transit mit all seinen negativen Auswüchsen hat nämlich das Tal wie eine Krake in seine Fänge genommen. Der bekannte Autor und Journalist Josef Rampold, ein profunder Kenner Südtirols, vergleicht das Eisacktal mit einer Schlagader, durch die Ströme pulsieren, die das Geschick Tirols entscheidend bestimmt haben. Viele ideelle und materielle Einflüsse kamen von Norden oder Süden über den Brennerweg. Spinnt man den Gedanken mit der pulsierenden Schlagader heute fort, kann man ohne Zweifel behaupten, daß der Patient „Eisacktal" stark an überhöhtem Blutdruck leidet.

Der ehemals belebende Verkehr, der die Verbindung zwischen Nord und Süd auf vielen Ebenen herstellte, ist durch das unglaubliche hohe Verkehrsaufkommen zur unerträglichen Belastung für Mensch und Natur in dieser Talschaft geworden, ja zur reinen Überlebensfrage. Besonders akut wurde diese schwierige Situation seit Mitte der Siebziger Jahre nach der Fertigstellung der Brennerautobahn. Jährlich werden mit steigender Tendenz und steigender Belastung Millionen von Pkws und Lkws in beiden Richtungen durch das Nadelöhr Eisacktal geschleust.

Persönliche Eindrücke

Jede Zeile, die ich als stark Betroffener des Transitverkehrs darüber schreibe, kostet mich von Jahr zu Jahr mehr Kraft. Denn rund um die Uhr werde ich vor allem akustisch an die Geißel des Tales erinnert. Oft schon bin ich vor diesem Lärmterror geflüchtet, habe mich zu Fuß oder mit dem Bergrad von zu Hause in die schöne Eisacktaler Mittelgebirgslandschaft aufgemacht. Konnte ich vor Jahren dort noch etwas Ruhe finden, verfolgt mich dort jetzt bis in die Höhe hinauf die Lärmkulisse des Transits. Schau ich zurück ins Tal, liegt darüber meist ein Abgas- und Dreckschleier, keine Aufforderung ins heimatliche Tal zurückzukehren. Fahre ich mit dem Rad oder wandere in die vom Lärm noch nicht erreichte Zone des Bergwaldes oder der herrlichen Almrücken des Eisacktales, sehe ich als Naturliebhaber die negativen Auswirkungen des Transits bei den Bäumen und Pflanzen. Im Sommer sind es erhöhte Ozonwerte in dieser alpinen Zone, die mich trotz Schönheit der Landschaft und der wohligen Ruhe wieder an den Transit erinnern. Die Fluchtwege werden immer länger für mich.

Im Laufe der letzten Jahre hat sich in mir ein schwierig zu definierendes Gefühl von Unwillen, angesiedelt zwischen Zorn, ohnmächtiger Wut, Resignation, Verbitterung, Aggression und Verdrängung, angestaut. Unverständnis und der Verlust der Glaubwürdigkeit für die Verantwortlichen dieser „verkehrten Verkehrspolitik" macht sich immer mehr breit. Man sehnt sich in die Jugendzeit zurück.

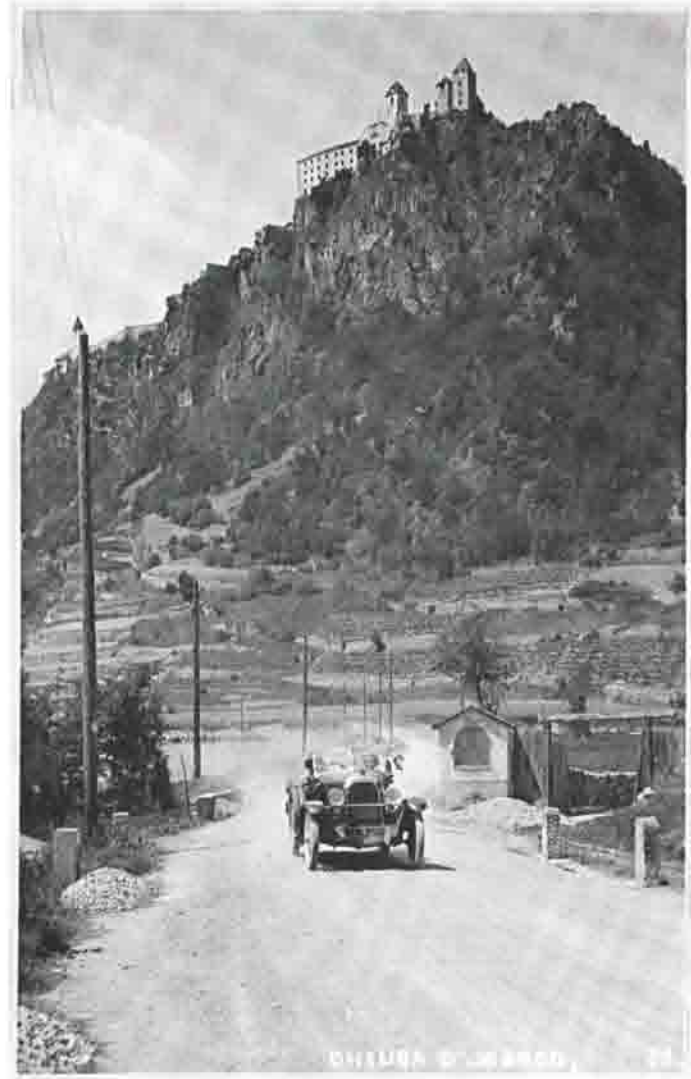
Jugenderinnerungen

Zwei Arten von Erinnerungen bringe ich, Jahrgang 1941, heute immer noch in Verbindung mit dem Verkehr in meinem Tale. Zum ersten sind es die vielen Stunden, die wir Lausbuben und Mädchen an der Brennerstraße saßen, Autos zählten, Kennummern und Hoheitszeichen zu erkennen versuchten und über die Autotypen diskutierten. Allein in Gedanken träumte ich dann von fernen Ländern, ließ meiner Phantasie freien Raum. Zum zweiten waren es die interessanten Gespräche mit meinem Vater und mit dem Großvater zum Thema Verkehr. Das Verkehrswesen betrachteten wir damals noch als anregendes Element im Alltagsleben. Der Durchzugsverkehr war jahrzehntelang ein ausgesprochen positiver Begriff in unserem Lande, gleichbedeutend mit Erneuerung, Freiheit, Weltoffenheit, wirtschaftlichem Aufschwung, Austausch nicht nur von Waren, sondern auch von Ideen und Informationen. Tirol hat eine jahrhundertelange Tradition auf diesem Gebiet.

„Der Verkehr stellte eine wesentliche Einnahmequelle dar . . "
Rechts: Klausen im Jahre 1904.
Unten: Die Brenner-Straße 1930

Siedlungen entstanden entlang der Durchzugswege, oft in Abständen der damaligen Tagesreisen. Der Verkehr stellte eine wesentliche Einnahmequelle und für viele Existenzgrundlage dar. Unter diesen positiven Eindrücken zum Verkehrswesen wuchs ich auf. Besonders mein Großvater, ein Gastwirt in Klausen, k. u. k. Schützenhauptmann, führte mich in die Geschichte des Tales als Hauptdurchzugsweg ein. Er erzählte mir, daß über den Brenner durch das Eisacktal zu jeder Zeit Scharen von Menschen zu Fuß, mit Pferden, Fuhrwerken oder Kutschen gegen Süden oder Norden gezogen seien. Ich erfuhr, daß über den uralten Brennerweg Dutzende Züge deutscher Kaiser zur Krönung nach Rom reisten, Dichter, Maler, Künstler und Händler vorbeizogen oder Einkehr hielten. Mein Heimatstädtchen Klausen, jahrhundertelang Sitz der wichtigsten bischöflichen Zollstätte (heute noch erhalten), war eine der Hauptstationen im Durchzugsverkehr. Viele alte Wirtshäuser künden heute noch von dieser Zeit. Ein berühmter Name, Albrecht Dürer, ist mit Klausen eng verbunden. Auf einer seiner Reisen nach Italien weilte er im Städtchen. Er hielt Klausen im Stich „Das große Glück" als Hintergrund fest. Mit Vorliebe blätterte mein Großvater mit mir auch im alten Gästebuch und erklärte mir, von woher überall seine Gäste über den Brenner nach Klausen gekommen seien, das um die Jahrhundertwende zum Treffpunkt von Wissenschaftlern und Künstlern geworden war. Zum Aufschwung dieser neuen Art Fremdenverkehr trug im positiven Sinne auch eine neue Verkehrsader, nämlich die im Jahre 1867 errichtete Bahnlinie, bei.

Diese neue Verkehrsmöglichkeit bejahte mein Großvater zeitlebens. Nicht anfreunden konnte er sich mit der Entwicklung durch das Auto. Er warnte mich immer vor diesen hektischen, lauten und stinkenden „Kisten", wie er sie nannte. Seine Prophezeiungen sollten schneller wahr werden, als uns Eisacktalern lieb sein konnte. Mein Vater, Arzt von Beruf, vermittelte mir eine vernünftige Einstellung zum Auto, das er als reines Fortbewegungsmittel akzeptierte. Bei seinen Patientenbesuchen in den umliegenden, nicht „verkehrsgerecht" erschlossenen Dörfern, mußte er seine Benzinkutsche viele Jahre gegen ein Haflingerpferd eintauschen.



Fotos: Archiv Walther Dorfmann

Der Umbruch

Die spätere Entwicklung im Verkehrswesen ging wesentlich rasanter vor sich. Das Auto, als Mittel großer Mobilität, als Prestigeobjekt und als Zeichen von (falsch verstandener) Freiheit, begann seinen fatalen Siegeszug. Man baute zuerst die Brennerstraße aus, später, im Jahre 1974 stellte man die Brennerautobahn fertig. Der Umbruch setzte ein, die Lawine war losgetreten.
Die Brennerautobahn, die erste Autobahn über die Alpen, wurde im Jahre 1972 an die Inntal-Autobahn angeschlossen. Sie war im Jahre 1974, nach der Fertigstellung des Teilstückes bei Klausen, durchgehend befahrbar. Die Straßenbaupolitik und der Siegeszug des Autos wurden daher nicht nur dem allgemeinen Zeitgeist entsprechend freudig begrüßt, sondern sogar als eine Art Rückgewinnung der teilweise verlorengegangenen Transitfunktion angesehen. Nach dem Motto „Verkehr ist Leben" erhoffte man sich mehrheitlich wirtschaftliche Vorteile. Die Bevölkerung sah den Bau der Brennerautobahn als Entlastung von der vor allem zur Urlaubsreisezeit als unerträglich empfundenen Verkehrsbelastung auf der alten Brennerstraße an. Die Zunahme des Individualverkehrs wurde als tourismusfördernd, jene des Straßengüterverkehrs als wirtschaftsfördernd angesehen und stellte eine willkommene Einnahmequelle dar.
Der Wandel vom normalen Durchreiseverkehr zum internationalen Transitverkehr war vollzogen. Der Betonlindwurm Autobahn war in die Landschaft geschnitten worden mit hohen

Stützmauern, Viadukten, Brücken, Pfeilern und Tunnels. Die Trassenführung war ohne Rücksicht auf die Bevölkerung viel zu nahe an die Siedlungen herangeführt, ja direkt über deren Köpfe geführt worden. In Aussicht gestellte Begrünungen der Landschaftswunden wurden in verschiedenen Abschnitten, so bei Klausen, nie durchgeführt. Dieses Großprojekt hat schwere Wunden in die Landschaft geschlagen, deren Narben noch heute in einigen Gebieten einen scheußlichen Anblick bieten. Wertvoller Kulturgrund mußte geopfert werden. Der Zeitgeist erlaubte diese Entwicklung, denn individuelle Mobilität und Auto-Mobilität wurden gleichgesetzt, letztere befand man als uneingeschränkt förderungswürdig.

Der Wandel

Die Verkehrspolitik verstand man daher in allererster Linie als Straßenbaupolitik. Der Teufelskreis der „verkehrten Verkehrspolitik", gepaart mit dem damaligen Zeitgeist und einer immer stärker werdenden Lobby von Fuhrunternehmern und Wirtschaftskreisen begann sich zu drehen. Immer mehr Pkw und Lkw rollten durch Tirol, durch das enge Eisacktal. Bald stellte man sich die Frage, warum soviele Transporte durch unser Land fahren. Die Antworten waren ernüchternd.
Viele Transporte wurden von den Ländern und der EG subventioniert, die Schweiz hatte strengere Durchfahrtsbedingungen (Tonnagebegrenzung usw.) erlassen, die italienischen Häfen funktionierten schlecht (Waren wurden in holländischen, norddeutschen Häfen gelöscht und nach Italien über die Brennerlinie transportiert), Großkonzerne hatten sich spezialisiert auf Zulieferung durch Lkw statt Lagerung und Arbeitsteilung, die EG erzeugte Überschüsse. Aus diesen Gründen wurden Güter teilweise in volkswirtschaftlich nicht zu verantwortender Weise hin und her transportiert, fuhren zu lange Wege. 40% des bestehenden Verkehrs sind dem sogenannten Umwegtransit und Prämienverkehr zuzuschreiben.
Die Frächter- und Autoindustrielobby mit ihren Politikern polte die Verkehrsentwicklung zu ihrem Vorteil um. Sie gewann immer mehr an Einfluß und Macht. Es setzte eine einseitige Entwicklung zugunsten der Straße und zum Nachteil für die Bahn ein. Tirol, und somit auch die Brennerstraße durch das Eisacktal, wurden zum Transitland Nummer eins, zum Auspuff Europas degradiert. Akzeptierte man zu Beginn der Autobahnzeit diesseits und jenseits des Brenners die Lärm- und Abgasbelastung noch als unabänderlichen Tribut an die geglaubte Tourismus- und allgemeine Wirtschaftssteigerung, so begann sich mit dem Anwachsen des Transits und parallel dazu mit den Belastungen, erster Protest im Lande vor allem bei den Anrainern der Verkehrsader zu regen.

Widerstand regt sich

Dieser Protest gegen den Transit stieß zuerst aber außerhalb Tirols auf wenig Verständnis. Allzu stark war man noch der Mentalität „Freie Fahrt für freie Bürger" bzw. den aufgebauten Wirtschaftsinteressen einer starken Lobby verhaftet. Argumente wurden besonders von politischer Seite und durch die Frächterlobby meist durch Drohungen ersetzt. „Die Täter (EG) wagen es, den Opfern zu drohen." – „Die Liberalisierung der

Verkehrsmärkte und die Aufstockung des Güterverkehrskontingents ohne wirksame Schutzmaßnahmen für die Transitländer und die Umwelt kann man nur als Abenteurerpolitik unter dem Motto: ‚Nach uns die Verkehrssintflut' bezeichnen" waren die Titelzeilen bzw. die Kernaussagen dazu in der Frankfurter Rundschau (1988).
Erst langsam, nicht zuletzt durch Aktionen von Bürgerinitiativen (besonders ab dem Jahr 1987), durch die erpresserische Lkw-Blockade am Brennerpaß und den Niederschlag in den Medien begann man, oft unwillig, zu begreifen, daß der Widerstand gegen den Transit für die Alpentäler ein Überlebenskampf ist. Schlagzeilen wie „Vom Wachstum überfahren" (Die Zeit), „Eine Idylle voller Lärm und Gestank" (Süddeutsche Zeitung), „Autobahn ist Lärmkloake" (Dolomiten), „Zur Hölle" (Spiegel), „Brenner: Die tägliche Umweltkatastrophe" (Verkehr – Umwelt, Fachmagazin des Schweizer Verkehrsclubs), „Ein täglicher Giftcocktail für Eisack-Wipptal" (Fachzeitschriften), „Sie lassen kein Geld zurück – nur Dreck" (Frankfurter Allgemeine) sowie Reportagen im Fernsehen brachten die schwerwiegende Problematik Transit einem breiteren Publikum näher.

Jeden Tag stirbt der Lebensraum etwas mehr

Der ständig steigende Pkw- und Lkw-Verkehr stellt generell, vorrangig aber für den sensiblen alpinen Lebensraum, die größte ökologische Herausforderung dar. Der alpenquerende Gütertransit und Reiseverkehr ist das Umweltproblem Nummer eins. Die Verkehrsproblematik in diesem Raum ist gekennzeichnet einerseits durch das ständig wachsende Verkehrsaufkommen und andererseits durch die Konkurrenz der zwei Verkehrsträger. Das Verhältnis Warentransport auf der Straße zu jenem auf der Schiene hat sich durch die falsche Verkehrs- und Wirtschaftspolitik der letzten Jahre ganz eindeutig zu Ungunsten der Schiene entwickelt. Alle Prognosen rechnen auch für die Zukunft mit einem immer größeren Verkehrsaufkommen und einer Verschlechterung des Verhältnisses Schiene-Straße.

Enorme Zunahmen sind aber auch beim Personenverkehr prognostiziert. Dafür sorgen schon eine mit allen Mitteln werbende Tourismusbranche und das fast schon krankhafte „Muß" (oder Mode), bei verlängerten Wochenenden oder Feiertagen hunderte von Kilometern nach Süden zu fahren. Dieser „Kurztourismusverkehr" ergießt sich als motorisierter Individualverkehr auf die Brennertransitstrecken in die Fremdenverkehrszentren Tirols, besonders Südtirols. Der moderne Tourismus ist zur Völkerwanderung des 20. Jahrhunderts geworden. Er stürzt fast überfallartig auf die Landschaft ein, gerade an Wochenenden, wenn fast keine Lkw fahren. Somit ist für ein volles Programm im Transitterror gesorgt. Ein Aufschnaufen für Mensch und Landschaft an den Transitstrecken ist an keinem Tag mehr möglich. In Spitzenzeiten kommt es nicht nur auf den Transitstrecken, sondern auch im Ortsverkehr und im Verkehr auf den Nebenstraßen zu zusätzlichen Belastungen für die schon verringerte Lebensqualität der Talbewohner.

Kostenwahrheit als Lösung?

Diese Bevorzugung der Straße als Verkehrsträger für Personen und Güter im Verhältnis zur Bahn stellt nicht nur eine viel höhere Belastung für Mensch und Landschaft dar, sondern ist eine eklatante Kostenverzerrung. Würde man eine echte Kostenwahrheit im Verkehr zu Grunde legen, sähe die Situation ganz anders aus. Der Straßenverkehr ist gegenüber dem alternativen Verkehrsträger Bahn begünstigt, weil er geringere Wegekosten zu tragen hat und weil er die von ihm verursachten Umweltschäden im Bereich Luft, Wasser, Landschaft und Lebensraum der Bevölkerung nicht ersetzen muß. Eine echte Kostenanlastung würde hier sicher von sich aus eine Wende in der verkehrten Verkehrspolitik der letzten Jahre

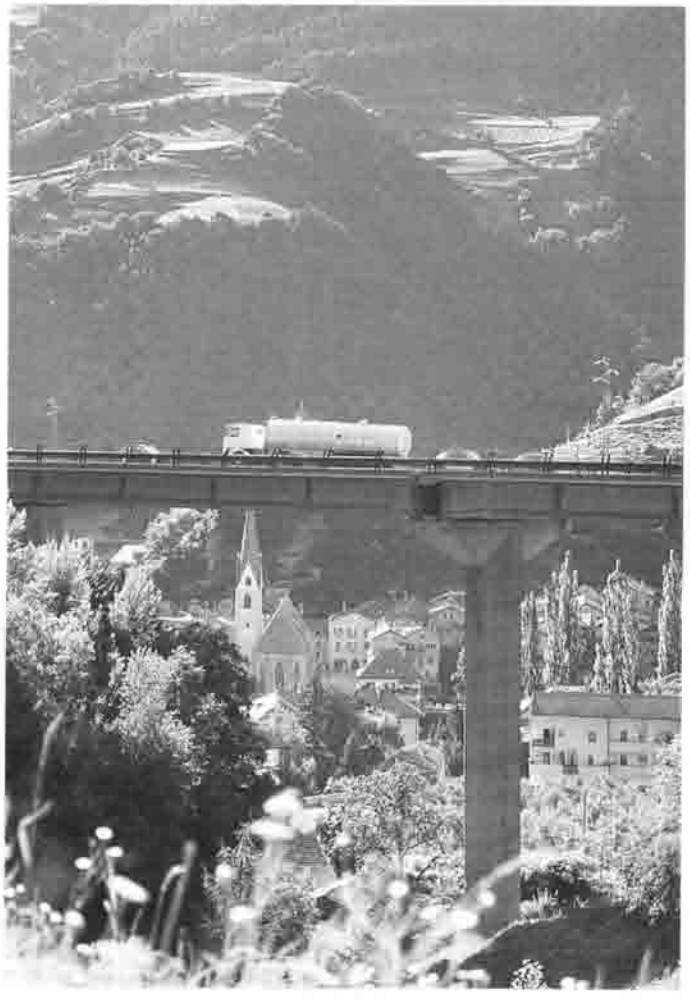


Foto: Walther Dorfmann

einleiten. Ein derzeit von der EG angestrebter freier Verkehrsmarkt läßt die Hoffnung aber fast schon im Keime ersticken. Die Autolawine rollt weiter und belastet Mensch und Umwelt in einem Maße, das ohne weiteres als existenzbedrohend angesehen werden kann. Durch kein Tal fließt soviel Verkehr wie nördlich und südlich des Brenners. Was für die Autobahnbetreiber, die Aktionäre dieser Gesellschaft, erfreulich klingt, ist für die Anrainer die jährlich bestätigte Horrormeldung. Es handelt sich dabei um das Verkehrsaufkommen auf der Brennertransitstrecke. Jährliche Zuwachsraten von einigen Prozenten, in den letzten Jahren fast schon zweistellige Zahlen, sind der Normalzustand. Eine millionenfache Blechlawine fährt jährlich über den niedrigsten Alpenpaß, durch das Eisacktal hin und zurück und macht diesen Landstrich zur Dreckschleuse oder zum Auspuff Europas. Nur auf der Brennerautobahn rollen mit steigender Tendenz mehr als elf Millionen Personenautos, mehr als 1,2 Millionen Lkw, den lokalen Berufs-, Ausflug- und Güterverkehr nicht mitgerechnet. Tausende von Fahrzeugen brausen rund um die Uhr durch das Tal, darunter Schwerlaster, Sattelschlepper, Anhänger, Tanker, Gefahrentransporte. Letztere transportieren heute rund 20 Millionen Tonnen Waren (Stand 1992). In der gesamten Schweiz wurden im gleichen Zeitraum zwei Millionen Tonnen Güter auf der Straße transportiert. Auf den eidgenössischen Eisenbahnen wurden aber 12 Millionen Tonnen Güter durch das Land geführt. Vor dreißig Jahren waren eine halbe Million Tonnen Waren, die über den Brenner gingen. 1985 betrug der Gütertransit 16,5 Millionen Tonnen. Das war damals schon mehr als das Zwanzigfache des Gütertransits durch die gesamte Schweiz.

Abgase – Schwermetalle – Staub – Salz – Lärm

Wieviel Tonnen Ruß, wieviel Stickoxyd, wieviel Schwefeldioxyd, Kohlenmonoxyd, Blei und andere Schwermetalle wie Cadmium, Kupfer, Nickel, Zink oder Chrom, wieviel Benzpyrene, Asbest, Staub usw. sind es, die täglich, wöchentlich, jährlich auf den Lebensraum Eisacktal bzw. längs der Transitstrecken niederfallen? Wieviel Tonnen Salz werden als Streugut ausgebracht bzw. gelangen ins Wasser, in die Erde? Welche Folgen haben die Schadstoffe für die Lebewesen in diesem Gebiet? Alles Fragen, die teils schon durch Studien und Untersuchungen beantwortet wurden. Die Werte und Schlußfolgerungen, die eine wissenschaftliche Untersuchung der Universität Innsbruck (Forum Österreichischer Wissenschaftler für Umweltschutz) des Jahres 1988 erbrachte, sind schockierend. Sie zeigen eindeutig auf, wie weit die Umweltzerstörung durch den Transit schon fortgeschritten ist. In der Einführung zu dieser fundierten Studie schreibt der Vorsitzende des Forums österreichischer Wissenschaftler der Sektion Innsbruck, *Erich Gnaiger*: „Die durch wissenschaftliche Forschung vertiefte Einsicht bringt eine erhöhte Verantwortung mit sich, welcher sich der Wissenschaftler als Einzelner und die Universität als Kollektiv bewußt stellen müssen. Das wissenschaftliche Fachwissen und das menschliche Verantwortungsbewußtsein müssen wirksam in der Öffentlichkeit umgesetzt werden, wollen wir uns nicht mit schuldig machen an der lokalen und globalen Zerstörung der Lebensqualität und der Lebensgrundlage zukünftiger Generationen."

Die Abgasbelastung durch den Transitverkehr ist laut dieser und anderer Studien enorm. Täglich rieseln Tonnen von Stickoxyden, Kohlenmonoxyden, Kohlenwasserstoffen und Ruß auf die Landschaft. Die tägliche Belastung auf der Nordtiroler Seite (von Südtiroler Seite liegen keine genauen Daten vor) betrug im Jahre 1988 laut dieser Studie 8,8t bei NOx, 31t CO, 2,5t HC, 2t Ruß. Sie liegt jetzt durch das stärkere Verkehrsaufkommen noch höher. Die Negativbilanz des Transits wird durch die Schwermetall-Immissionen noch verstärkt. Der Autoverkehr ist einer der wichtigsten Verursacher dieser Immissionsquellen, von Blei (täglich 20 kg!), Cadmium, Kupfer, Nickel, Zink und verbranntem Motoröl.

Die Böden längs der Transitstrecke sind schon stark verseucht. Der mittlere Bleigehalt in der Muttermilch der Anrainerfrauen liegt ca. siebenmal so hoch als in wenig belasteten Gebieten. Der Autoverkehr führt auch zu einer enormen Staubbelastung, wobei zwei Komponenten wegen ihrer karzinogenen Wirkung besonderes Augenmerk verdienen: Asbestabrieb (Bremsbeläge) und Asphaltstaub. Eine Umweltbelastung ersten Ranges stellt auch die starke Salzung dar. Auf der Brennerautobahn wurden zwischen 40 und 80 t Salz pro km und Saison (!) gestreut.

Eine der wohl nicht nur subjektiv größten Belastungen für die Bevölkerung an den Transitstrecken ist der Lärm. Er löste die ersten Anrainerproteste aus. Seine Folgen sind aber nur schwer quantifizierbar. Die Bezirksgemeinschaft Eisacktal, eine Dachorganisation der 14 im Tale bestehenden Gemeinden, erteilte im Jahre 1988 an *Univ.-Prof. Heinz Tiefenthaler* und *Dr. Ing. Stefan Winkler* den Auftrag, eine Studie über die Verkehrslärmbelastung im Eisacktal zu erstellen. Die Ergebnisse der Dutzenden von Messungen und Auswertungen wurden in eigenen Lärmkarten dargestellt und festgehalten. Weiters wurde eine Prognose für das Jahr 1995 im Hinblick auf die weitere Entwicklung der Verkehrslärmbelastung gemacht. Die Ergebnisse für die Eisacktaler waren niederschmetternd. Die Lärmgrenzwerte wurden längs der Autobahn überall überschritten. Auch weiter von den Lärmquellen Autobahn – Zug – Brennerstraße entfernte Wohngebiete wiesen einen zu hohen Lärmpegel auf. Die Studie riet in einer Dringlichkeitsreihung zu verschiedenen Lärmschutzmaßnahmen wie Flüsterasphalt, Schallschutzmauern und -wänden, Geschwindigkeitsbegrenzungen usw. Bis heute ist fast nichts geschehen, außer ein paar kosmetischen Eingriffen. Im Gegenteil, der Lärmpegel ist größer geworden, und der Lärm wird inzwischen als Psychoterror empfunden.

Die Gesundheitsbeeinträchtigungen durch KFZ-Emissionen und Lärm gehen von verstärkt auftretenden Schlafstörungen, neurovegetativen Störungen, Kreislaufbeschwerden bis zu

häufigen Erkrankungen der Atemwege, Steigerung der Krebsrate usw. So bewirkt CO allgemeine Beschwerden (Kopfschmerzen), psychomotorische und physische Leistungseinbußen, Auslösung von Angina pectoris-Anfällen und ist ein Risikofaktor für die Entwicklung von Arteriosklerose. Stickoxyde reizen die Schleimhäute, lösen Astmaanfälle aus, bilden Photoxidantien; Kohlenwasserstoffe wie Aldehyde/Ketone stellen eine große Geruchsbelästigung dar und reizen die Schleimhäute; polyzyklische Kohlenwasserstoffe besitzen hohe Karzinogenität; Rußpartikel überfordern die Lungenreinigungskapazität, Blei stellt eine Beeinträchtigung des blutbildenden Systems dar, hat neuropsychologische Wirkung bei Kindern, führt zu Nierenveränderungen und Bluthochdruck; Benzol/Toluol/Xylol haben Wirkungen auf das Zentralnervensystem, Benzol ist als Karzinogen ebenso bekannt wie Asbest. Die Lärmbelastung führt zu Störungen des Schlafes, zu neurovegetativen Störungen, Kreislaufbeschwerden, zu Minderung des psychischen Wohlbefindens, Konzentrationsschwierigkeiten usw. „Es ist schon fünf nach zwölf", betitelte *Dr. Karl Lintner*, ein Arzt aus Waidbruck im Eisacktal, die Situation anläßlich eines Referates vor Wirtschaftsleuten des Tales, aus dem ich im folgendem zitiere:

„Fünf nach zwölf im Eisacktal"

„Das Auto bzw. dessen Hubraum ist Ausdruck der gesellschaftlichen Rangordnungen, und die dadurch erreichte Mobilität ist gleich Freiheit. Autobahnen und Eisenbahnen sind Inbegriff des internationalen Marktes; Export und Import sowie der damit verbundene Verkehr auf den Transitwegen zeugen von der Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft. In diesen Zusammenhängen fallen die politischen Verkehrsentscheidungen, und in diesem Kontext arbeiten auch wir Ärzte.
Es ist schwierig, ja fast unmöglich, unseren Patienten zu erklären, daß diese vielgepriesene Mobilität, dieses vollständige Warenangebot das ganze Jahr über in unseren Geschäften zum Gesundheitsrisiko geworden sind. Zu Recht verlangen die Gesetzgeber, Politiker, betroffene Gemeinden, Medien und speziell die Bevölkerung eine dichotome (ja-nein) Antwort, wenn es um die entscheidende Frage geht, ob nun eine Substanz, ein bestimmter Lärmpegel eine krankmachende Bedeutung haben oder nicht.
Genauso zu Recht bemängeln engagierte Umweltschützer, daß sich gerade Ärzte, also die Berufsgruppe mit der größten Verantwortung, wenn es um die Gesundheit der Bevölkerung geht, bescheiden im Hintergrund halten, sich auf noch fehlende Beweise hinausreden, ja fast komplexhaft die (gesundheits-) politische Diskussion und Argumentation scheuen.
Dabei verkennen sie die Tatsache, daß Gesundheit von der politischen Entscheidung nicht zu trennen ist; und gerade bei der Problematik Verkehr im allgemeinen und Transitverkehr im besonderen wird dieser Zusammenhang ganz deutlich. Doch auch als Arzt muß man wahrscheinlich selbst erfahren, was es bedeutet, wenn im Fünf-Minuten-Takt 75 bis 80 dB am Praxisfenster vorbeirattern, wenn der auf- und abschwellende Lärmpegel der nahen Autobahn eine Kommunikation unmöglich macht, wenn man bei bestimmten Wetterlagen den stechenden Geschmack des Schwefels auf der Zungenspitze spürt.

Daß dabei der Transitverkehr aus psychologischer Sicht viel schlimmere Auswirkungen auf das psycho-vegetative Nervensystem hat als der hausgemachte Eigenverkehr liegt daran, daß der direkte Nutzen dieses Verkehrs überhaupt nicht und der indirekte nur sehr schwer einsehbar ist sofern es ihn für die direkt betroffene Bevölkerung überhaupt gibt. Dies getreu nach dem Motto, daß die laute Musik des Nachbarn wesentlich mehr die Ruhe und das Wohlbefinden stört, als die eigene.
Erst in diesem komplexen Interaktionsfeld, erst auf Grund der eigenen Erfahrungen beginnt man, die vielen Konzentrationsstörungen in den an den Transitstrecken gelegenen Schulen anders zu sehen bzw. zu interpretieren. Der Lärm wird nicht nur meßbar, sondern auf Grund seiner vielfältigen Auswirkungen auf Schlaf, Rauchgewohnheiten, Blutdruck usw. auch als krankmachend begreifbar. Dabei spielt der absolute Wert des Lärmpegels nur eine sekundäre Rolle, auch wenn gerade entlang der Transitstrecken die vom Gesetz zulässigen Grenzwerte praktisch in allen Abschnitten überschritten werden.
Chronische Bronchitiden und die Zahl der allergischen Erkrankungen nehmen in den letzten Jahren drastisch zu. Wir kennen die dafür zu einem großen Teil verantwortlichen Substanzen (Nitrate, Schwefeldioxide, Benzpyrene usw.), wir kennen ihre Konzentrationen an den Autobahnen und an den vielbefahrenen Landstraßen — und wir messen weiter.

Es mutet wie ein schlechter Witz an, wenn sich alljährlich die sattsam bekannte Diskussion um Grenzwerte wiederholt, welche nur leicht, manchmal stark und selten überhaupt nicht überschritten werden. Die Konzentration der Schwermetalle, insbesondere. Blei, Kupfer und Cadmium in den Böden entlang der Transitstrecken erreicht und übersteigt in jedem gemessenen Bereich den zulässigen Grenzwert. Wir kennen die Auswirkungen von Blei auf die menschlichen Organe und hoffen deshalb, daß sie nicht in das Grundwasser einbrechen; dort nämlich wird das Abwaschen, wie es uns noch von einer Landesstudie für das mit Blei kontaminierte Obst empfohlen wird, schwieriger.

Die vielen Verkehrstoten nehmen wir inzwischen als unabwendbar hin. Sie nehmen deutlich zu und stehen in einem linearen Zusammenhang mit der Geschwindigkeit und mit dem Alkoholkonsum — beides Größen, die scheinbar nicht zu kontrollieren sind. Die Gefahrentransporte über die Autobahn oder Eisenbahn kennen wir lieber nicht, um so die katastrophalen Folgen bei einem eventuellen Unfall auf die Gesundheit der Anrainer nicht ahnen zu müssen. Es ist mir klar, daß diese Aneinanderreihung von Tatsachen wissenschaftlich nicht korrekt ist. Als Arzt darf ich aber nicht nur Wissenschaftler sein, sondern muß gleichsam als Anwalt jener Mitglieder unserer

„Wenn im Fünf-Minuten-Takt 80 Dezibel am Fenster vorbeirattern."
Blick von Klausen auf die Autobahn

Foto: Walther Dorfmann

von Produktion, Transport und Profit manipulierten Gesellschaft auftreten, welche nur eine sehr schwache Stimme haben (Kinder, ältere Menschen, chron. kranke Menschen, Schwangere). Hier beginnt die immer wieder betonte Vorsorge und nicht beim Messen des Blutdruckes und des Cholesterins. Wahre Vorsorge bedeutet die Schaffung von gesundheitsfördernden Lebensräumen und die Eliminierung bzw. Reduzierung aller potentiell gesundheitsschädigenden Risiken. Zu dieser Art Gesundheitsvorsorge sind wir allerdings nur sehr begrenzt fähig.

In der uns fast wahnhaft innewohnenden Vorstellung vom steten Wachstum bauen wir uns in masochistischer Selbstverachtung Türme auf - der weiterhin ungehemmte Ausbau von Autobahnen und Eisenbahnen trotz der bereits eindeutig festgestellten Folgewirkungen für die Gesundheit ist ein typisches Beispiel —, unter denen wir, sofern nicht eine radikale Neubewertung dieser Entwicklung erfolgt, in relativ naher Zukunft begraben werden."

Rollende Bomben

Zur Gesundheitsgefährdung kommt ein sehr hohes Sicherheitsrisiko, dem die Menschen in dieser Verkehrsschleuse durch Gefahrguttransporte ausgesetzt sind. Täglich fahren Dutzende dieser rollenden Bomben durch Nord- und Südtirol. Mehrere schwere Lkw-Unfälle auf der Autobahn, teilweise in unmittelbarer Nähe von dichtbesiedelten Gebieten, haben bei den Anrainern die Ängste vertieft. Man kann sich ja fast schon statistisch ausrechnen, wann ein Gefahrengut-Lkw einmal in so einen Unfall verwickelt sein wird. Die Folgen wären in einigen Abschnitten der Autobahn katastrophal. Knapp an einer Katastrophe vorbei — lautete kürzlich die Titelzeile der Südtiroler Tageszeitung Dolomiten. Auf einer Brücke der Autobahn, die teilweise über die Dächer von Klausen führt, war es zu einem schweren Unfall gekommen, bei dem mehrere Pkw und zwei Laster ausbrannten. Nur hundert Meter bzw. 0,5 km dahinter befanden sich Gefahrentransporte mit hochexplosiver und giftiger Ladung! Wenn man weiterhin fast ohne Kontrolle, Begleitschutz und Sicherheitsmaßnahmen solche Gefahrentransporte über die Autobahn rollen läßt, muß die Bevölkerung weiterhin um ihr Leben und ihre Gesundheit bangen.

Schäden, Schäden ...

Neben den schwerwiegenden Schäden am Menschen leidet besonders die Natur unter der enormen Transitbelastung. Die Böden werden mit Schwermetallen und Salz belastet, kommen in die Nahrungskette und in den Wasserkreislauf — mit verheerenden Langzeitfolgen. Photoxidantien, entstanden aus Abgasen, schädigen mit dem sauren Regen die Pflanzendecke. Sterbende Bäume und Sträucher, kranke Wiesen usw. sind ein beredtes Zeugnis dafür. Schäden in Milliardenhöhe zeichnen sich für Land- und Forstwirtschaft sowie für den Tourismus ab.

Ein Aspekt, der eher selten in der Transitdiskussion aufgegriffen wird, ist die Wertminderung der Häuser, Immobilien und Grundstücke längs der Verkehrsstrukturen. Den Eigentümern sind dadurch große Wertverluste entstanden. Daß unter den beschriebenen Vorzeichen seitens der Bevölkerung gegen jede weitere Verkehrsstruktur in ihrem schon gepeinigten Lebensraum, ob Brennerbasistunnel, EG-Tunnel, NEAT (Neue Eisenbahn Transversale) oder andere, große Ängste und Bedenken aufkommen, müßte einleuchtend sein. Mit keiner neuen Verkehrsstruktur, auch nicht mit einem Tunnelprojekt, kann man sich nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte anfreunden. Man weiß nämlich, daß neue Verkehrswege Verkehr anziehen.

Die Ängste und Bedenken, daß auch mit neuen Verkehrsstrukturen (Tunnels usw.) der untragbare Zustand in den Transittälern nördlich und südlich des Brenners nicht beseitigt werden könnte, werden immer größer, je mehr man die Entwicklung verfolgt und sich mit der Thematik Transit beschäftigt.

Nehmen wir das Projekt des geplanten Brennerbasistunnels und dessen Auswirkungen auf die zukünftige Verkehrsentwicklung genauer unter die Lupe, ergeben sich sehr viele Fragezeichen. Sie bewogen die Bezirksgemeinschaft Eisacktal (Dachorganisation aller 14 Gemeinden), die einzelnen Räte dieser Gemeinden, Jugend-, und Umweltorganisationen, Wirtschaftsverbände, Heimatpfleger, die Ärzteschaft, die Landtagsabgeordneten des Tales u. a., das vorgelegte Brennerbasisprojekt jetzt abzulehnen.

Ängste, Bedenken, Ablehnung ...

Negative Stellungnahmen zum sogenannten „Jahrhundertprojekt Brennerbasistunnel" gab es vom Transitforum Tirol, in dem Dutzende von Organisationen zusammengeschlossen sind. „Wir haben bewußt mit einer Bewertung dieses Monsterprojektes zugewartet", stellte *Dr. Richard Hussel* vom Komitee Vomp fest, „sind aber dann zur Auffassung gelangt, daß man mit technologischen Großprojekten den Verkehr nicht vermeiden kann. Der Brennerbasistunnel wäre eine weitere Transitroute durch Tirol und alles andere als eine Verkehrsvermeidung, – verminderung oder – verlagerung." Der Landtagsabgeordnete *Mag. Sepp Kußtatscher*, engagierter Kämpfer gegen den Transitverkehr, vertritt die Auffassung, daß diese neue Verkehrsstruktur keine verkehrspolitisch durchdachte Maßnahme sei. Er fordert vor dem Bau einer neuen Transitroute die Prüfung, wieviel derzeitiger Verkehr wie Prämien- und Subventionstransit verboten, oder wie z.B. Umwegtransit (Kostenwahrheit) vermieden werden könnte. Die Begründung dieser breiten Front der Ablehnung ist vielschichtiger Natur. Aus einer Studie des Ingenieur- Büros Luis Berger vom Jahre 1991 geht hervor, daß durch den Tunnelbau für das Jahr 2010 kaum eine Veränderung der Verkehrszahlen am Brenner zu erwarten ist. Die Pkw-Zahlen werden auf 14,4 Millionen statt auf 14,8 Millionen Tonnen ansteigen. Die Differenz betrüge also lediglich 2,7% bei den Pkw und 6,5% bei den Lkw. In Zukunft muß nach dem europäischen Sicherheitsstandard eine Trennung des Personen- und des Güterverkehrs auf der Schiene erfolgen. Die Planung des Basistunnels sieht das nicht vor, was die Kosten (Zusatzröhre) erhöhen würde. Die Trassenführung durch das Brennergebiet erfolgt durch ein geologisch extrem schwieriges Gebiet. Eine Kostenplanung wird nahezu unmöglich. Zudem stellt der Brennertunnel nicht die kürzeste Nord-Süd-Verbindung in die jeweiligen Wirtschaftsräume dar. Stark angezweifelt wird auch die zukünftige Wirtschaftlichkeit einer so teuren Investition. Alle Anwohner haben jetzt schon Angst vor den Folgen einer Großbaustelle Brennerbasistunnel. Rund zehn Jahre würden sie zusätzlichen enormen Belastungen durch Lärm, Staub und Abgase ausgesetzt. Das Millionen Tonnen betragende Aushubmaterial müßte im Tal abgelagert werden. Die schon geplagte Natur- und Kulturlandschaft würde schwere Schäden erleiden. Einbrüche und Langzeitfolgen würde es beim Tourismus, einem der wichtigsten Pfeiler der Wirtschaft geben.

Abschließend möchte ich *Mag. Sepp Kußtatscher* selbst zu Wort kommen lassen, der, als Villanderer oberhalb Klausen wohnend, wie ich mit der Problematik Transit täglich konfrontiert ist – nicht nur als Politiker.

„Vermeidung, Verminderung und Verlagerung des Verkehrs"

„Wenn eine Straße überbelastet ist, dann verbreitern wir sie. Oder wir bauen schnell eine zweite. Wenn die Verkehrsbelastung auf der Ortsdurchfahrt nicht mehr auszuhalten ist, dann muß eine Umfahrungsstraße her ... Wir kurieren allzugerne

„Muß in einem Europa
mit stagnierender Bevölkerung der Verkehr
noch weiter steigen?"

Foto: Archiv „Dolomiten"

bloß die Symptome. Das Übel wollen wir nicht an der Wurzel anfassen. Beim alpenquerenden Verkehr läuft es ähnlich. Die Engpässe werden verbreitert, die Straßen werden begradigt, neue Verkehrsstrukturen werden gefordert ... Doch damit entlasten wir bloß für eine gewisse Zeit die derzeit überbelasteten Verkehrswege.
Neue Autobahnen sind vielerorts politisch nicht mehr durchsetzbar. Der Widerstand gegen die „Alemagna" (Neues Autobahnprojekt über Cortina-Pustertal-Zillertal) ist beispielsweise so breit, daß sich die BATIA (Finanzierungsgesellschaft) in Bayern wohl die Zähne ausbeißen wird. Manche glauben daher, daß mit neuen Eisenbahnen die Verkehrsprobleme gelöst werden könnten und daß damit eine weitestgehende und ständig wachsende Mobilität für Personen und Güter gewährleistet werden kann. Und damit die neuen Alpentransversalen leichter durchsetzbar sind, wird verkündet, daß diese Verkehrsverlagerung und -entlastung bewirken würden.
Die Verlagerung des Verkehrs (sowohl des Personen- als auch Güterverkehrs) von der Straße auf die Schiene ist eine alte Forderung aller umweltbewußt Denkender. In Europa ist aber von dieser ökologischen Verkehrspolitik noch recht wenig zu spüren, in Italien nichts. Es wird immer noch mehr in den Bau von Autobahnen und Schnellstraßen investiert, als in den Ausbau und die Modernisierung von Eisenbahnen.
Verkehrspolitisch ist nicht nur das Problem der Verkehrsverlagerung anzugehen. Es gibt viel unnützen und sinnlosen Verkehr, bedingt durch die zu starke Konzentration von Produktionsstätten, durch staatliche Subventionen, durch die Mißachtung des Verursacherprinzips usw. Weiters gibt es an der Brennerlinie ein beträchtliches Ausmaß von Umwegverkehr bei Gütertransporten, weil die Schweiz viel strengere Transitbestimmungen hat als Österreich. Bevor also neue Verkehrsstrukturen gebaut werden, muß geprüft werden, wieviel derzeitiger Verkehr vermieden werden kann bzw. verboten werden muß. Durch kein Tal der Alpen fließt bereits so viel Verkehr wie durch die Täler nördlich und südlich des Brenners. Wenn hier schon so viel Umweg-, Unsinns- und Kreisverkehr abgewickelt wird, so muß doch zu fragen erlaubt sein, ob genau hier noch zusätzliche Verkehrsstrukturen gebaut werden „müssen". Auch ist die derzeitige Brennerbahn noch lange nicht ausgelastet.

In der aktuellen Diskussion über den Brennerbasistunnel mit Zulaufstrecken sollte es in erster Linie nicht um die Prüfung der Details gehen, die von einem Heer von Technikern in den letzten Jahren studiert worden sind: ob eine überirdische, versenkte oder unterirdische Trasse durch das Unterinntal und südlich von Bozen, ob eine Ausfahrtsschleife bei Sterzing oder nicht, ob ein paar tausend Bauarbeiter mehr oder weniger, ob diese oder jene geologischen Bedingungen, ob Materialablagerungen hier oder anderswo ... Es geht auch zunächst nicht darum, ob die Wetterstein-, Karwendel- oder Unterinntaltraße gewählt wird.
Es geht um Grundsatzfragen:
Braucht es an der Brennerlinie eine weitere Transitroute? Muß der Eisenbahnverkehr durch unser Land wirklich, wie geplant, vervierfacht werden? Muß in einem Europa mit stagnierender Bevölkerung der Verkehr noch weiter steigen? Wie lange noch? Woher nehmen wir in der Zukunft die Energie? Warum wird die derzeitige Eisenbahn (zumindest auf der italienischen Seite) nicht modernisiert und für die Anrainer erträglicher und attraktiver gestaltet? Warum ist die Eisenbahn zwischen Verona und Bologna immer noch eingeleisig, während nördlich von Verona vier Geleise geplant werden? Würde durch die Potenzierung der Eisenbahn der derzeitige Verkehr auf der Straße wirklich gedrosselt werden? Ist dieses Bauvorhaben betriebswirtschaftlich rentabel und somit volkswirtschaftlich verantwortbar? Ist der Hochgeschwindigkeitszug in langen

Tunnels mit dem konventionellen Lastzug kompatibel? Welche Auswirkungen haben der Bau und der Betrieb einer Hochleistungsbahn für unser Land? Wie viele Leute brauchen wirklich immer schnellere Verkehrsverbindungen? usw. usw.
Es hat den Anschein, daß die neue zusätzliche Eisenbahn an der Brennerlinie keine verkehrspolitisch durchdachte Maßnahme ist, sondern das Produkt eines unerschütterlichen Glaubens an den technischen Fortschritt und an ein ewiges Wirtschaftswachstum. Die Projektbetreiber sind im Grunde ja nicht Verkehrspolitiker, sondern Vertreter des Internationalen Brennerkonsortiums, welches nichts anderes ist, als ein Zusammenschluß der größten Baufirmen Deutschlands, Österreichs und Italiens.
Anscheinend geht es mehr um die Errichtung der größten Tunnelbaustelle der Welt mit großen Umsätzen und Gewinnen für einige multinationale Konzerne, weniger um die Lösung von Verkehrsproblemen und schon überhaupt nicht um Mensch und Umwelt.
Wenn wir eine Verkehrspolitik schreiben wollen, die vor unseren Enkeln und Urenkeln Bestand haben soll, dann müssen wir uns vom Größenwahn und Lawinengeist abwenden und zurückkehren zu kleineren Dimensionen. Es ist kein Naturgesetz, daß Verkehr immer weiter wachsen muß.
Fangen wir an, bei der Brennerlinie all den unnotwendigen Verkehr wie Leerfahrten, subventionierte Fahrten usw. zu vermeiden, den Umwegverkehr auf die kürzesten Wege zu lenken, durch größere regionale Selbstversorgung, z.B. in der Landwirtschaft, Verkehr zu vermindern usw. Wenn uns das gelänge, dann hätten wir beispielsweise im Güterverkehr weit weniger als die Hälfte des heutigen Verkehrs.
Es kann doch nicht einsichtig erklärt werden, daß das Verkehrswachstum über den Brenner von 0,5 Millionen Tonnen im Jahr 1960 auf rund 20 Millionen Tonnen im Jahre 1992 in diesem Ausmaß sinnvoll war.
Schlußendlich müssen wir alles daransetzen, den stark gedrosselten und wirklich notwendigen Verkehr, auch den Personenverkehr, durch das Ausnützen der freien Eisenbahnkapazitäten größtenteils von der Straße wegzuholen.
Das wäre der beste verkehrs- und umweltpolitische Beitrag für Europa, den wir widerspenstige Älpler leisten können."

Schlußwort

Martin Luther King sagte vor tausenden Versammelten zur Problematik Rassendiskriminierung: „Ich hatte einen Traum ..."
Als Transitdiskriminierter und Geschädigter am Auspuffrohr ohne Katalysator habe ich auch noch Träume. Wenn es Alpträume (Argealp-Träume) sind, sehe ich, wie die stinkende, lärmende Blechlawine um mich herum alles zerstört. Dann lasse ich im Geiste den Betonlindwurm mit dem Moloch Auto in die Luft fliegen oder durch Brückeneinstürze einen tagelangen Megastau der Lkw und Pkw entstehen. Alles in der Hoffnung, daß es sich ändert und andere unserer schwierigen Situation mehr Verständnis entgegenbringen bzw. uns helfen, sie zu verbessern. Oft träume ich auch, es gäbe den Transit nicht mehr. Ich würde in meinem Garten wieder das Zirpen der Grillen, das Gezwitscher der Vögel hören, mich unter den Bäumen hinlegen können, beim Durchatmen die Lungen mit reiner Luft füllen. ...

Von Blumen, von Bären und vom Räuberhauptmann Jánošik

Die Malá Fatra, ein Wander-, Tier- und Blumenparadies in der Slowakei

Von Horst Wirth

Neben den Nationalparks Hohe und Niedere Tatra, Pieniny und Riesengebirge besitzt die ehemalige ČSFR fast 20 größere Landschaftsschutzgebiete in ihren Gebirgen, von denen die Malá Fatra eines der schönsten ist und in der Slowakei liegt.

Auf der Fahrt in die Hohe Tatra kommt man zuvor durch die Malá Fatra, die Kleine Fatra, an die sich die Vel'ká Fatra (Große Fatra) anschließt. Autofahrer und Eisenbahnreisende fahren bis nach Žilina, das an der Hauptstrecke Prag – Poprad – Košice (Kaschau) liegt. Von Žilina sind es nur 30 km bis in den schönsten Teil der Malá Fatra, der sich um das Vrátna-Tal konzentriert. Das Landschaftsschutzgebiet wurde 1967 gegründet und liegt in den Bezirken Žilina, Martin und Dolný Kubín. Seine Ausdehnung beträgt 19.792 ha. Die umgebende Schutzzone ist 46.400 ha groß. Allein acht strenge Reservate liegen in dem Landschaftsschutzgebiet. Die Verwaltung ist in dem ehemaligen Schloß eines ungarischen Großgrundbesitzers in Gbelany untergebracht.

Den eigentlichen Kern des Gebirges bilden dolomitreiche Haupt- und Nebenkämme, zerklüftete Felswände mit Türmen und Türmchen sowie blumenreiche Sättel. Hinter der kleinen Ortschaft Terchová beginnt der landschaftlich reizvollste Teil der Malá Fatra. Hier zwängt sich der rauschende Bergbach Vrátňanska durch die Talenge Tiesňavy, aus der sich die steilen Kalkfelsen jäh erheben. Nach links biegt die Straße in das Stefanová dolina ein, in dessen reizvollem Talabschluß das kleine Bergdorf Stefanová mit seinen eng aneinandergeschmiegten slowakischen Häusern liegt. Überragt wird das Tal vom Großen (1610 m) und Kleinen Rozsutec, dem grasbewachsenen Stoh im Süden und der Felsengruppe Poluduové skaly im Norden. Bis zum Zweiten Weltkrieg kamen nur wenige Besucher in diese Berge. Erst mit Aufkommen des Massentourismus entdeckte man das Vrátna-Tal, das als eines der schönsten in der Slowakei gilt. In den letzten Jahren entwickelte sich die Malá Fatra zu einem attraktiven Touristengebiet und zieht jährlich viele Besucher wegen seiner Blumenpracht an.

Alle Bergdörfer erhielten Stromanschluß. Autobuslinien brachten Verbindung zu den größeren Städten, und in den Bergen entstand ein dichtes Netz von Hütten. Ein Autocamping nimmt im Sommer schon nicht mehr alle Besucher auf. Man baute

Foto: Lilo Baumgartner

Ein noch nicht verlorenes Paradies: Durch die Grashalme sieht man die Silhouette des Stoh (1608 m) in der Malá Fatra

vom Vrátna-Tal einen 1850 m langen Sessellift zum Hauptkamm, der 750 m Höhendifferenz überwindet, so daß man in einer Höhe von 1300 m mit einer langen Kammwanderung beginnen kann.

Das kleine Bergdorf Stefanová hat die größte Anziehungskraft. Die Gebirgssiedlung wurde bereits im 16. Jahrhundert gegründet und lag einstmals viel höher, näher an den Bergen. 1848 riß eine große Lawine, die Steine und viel Wasser führte, alle Häuser bis auf eines in das Tal hinab. Damit verschwanden viele der alten, schindelgedeckten Holzhäuser mit übergekragtem Dach. Verschwunden sind auch die bunten slowakischen Trachten mit blumenbestickten Westen und Filzhosen, und nur gelegentlich spielen Volksmusikanten in Tracht zu festlichen Anlässen auf.

Oberhalb von Stefanová bauen die Bergbauern Hanf, Lein, Kartoffeln, Rüben und wenig Gemüse für den eigenen Bedarf an. In den feuchten Wiesen wachsen die Knabenkräuter zu Hunderten. Doch mit Beginn der Ferien, Anfang Juli, sind sie schon verblüht. Die kräuterreichen Wiesen geben ein gutes Futter für die Kühe und Schafe. Das Holz wächst reichlich in

Unten: In den Dolné Diery.
Ganz unten: Die Österreichische Gemswurz (Doronicum austriacum) ist auch in der Slowakei heimisch

den Bergen. Man verwendet es zum Bau der Häuser, und einheimische Künstler verzierten Giebel, Balken und Fenster mit Schnitzereien und Inschriften. Die Hirten beschnitzen kunstvoll ihre Löffel und Milchgefäße.
Der erste Ausflug von Stefanová führt auf einem Lehrpfad zu den Unteren und Neuen Löchern (Dolné und Nové Diery), den die Reservatsverwaltung angelegt hat. In die Felsenschlucht fällt kein Sonnenstrahl. In der Kühle und Frische wachsen neben Moosen Endemiten der Westkarpaten und Pflanzen aus höheren Lagen, wie das Alpenfettkraut, der Rote Alpenlattich und die Österreichische Gemswurz.

Lange Kammwanderungen, die sich durch das häufige Auf und Ab oft über den ganzen Tag erstrecken, bieten weite Ausblicke über die Höhenzüge und weiten Grashänge der Malá Fatra bis hin zu den Beskiden, die bereits die Grenze zu Polen bilden. Von der Sessellift-Station erreicht man unbeschwerlich den höchsten Berg Vel'ký Kriváň (1709 m), der aus Kalkstein besteht und gute Bedingungen für eine reiche Blumenwelt bietet. Reichlich wachsen hier die weiße Silberwurz, das rote Quirlblättrige Läusekraut und der gelbe Moschus-Steinbrech.
Der Große Rozsutec besteht aus stark zergliederten und aufgerissenen Felswänden mit Abstürzen und einer Felsenstadt (Skalné mesto) unter der Westwand. Abrutschendes Geröll und Gestein sowie die Abspaltung eines großen Felsblockes schufen 40 m tiefer eine terrassenförmige Felsenschwelle. Der steinige Kalkboden ist übersät von der violetten Alpen-Aster, deren Bestände weithin leuchten.

Die Malá Fatra ist schon lange wegen ihres Bergblumenreichtums bekannt. In tieferen Lagen, auf Wiesen und an Waldrändern erregen die vielen Orchideen Bewunderung. Neben verschiedenen Knabenkräuterarten wachsen in großen Beständen die Große Händelwurz, das Bleiche Waldvöglein, die Grünliche Waldhyazinthe und die Schwarzrote Sitter vornehmlich an den Kalkhängen. Durch ihren Reichtum an Hochgebirgspflanzen sind besonders die Berge Vel'ký und Malý Rozsutec, Vel'ký Fatranský Kriváň und Chleb bekannt geworden.
In der Malá Fatra wachsen folgende Karpaten-Endemiten: Stattliche und Frühe Nelke, Tatra-Rittersporn, Slowakische Küchenschelle, Wittmann-Schöterich, Karpaten-Steinbrech und Karpaten-Soldanelle.
In Felsspalten, an Wänden und über Steine und Schutt hingestreut, entfalten alpine Arten ihre Blüten in satten Farben: Kriech-Gipskraut, Stengelloses Leimkraut, Narzissenblütiges Windröschen, Alpen-Hahnenfuß, Immergrünes Felsenblümchen, Felsen-Kugelschötchen, Alpen-Gemskresse, Alpen-Fetthenne, Berg-Hauswurz, Rundblättriger, Graugrüner, Moschus- und Fetthennen-Steinbrech, Zottiges Fingerkraut, Silberwurz, Alpen-Kreuzblümchen, Alpen-Aurikel, Frühlings-, Stengelloser, Fransen-, Deutscher und Schwalbenwurz-Enzian, Quirlblättriges Läusekraut, Österreichische Gemswurz und Berg-Flockenblume. Hier befindet sich auch die in der Slowakei einzige Lokalität des Weißhaarigen Habichtskrautes.

Von oben nach unten:
Der Große Rozsutec (1610 m) und die Vrátňa-Schlucht bieten eine bizarre Felsszenerie in einer sonst sanften Hügellandschaft.
Ganz unten: Auf dem Gipfel des Krivan, mit 1709 m die höchste Erhebung der Malá Fatra

In den Gebirgszügen der Slowakei leben ungefähr 400 Bären, davon 20 Tiere in der Malá Fatra. Die Begegnung mit Meister Petz ist absolut keine Seltenheit. Zuweilen taucht einmal ein Bär an einer Bergbaude oder beim Hotel Boboty auf oder steigt in ein Bergdorf ab, um im Herbst die Pflaumenbäume der Bauern zu plündern. Nach Auskunft der Naturschutzleute fallen den Bären Schafe und Kälber zum Opfer. Die Hirtenhunde leisten keinen Widerstand und verhalten sich ängstlich still, wenn einmal der Bär in einer Regennacht in einen Schafpferch eingedrungen ist. Die Naturschutzbehörden bezahlen der Schäfereigenossenschaft den erlittenen Schaden.
Äußerst selten ist die Begegnung mit einem Luchs. Obgleich er sich in der letzten Zeit vermehrt hat und auf seinen Wanderungen weit nach Westen vordringt, ist seine Lebensweise still und verborgen, und nur im Winter können seine Spuren weithin verfolgt werden. Bekannt ist, daß die Luchse weite Wanderungen auf den Nebenkämmen unternehmen. Dort stellte man auch Fallen auf, fing sie und exportierte die Tiere. In den Randgebieten und in den Wäldern des Berglandes halten sich das Hirsch- und Rehwild auf. Die durchschnittliche Waldgrenze liegt bei knapp 1200 m. Eigenartig sind die langen Wanderungen des Fischotters zur Brunftzeit, wenn diese oft 800 m Höhendifferenz beim Überwechseln von einem Tal über den Bergkamm in ein anderes überwinden.

Unter den Greifvögeln ist das Vorkommen des Steinadlers bemerkenswert, der in ein bis zwei Paaren am Sokolie und Rozsutec nistet und in manchen einsamen Gebirgen der Slowakei zu Hause ist. Auch hier ist der Wanderfalke enorm zurückgegangen. Nur ein bis zwei Paare sind in der Malá Fatra verblieben. Erst bei einem längeren Aufenthalt ist der durch seine karmesinroten Flügel bekannte Mauerläufer in den Felsen zu entdecken. Sein Bestand wird mit drei bis vier Paaren angegeben. In den Gewöllen der Uhus fand man Reste der Birkenmaus. Im Frühling balzen an einigen Stellen am Hauptkamm zwischen Rozsutec und Kleinem Kriváň Birkhühner, die überall sehr zurückgegangen sind. Unter den 673 Schmetterlingsarten befinden sich Apollo, Schwarzer Apollo und Segelfalter. Schwalbenschwanzfalter umspielen manche vor Bergwinden geschützte Gipfel.
In Terchová wurde 1688 der als Räuberhauptmann in die slowakische Geschichte eingegangene Juraj Jánošik geboren. Man hängte ihn 1713. Als Räuber wurde er zum Helden eines Volkes gemacht, wurde in Volksliedern besungen, auf Glas gemalt, in Holz geschnitzt und in Sagen und Märchen des slowakischen und polnischen Volkes idealisiert. Die Jánošik-Stube in Terchová zeigt Gegenstände aus seinem Leben.
Südöstlich von der Malá Fatra liegt die Vel'ká Fatra, ein 60 km langer Gebirgszug, den man in einer Größe von 60.100 ha ebenfalls zum Landschaftsschutzgebiet erklärt hat. Auch hier laden die langen Bergkämme zu weiten Wanderungen mit großartigen Ausblicken bis hin zur Hohen und Niederen Tatra ein.

Fotos: Lilo Baumgartner, Horst Wirth

Der Mönch im Berner Oberland

Foto: Jürgen Winkler

Abschied

Von Gaby Funk

Mit einem Ruck zog Anna gerade den Enthaarungsstreifen von ihrem Schienbein, als sie im Radio hörte, daß zwei Bergsteiger aus Süddeutschland am Mönch im Berner Oberland tödlich verunglückt waren. Jochen! Anna wußte sofort, daß es sich um Jochen und Heiner handelte. Sie rief bei der Polizei in Grindelwald an. Da der Beamte nur direkten Verwandten Auskunft geben durfte, bat Anna den Beamten, „ja" zu sagen, wenn einer der Toten Jochen Berger sei. „Ja!" – Kalt und hart hallte das Wort im Hörer, und Anna stand da, unfähig, zu denken, unfähig, sich bei dem Beamten zu bedanken. Sie legte auf, ging zum Schrank, zog die Sporthose und die Laufschuhe an und rannte auf der harten Straße zum nahen Wald. Gleichmäßig hämmerten ihre Schuhe auf den Asphalt, klopften rhythmisch „tot", „tot", „tot". Sie lief immer schneller, bis sie den matschigen Waldboden erreichte, der alles aufsaugte. Dort verringerte sie das Tempo nicht, sondern rannte den steilen, teilweise noch mit harten Altschneeresten bedeckten Waldweg hinauf, bis ihre Lungen schmerzten, wollte schreien, konnte aber nicht und taumelte, heftig keuchend, den steilen Berg hinauf, mitten durch das Gestrüpp und Unterholz des Waldes. Sie spürte nicht, daß die Zweige und Dornen blutende Striemen auf ihren Armen und in ihrem Gesicht hinterließen, und setzte sich weinend auf einen quer liegenden Baum. Jochen war tot! Zerschmettert. Nie wieder sein Lachen, nie wieder seine frechen Augen, nie wieder ein Biwak mit ihm im Schnee unter Sternen. Vorbei für immer, alles vorbei, vorbei, bevor es richtig begonnen hatte. Als sie nicht mehr weinen konnte, ging sie nach Hause. Mit jedem Schritt zurück spürte sie die Kälte stärker, die an ihren nackten, zerkratzten Armen entlangkroch und auch vor dem dünnen T-Shirt nicht haltmachte. Daheim klingelte das Telefon. Jochens Vater sagte ihr mit brüchiger Stimme, was sie schon wußte. In zwei Tagen sei die Beerdigung. Sie ließ heißes Wasser in die Badewanne einlaufen und verbrachte den Abend mit einer Flasche Rotwein in der Wanne, apathisch und steif, bis die Flasche leer und sie selbst betrunken war.

Anna haßte die salbungsvollen Zeremonien, wie sie auf dem Lande üblich waren. Sie fürchtete sich vor den Grabreden und vor jenem mit Weihrauch umwölkten Hinabsenken des Sarges in eine künstlich geschaffene Erdhöhle, in welcher der Körper langsam verrottet und Jahrzehnte benötigt, bis er den Zustand erreicht, den er erreichen soll: Asche zu Asche, Staub zu Staub. Bilder von Beerdigungen schwammen träge an ihr vorbei. Eines davon zeigte die „Gefühlshyänen", wie Anna jene nannte, die mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen die Angehörigen musterten und das Ausmaß des Leides an der Menge der Tränen ablasen. Außerdem fand sie es unerträglich, wenn ein Toter mit Dreck beworfen wurde. Ein Schäufelchen Erde auf den Sarg – das konnte sie nicht verstehen, auch wenn sie die religiöse Symbolik kannte. Tränen rannen ihr übers Gesicht, während sie verkrampft und ausgelaugt in der Wanne lag und die Wassertropfen anstarrte, die sich mit zäher Langsamkeit aus dem Hahn lösten, hinabfielen und auf der schaumfreien Wasseroberfläche zerplatzten. Mitten in der Nacht wachte Anna im kalten Wasser auf, fröstelnd vor Kälte und Einsamkeit. Sie würde hinfahren. Sie mußte!

Schwarz gekleidete Unbekannte, beladen mit Kränzen, Blumenschalen oder Sträußen, gingen zielstrebig auf das umzäunte Gebiet zu, das die Lebenden des Dorfes von den Toten trennt. Anna folgte ihnen durch das große, schmiedeeiserne Tor und ging dann zwischen den Reihen speckig glänzender schwarzer Grabsteine hindurch bis zu jenem Teil des Friedhofes, in dem sich helle, grob gehauene Steine befanden. Sie hatte sich gut unter Kontrolle; die zahlreichen Baldriantropfen wirkten. Das Grab. Viele Leute hatten sich dort bereits versammelt. Unter all den Schwarzgekleideten standen einige

wenige Farbtupfer mit tief gebräunten Gesichtern und hellen Ringen um die Augen. Anna nickte den Bergfreunden zu, vermied es aber, in deren Nähe zu kommen. Plötzlich hörte sie Trompeten. Der Pfarrer trat mit vier Ministranten aus dem Seitenportal der Kirche. Dahinter folgte Jochens Sarg, getragen von vier Männern. Direkt danach kam ein älteres Ehepaar, schmal und zerbrechlich wirkend, die Frau tief verschleiert, der Mann mit extrem steifem Gang und wachsfarbenem Gesicht, die Augen auf den Weg geheftet, der zurückgelegt werden mußte. Jochens Eltern. Schritt für Schritt näherten sie sich dem offenen Grab.

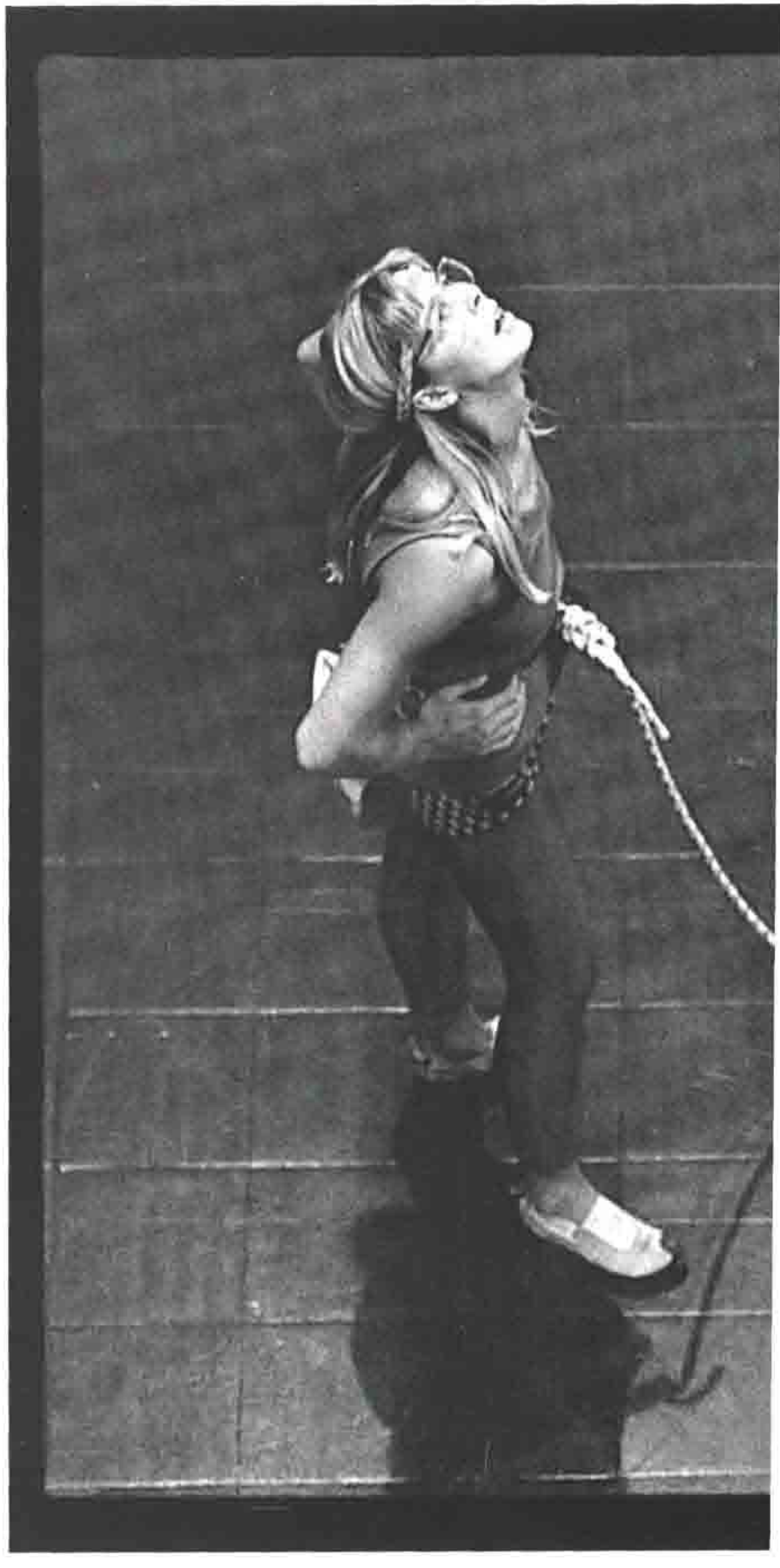
Annas Blick blieb auf dem Deckel des Sarges hängen: Jochens roter Helm mit den weißen Punkten, sein blaues Edelrid-Seil, der alte Eispickel! Nur mit Gewalt konnte sie das Lachen unterdrücken, an dem sie fast erstickte. Sie hielt die Luft an, um nicht losschreien zu müssen vor Lachen, pumpte die Luft in sich hinein, bis der Druck in ihrem Kopf unerträglich wurde. Weiße Punkte tanzten vor ihren Augen, Tränen strömten an ihren Wangen hinab und gruben Rinnsale ins Make-up. Kurz bevor sie gezwungen war, wieder Luft zu holen, hatte sie sich schon durch die hinter ihr stehenden Menschen hindurchgeschoben und rannte durch die Gräberreihen zum Tor, verfolgt von den irritierten Blicken der Schwarzgekleideten. Am Tor angelangt, heulte und lachte sie los, wurde geschüttelt vom hervorbrechenden Schmerz, krümmte sich und schaffte es gerade noch, sich nicht direkt vor dem Tor zu übergeben. Satzfetzen holten sie ein: Reich Gottes, Jochen Berger, bitte für uns arme Sünder. Dann wieder die scheppernden Trompeten. Anna setzte sich ins Auto und fuhr davon, schnell, viel zu schnell, nach Hause. Daheim angekommen, wanderte sie rastlos durch die Wohnung und landete immer am Kühlschrank. Wahllos stopfte sie in sich hinein, was sie fand. Ihr wurde übel. Sie trank einen Cognac, legte sich ins Bett und träumte, daß sie mit Jochen in einem wahnsinnigen, verzweifelt-erotischen Tanz auf Schlittschuhen über das dünne Eis des Baggersees schwebte. Am nächsten Morgen bekam sie einen Weinkrampf, als ihr klar wurde, daß sie nur geträumt hatte. Im Kühlschrank entdeckte sie ein Badetuch, das sie abends versehentlich dort hineingestopft haben mußte. Dann begann Anna wieder die stille Odyssee durch ihre Wohnung: Jochen hatte seine Zukunft verloren, wurde Teil der Vergangenheit. So viel blieb ungesagt zwischen Jochen und ihr, für immer. Sie wußte nicht, ob Jochen in sie verliebt gewesen war oder sie jemals geliebt hätte. Sie wußte nichts, gar nichts und würde es nie erfahren. Nicht einmal richtig Abschied hatte sie von ihm genommen. Sie hatte gekniffen. Diese Gedanken fraßen sich in ihr fest, und sie rieb ihre heiße Stirn so lange an der Rauhfasertapete, bis sich rote Streifen auf dem nüchternen Weiß abzeichneten. Ihr Blick fiel auf das Foto von Jochen, das ihn auf dem Gipfel des Manaslu im Himalaya zeigte. Sie mußte etwas tun, um nicht verrückt zu werden. Sie mußte in die Berge.

Nachdem sie den Schweizer Wetter- und Lawinenbericht abgehört hatte, fuhr sie zum Klausenpaß in den Glarner Alpen. Sie wollte zum Clariden, zu jenem Dreitausender, den sie während ihres Studiums immer dann allein aufgesucht hatte, wenn sie Ruhe brauchte. Der Paß war eigentlich noch geschlossen, aber ihr Biwakplatz unter den Fichten am Wildbach war erreichbar. Schwarzer Flor schwebte leicht durch das Tal und verdunkelte den Mond und die Sterne, aber sie konnte die vertraute Landschaft umso besser hören: das Rauschen des nicht zugefrorenen Wildbaches, den Wind, der durch das enge Tal säuselte, die Nadeln der Fichten gegeneinanderklimpern ließ und Anna mit zartem, kühlem Streicheln auf der Wange zu begrüßen schien. Weit über ihr bog sich das Eisschild der Nordwand hinauf zum Gipfel. Anna kannte deren Anblick in schönen Vollmondnächten und stellte sich vor, wie die Wand im Mondlicht schimmerte, als ob sie überzogen wäre mit platinfarbenem Samt, weich und warm, oder mit dem feinen Silt aus dem Bett eines Gletscherbaches. Sie holte den Biwaksack, den Daunenschlafsack und die Isomatte, setzte die Stirnlampe auf und tastete sich vorsichtig die steile, mit Schnee bepackte Wiese bis zum Wildbach hinab, wo sie es sich unter den Fichten bequem machte. Unruhig wälzte sie sich in ihrem warmen Schlafsack hin und her und war froh, als sie endlich aufstehen konnte. Nach dem Frühstück zog sie los, stieg langsam den Hang hinauf, weiter und weiter. Sie hatte viel Zeit für ihren Berg und blieb oft stehen, um zuzusehen, wie der dunkle Flor morgens immer heller wurde, wie zartes Rosa im Osten an den Graten der Berge leckte, wie diese Zunge immer dreister wurde und sich schließlich am Horizont ausbreitete wie eine zähfließende, rote Gallertmasse. Ein wunderschöner Tag kündigte sich an. Gleichmäßig stieg sie bergauf. Die rhythmische Harmonie der Bewegungsabläufe und die tiefen Atemzüge wirkten entspannend auf ihre überreizten Nerven, hüllten sie ein in einen weichen, schützenden Kokon. Der Blick über die unzähligen Bergspitzen, die sich in der Ferne gerade noch aus dem

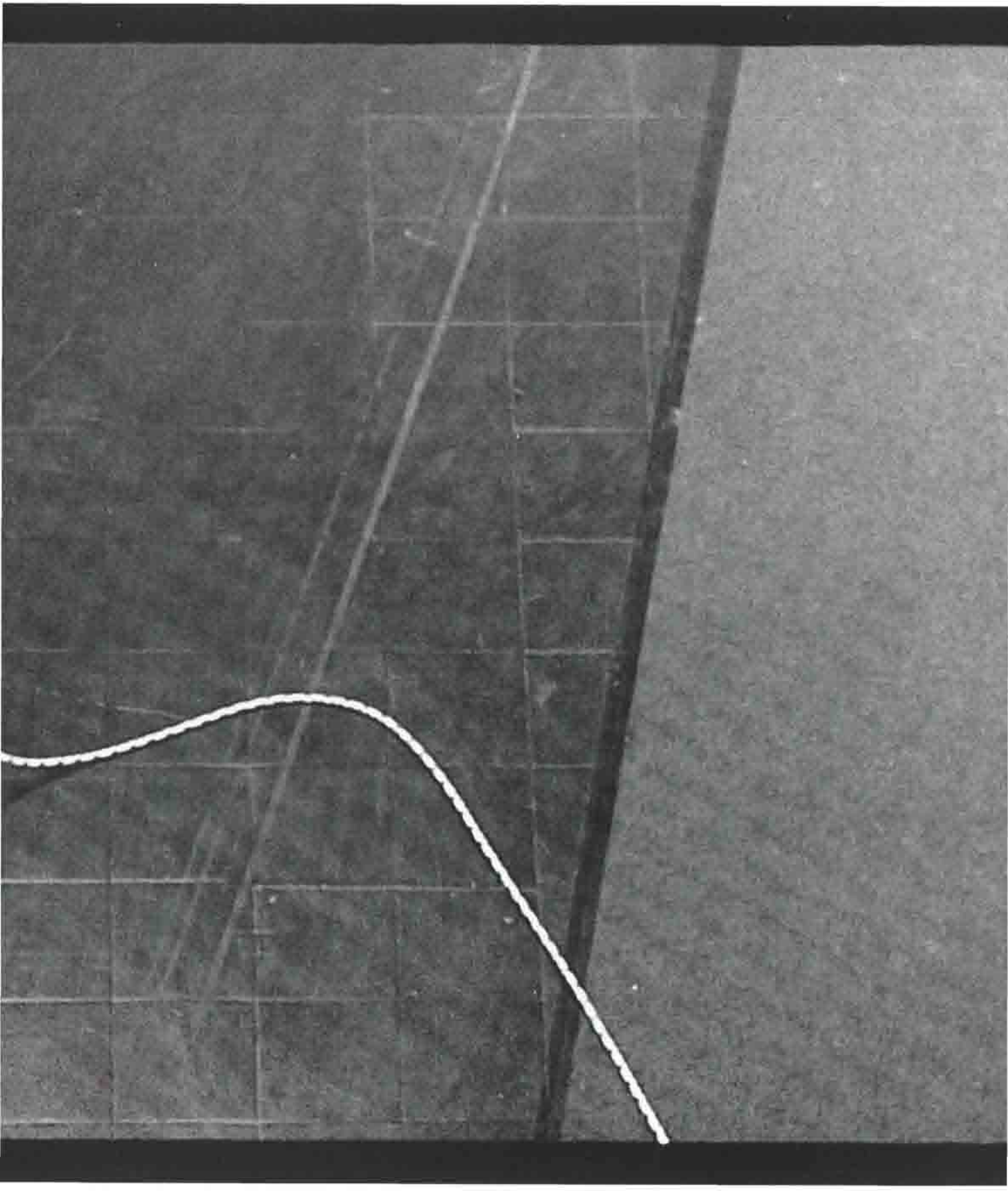
Dunst heraushoben, schien die ohnmächtige Wut aus ihr herausgezerrt zu haben.

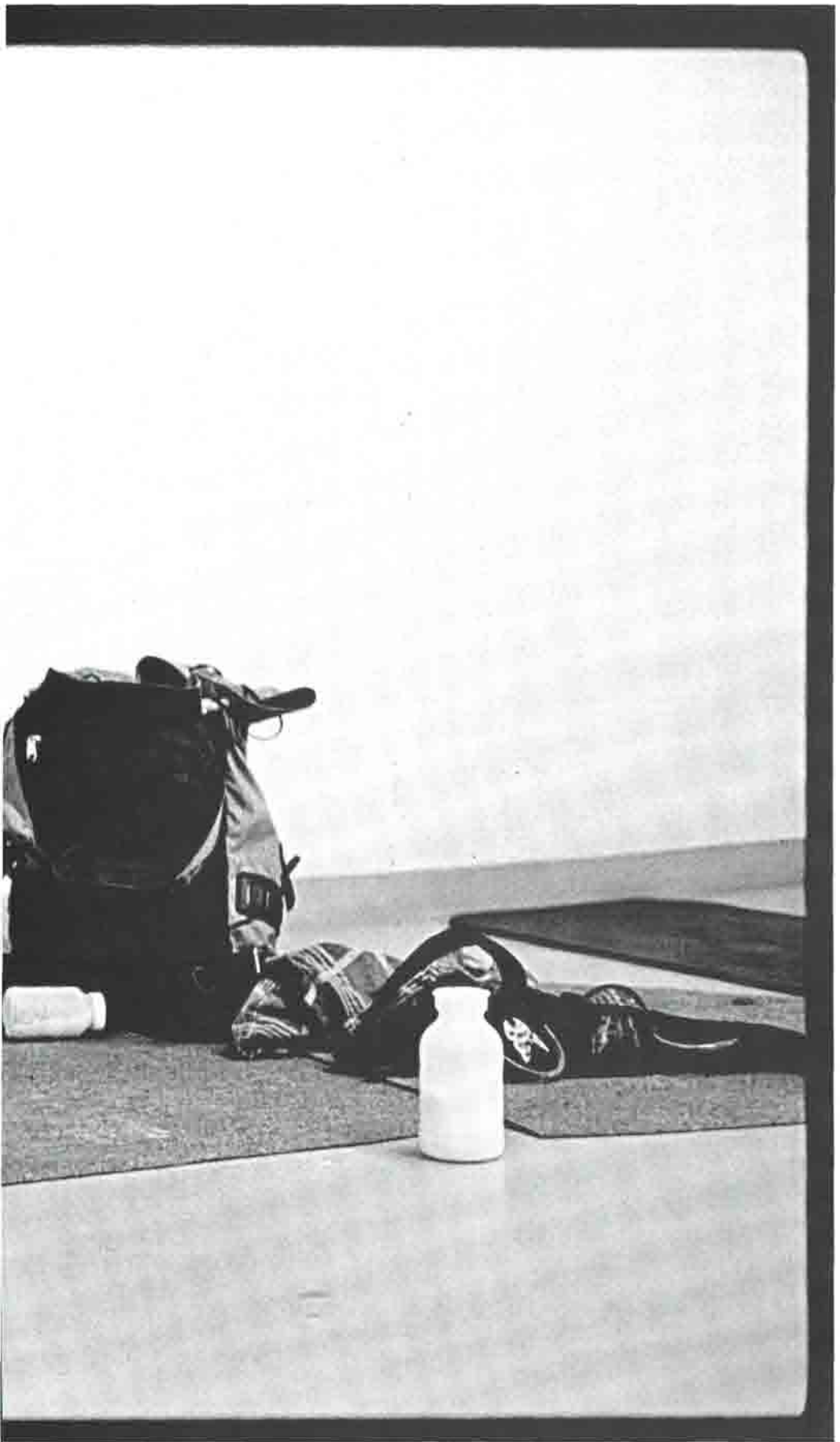
Am „Iswändli" knurrte ihr der Magen. Sie setzte sich auf ihren Rucksack in die Sonne, stellte fest, daß sie heute wohl ganz allein an ihrem Berg unterwegs war und ließ ihren Blick über die alten Bekannten in der Ferne schweifen, deren Namen sie zwar nicht mehr wußte, aber von deren Besteigung Bilder in ihr auftauchten. Jochen war Teil dieser Bilder, und sie sah ihn, wie er ihr zugrinste, wenn sie sich mal wieder „auffi" quälen mußte, sah, wie er lachte, wenn sie im Tiefschnee unberührte Hänge hinabfuhren. Sie sah Jochen auf dem Gipfel, Jochen mit seinem Marienkäferhelm, Jochen beim Aufnehmen des Seiles, Jochen, Jochen, überall war Jochen, und mit jedem Bild bröckelte ein Stück von ihrem Kokon ab. Sie packte schnell ein und ging weiter, hoch zum Grat, die einzige gefährliche Spaltenzone des Berges rechts umgehend. Es dauerte nicht mehr lange, und sie hatte das Skidepot erreicht. Von dort stapfte sie zu Fuß auf den Vorgipfel, dann hinab zu einer kleinen Scharte. Tiefe, von der Sonne gut ausgebrannte Stufen führten sie sicher durch den steilen Ausläufer der Nordwand zum Gipfel.
Oben setzte sie sich in die Sonne und holte den Walkman aus dem Rucksack: meditative Musik, Kojiki von Kitaro, die Erschaffung Japans durch die Götter, verknüpft mit einer Liebesgeschichte. Die Musik von Kitaro paßte zu dieser Landschaft. Anna saß auf ihrem Rucksack, schaute ruhig in die Ferne und versuchte, mit Jürgen zu reden, ihm das zu sagen, was sie ihm immer noch sagen wollte. Sie wollte an Jochen denken und mit ihm reden, hier oben, und dann wollte sie ihren Schmerz und ihn auf dem Gipfel ihres Berges lassen, um einen Ort zu haben, wo sie ihn immer wieder aufsuchen könnte. So hatte sie es sich vorgestellt. Gegen Ende der Kassette heulte Anna plötzlich laut auf vor Zorn. Sie hatte nicht an dieses alberne Happy-End durch das Einlenken der gütigen Götter gedacht! Nun war es zu spät. Anna hätte alle Götter verflucht, wenn sie an Götter geglaubt hätte. Aber so konnte sie nicht einmal das tun. Völlig aufgelöst, schluchzte sie ihre Qual hinaus in diesen aufreizend blauen Himmel, saß weinend im Zentrum dieser allzu harmonischen Bergwelt und konnte sich nur mühsam daran hindern, aufzuspringen und die steile Wand hinabzurennen, fort, weg von hier, sich herausschleudern aus dieser Welt, die einmal Jochen und ihr gehört hatte. Ruhe wollte sie finden hier oben. Sie hatte aber das Gegenteil erreicht! Die Sonne hing inzwischen im Westen, und Schleier überzogen das dunkel gewordene Blau des Himmels.

Sie hatte sich leer geweint, war erschöpft, mußte hinunter. Langsam und aufmerksam stieg sie zum Skidepot ab, schnallte die Skier an und legte die ersten zaghaften Schwünge in den breiten Hang: weicher Frühjahrsfirn, der den Skiern keinerlei Widerstand beim Drehen bot. Jochens Lieblingsschnee. Anna tobte los, raste zuerst „Schuß" den steilen Hang hinab, riß dann kurze Schwünge in den weit spritzenden Schnee, sprang immer schneller, hackte mit den Skistöcken rhythmisch rechts, links, rechts, links, fuhr immer aggressiver, sprang, sprang, bis die Oberschenkel schmerzten, und lachte bei jedem Schwung. Sie wurde hinabgerissen vom Sog des Hanges, war berauscht von der hemmungslosen Wildheit ihrer Bewegungen, berauscht von dieser Landschaft, gierig danach, ihre eigene Lebendigkeit zu spüren. Im unteren, weniger steilen Teil der Abfahrt blieb sie schwitzend und keuchend stehen, hängte sich in die Stöcke und saugte die Luft ein, als hätte jeder einzelne Schwung die Luft aus ihr herausgepreßt, bis nur noch Vakuum in ihr war. Als sie sich erholt hatte, wedelte sie weiter, ruhig und gleichmäßig, so harmonisch und schön, wie sie nie zuvor gefahren war. Sie schrieb ihre Spur in den Hang, legte ihren Schmerz in den Schnee und lächelte.

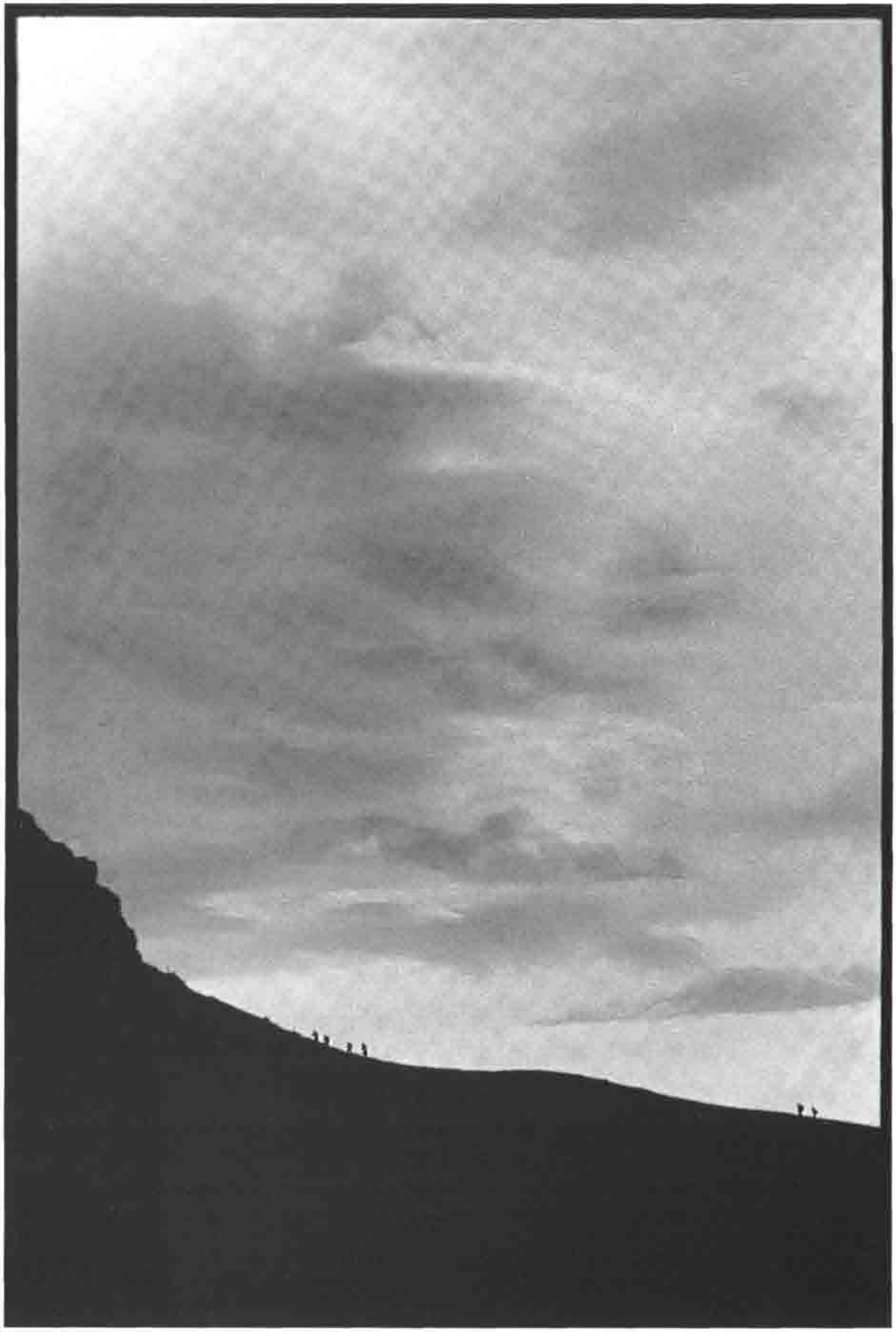


Die folgenden Fotoseiten von Gerd Heidorn leiten von der Empfindung zur Reflexion, vom Traum zur Welt der Tat. In dem auf diese Seiten folgenden Beitrag sagt Helmuth Zebhauser, er hätte über seine Arbeit gerne „Grabmal für Intellektuelle" geschrieben. Tatsächlich scheint uns zwischen der Konzentration eines Wettkampfkletterers vor dem Start, sichtbar gemacht vom Fotografen auf den folgenden beiden Doppelseiten, und den Wanderern am Spitzingsee auf Seite 218 die gesamte Breite dessen ausgespannt, was Bergsteigen in den Köpfen seiner Adepten anrichtet. Solch ein intellektueller Umfang einer – nehmt alles nur in allem – simplen körperlichen Betätigung ist eben nicht leicht in brauchbare Gedanken und Worte zu fassen. Die alpine Literatur vieler Jahrzehnte ist voll von mißglückten Versuchen in diese Richtung, ist voll von Beispielen für diese These. Zebhauser meint offenbar, wir dürfen trotzdem nicht aufgeben, denn „oftmals sind es Gruppen, die Zeit und Welt verkennen" (Lyotard). Wir meinen, Zebhauser hat recht – aber ohne Chancen sind wir nicht. Wer sich so auf eine Sache konzentrieren kann wie Irmgard Braun (auf dem Bild rechts beim Frankencamp 89), der sollte in der Lage sein, sich späterhin auch diszipliniert und ergiebig auseinanderzusetzen mit dem, was wir am Berg tun. P. B.





Nanette Raybaud vor dem Start.



An der Rotwand

Epitaph für Randfiguren

Der Alpinismus und sein kulturelles Selbstverständnis

Von Helmuth Zebhauser

Da steh ich und zeichne mit der Hand Figuren in die Luft. Nur wer mitschaut, sieht sie. Randfiguren.
„Grabmal der Intellektuellen" hätte ich gerne als Titel über diesen Beitrag geschrieben – in Anführungszeichen, denn es ist ein Zitat. Jean-François Lyotard hat das Wort als Überschrift für seinen Aufsatz in Le Monde am 8. Oktober 1983 benutzt. 1983 war das Jahr, in welchem tief in der alpinen Provinz Kulturbetrieb angekurbelt wurde. Es war der Beginn einer umfassend gedachten neuen Kulturaktivität des DAV, die nun 1993 zumindest eine Zäsur erhielt, wenn nicht zu Ende gegangen ist. Dabei ist zu bedenken, daß der Titel „Tombeau de l'intelectuel" mehr als nur Grabstein meint. Epitaph vielleicht. Erinnerungsmal. Denkmal. Ein musikalisches oder literarisches Genre zum Gedächtnis von irgendwas.
Nein, es geht doch nicht um die Intellektuellen, hätte man gesagt. Es geht um Kultur für alle (als ob das möglich wäre). Wir sind so stolz auf die Pluralität unserer Vereine. Wir sind ein Patchwork von Minderheiten. Aber wir möchten *eine* Kultur für *alle*!

***

Sport ist Kultur.
Alpinismus ist mehr als Sport.
Also ist Alpinismus mehr als Kultur.

Diese hübschdumme Schlußfolgerung erlaubt zumindest die Frage: Was aber ist dann Alpinismus und sein kulturelles Selbstverständnis. Lassen Sie mich einen etwas abgestandenen Witz nacherzählen:
In einem Dorf, das der Fremdenverkehr bisher verschont hat, mietet sich ein Sommergast ein. Immer laufen die Kinder hinter ihm her und prusten vor Vergnügen. Das gefällt der Huberin gar nicht. „Kinder", schimpft sie, „den arma Mo derfts net auslacha! Was konn denn der dafür, daß er koan Kropf hat?" – Ein hochbetagter Witz, gewissermaßen mit Gamsbart. Jedenfalls meint ein Tageszeitungssonntagsjournal dies. Aber immerhin läßt sich folgern: Der Alpine Mensch ist das Maß aller Dinge. Oder auf uns übertragen: Der Alpinist ist der normale, der gesunde Mensch.

***

Alpinismus ist Natursport.
Auch eine feine Formulierung. Aber was ist Natursport? Jedenfalls etwas anderes als Platzsport.
Platzsportarten verbrauchen jeweils ein Stück Land oder ein Stück Baugrund oder auch ein Stück Landschaft für ihren Sport. Das Stück wird eingezäunt und präpariert. Golfer zum Beispiel legen dann zum Ausgleich für den herbizidbehandelten Rasen auch einen Goldfischteich an und reden von Ökologie.

Die Tennisspieler sind da rüder. Sie präparieren nur für den raschen Schritt und den Ballflug. Roter Sand ist typisch. Immerhin, zwei Tennisspieler brauchen nur ein kleines Stück Land, im Gegensatz zu den Golfern, die große Stücke Landschaft verbrauchen.

Der Alpinist aber, der braucht die ganze Weite des Gebirges. Er zieht ein Netz von Wegen, er baut Hütten, Häuser, Hotels, konstruiert Materialseilbahnen, stellt Dieselaggregate auf, baut Windräder. Und jetzt hat er das Problem, die Fäkalien der Bergsteiger ins Tal zu schaffen („per Hubschrauber" lautet einer der Vorschläge).

Sind das unsere kulturellen Aufgaben?
Ach nein, das ist nur ein Zivilisationsproblem. Und mit der Zivilisation haben die Alpinisten immer schon Schwierigkeiten gehabt. Einige Ideologen behaupten sogar, Alpinisten wären nur dadurch entstanden, daß der Civis der Civilisation ausgewichen ist.
Wo also setzt Kultur ein?
Lassen Sie mich fünf Fälle auf das Grabmal schreiben:
Jeder läßt so stolz sein auf Alpenvereinskultur und zugleich erschrecken.

1. Petrarca hat den Mont Ventoux möglicherweise nicht erstiegen.
2. Der Alpinist ist die Eidechse.
3. Ein ausgestopfter Steinbock jodelt nicht.
4. E. T. Compton war ein rückständiger Maler.
5. Lyotard ist uns wurscht.

Bei uns ist alles anders. Und Kultur ist nur der Zuckerguß auf der Torte Tatalpinismus.

Fall 1: Petrarca hat am 26. April 1336 den Mont Ventoux nicht erstiegen

Nur er selbst hat behauptet, er hätte.

Vielleicht hat er. Seine Ortskenntnis ist verblüffend. Jedenfalls aber hat er nicht „raptim et extempore" niedergeschrieben, wie er behauptet, was er eventuell am Berg erlebt hat.
Das hat er, falls er am 26. April 1336 tatsächlich auf dem Berg gewesen sein sollte, erst 18 Jahre später so abgefaßt, wie wir es heute lesen und wie wir Alpinisten es seit hundert Jahren wiederkauen. Überhaupt: 26. April. Das war Freitag vor Ostern. Ob der geistliche und tatsächlich auch christgläubige Herr da nichts anderes zu tun gewußt hat? Überdies weiß man, daß er das Domizil in Vaucluse, von welchem er zu seiner Besteigung gestartet sein soll, 1336 noch gar nicht bewohnt hat. Erst 1337 erhielt er es zur Verfügung. (Die textkritischen Fakten sind alle bei „Petrarca", herausgegeben von August Buck, Darmstadt 1974, nachzulesen.)
Also sehr viel dichterische Freiheit ist in diesem „Sendschreiben". Der Brief („Brief" ist eine literarische Gattung dieser Zeit) des Petrarca, 1353 geschrieben, ist dennoch ein höchst bedeutendes Literaturstück, das mit seinem Ausdruck von Naturerleben gleichermaßen wie mit seiner Rückbesinnung auf die Höhe (Tiefe) menschlicher Kontemplation den Eintritt in die Neuzeit kennzeichnet.

Doch was kümmert das schon den Alpinismus-Chronisten.
Für ihn ist Petrarca der erste neuzeitliche Bergsteiger. „Oh Ihr Ahnungslosen, die Ihr einst auf Grund dieses Briefes zuerst den Naturentdecker gepriesen und dann enttäuscht, ihm vorgeworfen habt, er sei von mittelalterlichem Mystizismus angekränkelt gewesen" (Buck).

Und was lehrt uns dieser Fall?
Die Geschichte des Alpinismus ist nicht geschrieben. Auch wenn kürzlich ein Ingenieurprofessor meinte, es sei schon genug Alpingeschichte erschienen. Die bloße Aneinanderreihung von oft wiederholten „Fakten" ist noch lange nicht Historie. Und: Alpinismusgeschichte ist allemal an der Geschichte der Gesellschaft zu ordnen. „Man bedenke nur, mit welch immensen Kräften die Gesellschaft auf jeden von uns einwirkt, wie diese Gesellschaft sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und auch von Klasse zu Klasse verändert. Wenn wir also diese unsichtbaren Präsenzen nicht analysieren können, verstehen wir sehr wenig vom behandelten Thema ..." (Virginia Woolf, Tochter von Sir Leslie Stephen, dem großen Alpinisten, „Eine Skizze der Vergangenheit", 1939).

Bericht zu Fall 1:
Der Versuch, eine umgreifende „Geschichte des Alpinismus" zu verfassen, wurde unternommen, aber er ist gescheitert am Desinteresse aller drei Vereine: DAV, ÖAV und SAC. Niemand wollte dafür etwas investieren. Niemand wollte sich an den Risiken dieses Projektes beteiligen. Niemand wollte die Freudenspiele spielen und die Trauerarbeit leisten. Konzept und der große Ansatz blieben unbeliebt bzw. unbeachtet. Einige eher feuilletonistische Bücher und einige geschichtswissenschaftliche Bausteine kamen als karger Ansatz zustande.

Fall 2: Der Alpinist ist die Eidechse

Serge Moscovici schreibt, das 18. Jahrhundert sei rundum vom Problem des Staates beherrscht gewesen. Das 19. Jahrhundert habe dem Problem der Gesellschaft den Vorrang gegeben. Das 20. Jahrhundert aber habe das Problem Natur auf der Tagesordnung (Serge Moscovici, Essai sur l'histoire humaine des la nature; Paris, 1968).

Es gibt auch eine andere derartige Bestimmung: Das 19. Jahrhundert sei das Jahrhundert der Naturwissenschaften gewesen und das 20. Jahrhundert sei das der Kommunikationswissenschaften.

Die beiden Anschauungen gehen nur oberflächlich betrachtet auseinander. Moscovici verweist ausdrücklich darauf, daß das Problem der Natur nicht mehr einfach durch Faktensammlung und Ingenieurhandhabung anzugehen sei, sondern es würde auf „das Wissen der Philologen, des Logikers und des Philosophen" zurückgegriffen.

Die Rolle, die dabei der Mathematik zukommt, „wird man vielleicht eines Tages mit der Ausbreitung der Schrift vergleichen, wenn nicht gar mit der Ausbreitung der menschlichen Sprache".

***

Mit diesen Mitteln gelangen wir zu einer zunehmenden und bald vollkommenen Vergesellschaftung der Natur.
Wir haben es bereits rundum mit geformter Natur zu tun. „Erst in der historischen Rückschau erkennen wir, in welch hohem Maße die Natur kulturell geprägt ist" (A. G. van Melsen, Science and Technology, Pittsburgh, 1961). Das Gebirge war, als die Bergsteiger eindrangen, schon vielfach ein Produkt der Menschen. Die Agrikultur und die Gewerbekultur — selbstverständlich mit den damals nicht sehr weitreichenden Mitteln — hatten das Bergland längst umgeformt. Es gab Bannwälder, Wasserleitungen, Soleleitungen, Bergwerke, Salforsten und Hammerwälder, Hochweiden und vielfältige Bodenkultur an den Talhängen.
Nur im Ödland oben in Schnee, Eis, Schrofen, Geröll und steilen Wänden, da war noch nichts verändert. Dieses vollbrachte dann der vereinsversammelte Alpinist.

***

Der Mensch trat ständig in eine Beziehung zur Natur, durch Arbeit, Technik und Tourismus.

***

Das Holz wird durch die Geschicklichkeit des Schreiners zu einem gemachten Gegenstand. Es ist immer noch dieses Holz. Oder ist es etwas anderes geworden? Das Wasser wird durch das Wissen des Ingenieurs zu regulierender Energie. Auf solche Weise entsteht für den Menschen eine zweite Natur. Und je mehr der Mensch seine Absichten in Werke umsetzt, desto mehr weicht die erste Natur zurück und verschwindet. Unsere Emsigkeit rückt Andersnaturen ins Licht.

Aber „schon Seneca war hingerissen von der Nostalgie der Orte, welche die menschliche Erfindungsgabe noch nicht berührt hatte", damals der Flüsse, die noch nicht zum Kanal gezähmt waren.

Schon vor der Ökologiebewegung entwickelte sich in der französischen Philosophie eine Diskussion über das Verhältnis von Mensch und Natur.

Die Vergesellschaftung der Natur ist das eigentliche Problem, das uns alle angeht. Wir sollten sie (vielleicht) rigoros stoppen. Aber was tun wir? Wir schützen Zustände. Wir machen aus der Natur ein Museum. Welche Natur wollen wir eigentlich schützen? Ich wiederhole: Das Ödland des Steinernen Meeres war einmal kein verkarstetes Ödland, sondern, wie schon Purtscheller nachwies, grünes Weideland. Dieses zum Beispiel erklären wir für erhaltenswert. Also ein Ödland (Verödungszone), das der Mensch zu solchem gemacht hat. Wir wollen einen Zustand schützen, den wir hergestellt haben. Wir wollen ein künstliches Gebilde, einen Ausdruck von Zerstörung als Naturzustand bewahren.

***

Habermas verweist in seinem Lexikonartikel „Philosophische Anthropologie" darauf, wie sich der Mensch lebensbezügliche Inhalte aus der Wirklichkeit erdeutet. „Erst der Mensch macht aus einer Erderhöhung einen Berg." Er verweist auf Erich Rothackers Gedanken „Ohne Schiffe gibt es keine Buchten." Und er sagt: „Die Menschen leben und handeln nur in den konkreten Lebenswelten je ihrer Gesellschaft, niemals in *der* Welt. Die Sprache der Gauchos kennt mehrere hundert Wörter für Pferde und das, was im Umgang mit ihnen bedeutsam ist, aber nur vier Pflanzennamen." Max Scheler verweist in anderem, allerdings niedrigerem Zusammenhang auf die Eidechse, die das kleinste Rascheln des Laubes hört, den Pistolenschuß aber nicht.
„Die Menschen leben in einer eigentümlichen Verschränkung von Umweltbildung und Weltoffenheit. Das eine oder andere träfe nur für Tiere oder Engel zu. Der Mensch aber steht zwischen beiden. Was hier mit dem dialektischen Verhältnis von Umweltverhaftung und Weltoffenheit, . . ., formal angezeigt wird, ist noch einmal die Tatsache, daß der Mensch Geschichte hat und geschichtlich erst wird, was er ist" (H.).

Bericht zu Fall 2:
Die Verquickung von Naturerleben, Naturverwandlung und Naturschutz wurde von den Vereinen nicht als eine zentrale Aufgabe gestellt. Anstatt dessen wurde die grob utilitaristische Formulierung „Naturschutz wegen Naturnutz" als Motto für praktisches Handeln erkoren.

Fall 3: Ein ausgestopfter Steinbock jodelt nicht

Die großen Fetischsammlungen der Bergsteiger, zum Beispiel im Alpinmuseum Kempten, sortieren die Ereignisbruchstücke und Erinnerungsfetzen einstigen Alpinismus nach einer separierenden Geschichtsvorstellung. So entstehen dann begehbare Depots zufällig übriggebliebener und zusammengefundener Stücke. Diese stehen und liegen nun tot herum. (Bildschirme mit laufenden Bildern würden diese Situationen nur ins Groteske steigern.)

Bürgermeister Lindson von New York hatte Hoving gesagt, als er ihm die Leitung des verstaubten Metropolitan-Museums übergab: „Nun laß die Mumien tanzen!"

Hoving hat sie tatsächlich tanzen lassen. Das Met ist ehrwürdige Sammlung einerseits und Kultur-Klamaukstätte andererseits geworden. Das Alpinmuseum Kempten ist ein starres Museum. (So ist nun mal das Zweigmuseumsprogramm des Bayerischen Staates – und in Kempten ist ein Bayerisch Staatliches Zweigmuseum.) Die anderen alpinen Museen sind nicht lebendiger.

Ein Wechselausstellungsraum hätte die Starre der Fetischaufreihung vielleicht gemildert. Immer aber wäre eine Ansammlung von Demonstrationsstücken geblieben.

***

Die Wirklichkeit interessiert den Alpinisten.
Die Ereignisgeschichte interessiert den Alpinhistoriker. „Eräugnisgeschichte" hatte Kant geschrieben. (Heidegger hätte oder hat seine erhellende Freude an diesem Wort gehabt.) Was sich eräugnet und was be„greifbar" ist und be„tretbar", das zählt.
Aber was wir zudem brauchen, ist der lebendige Umgang mit unserer Geschichte. Die Einzelbelegstücke dieser Museen können lediglich Anstöße geben.

***

Hat jemand danach gefragt, warum man in Kempten neben Hermann von Barth durch ein Guckloch König Ludwig II. sehen kann? Ja, ein Ministerialrat des Kultusministeriums. Sonst niemand.
Hat jemand gefragt nach der Bildungsbürger-Mentalität unserer Gründungsalpinisten? Und wohin sie gekommen ist? Nein.

Bericht zu Fall 3:
Im Alpinmuseum Kempten werden fast 3000 Exponate hergezeigt. Sie sind nach einem wohlbedachten Konzept geordnet und museumsdidaktisch nach modernen Gesichtspunkten präsentiert. Das Ganze hat internationalen Zuschnitt. Auf museumsmodischen Audiovisualitäten und oberflächlichen Unterhaltungs-Schnickschnack ist bewußt verzichtet. Die Texte sind in den meisten Sälen semantisch optimiert. Also ist den diversen Informationserwartungen Rechnung getragen. Den sehr unterschiedlichen Informationsprofilen der Besucher ist mit mannigfachen Präsentationsformen entgegengekommen. Der Bildzeitungsleser kann Headlines lesen, die immerhin schon komplette Information abgeben, wenn auch eine von geringer Tiefe. Der Fachmann wird spannende Vertiefungen finden. Spielräume für Denkgänge sind da. Für sechs von sieben Kapiteln liegt ein exakter und weiterführender Katalog vor.
18.000 Besucher waren in den ersten neun Monaten da,
11.500 im zweiten Jahr und
12.500 im dritten.
Das alles bei geringer Anpreisungsaktivität.
Dennoch kann der Erfinder nicht happy sein.
Er wünscht sich den lebendigen Umgang mit der Geschichte.
Und nicht nur den ausgestopften Steinbock angeglotzt.

Fall 4: Compton war ein rückständiger Maler

E. T. Compton malte das Gebirge so ab, wie es der Bergsteiger sieht. Er malte das begehbare Gelände.
Cezanne malte den Berg, wie er, der Talmensch, ihn sah.
Cezanne hat wahrscheinlich La Montagne de Sainte Victoire nie bestiegen.
Compton hat viele Berge bestiegen. Er konnte bergsteigerisch genau schauen. Compton hat seine Art, zu malen, noch genauer gemacht, als Vittorio Sella mit seinen Fotografien Konkurrenz zu bieten begann; später hat Compton sich langsam, sehr langsam verändert und seinen Bildern einen Hauch von Neoimpressionismus gegeben, im Alter, in der Schwäche. Compton hat die moderne Bergsteigerei nicht reflektiert; er hat immer gleichbleibend die Schauweisen aus Purtschellerscher Art Bergbesteigungen dokumentiert. Er hat, im Gegensatz zu den jüngeren Bergsteigermalern Platz und Bauriedl, nicht den Blick der Moderne ins Bild gebracht.
Compton ist ein brillanter, aber langweiliger Maler des ausgehenden vorigen Jahrhunderts. Er wurde von der Stilwende nicht tangiert. Man bedenke seine Zeitgenossen: Segantini, Hodler und so aufregende Maler wie Giovanni Giacometti und Bauknecht. Man bedenke, mitten in seinem Malerleben entstanden die späten Bildwelten von Paul Cezanne, -zig Bilder vom Mont Sainte Victoire.

***

Aber lassen wir die Kirche im Dorf. Bleiben wir bei den Alpinisten: Hans Beat Wieland und Otto Bauriedl haben gewiß auch schlechtere Bilder als Compton gemalt, jedoch auch bessere und auch allemal neuere.

Bericht zu Fall 4:
Der DAV hat im Rahmen seines Alpinmuseumskonzepts eine kleine Galerie des Schauerlebnisses mit Bildern von Bürck über Reschreiter, Reiser, Platz, Pippel, Sieck und Bauriedl gezielt gesammelt und aufgereiht. Der DAV wird auch ein Kabinett mit Compton-Grafiken einrichten. Und dann die Stilwende-Maler dagegenstellen. Die Museumsbesucher werden aber, wie ehedem, vor allem Compton bewundern.

Fall 5: Lyotard ist uns wurscht

Wittgenstein glaubt, wie Kant, die Zeit sei an der Sprache erkrankt.
Die Gemeinschaft, die Schlagworte tauscht, erkennt sich in ihnen wieder, weniger in dem, was diese bedeuten, als in dem, wofür diese stehen. Die Gruppensprachen entwickeln ihre inzüchtige Eigenart. Lyotard verweist auf Wittgenstein und sagt: „Oftmals sind es Gruppen, die Zeit und Welt verkennen."

***

Man muß schneller sein als die anderen, aktueller. Man muß das Schlagwort liefern („Knackpunkt" war in den letzten Jahren der lächerlichen eines), damit man sich unterscheidet und damit dann, wenn es die Gruppe übernommen hat, die Gemeinschaft einen Augenblick lang unterscheiden kann. Aber Schlagworte haben nur ein kurzes Leben. Welch vertraxter Ehrgeiz: „Man will als erster das Wort geben." – „Eine extreme Spielart des Dandyismus" (L.).
Verleger, Filmproduzenten, Fernsehschreiber und Fernsehredner, Redakteure und Journalisten von Zeitungen und Zeitschriften verdienen Geld mit den Moden der Wörter.
Man spekuliert mit Unterschieden zwischen Redensarten wie mit Unterschieden zwischen Kleidungsstilen.
Man zieht sich die Wörter über. Und legt sie wieder ab, wenn andere, schickere zur Hand kommen. Daran leidet die Sprache

und die Literatur der Provinzen mehr noch als die der Zentren. Weil sie allemal nachhängt.
Wir verstehen einander doch „sowieso" nicht. Was interessiert uns Wittgensteins Sprachspieltheorie? Doch müßte sie das.

Der D. u. Oe. AV entwarf mit seiner Gründung und Entfaltung eine Gruppe von heterogenen Räumen. „Ein großes patchwork aus minoritären Singularitäten" (L.) in den einzelnen Vereinen gleichwie in den Arbeitsgebieten, die diese sich zumaßen.
Die Regionalismen brachten Farbigkeit.
Sie brachten aber auch Unterschiede in den Zielen, in den Anschauungen, in den Sprachen.
Diese Entwicklung verstärkte sich mit dem Abschluß der Ersterschließung der Alpen. Die Interessen divergierten. Die Vergesellschaftung der Natur war zwar offenbar eine generelle Tendenz, doch sie verwirklichte sich in Regionalismen. Und unmittelbar mit ihr und wohl auch aus ihr entsprang der Wunsch nach Bewahrung der Natur. Der Bau des Hauses auf der Zugspitze war ein begeisterndes Projekt und wurde zugleich entschieden abgelehnt. Die Gegner sonderten sich ab, gründeten eine eigene Sektion und pflegten betont die schärfere Richtung des Bergsteigens.

Als die Dekadenz der politischen Kultur unserer Gesellschaften (in den hundert Jahren von 1850 bis 1950) offenbar wurde, als die Denker Amerikas und Frankreichs die Postmoderne definierten und als die Auseinandersetzung über Diskurs an die Borde der Alpenvereine brandete, da vernagelte sich der Vereinsalpinismus. Indes doch ein Gesellschaftsverständnis sich abzeichnete, das den großen alpinen Vereinen auf den Leib geschneidert sein hätte können.

In den achtziger Jahren machte sich ein Postmoderne-Konsum in unserem Land breit. Die Epigonen von Foucolt, Lyotard und Derrida verbreiteten sich auch deutschsprachig.
Den großen Alpenvereinen mit ihren pluralen Verwirklichungsformen, diesem „patchwork" aus kleinen, sehr unterschiedlichen Vereinen, wäre ein Weg gewiesen worden.

Aber die Vereinsleitungen nahmen keine Notiz von dieser Art der Vergangenheitsüberwindung. Ihr Blick auf Wandel war verstellt durch die Grabenkämpfe um Ökonomisierung des Bergsteigens und klettersportliche Aktivitäten.
Verständlich wäre eine Abneigung gegen die frühe Postmoderne gewesen, weil diese emphatisch auf Zukunft setzte, auf Bruch mit der Vergangenheit und auf Diskontinuität. (Der Vereinsalpinismus schwelgte ja in Traditionspflege, in Jubiläumsveranstaltungen.) Aber es waren keine so gründlichen Überlegungen. Es war einfach Ignoranz.

Der Generationenkonflikt, der in den sechziger und siebziger Jahren in manchen Ecken der Szene ausgebrochen war, wurde von den Bundhosenbergsteigern erdrückt. Im AAVM hätte das fast zu einem Zerbruch geführt. Der Aufstand der Alten war von einer Heftigkeit, die das Engagement für frauenlose Vereine noch übertraf.

***

Die Vereine hoben sich mit der Alpinismustagung von Brixen, 1984, nicht über sich selbst hinaus. Sie versuchten auf die Höhe der Zeit zu kommen. Es war kein Aufbruch in die Zukunft, sondern lediglich ein Aufbruch in die Gegenwart.
Man konnte einen Augenblick die Utopie vom „patchwork" träumen. Von den vielen Spielformen des Bergsteigens wurde geredet.

Aber Ende 1990 bestätigte sich der Hauptausschuß des Deutschen Alpenvereins den zentralen Führungsanspruch für den Gesamtverein. Und keine der Sektionen bäumte sich auf. Solche zeitgeschichtlicher Anachronismus zeugt von Ignoranz. Lyotard ist uns wurscht.

Viozhütte (3535 m)
in der Ortler-Gruppe

Foto: Rolf Lindel

Hohe Ziele alpenferner Sektionen: die Dreitausender der Ostalpen und der Kilimandscharo*

Bergsteiger aus Prag und Berlin, aus Mittel-, Ost- und Norddeutschland sowie aus Böhmen haben einst die höchstgelegenen Alpenvereinshütten erbaut

Von Franz Grassler

I. Vorbemerkungen

Hüttengeschichte ist Alpenvereinsgeschichte. Sie spiegelt den heute kaum mehr vorstellbaren Optimismus und Elan wider, mit dem kleine alpenferne Alpenvereinssektionen bald nach ihrer Gründung, meist noch vor der Jahrhundertwende, darangegangen sind, Hütten zu bauen und sich als Standort ihrer „Bergheimat" ausgerechnet die Regionen der eisbedeckten Dreitausender auszusuchen. Ihre kleinen Schutzhütten auf Dreitausend-Meter-Höhen oder knapp darunter waren der Stolz der Bergfreunde aus Sachsen und Böhmen, Berlin, Hannover und Hamburg, doch alle 78 großenteils von alpenfernen Sektionen des DÖAV in den Südlichen Ostalpen und auf der Südseite der Zentralen Ostalpen erbauten Hütten gingen nach dem Ersten Weltkrieg verloren. Soweit sie nicht schon durch Kriegseinwirkung – vor allem Artilleriebeschuß – zerstört wurden, erfolgte zunächst eine militärische Besetzung durch die italienische Militärbehörde und dann eine auch nach italienischem Recht fragwürdige „de facto"-Enteignung und Übergabe an den Club Alpino Italiano (CAI). Da wegen der fehlenden Rechtsgrundlage auf die zum Eigentumsübergang notwendige Änderung der Grundbücher verzichtet worden war, „blieben die deutschen Sektionen zwar formell Eigentümer ihrer Hütten, hatten aber keine Möglichkeit, gegen die ‚de-facto'-Enteignung Rechtsmittel einzulegen. So blieben beispielsweise die Kölner Hütte, die Langkofelhütte, die Regensburger Hütte und die Schlüterhütte bis zu den Jahren 1948 und 1949, also gute 25 Jahre nach ihrer tatsächlichen Wegnahme, im Eigentum der Sektionen des DÖAV. ... In den Jahren 1948 und 1949 beeilte man sich erst, die rechtliche Übertragung durchzuführen" (Mayr).

Es würde den Rahmen dieses Beitrags über die höchstgelegenen AV-Hütten weit überschreiten, wenn hier versucht werden sollte, den großen Anteil der mittel-, ost- und norddeutschen Sektionen und der Sektionen aus dem einstigen „k. k. Kronland Böhmen" (also vor allem aus Prag und dem Sudetenland) an der Erschließung der Ostalpen im einzelnen zu schildern; zu viele haben daran mitgewirkt, haben Hütten gebaut und meist auch verloren. Bei der folgenden Übersicht über die höchstgelegenen Hütten wird sich immer wieder die Gelegenheit ergeben, darauf hinzuweisen.

Nicht Gegenstand dieses Artikels können auch einerseits das rechtlich überaus komplizierte Verfahren sein, mit dem nach dem Zweiten Weltkrieg die deutschen AV-Hütten überhaupt und gar die Hütten der ehemaligen mittel- und ostdeutschen Sektionen des DAV (dank der Hilfe des ÖAV und besonders von Prof. Busch) in das Eigentum bundesdeutscher Sektionen zurückkehren konnten, andererseits die sich durch die Wiedervereinigung Deutschlands und die Wiedergründung von AV-Sektionen in den fünf „neuen Ländern" für die AV-Hütten ergebenden, meist noch im Fluß befindlichen Probleme.

Zu grundsätzlichen Fragen des Hüttenbesitzes des Alpenvereins (also DAV, ÖAV, AVS) darf auf den Beitrag von Louis Oberwalder „Die Schutzhütte – Lust und Last des Alpenvereins" im AV-Jahrbuch „Berg '92" verwiesen werden; der Autor bezeichnet die Schutzhütten als „Synonym für den Alpenverein" und als dessen „Visitenkarte". Die von ihm genannte Zahl „6 Hütten mit 453 Schlafplätzen über 3000 m" ist mir allerdings nicht recht verständlich, denn nach dem Verzeichnis „Die Alpenvereinshütten" (und meinen beiden Listen im Anhang) haben DAV, ÖAV und AVS heute zusammen nur vier bewirtschaftete Hütten über 3000 m Seehöhe und drei Biwakschachteln.

Und als letzte Vorbemerkung: Bei der folgenden Übersicht über die höchstgelegenen AV-Hütten und ihre oft recht interessante oder sogar kuriose Geschichte nehme ich aus historischen und geographischen Gründen die Schwarzensteinhütte (2923 m) als unterste Grenze; sie und auch die Oberwalderhütte sowie das Münchner Haus darf man doch sicher zu den höchstgelegenen AV-Hütten rechnen.

* Bei der Schreibweise der Bergnamen in diesem Buch halten wir uns – soweit die Verständlichkeit darunter nicht leidet – an die Wünsche unserer Autoren (Kilimanjaro – Kilimandscharo, Djebel und Dschebel Toubkal). Diese Methode mag wissenschaftlich angreifbar sein; aber was die Wissenschaft bisher zu diesem Gegenstand beigesteuert hat, ist ja auch nicht gerade das Gelbe vom Ei ... D. Red.

Unten links: Payerhütte (3020 m).
Unten rechts: Ortler-Hochjochhütte (3536 m)
nach einem Bild in der „Zeitschrift" des Deutschen
und Österreichischen Alpenvereines 1919

Rechts: „Beinahe ein Possenspiel ..."
Die Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe
(3454 m) am Großglockner,
gesehen vom Glocknerleitl

II. Die höchstgelegenen AV-Hütten der Südlichen Ostalpen

Das erste Ziel alpenferner Sektionen, um dort Hütten zu bauen, waren die höchsten Berge Alt-Österreichs, die *Ortleralpen* – und dort auch der höchste Gipfel, „König Ortler", selbst. Schon im „Bericht über die erste Generalversammlung des Deutschen Alpenvereins am 26. Mai 1870 in München" von Karl Hofmann („Zeitschrift" des DAV, Band 1, Vereinsjahr 1869/70) lesen wir von der „einstimmigen Annahme eines von Herrn Waitzenbauer in München gestellten Antrags: der Centralausschuss möge der nächsten Generalversammlung Pläne und Kostenvoranschläge über eine in den Tabarettawänden (Ortlergruppe) zu erbauende Vereinshütte machen". Dieser Gedanke wurde sofort von den Sektionen Leipzig und Prag aufgenommen, doch nach einer zunächst gemeinsamen Planung zog Leipzig sich zurück, und Prag kam allein zum Zug. Die *Sektion Prag* mit einem Mitgliederstand von damals „68 in Prag, 14 auswärts" war gleichbedeutend mit ihrem „Obmann" Johann Stüdl, einem der vier Begründer des DAV. Stüdl suchte selbst den Bauplatz in 3029 m Höhe aus und sorgte sich um die schwierige Finanzierung; Sammlungen unter den Mitgliedern, Zuschüsse anderer Sektionen und des Hauptvereins, sogar die „Versteigerung eines Gemäldes" erbrachten über 3000 fl. („Festschrift zum 60jährigen Bestehen des Deutschen Alpenvereines Prag 1870 – 1930"). Die Gemeinde Glurns schenkte den Baugrund und berechnete für das benötigte Bauholz nur den halben Preis. Im Mai 1875 wurde mit dem Bau begonnen, am 6. September dieses Jahres wurde schon die nach dem Ortler-Erschließer Julius Payer benannte Hütte eingeweiht. Sie war „recht bescheiden und enthielt nichts als einen großen Raum mit Herd, Tischen, Bänken und dem üblichen Heulager". Die steigende Zahl der Hüttenbesucher und Ortlerbesteiger zwang immer wieder zu Vergrößerungen (u. a. 1885, 1894), 1909 wurde bei Kosten von 127.000 Goldkronen ein großer Neubau errichtet. Seit 1887 war diese *Payerhütte* bewirtschaftet. Bis zum Ersten Weltkrieg stieg die Zahl der Besucher von 135 im Jahr 1876 auf 2300 anno 1913. Im I. Weltkrieg war die Hütte österreichischer Militärstützpunkt, nach dem Kriege wurde sie der CAI-Sektion Milano übergeben.

Soweit zur Payerhütte, der ersten AV-„Dreitausenderhütte", doch verdient die wechsel- und leidvolle Geschichte der *S. Prag* noch eine kurze Würdigung; keine andere AV-Sektion hat soviel für die Erschließung der Ostalpen getan. Mit berechtigtem Stolz findet sich in der erwähnten Festschrift von 1930 die Feststellung: „Unser Arbeitsgebiet war eines der schönsten, mächtig ausgedehnt bis zu den königlichsten Gipfeln. Wer Glockner, Venediger und Ortler betreuen durfte, wer Ziller-, Matscher und Achental zugänglich machen konnte, ja wer als Mitbegründer des gewaltigen Sonnblick-Observatoriums auf den Plan zu treten vermochte, dessen Sektionsname kann im Entwicklungsgang des Alpenvereins nie ausgelöscht werden." Zwischen den beiden Weltkriegen konnte die Sektion als „Deutscher Alpenverein Prag" weiterarbeiten, nach der Vertreibung der Deutschen aus der heutigen Tschechischen Republik unterhielt sie als DAV-Sektion mit Sitz in München noch die vier ihr verbliebenen Hütten (Stüdl-, Alte und Neue Prager und Johannishütte), doch zum 1. Januar 1993 ging sie in der großen Münchner Sektion „Oberland" auf. Ehre ihrem Andenken!

Beinahe ein Possenspiel, ein in Vergessenheit geratenes ungewöhnliches Kapitel alpiner Geschichte soll hier angeführt werden, da es einerseits die S. Prag, andererseits die höchstgelegene Hütte Österreichs, die *Erzherzog-Johann-Hütte* auf der Adlersruhe, 3454 m, betrifft; diese ÖAK-Hütte ist keine AV-Hütte und gehört daher nicht unmittelbar zum Thema dieses Beitrags. Ein Wiener Bergsteiger, Eduard Fischer von Röslerstamm, Ausschußmitglied der S. Austria, stellte den Antrag, seine Sektion solle auf der Adlersruhe eine Hütte bauen. Unter Hinweis darauf, daß die Adlersruhe im Arbeitsgebiet der S. Prag liegt, und mit Rücksicht auf „Anstand und die unter den Sektionen nötige Collegialität" bat Austria am 5. März 1879 Stüdl um Stellungnahme. Schon am 9. März desselben Jahres beschloß Prag, dort selbst zu bauen, und am 14. April 1879 erteilte die Gemeinde Heiligenblut der S. Prag die Baugenehmigung. Sie nahm diese aber zurück, als sich herausstellte, daß nicht die Gemeinde, sondern der Besitzer des Gutes Großkirchheim, der „k. k. Notar Dr. Josef Aicher von Aichenegg" in Winklern, Grundeigentümer war. Als Stüdl sich an ihn wandte, teilte dieser der S. Prag am 20. April 1879 mit, er habe bereits 100 m^2 Grund auf der Adlersruhe um 50 Gulden

Fotos: DAV-Archiv/Walter Rölle, Photo Löbl

an Fischer verkauft. Dieser war aus seiner S. Austria ausgetreten und brachte den neugegründeten „Alpenclub Österreich" (später Österreichischer Alpenklub, ÖAK) dazu, ohne Rücksicht auf die S. Prag dort oben unter dem Großglockner-Gipfel zu bauen; die „Erzherzog-Johann-Hütte" wurde am 18. August 1880 eingeweiht. Doch Prag gab nicht auf; die S. Prag schloß am 7. Juni 1879 mit der Forst- und Domänendirektion Innsbruck einen Pachtvertrag über ein Grundstück auf der Adlersruhe ab, verlängerte diesen 1893 und nochmals 1901 auf die Dauer von 20 Jahren. 1920 hat die S. Prag wohl den Gedanken aufgegeben, neben die ÖAK-Hütte ein Prager Haus zu stellen. Bei Durchsicht der beiden ersten Jahrgänge der ÖAZ (1879 und 1880) fällt auf, daß die doch wohl etwas peinliche Konkurrenz zum Alpenverein mit keinem Wort erwähnt wird – es sei denn, man muß den Hinweis auf „Neid und Missgunst, ... – leider am meisten eines sog. ‚Brudervereins' –" als Hinweis auf die S. Prag nehmen. Bei der feierlichen Einweihung der Hütte an „Kaisers Geburtstag" äußerte der Pfarrer allerdings den Wunsch, das Haus solle eine „Friedenshütte" werden. Nun, zwischen ÖAK und Alpenverein herrscht längst Friede (wie ich mich selbst bei der glanzvollen 75-Jahrfeier des ÖAK 1953 in Wien überzeugen konnte).

Noch höher hinauf in den Ortleralpen als die S. Prag wollten die Sektionen Berlin und Halle. Von der Payerhütte durch den Ortler-Gipfel getrennt, stand auf dem 3536 m hohen Ortler-Hochjoch die kleine *Hochjochhütte* der *S. Berlin*; sie bot Platz für „8 Touristen und 8 Führer". Drei Jahre lagen zwischen Baubeginn (1899) und Einweihung der Hütte, kein Wunder angesichts der Höhe des Bauplatzes. „Sie wird nicht bewirtschaftet, doch sorgen die Suldner Bergführer dafür, daß stets Konserven und genügend Brennholz in der Hütte sind. Brot und Wein sind dagegen mitzubringen. Im Sommer 1902 besuchten immerhin 76 Personen die gemütliche Unterkunft, was für ihre Notwendigkeit spricht" (Menara). Italienisches Granatfeuer zerstörte 1915 das Hüttchen, an dessen Stelle der CAI 1971 das „Bivacco Città di Cantù" mit neun Schlafplätzen errichtete.

Auf dem 3133 m hohen Eisseepaß erbaute die *S. Halle* in den Jahren 1895 bis 1897 (Einweihung 20. August 1897) die *Hallesche Hütte*, ein für die damalige Zeit und die Höhe großes, von Anfang an bewirtschaftetes Haus, das schon 1899 vergrößert werden mußte und nun 64 Schlafplätze aufwies. Für die touristische Bedeutung dieser Hütte als Stützpunkt für die Besteigung des Cevedale und für den Übergang von Sulden ins Martelltal sprach der starke Besuch: 628 Touristen und 352 Führer schon 1898, acht Jahre später 1371 Touristen und 1018 Führer. Das Haus überstand den Krieg, doch nach dessen Ende brannte es bis auf die Grundmauern nieder. Anstelle eines Wiederaufbaus brachte die CAI-Sektion Milano die noch

Unten: „Es mußte eine moderne Musterhütte geschaffen werden." Viozhütte (3535 m) nach einem Bild in der „Zeitschrift" 1919

brauchbaren Reste auf das nahe Langenfernerjoch und errichtete dort 1922 die Casatihütte (3254 m).
Die rührige *S. Halle*, der wir noch beim Zittelhaus begegnen werden, erbaute 1911 in den Südlichen Ortleralpen die heute noch am zweithöchsten gelegene bewirtschaftete Hütte der Ostalpen, die *Viozhütte*, 3535 m. Nach dem Erfolg ihrer Halleschen Hütte wollte die Sektion „das nun von so vielen Mitgliedern aufgesuchte Ortler-Gebiet noch weiter nach Süden hin erschließen und das Tal von Sulden mit dem Nocetal verbinden. Schon am 19. 3. 1906 beschloß der Hüttenausschuß im Gebiet des Monte Vioz eine weitere Hütte zu errichten. ...

Es mußte eine moderne Musterhütte geschaffen werden, welche den Bedürfnissen selbst anspruchsvoller Besucher genügte." 1907/08 wurde zunächst als Zugang von Pejo her der „Hallesche Weg" erbaut, am 2. November 1911 wurde das Haus in Anwesenheit von 70 Festgästen eingeweiht: „von deutscher, österreichischer und italienischer Seite wurden begeisterte, alles verbrüdernde Reden gehalten". Doch bei der Verbrüderung blieb es nicht lange, und so stellt die hier zitierte Festschrift „40 Jahre Sektion Halle" (1926) enttäuscht fest: „Leider sollten wir den Genuß der Hütte nur wenige Jahre haben. Der Weltkrieg, besser gesagt italienische Habsucht, die selbst vor Raub nicht zurückschreckt, machten ihm ein bitteres Ende." Als „Rifugio Mantova al Vioz" wird die Hütte heute von der SAT betrieben. Es ist bedauerlich, daß im AV-Führer „Ortleralpen" (7. Aufl. 1990) weder bei der Hütte am Ortler-Hochjoch noch bei der Viozhütte die ursprünglichen Erbauer, die DÖAV-Sektionen Berlin und Halle, genannt werden.

Abschließend zur regen Bautätigkeit ost-, mittel- und nord-Ostalpen seien noch folgende, nach Kriegsende enteignete DÖAV-Hütten kurz angeführt:
In den *Ortleralpen*: Zufallhütte (1882 S. Dresden), Berglhütte (1884 S. Hamburg), Schaubachhütte (1892 von der S. Hamburg übernommen, erbaut 1875/76 von der „Wilden Bande", Wien) und Troppauer Hütte (1895 S. Silesia);
in der *Adamellogruppe* das Mandronhaus (1879 S. Leipzig);
in der *Brenta* gab es um zwei Hütten, die Berliner Hütte (heute Tucketthütte) und die Bremer Hütte (heute Pedrottihütte), einen erbitterten Streit wegen der Bauberechtigung zwischen den beiden AV-Sektionen einerseits und der Società Alpinisti Trentini (SAT), einem irredentistischen italienischen Alpenverein innerhalb der k. k. Monarchie; er führte zu zwei unmittelbar benachbarten Hüttenbauten und im Fall der S. Bremen zur Übereignung ihrer Hütte durch den Obersten Gerichtshof in Wien an die SAT;
in den *Dolomiten*, in denen zahlreiche deutsche, österreichische und Südtiroler Sektionen ihr Arbeitsgebiet hatten, verloren u. a. folgende sächsische und sudetendeutsche AV-Sektionen ihre (im angegebenen Baujahr errichteten) Hütten: S. Leipzig: Grasleitenhütte (1887). Canali-H. (1897), Vajolet-H. (1898), Ciampediehaus (gekauft 1912); S. Dresden: Pravitale-H. (1897); S. Eger: Egerer H. (1907); dazu kamen von „Mäzenen" der S. Leipzig und Dresden erbaut die Sachsendank-H. auf dem Nuvolau (1883) und die Schlüterhütte (1898).

III. Die höchstgelegenen AV-Hütten der Zentralen Ostalpen

Nach dem Verlust der Hütten in Südtirol befinden sich die höchstgelegenen der heute noch im Besitz von AV-Sektionen stehenden Hütten in den Zentralen Ostalpen, doch sind auch auf deren Südseite einige enteignete Hütten zu vermerken.

In den *Ötztaler Alpen* finden wir die höchstgelegene AV-Hütte nach heutigem Stand, das *Brandenburger Haus* über dem Kesselwandjoch in 3272 m Höhe. Entsprechend einer Anregung von Prof. Dr. Pott in den Mitt. 1903 beschloß die 1899 gegründete Berliner *S. Mark Brandenburg* noch 1903 den Hüttenbau; er wurde 1904 begonnen und nach fünfjähriger Bautätigkeit und dem „Kampf mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten" am 18. August 1909 eingeweiht; der 18. August was als „Kaisers Geburtstag" für solche Feierlichkeiten besonders beliebt. Am Tag zuvor wurde mit einem „Massenandrang" der „Oskar-Reuther-Weg" als Zugang vom Hochjochhospiz eröffnet (Ehrich, Mitt. 1909). Das stattliche dreistöckige Haus mit heute 25 Betten und 75 Matratzenlagern gehört seit der Eingliederung der meisten in Berlin entstandenen AV-Sektionen nach dem Zweiten Weltkrieg nunmehr der großen S. Berlin, die in dieser Gebirgsgruppe auch das Hochjochhospiz und die Martin-Busch-Hütte (früher Samoarhütte) betreibt und im übrigen die Zillertaler Alpen mit fünf Hütten erschlossen hat.

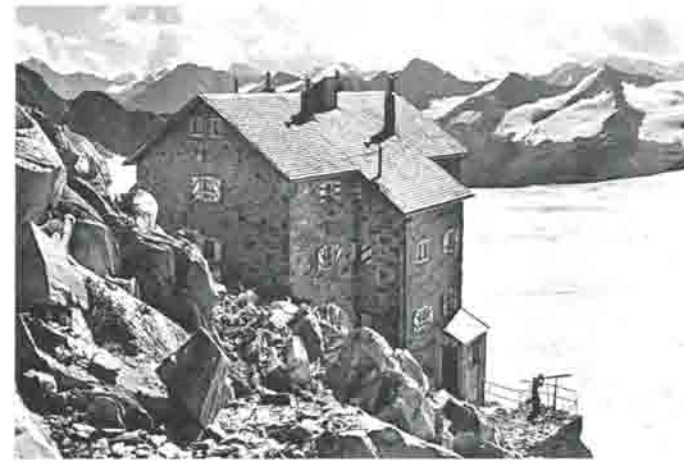
Von unten nach oben:
Die beiden höchstgelegenen Hütten in den Ötztalern: Brandenburgerhaus (3272 m) und Ramolhaus (3006 m) und eine, die es nicht mehr gibt: die alte, 1933 abgebrannte Heilbronner Hütte am Taschljöchl (2767 m)

Die 1875 gegründete *S. Hamburg*, die ihre Hütten in den Ortleralpen verloren hatte, suchte eine neue „Heimat im Alpengebiet"; noch in den schlimmsten Nachkriegsjahen gelang es ihr 1921, „vom Wirt Scheiber in Obergurgl aus Privatbesitz das *Ramolhaus* hoch über dem Gurgler Ferner, 3006 m, zu erwerben" (Festschrift „100 Jahre S. Hamburg des DAV", 1975). Martin Scheiber hatte dieses hochgelegene Unterkunftshaus schon 1882/83 erbaut. Das Arbeitsgebiet der DAV-S. Hamburg umfaßt den „Gurgler Ferner von Zwieselstein bis zum Schalfkogel". Zur Erleichterung der Anreise vom fernen Hamburg erbaute die Sektion 1925 die Talherberge Zwieselstein, verkaufte diese aber 1992 an die S. Regensburg.

Auch die *S. Mainz*, die viel Ärger mit der von der S. Austria übernommenen, zweimal von Lawinen zerstörten und 1944 an die S. ÖGV verkauften Schwarzenberg- bzw. Mainzer Hütte gehabt hatte, suchte nach dem Zweiten Weltkrieg ein neues Arbeitsgebiet in den Zentralalpen. Sie baute den „Mainzer Höhenweg" als Verbindung von der Neuen Chemnitzer zur Braunschweiger Hütte im Geigenkamm und errichtete als Notunterkunft auf dem Wassertalkogel die höchstgelegene Biwakschachtel des DAV, das *Rheinland-Pfalz-Biwak*. „Die „Polyamid-Biwakschachtel neuester Bauart" wurde mit einem Hubschrauber auf die Höhe von 3247 m geflogen und am 24. August 1973 eingeweiht („Festschrift zur Einweihung des Neuen Mainzer Höhenwegs", 1973).

Knapp unter der Dreitausend-Meter-Grenze, am Osthang, des Hinteren Seelenkogels, in 2979 m Höhe, erbaute die *S. Zwickau* in den Jahren 1896/97 als „stattliches, vielbesuchtes Haus" die *Zwickauer Hütte*. Sie enthielt „2 Zimmer mit je 3 Betten sowie ein Pritschenlager für 6 Personen", wurde ab 1900 bewirtschaftet und erhielt 1901 eine „k. k. Postablage". Ihr weiteres Schicksal ist symptomatisch für die Nachkriegsgeschichte Südtirols: 1919 enteignet und dem CAI übergeben, „1933 von Schmugglern als Racheakt gegen die Finanzpolizei in Brand gesteckt und größtenteils zerstört, 1960 von der CAI-S. Meran wieder aufgebaut, ... 1965 vom italienischen Staat beschlagnahmt und militärisch besetzt, 1967 infolge einer Meldung, daß sie von Terroristen vermint worden sei, von Sprengexperten des italienischen Heeres in die Luft gesprengt" (Menara). Nach erneuten Aufbau wird die Hütte als „Planferner-hütte" vom CAI Meran mit nunmehr 20 Betten und 80 Lagern bewirtschaftet.

In den Ötztaler Alpen haben ferner folgende DÖAV-Sektionen Hütten erbaut und verloren: S. Frankfurt/Main die Weißkugelhütte (1893); Gruppe Karlsbad der S. Prag die Höllerhütte (1883 erbaut, 1945 zerstört, Neubau als Oberetteshütte der AVS-S. Mals); S. Heilbronn die Heilbronner Hütte am Taschljöchl (1910 eröffnet, 1933 durch Brand zerstört) und schließlich die S. Stettin die Stettiner Hütte unter dem Eisjöchl, 2875 m, am 24. August 1897 „mit Böllerschüssen, Toasten, Frühstück und Tanz" eingeweiht; heute „Eisjöchlhütte" bzw. „Rif. F. Petrarca" des CAI Meran. Die schlesische S. Breslau (heute Sitz in Stuttgart) erbaute 1882 in 2840 m Höhe die Breslauer Hütte, die S. Chemnitz (heute Sitz in Rüsselsheim) 1926 die Neue Chemnitzer Hütte im Geigenkamm, 2323 m.



Erwin Starker pinx.
Heilbronner Hütte (2767 m, Sektion Heilbronn) auf dem Taschelljöchl (Ötztaler Alpen)

Fotos: DAV-Archiv, „Zeitschrift" 1919

Von oben nach unten:
Das „Kaiserin-Elisabeth-Haus" auf dem Becher (3195 m) und das Hannover-Haus (2700 m) mit dem Ankogel nach Bildern von Ernst Platz in der „Zeitschrift" 1919.
Ganz unten: Hochstubaihütte (3173 m)

In den *Stubaier Alpen* begegnen wir der regen Bautätigkeit der am 5. Februar 1886 gegründeten *S. Teplitz*, die das Ridnauntal mit drei Hütten erschlossen hat: 1. der *Grohmannhütte*, 2254 m, 1887 eingeweiht, 1888 durch eine Lawine zerstört und noch in diesem Jahr aus eigenen Mitteln des Sektionsvorstands Theodor v. Grohmann wiederaufgebaut (und daher nach diesem und nicht etwa nach dem Dolomiten-Erschließer Paul Grohmann benannt), heute vom CAI Sterzing bewirtschaftet; 2. der *Teplitzer Hütte*, 2586 m, gleichzeitig mit der neuen Grohmannhütte am 14. August 1889 eingeweiht, größerer Neubau 1898, heute ebenfalls CAI Sterzing; 3. der *Müllerhütte* unterm Pfaffennieder in 3148 m Höhe, benannt nach dem „Weg- und Hüttenwart" der S. Teplitz, Gymnasialprofessor Carl Müller. Dieser hatte den Baugrund privat erworben und auch die Hütte 1891 aus eigenen Mitteln erbaut, sie jedoch zum Preis von 1400 Kr. an die Sektion verkauft. Diese errichtete etwas unterhalb der alten Hütte das stattliche „Erzherzog-Karl-Franz-Josef-Schutzhaus", die heutige Müllerhütte des CAI Bozen. In steter Treue zum Kaiserhaus erhielt dieser am 18. August 1908 eröffnete Neubau den Namen „Kaiser-Karl-Schutzhaus" (1917).

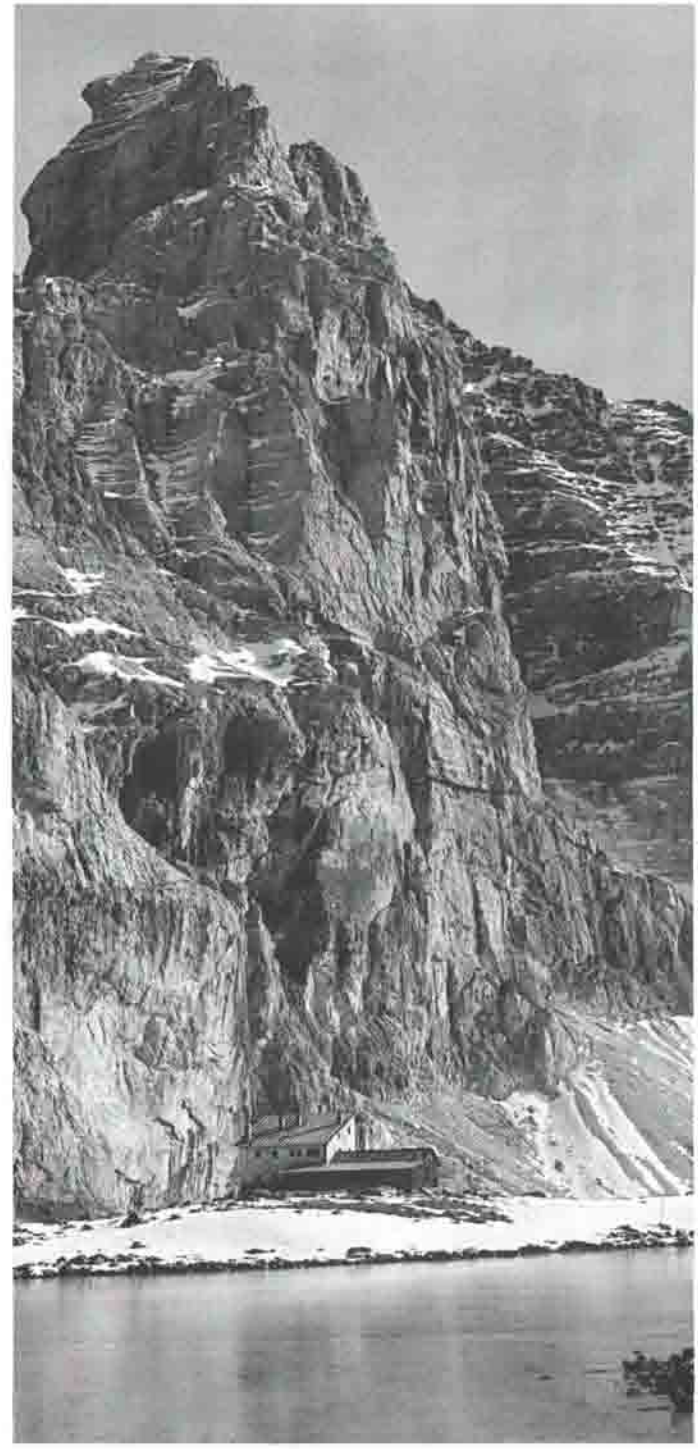
Die *S. Teplitz* war nicht sehr darüber erfreut, „daß der Amtswalter einer Sektion im Arbeitsgebiet derselben Privatbauten durchführte und in seinem Eigentum behielt" („Denkschrift zur Erinnerung an den 25jährigen Bestand der Sektion Teplitz/Nordmähren des DÖAV 1886 – 1911"). Müller aber plante nach dem Verkauf seiner Hütte – abermals privat – den Bau einer weiteren Hütte auf dem nahen Bechergipfel, 3195 m. 1891 ersuchte er beim k. k. Forstärar um Pacht dieses Gipfels, an dem zehn Jahre zuvor die S. Nürnberg bauen wollte, diese Absicht aber aufgegeben hatte. Im Streit mit seiner S. Teplitz trat Müller dort aus und bei der *S. Hannover* ein, der er 1892 sein Baurecht abtrat. Diese norddeutsche Sektion unter ihrem Vorstand Prof. Karl Arnold (der 1911 das Hannoverhaus am Ankogel erbaute und auch 1914 die Hütte am Kilimandscharo errichten wollte) beschloß 1893 den Bau des *Becherhauses*, das mit Genehmigung des Kaisers Franz Josef I. „Kaiserin-Elisabeth-Haus" heißen sollte; damit sollte die bayerische Prinzessin „Sissi" und spätere Kaiserin in die alpine Geschichte eingehen – doch dieser Name für das Becherhaus hat sich nicht einmal damals durchgesetzt. An „Kaisers Geburtstag" 1894, dem 18. August – diesem beliebten Hütteneinweihungstag in der k. k. Monarchie –, wurde es eröffnet und schon 1895 von 700 Touristen mit 500 Führern besucht. „1896 erhielt das Haus als erste Schutzhütte einen neu erfundenen Apparat zum Ausschank von Faßbier" und nach Erweiterungen in den Jahren 1897, 1900, 1903 und 1905 sogar unter dem Hüttendach die Kapelle „Maria Schnee". Nach dem Übergang an den CAI – zunächst S. Torino, dann Verona –, einem vergeblichen Versuch der AVS-S. Sterzing, die Hütte zu kaufen, und neuerlicher Instandsetzung 1977 wird diese höchstgelegene Hütte der Stubaier Alpen wieder voll bewirtschaftet (Denkschrift S. Teplitz und Menara).

Unten: Die Tribulaunhütte am Sandessee im hintersten Pflerschtal

Auf der Südseite der Stubaier Alpen hat noch die *S. Magdeburg* zwei Hütten erbaut und nach dem Krieg ebenfalls an die CAI-Sektion Sterzing verloren: 1887 die *Magdeburger Hütte*, 2422 m, im hintersten Pflerschtal und 1892 die *Tribulaunhütte*, 2368 m, am Sandessee; hier hatte ursprünglich die DÖAV-S. Eisacktal eine Hütte geplant, dann aber zugunsten Magdeburgs verzichtet.

Die dritte „Dreitausenderhütte" dieser Gebirgsgruppe erbaute die *S. Dresden* auf der 3173 m hohen Wildkarspitze in der Daunkogelgruppe, also in Nordtirol. Die Sektion hatte ihre Hütten in den Südalpen verloren und kehrte in ihr altes Arbeitsgebiet zurück, wo ihr schon seit 1875 die Dresdner Hütte gehörte. Die *Hochstubaihütte* wurde in den Jahren 1931 bis 1933 gebaut, konnte aber erst nach dem „Anschluß" 1938 eröffnet werden. Sie gehört nach wie vor der DAV-S. Dresden (Sitz in Böblingen); in Dresden selbst ist nach der Wiedervereinigung Deutschlands vorerst nur der Sächsische Bergsteigerbund 1989 wiedergegründet worden.

Nach dem Verbot aller Alpenvereinssektionen in der ehemaligen DDR hatte die *S. Leipzig* in München neu angefangen und auch ihr altes Arbeitsgebiet in den Stubaier Alpen – die *Sulzenauhütte*, 2191 m – übernommen. In Leipzig selbst wurde 1989 eine S. Leipzig wiedergegründet; eine Vereinigung beider Sektionen ist sicher eine Frage der Zeit. Sechs Hütten hatten die Leipziger in den Südalpen verloren (vgl. Seite 228), und auch ihre am höchsten gelegene Hütte war diesem Schicksal nicht entgangen: die *Schwarzensteinhütte* auf der Südtiroler Seite der *Zillertaler Alpen*; sie ist bis heute die höchstgelegene Hütte dieser Gebirgsgruppe. Ihre Höhenlage wurde weit über die Zeit ihrer Erbauung hinaus, z. B. noch 1932 in dem Bildband „Die Schutzhütten des DÖAV", mit „3000 m" angegeben; nach neueren Messungen liegt sie auf 2923 m Höhe. Die S. Leipzig beschloß am 30. Mai 1893, „zur würdigen Begehung des 25-jährigen Jubiläums der S. Leipzig eine Schutzhütte am Trippachsattel zu bauen", nachdem die S. Berlin ursprünglich hier in ihrem Arbeitsgebiet selbst hatte bauen wollen, dann aber zugunsten Leipzigs verzichtet hatte. Der Baugrund wurde „in Höhe von ca. 3000 m" am 8. August 1893 ausgewählt; das von Zimmermeister Eppacher aus St. Johann im Ahrntal zum Preis von 7500 fl. errichtete Haus wurde ein Jahr später eingeweiht – „nach dem Wunsch der Sektion ein behagliches Heim auch für solche Wanderer, die nicht zu den Hochalpinisten gehören, kleine Mühen aber nicht scheuen, um einen Aussichtspunkt ersten Ranges erreichen zu können" („Denkschrift zur Feier des 60jährigen Bestehens der S. Leipzig", 1929). Nun, die Angabe der „kleinen Mühen" verwundert doch bei einer Aufstiegszeit von 5½ Stunden; man sieht, die Sachsen waren bergtüchtig! Heute CAI-S. Bruneck. Eine von der S. Sand in Taufers 1880 am Nevesjoch erbaute Hütte wurde 1894 von der *S. Chemnitz* erworben und 1895 neu gebaut als *Chemnitzer Hütte* (2419 m) mit „Gesang, Tanz, Schuhplatteln, Freibier, Gratisfrühstück usw." (Menara) eröffnet. Seit 1926 CAI Milano.



Fotos: DAV-Archiv, Sepp Brandl

B. Johannes phot.

Berliner Hütte (Sektion Berlin) in den Zillertaler Alpen im Jahre 1879

Ingenieur Grün phot.

Berliner Hütte (2057 m) im Jahre 1914

Auch Hütten wachsen.
Unten: Die Berliner Hütte in den Zillertaler Alpen um 1879 und 1914. Aus: „Zeitschrift" 1919

Ferner waren bzw. sind in den Zillertaler Alpen vertreten die S. Berlin (fünf Hütten) und die sächsischen Sektionen Gera, Greiz, Plauen und Zittau. Alle Hütten liegen in Nordtirol.
Von Biwakschachteln abgesehen, stehen im langen Zug der *Hohen Tauern* nur zwei Hütten in Höhen über 3000 m. In der *Glocknergruppe* ist dies die *Erzherzog-Johann-Hütte* auf der Adlersruhe (3454 m) des ÖAK. Von einem kurzen Zwischenspiel 1938 bis 1945 abgesehen, während dessen der ÖAK nicht ganz freiwillig dem DAV angehört hatte, ist diese am dritthöchsten gelegene Hütte der Ostalpen keine Alpenvereinshütte und daher nicht unmittelbar Gegenstand dieses Beitrags; dennoch mußte anläßlich der Ausführungen über die Geschichte der S. Prag (Seite 266) auf die etwas merkwürdige Vorgeschichte verwiesen werden.

Als die am zweithöchsten gelegene Hütte der Glocknergruppe (und neuerdings auch des ÖAV) ist die *Oberwalderhütte* auf dem Hohen Burgstall, 2973 m, zu nennen. Dieser wichtige Stützpunkt inmitten der Gletscher wurde von der S. Austria 1910 erbaut, 1929 und 1944 erweitert und 1982 bis 1985 umgebaut.

Von ostdeutschen Sektionen bzw. der S. Prag wurden in der Glocknergruppe errichtet: die *Gleiwitzer Hütte*, 2176 m, 1900 von der 1894 gegründeten oberschlesischen S. Gleiwitz (heute S. Tittmoning); die *Hofmannshütte* (2444 m, erstmals schon 1834 erbaut, Neubau der S. Prag 1870, 1911 der Akademischen Sektion Wien übergeben) und vor allem die *Stüdlhütte*, 2801 m. Sie wurde 1868 von Johann Stüdl erbaut, 1869 dem Kalser Führerobmann Thomas Groder geschenkt, 1877 von Stüdl teuer zurückgekauft, von der S. Prag (obwohl noch Privateigentum Stüdls) mehrfach erweitert und erst 1925 nach Stüdls Tod Eigentum der S. Prag (Koerting, „Drei Jubiläen", Bgst. 26. Jg., S. 595). Nach Eingliederung der letzten Mitglieder der ruhmreichen S. Prag in die Münchner S. Oberland gehört die Stüdlhütte heute Oberland.

In der *Venedigergruppe* erwarb die *S. Prag* 1876 die schon 1857 erbaute *Johannishütte* (2121 m) und errichtete selbst 1872 die *Alte Prager Hütte* und 1904 die dem Venediger-Gipfel nähere *Neue Prager Hütte* (2489 bzw. 2796 m); auch diese drei Hütten gehören heute der S. Oberland. Aus dem Osten kamen auch die Bauherren der *Neuen Reichenberger Hütte* (1926; 2586 m; heute ÖAV-S. Reichenberg), der *Neuen Thüringer Hütte* (2240 m; 1926 in Nachfolge der Habachhütte der S. Berlin — 1898 bis 1914 — im Jahr 1926 vom Thüringer Sektionenverband erbaut, 1968 von einer Lawine zerstört; Neubau 1971/72 von der DAV-S. Oberkochen) und schließlich der *Warnsdorfer Hütte* (2336 m; 1891 Baujahr, heute ÖAV-S. Warnsdorf in Krimml). Zunächst dem Venediger, als höchstgelegene Hütte der Gruppe, steht auf 2962 m Höhe das *Defreggerhaus* des Österr. Touristenklubs (ÖTK, 1930 bis 1945 AV-Sektion).
In der *Granatspitzgruppe* fanden die nach dem Ersten Weltkrieg in einem Verein zusammengeschlossenen ehemaligen sudetendeutschen AV-Sektionen (darunter die einst so rührige

S. Teplitz) 1929 in 2650 m Höhe unterm Muntanitz ein Heim, die *Sudetendeutsche Hütte* (heute S. Sudeten in Esslingen).

In der *Ankogelgruppe* baute die norddeutsche *S. Hannover* zusätzlich zu ihrem Becherhaus 1911 das große *Hannoverhaus* am Ankogel (2719 m) und die *S. Kattowitz* (heute Sitz Salzgitter) 1929/30die *Kattowitzer Hütte* (2360 m) am Großen Hafner.

Die *Goldberggruppe* weist neben dem *Niedersachsenhaus* der S. Hannover (2471 m; 1926, Neubau 1987) an der Riffelscharte und dem *„Hamburger Skiheim Schloßalm"* (1970 m; 1935/36 erbaut) mitten im Gasteiner Pistenbereich die letzte „Dreitausenderhütte" unserer Übersicht auf, das *Zittelhaus* auf dem Rauriser Sonnblick, 3105 m; es blickt auf eine wechselvolle Geschichte zurück. Da war zunächst der Rauriser Ignaz Rojacher (genannt „Kolm-Naz"), der es aus kleinsten Anfängen zum Eigentümer der Goldmine oberhalb von Kolm-Saigurn gebracht hatte. Er plante die Errichtung einer meteorologischen Station zunächst an jener Stelle im Sonnblick-Grat, wo heute noch die Rojacherhütte an diesen bemerkenswerten Mann erinnert. Als sich dieser Standort als ungeeignet erwiesen hatte, schlug Rojacher 1885 den Sonnblick-Gipfel vor. Die Österreichische Gesellschaft für Meteorologie ließ sich überzeugen und errichtete das Observatorium, während der Zentralausschuß des DÖAV die Kosten für eine daran angebaute Unterkunft für Bergsteiger übernahm. Schon am 2. September 1886 fand die Einweihung statt. Da der Gesamtverein Eigentümer war, gab die Generalversammlung 1879 in Bozen der damals noch recht bescheidenen Hütte den Namen Zittelhaus; es ehrte damit den Münchner Geologieprofessor und damaligen Zentralpräsidenten des DÖAV Dr. Karl Zittel (1839 – 1904). 1891 übertrug der DÖAV sein Eigentum an die S. Salzburg, die das Haus durch ein „Schlafhaus" erweiterte, nach dem Krieg aber an einen Verkauf dachte. Die *S. Halle*, die ihre beiden „Dreitausenderhütten" in der Ortlergruppe verloren hatte, suchte ein neues Arbeitsgebiet und eine neue Hütte, hatte aber nicht die Mittel für einen Neubau und wollte daher ein schon bestehendes Haus kaufen. Zunächst schlugen alle Versuche in dieser Richtung fehl, bis sie „erfuhr, daß die S. Salzburg ihr berühmtes Zittelhaus veräußern wolle. . . . Dank dem Entgegenkommen der S. Salzburg in pekuniärer Hinsicht" konnte nach einer Besichtigung am 15. Juni 1925 „noch am darauf folgenden Tag der Verkauf abgeschlossen werden, den der Hauptausschuß in kürzester Frist genehmigte. So gehören denn seit dem 1. 7. 1925 das Zittelhaus und die Rojacherhütte unserer Sektion" (Festschrift „40 Jahre S. Halle", 1926). Der Kaufpreis hatte 59.800 RM betragen. Die S. Halle vergrößerte und verbesserte das auch von Tourenskifahrern vielbesuchte Haus, doch nach ihrem Verbot in der ehemaligen DDR und Sitzverlegung nach Oberursel konnte sie die beiden Hütten nicht halten und veräußerte sie an die ÖAV-Sektion Rauris (1984). Das Zittelhaus ist seitdem die höchstgelegene Hütte des ÖAV. Seit 1990 gibt es wieder eine DAV-Sektion in Halle an der Saale.

Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1919

Naturaufnahme von Jos. Neyuba — Meggotinto Bruckmann

Großglockner mit Oberwalder-Hütte (Sektion Austria)
(Das Gebiet ist seit 1918 Eigentum des D. und Ö. Alpenvereins)

„. . . darf man doch sicher zu den höchstgelegenen Hütten des Alpenvereins rechnen." Die Oberwalderhütte vor dem Glockner, nach einem Bild in der „Zeitschrift" 1919

Foto: Sepp Brandl

Das Zittelhaus auf dem Sonnblick nach einem sommerlichen Wettersturz

In der *Rieserfernergruppe* verlor die *S. Kassel* ihre 1895 anstelle eines Hüttchens der S. Taufers errichtete *Kasseler Hütte* (2274 m; heute CAI Rom). Die 1903 eingeweihte *Fürther Hütte* der *S. Fürth* am Gemsbichljoch (2791 m) verfiel nach dem Krieg; an ihrer Stelle entstand 1980 die *Rieserfernerhütte* der *AVS-S. Bruneck*.

IV. Die höchstgelegenen Hütten der Nördlichen Ostalpen und die Kilimandscharo-Hütte

In den *Nördlichen Ostalpen* gibt es nur einen einzigen Dreitausender, die Parseierspitze in den Lechtaler Alpen, doch die höchstgelegene Hütte im langen Zug der Nordalpen befindet sich nicht dort, sondern auf dem Gipfel der Zugspitze im Wettersteingebirge; das *Münchner Haus* in 2964 m Höhe ist die höchstgelegene Hütte auf deutschen Hoheitsgebiet und auch einer bayerischen Sektion des DAV. Ihr Bau war allerdings sehr umstritten und führte schließlich zum Eklat. In der „Geschichte der AV-Sektion München, Band 2, 1900–1930" schreibt Dr. Georg Leuchs zunächst von der anläßlich des 25jährigen Jubiläums der Sektion 1894 aufgetauchten Idee, „auf dem höchsten Gipfel des Deutschen Reiches ein Unterkunftshaus zu errichten. Im Ausschuß fand sie zunächst keinen großen Anklang. Aber 28 der treuesten Mitglieder waren begeistert und sammelten unter sich einen Betrag von 5600 M, den sie der Sektion an ihrem Jubeltag zum Geschenk machten. So gut gemeint die Gabe war, so wäre sie doch besser unterblieben. Das Vorhaben stieß in der Sektion auf heftigen Widerspruch und löste schwere Kämpfe aus. Es war wohl der

erste Zusammenstoß zwischen der bergsteigenden Jugend, die die Alpen vor Übererschließung schützen ... wollte, und dem behäbigen Alter, das es den Touristen möglichst bequem zu machen suchte und über dem Streben, den Ruhm der Sektion durch eine besondere Leistung zu erhöhen, die Grenze vergaß, die der Arbeit des Vereins gestellt ist. Die Vorstandschaft, die sich schließlich für das Zugspitzhaus entschieden hatte, ging aus diesen Kämpfen als Sieger hervor, aber es war ein Pyrrhussieg. Eine größere Anzahl von Mitgliedern trat aus und gründete die zweite Sektion in München, die S. Bayerland." Alle Hochachtung vor Georg Leuchs, dem 1903 die erste Uschba-Überschreitung gelungen war, für diese vor über 60 Jahren geschriebenen Sätze! Das „Münchner Haus" wurde in den Jahren 1896/97 erbaut und am 19. September 1897 eingeweiht. Wie auf dem Sonnblick wurde auch hier zusätzlich zur Touristenunterkunft eine meteorologische Station angebaut (1900). Das AV-Haus ist heute auf dem völlig verbauten und von der Technik in Beschlag genommenen Zugspitzgipfel ein Fremdkörper, doch dank des langen „Jubiläumswegs" und des Höllental-Anstiegs nicht ohne bergsteigerische Bedeutung.

An den Streit um die Adlersruhe zwischen der AV-S. Prag und dem ÖAK erinnert die Geschichte des am zweithöchsten gelegenen Schutzhauses der Nordalpen, denn auch hier ist der Alpenverein auf der Strecke geblieben. Auf dem Gipfel des 2941 m hohen Hochkönigs in den Berchtesgadener Alpen hatte die Gewerkschaft Mitterberg ein Unterstandshäuschen errichtet, doch als wegen des gestiegenen touristischen Interesses die 1876 gegründete AV-S. Pongau dort oben eine größere Hütte erbauen wollte, zeigte sich „die Blühnbacher adelige Jagdgesellschaft über das k. k. Ackerbauministerium aus jagdlichen Gründen äußerst touristenfeindlich. Nun schaltete sich trotz aller Ablehnungen der ÖTK, Gruppe Salzburg, ein und erreichte 1894, daß die Gruppe Wien des ÖTK ein Schutzhaus nach all den Bemühungen seitens des Alpenvereins als Erstinteressent, gegen diesen 1898 das neue Kaiser-Jubiläums-Haus auf dem Hochkönig eröffnen konnte" (Schueller, ÖAV-Mitt. 3/91). Diese Gipfelhütte des Österreichischen Touristenklubs heißt seit 1932 „Franz-Eduard-*Matras-Haus*"; sie brannte 1982 ab und wurde 1985 wiederaufgebaut.

Die Namen der devot nach Kaisern und Kaiserinnen „getauften" AV-Hütten haben die Zeit der Habsburger-Monarchie meist nicht überlebt, doch die italienische Königin Margherita lebt im republikanischen Italien weiter: Auch der am 30. August 1980 eingeweihte Neubau der höchstgelegenen Hütte der gesamten Alpen, der *Capanna Regina Margherita* auf dem 4559 m hohen Gipfel der Signalkuppe des Monte Rosa, erinnert heute noch an die Königin, die 1893 an der Eröffnung der ersten Schutzhütte teilgenommen hat. Trotz dieser stolzen Höhe wäre dieses Schutzhaus allerdings von der höchstgelegenen Hütte des DÖAV übertroffen worden, wenn nicht der Erste Weltkrieg dies verhindert hätte. Die *S. Hannover* plante auf Anregung des in Moshi lebenden Dr. Förster, der 1912 einen „Kilimandscharo-Bergverein" gegründet hatte, den Bau eines Schutzhauses zwischen Kibo und Mawenzi am *Kilimandscharo* im damaligen Deutsch-Ostafrika. „Gegen erhebliche Widerstände war der Bau beschlossen ... worden, aber der Ausbruch des 1. Weltkrieges vereitelte seine Durchführung. Das gesamte Baumaterial war bereits zur Baustelle in 4900 m Höhe transportiert worden und wurde dann zur Errichtung eines Lazaretts in Moshi verwendet. Das Sektionsmitglied Dr. Arning war zur Teilnahme an den Eröffnungsfeierlichkeiten nach Ostafrika abgereist und geriet auf diese Weise in englische Kriegsgefangenschaft" (Festschrift der S. Hannover 1885 – 1960). Es ist kaum anzunehmen, daß man im Deutschen Reich hinter dem Kaiserreich Österreich-Ungarn zurückstehen wollte und nicht daran dachte, dieses höchstgelegene deutsche Haus nach Kaiser Wilhelm zu benennen – zumal der Sektionsvorstand Geheimrat Arnold, der schon 1894 das „Kaiserin-Elisabeth-Haus" auf dem Becher und 1911 das „Hannoverhaus" am Ankogel erbaut hatte, „ein glühender Vaterlandsfreund" („50 Jahre Sektion Hannover") war, doch in den „Mitteilungen" 1914 und 1916 sowie in wesentlich späteren Sektions-Festschriften ist nur von einem „Hannoverhaus" oder einem „Kilimandscharohaus" die Rede. Hier wurde also einer Hütte schon vor ihrer Fertigstellung das Schicksal erspart, das nach 1918 alle DÖAV-Schutzhütten in den neuen Grenzen Italiens und Jugoslawiens getroffen hat.

Viele, vielleicht allzu viele Hütten, Sektionen und Höhenzahlen mußten genannt werden, um das Thema einigermaßen erschöpfend zu behandeln; Freunde der alpinen Geographie und Geschichte mögen in diesem Beitrag einiges für sie Neues und Interessantes gefunden haben.

Anhang

Zum raschen Nachschlagen und zur Ergänzung des Beitrags sollen die folgenden drei Listen (jeweils nach dem Stand von 1993) über die höchstgelegenen bewirtschafteten Alpenvereinshütten, über die höchstgelegenen AV-Biwakschachteln und über die höchstgelegenen bewirtschafteten Schutzhäuser der Ostalpen dienen.

I. Die höchstgelegenen bewirtschafteten Alpenvereinshütten

1. Brandenburger Haus, 3272 m, DAV-S. Berlin, Ötztaler A.
2. Hochstubaihütte, 3173 m, DAV-S. Dresden, Stubaier A.
3. Zittelhaus, 3105 m, ÖAV-S. Rauris, Goldberggruppe
4. Ramolhaus, 3006 m, DAV-S. Hamburg, Ötztaler A.
5. Oberwalderhütte, 2973 m, ÖAV-S. Austria, Glocknergruppe
6. Münchner Haus, 2964 m, DAV-S. München, Wetterstein
7. Hildesheimer Hütte, 2899 m, DAV-S. Hildesheim, Stubaier A.
8. Hochwildehaus, 2883 m, DAV-S. Karlsruhe, Ötztaler A.
9. Breslauer Hütte, 2840 m, DAV-S. Breslau, Ötztaler A.
10. Kaunergrathütte, 2817 m, ÖAV, Akad. S. Graz, Ötztaler A.
11. Heinrich-Schwaiger-Haus, 2802 m, DAV-S. München, Glocknergruppe
12. Stüdlhütte, 2801 m, DAV-S. Oberland, Glocknergruppe
13. Neue Prager Hütte, 2796 m, DAV-S. Oberland, Venedigergruppe
14. Rieserfernerhütte, 2791 m, AVS-S. Bozen, Rieserfernergruppe
15. Vernagthütte, 2766 m, DAV-S. Würzburg, Ötztaler A.

II. Die höchstgelegenen Alpenvereins-Biwakschachteln

1. Glockner-Biwak, 3260 m, ÖAV-S. Villach, Glocknergruppe
2. Rheinland-Pfalz-Biwak, 3247 m, DAV-S. Mainz, Ötztaler A.
3. Gruberschartenbiwak, 3100 m, ÖAV-S. ÖGV, Glocknergruppe
4. Otto-Umlauft-Biwak, 2987 m, ÖAV-S. Klagenfurt, Goldberggruppe
5. Gernot-Röhr-Biwak, 2940 m, ÖAV-S. Lienz, Schobergruppe

(Dem Club Alpino Italiano gehören in den „Alpi Retiche" und in den Dolomiten, also etwa in den Ostalpen, insgesamt 20 „bivacci" in Höhen über 3000 m.)

III. Die bewirtschafteten Hütten in den Ostalpen in über 3000 m Höhe

1. Rifugio Marco e Rosa, 3599 m, CAI-S. Sondrio, Bernina-A.
2. Viozhütte, 3535 m, CAI-S. SAT, Ortleralpen
3. Erzherzog-Johann-Hütte, 3454 m, ÖAK, Glocknergruppe
4. Rif. Punta Penia, 3354 m, privat, Dolomiten
5. Brandenburger Haus, 3272 m, DAV-S. Berlin, Ötztaler A.
6. Rif. Casati (erbaut 1922) und Rif. Alessandro Guasti (erbaut 1986), beide 3254 m, CAI-S. Milano, Ortleralpen
7. Becherhaus, 3195 m, CAI-S. Verona, Stubaier A.
8. Rif. Livrio, 3174 m, CAI-S. Bergamo, Ortleralpen
9. Hochstubaihütte, 3173 m, DAV-S. Dresden, Stubaier A.
10. Capanna Fassa, 3152 m, privat, Dolomiten
11. Müllerhütte, 3148 m, CAI-S. Bozen, Stubaier A.
12. Zittelhaus, 3105 m, ÖAV-S. Rauris, Goldberggruppe
13. Rif. Lobbia Alta ai Caduti d'Adamello, 3040 m, CAI-S. Bergamo, Adamellogruppe
14. Payerhütte, 3029 m, CAI-S. Milano, Ortleralpen
15. Similaunhütte, 3019 m, privat, Ötztaler A.
16. Ramolhaus, 3006 m, DAV-S. Hamburg, Ötztaler A.

Münchner Haus auf der Zugspitze zu Anfang dieses Jahrhunderts. Aus: „Zeitschrift" 1919

Literatur

„Die Schutzhütten und Unterkunftshäuser in den Ostalpen", herausgegeben von der S. Wien des DÖAV, o. J. (Bildband).

„Die Schutzhütten des DÖAV", Innsbruck 1932 (Bildband).

Dondio, „Schutzhütten in Südtirol", Calliano (Trento) 1976.

Kammerer, „Tappeiner-Schutzhüttenführer Südtirol", Bozen 1991.

Menara, „Südtiroler Schutzhütten", Bozen 1978.

„Rifugio e Bivacci del CAI, a cura di Franco Bo", 1991.

„Taschenbuch für Touristik und Wintersport", Wien 1981/82.

„DAV-Anschriftenverzeichnis 1992/93".

Grassler, „Die Hüttenerbauer kamen von Norden", Bgst. 36. Jg., 1969, S. 162.

Grassler, „Alpenvereinseinteilung der Ostalpen (AVE)", „Berg '84".

März, „Die Wiedervereinigung des DAV", „Berg '92".

Mayr, „Die Enteignung der AV-Hütten 1923", AVS, Bozen 1966.

Sedlmair, „Schicksal der Hütten der ehemaligen mittel- und ostdeutschen Sektionen des DAV", 1990, nicht veröffentlicht.

„Zeitschrift des DÖAV", Band 50, 1919.

Zahlreiche Sektionsschriften, jeweils im Text genannt.

Zum Thema des Beitrags von Interesse, jedoch nicht als Quelle benützt, sind zwei Bücher der Journalistin Christine Schemmann: „Wolkenhäuser", München 1983, und „Pioniere, Abenteurer und Mäzene. Ostdeutschlands Beitrag zur Eroberung der Alpen", Leer 1988.

Menschen am Berg

Hüttenwirte auf Schneeberg und Rax, einst und jetzt

Von Otto Braun*

An seinem östlichen Ende und Übergang zu Vorgebirge und Ebene hat der Alpenhauptkamm noch zwei besonders hochragende und imponierende Gebirgsstöcke, den (Wiener) Schneeberg, 2075 Meter, und die Raxalpe, 2009 Meter hoch. Beide Kalkstöcke zeigen seitlich wild zerklüftete, steile und schroffe Felsabbrüche und oben eine Hochebene mit lieblichen Matten.
Das Landschaftsbild des Wienerwaldes, der Berge um den Schneeberg kann an schönen Tagen von erhöhten Punkten der Großstadt Wien erblickt werden, es übte schon immer seine Anziehungskraft aus. Sobald man konnte, wollte man diese Bergwelt bereisen. Wien hatte nicht nur die Nähe zum Alpengebiet, sondern war auch ein bestimmendes politisches und wirtschaftliches Zentrum.

In Wien jedenfalls wurden die ersten alpinen Vereine des europäischen Festlandes gegründet. Damit wurde eine Bewegung eingeleitet, deren kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung nicht wegzudenken ist und bis in die Jetztzeit unvermindert wirkt. In Wien wurden der Österreichische Alpenverein (ÖAV) 1862, der Österreichische Touristenclub (ÖTC) 1869, der Österreichische Gebirgsverein 1890 und schließlich der Touristenverein „Die Naturfreunde" (TVN) 1895 gegründet. Zu erwähnen wären noch die kleineren alpinen Gesellschaften, deren Zahl kaum nachzugehen ist. Die alpinen Vereinigungen wollten die Kenntnis der Alpen, besonders der österreichischen, verbreiten und deren Bereisung fördern und erleichtern. Dieses Ziel sollte erreicht werden durch eine breite literarische Tätigkeit und vor allem durch die Bereitstellung von Unterkunftsstätten, durch Wegebau und Markierungen. Damit wurden die alpinen Vereine die Pioniere eines österreichischen Fremdenverkehrs, lange bevor dessen Organisation staatlich eingerichtet wurde.
Die Benützung der Südbahn ermöglichte es den Wienern ab 1842, die Talstationen für die Begehung von Rax und Schneeberg bequem zu erreichen. Das Bergsteigen erfreute sich zunehmender Beliebtheit, die alpinen Vereine reagierten und errichteten im edlen Wettstreit auf beiden Bergen Schutzhütten. Man wollte präsent sein. Alle großen Vereine haben noch heute auf Schneeberg und Rax ihre vereinseigenen Stützpunkte, als Schutzhütten oder -häuser. Besonders der Touristenclub widmete sich intensiv der Erschließung dieses Hochgebirges vor den Toren Wiens.
Zur Bewirtschaftung ihrer Häuser/Hütten nahmen die Vereine Pächter unter Vertrag. Leicht gefunden wurden diese aus dem Reservoir jener Einheimischen, für die der Berg seit eh und je Arbeitsumfeld war (Senner, Sennerinnen, Jagdgehilfen, Holzarbeiter u. a. m.). Ganz selten einmal stammten Hüttenwirte und ihre Mitarbeiter aus anderen Berufen oder aus der Gastronomie.
Die Pächter und ihr Mitarbeiterstab sollten ganzjährig oder saisonal das Vereinseigentum bewahren, für Unterkunft und Labung der Gäste sorgen. Wünsche und Anliegen waren bald vielfältig. Saubere Betten, warme Mahlzeiten sind darunter ebenso zu finden wie der Wunsch nach einer gemütlichen Hüttenatmosphäre und einem freundlichen Hüttenwirt. Wer es verstand, das Klischee eines unpersönlichen oder gar hochnäsigen Gastwirtes abzustreifen, wie man es im Tale immer wieder antraf, der wurde bald zum Liebling seiner Gäste. Seinetwegen kam man immer wieder gerne zurück. Seine Bewirtschaftung wurde zu einem Qualitätsbegriff.

Seit den Gründerjahren des vorigen Jahrhunderts gab und gibt es unter den Hüttenwirten unzählige Persönlichkeiten; es wäre unmöglich, auch nur die wichtigsten von ihnen hier zu würdigen. Vielmehr soll exemplarisch versucht werden, zu zeigen, wie eng die Funktion eines Hüttenwirtes und der Tourismus am Berg verbunden sind und sich wandelten.
In mannigfaltiger Weise wurden die Leute am Berg inner- und außerhalb der Hütten zu Wegbereitern des Fremdenverkehrs, zu Tourenführern und Skilehrern und oft genug zu ersten Anlaufstellen bei Meldungen über alpine Unfälle und für Hilfeleistung. Immer blieb die am Berg erschwerte gastronomische Leistung für den Gast. Für das Schneeberg/Rax-Gebiet wurden als Beispiele ausgewählt: die Dynastie Kronich, der käuzische Karl Souschek und, in die Jetztzeit hinein tätig, die Familie Eggl. Auf seine Art hat jeder einzelne der Mittätigen touristische Hüttengeschichte mitgestaltet.

* Von unserem Autor ist zu diesem Thema im Jahre 1992 das Buch „Ihre Welt, die Berge" (Verlag Nö. Pressehaus, St. Pölten) erschienen.

Unten: Mit dem Ehepaar Gertrude und Julius Kronich beginnt die „Kronich-Dynastie" jener Schutzhüttenwirte, die auf dem Wiener Schneeberg und der Rax über sieben Jahrzehnte verschiedene Hütten bewirtschafteten

Schneeberg – der „Koloß am Südhimmel"

„Das ist der Wiener Schneeberg, einer der ältesten Touristenberge der Alpen. Ganz freistehend überragt und verdeckt er seine ebenbürtigen Nachbargipfel noch um etwa 100 Meter. Vom Turm zu St. Stephan, von jeder Anhöhe der Reichs- und Residenzstadt Wien, von allen Kuppen des Wienerwaldes ist der Koloß am Südhimmel zu sehen und bildet überall den malerischen Abschluß der Landschaft . . .", schwärmte der bekannte Alpinist und Verfasser von Schneeberg- und Raxführern *F. Benesch* vor fast hundert Jahren.
Die Entdeckung des Schneeberges durch die Wiener sollte nicht lange ausbleiben, wenn es zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch nur einzelne waren, die damals den Berg bestiegen. Populär wurde der Schneeberg durch Kaiser Franz. Dieser begab sich 1805 teils zu Fuß, teils per „Tragtier" auf den Gipfel. Der Wunsch, es nachzumachen, hatte seine Schwierigkeiten. Einerseits gab es keine Bahn in diese Gegend, andererseits konnte man bei der Besteigung nicht übernachten.

Foto: Archiv Otto Braun

Neben einem Zeitaufwand von über 40 Stunden belief sich der finanzielle Aufwand auf mindestens rund 40 Gulden, und das war nicht wenig! Erst mit der Eröffnung der Bahnlinie Wien – Gloggnitz reduzierten sich Zeit- und Geldaufwand. Mit der Bahnstrecke Wiener Neustadt – Puchberg und der gleichzeitig errichteten Zahnradbahnstrecke auf den Hochschneeberg war die Möglichkeit gegeben, den Schneebergbesuch per Achse durchzuführen. Der Massentourismus nahm seinen Lauf, unvermindert bis zum heutigen Tag.

Zu diesem Zeitpunkt standen das Baumgartner-, das Damböckhaus, die Fischer-, Kienthaler- und Sparbacherhütte in Betrieb. Dazu kam noch das bahneigene Hotel Hochschneeberg. Zusammen mit den schon lange bestehenden Almhütten, Bretterzelten und Jagdhütten gab es genügend Nächtigungs- und Schutzmöglichkeiten, und der Tourist brauchte keinesfalls „auf seinem Schneeberge in den Regionen des Krummholzes unter freiem Himmel auf Steinen beim wärmenden Nachtfeuer" nächtigen, wie bei „Ausflügen nach dem Schneeberge in Unterösterreich" noch 1802 und 1807 von *Schultes* geklagt wurde.
Der Holzmeister *Georg Baumgartner* war im Krummbachgraben am Fuße des Schneeberges wohnhaft und tätig. Der oftmalige Besuch des Schneeberges dürfte ihn zur Einsicht gebracht haben, oberhalb des Krummbachsattels ein Wirtshaus zu errichten. Der hölzerne Bau des Jahres 1839 wurde nach einigen Jahren ein Raub der Flammen, worauf 1850 – 1852 ein gemauertes Haus errichtet wurde. Drei Zimmer, eine Küche, einen Keller und einen Stall umfaßte das Haus. Das Wirtshaus bot dem müden und der Erfrischung sehr bedürftigen Wanderer hinlänglich Bequemlichkeit.
Die Zahl der Touristen nahm von Jahr zu Jahr zu, das Haus entsprach nach Größe und Einrichtung bald nicht mehr dem Bedürfnis der Touristen. Der ÖTC kaufte im Jahre 1872 das Haus und den Grund. Die Kapazität wurde auf fünf Zimmer mit Betten und auf 32 Matratzenlager erweitert. Nach Baumgartner wurde ein Almhirt mit der Beaufsichtigung gefunden, und schließlich fiel der Entschluß, das Haus ganzjährig zu bewirtschaften.

Nach dem Bergsteigen während der Sommermonate waren persönliche Erfahrungen der bis dahin ungewöhnlichen Winterbegehungen gefolgt. *E. Zetsche* schilderte 1871 eine der ersten Winterbesteigungen des Schneeberges: „Die Zeiten gehören längst zu den entschwundenen, in denen eine Besteigung unseres Schneeberges als ein gefährliches Unternehmen galt, vor deren Antritt der Vorsichtige nicht umhin konnte sein Testament zu bestellen. Selten vergeht zur Sommerzeit eine schöne Samstagnacht, ohne daß kleinere oder größere Touristenscharen zur Höhe wandern. Anders im Winter, wo solch eine Bergfahrt noch ein Vorrecht kühnerer Naturen bleibt und die unbestrittene Domäne einer kleinen Schar begeisterter Bergfexen ist . . ."
Bewußt verfolgte der ÖTC mit der Adaptierung seiner Schneeberghäuser eine zukunftsweisende Politik. Die gegründeten

Unten: Die Fischerhütte auf dem Wiener Schneeberg

Foto: Adolf Mokrejs

Hütten sollten von nun an nicht mehr bloß Schutz gewähren vor Unwettern und Obdach für eine Nacht, sondern auch die Annehmlichkeiten einer wohleingerichteten Hotelwirtschaft bieten. Als Beweis für diese Überlegungen wurden die zahlreichen Besucher – 100 und mehr Touristen pro Wochenende – angesehen.

Damit fand der Tourist jene Behaglichkeit und gastronomische Betreuung, die er sich wünschte. Man wollte auch in den Bergen tafeln, so ganz nach Schweizer Vorbild.

August Suschnik und seine Frau, Pächter am Baumgartnerhaus von 1876 bis 1884, führten am Schneeberg die „Table d'hôte" ein, und die „Tablemänner" am Schneeberg dankten es ihnen. Alpenfreunde, begeisterte und bald auch erprobte und erfahrene Bergsteiger, trafen sich im Herbst, Winter und Frühjahr. Im Sommer waren die Teilnehmer dieser Gesellschaft in den Hochalpen. Höchstes Lob zollte man schließlich der Abschiedstafel bei Suschniks, wie immer von der kundigen Hand der Frau Suschnik exquisit bereitet. Im Jahre 1880 hatte man das Baumgartnerhaus vergrößert durch den Bau eines neuen, einstöckigen Schlafhauses mit weiteren zehn Zimmern und dreißig Pritschenlagern am Dachboden.

Das Ehepaar Suschnik hatte bei seinem Aufenthalt am Baumgartnerhaus den Typ des erfolgreichen, umsichtigen Hüttenpächters geprägt, dem wir in der Folgezeit immer wieder begegnen sollen. Allen einkehrenden Alpinisten ihrer Zeit als beflissene, hilfsbereite Weggefährten bekannt, als Wirtsleute geschickt und arbeitssam, waren sie auch erfolgreich in wirtschaftlichen Belangen. Beide hatten es verstanden, ihr schwer Verdientes nutzbringend anzulegen, und waren – wie so viele nach ihnen – mit dem Weg vom Berg hinunter ins Tal die soziale Leiter hinaufgeklettert. Sie pachteten in Payerbach die Bahnhofsrestauration, damals ein begehrtes Lokal.

Die Familie Julius Kronich am Baumgartnerhaus

Mit der Pachtübernahme im Jahre 1884 sollte die Familie Kronich auf dem Baumgartnerhaus bzw. dem Ottohaus der Rax insgesamt siebzig Jahre tätig sein. Kein Wunder, daß die Dynastie Kronich gleich mehreren Generationen von Bergsteigern wohlbekannt war. *Julius Kronich*, seine Frau Gertrude und fünf Kinder zogen ganzjährig auf das Baumgartnerhaus. Heute würde man Kronich einen Aussteiger nennen. Er kam aus kaufmännischen Berufen, kannte aber als Mitglied des ÖTC und als Bergsteiger den Betrieb auf einer Schutzhütte der damaligen Zeit. Seine Frau stammte aus einer niederösterreichischen Gastwirtsfamilie. Vor der Übersiedlung lebten die Kronichs in einem Wiener Vorort und besaßen einen kleinen Restaurations- und Kaffeehausbetrieb. Ein Lungenleiden des Vaters erleichterte den Entschluß, Wien zu verlassen.

Zu den vielfältigen Aufgaben Kronichs gehörten die Gastwirtschaft, das Herbeischaffen der nötigen Materialien durch Träger und auf Tragtieren von Payerbach oder Reichenau aus, eine Tätigkeit als Bergführer, aber auch als Arrangeur von Festlichkeiten, wie Weihnachtsfeiern oder den damals beliebten „Bällen auf der Alm". Seine Frau, bald von den Schneebergfreunden liebevoll als „Kronichmutter" verehrt, waltete als gütiger Hausgeist und sorgte mit ihren individuell abgestimmten Kochkünsten für das leibliche Wohl ihrer ständig wiederkehrenden Gäste, die zu allen Jahreszeiten kamen. Man hatte sich an die Umwelt adaptiert, kleidete sich älplerisch, die Kinder lernten Volksmusik und gaben ihr Können zum besten. Der Vater wurde Mitglied der alpinen Gesellschaft „Die Reißthaler", welche die Zugangswege zum Baumgartnerhaus betreute und erweiterte. Dies förderte den Bekanntheitsgrad des Hauses.

Die Tablemänner, Gründungsmitglieder und neu hinzugekommene Gäste, trafen sich weiter Jahr für Jahr. Schon war die Zahl der Teilnehmer auf 60 Personen gestiegen. Es wurde nicht nur getafelt, man produzierte sich mit abendlichen Konzerten in Kronichs Wohnung, wo ein Piano stand. Am anderen Tag bestieg man den Berg und kehrte wiederum zum Baumgartnerhaus zurück. Bei nach außen hin völlig intakt scheinendem Familienleben machten sich bei Julius Kronich bald seine Trinkfreudigkeit und seine sexuellen Übergriffe bemerkbar. Stubenmädchen und Küchengehilfinnen waren vor seinen Nachstellungen nicht sicher.

Als Kronichs Frau und ihre Tochter den Vater mit einer Angestellten überraschten, entschloß sich Frau Kronich, sich von ihrem Mann zu trennen und mit den Kindern das Baumgartnerhaus zu verlassen. Kronich blieb mit seiner Lebensgefährtin bis 1897. Frau Kronich zog bereits 1893 vom Baumgartnerhaus weg, kam aber 1903 nochmals zusammen mit ihrem Sohn Bruno für fünf Jahre zurück.
Mit der Eröffnung der Zahnradbahn im Jahre 1897 sollte der

Ansturm der Touristen zum Schneeberg weiter steigen. Das Baumgartnerhaus wurde laufend vergrößert, seine Einrichtungen wurden verbessert. Schließlich zeigte sich 1958 wohl der letzte Höhepunkt in der Nutzung des Hauses. 80 Betten, 78 Matratzenlager und 60 Notlager waren noch voll ausgenützt. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es keine Schwierigkeiten bei der Pächterfindung. Motorisierung, zunehmender Wohlstand, die Tendenz, weitere Reisen zu machen, ließen den Besuch des Schneeberges und des Baumgartnerhauses zurückgehen. Für einen Bewirtschafter nahm die Attraktivität ab. Zunehmender Druck von seiten der Wasserrechtsbehörde nach moderner Abwasserentsorgung und die geringe wirtschaftliche Nutzung des Hauses führten zwischen 1981 und 1982 zur Abtragung dieses ältesten Schutzhauses im Schneeberggebiet.

Unten: Das Baumgartnerhaus auf dem Wiener Schneeberg um 1862.
Ganz unten: Die gleiche Hütte 1981, kurz bevor sie abgetragen wurde

Fotos: Archiv Otto Braun

Raxalpe – die Heimat des „Berggeistes" Karl Souschek

Über die Bahnlinie Wien – Gloggnitz und weitergeführt zum Semmering konnten Berg- und Naturbegeisterte von Wien aus in zwei bis drei Stunden die Orte Payerbach und Reichenau bequem erreichen. Besonders Reichenau wurde zum aufstrebenden Fremdenverkehrsort der Monarchie und von der kaiserlichen Familie regelmäßig besucht; Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des Kaisers, ließ sich hier eine Villa bauen. Alles, was von der damaligen Gesellschaft im Bannkreis des Hofes bleiben wollte, folgte nach. Im Tal von Reichenau wurden Hotels, Villen errichtet und den Sommer über Häuser gemietet. Anregung und Förderung eines Hüttenbaues auf der Raxalpe gingen von Erzherzog Karl Ludwig aus. Zumindest berichtet es die Legende so: Karl Ludwig und seine Familie bestiegen einstmals die Raxalpe und wurden von einem Wettersturz überrascht. Man war gezwungen, die Nacht über in einer unwirtlichen Almhütte zu verbringen, dabei wurde der Entschluß gefaßt, ein Haus auf der Höhe der Raxalpe zu erbauen. Zu diesem Zeitpunkt gab es unterhalb des Gipfels der Heukuppe bereits eine von einer alpinen Gesellschaft erbaute Unterstandshütte – scherzhaft „die Schwefelbanda" genannt –, später als Lackenhoferhütte bekanntgeworden. In ihrer Nähe wurde 1877 vom ÖTC das Karl-Ludwig-Haus feierlich und mit dem für die damalige Zeit gebührenden Pomp eröffnet, „um noch vielen Generationen Schutz und Unterkunft, Rast und Labung zu gewähren" (*J. Rabl*). Dieses erste Schutzhaus auf der Raxalpe war von der Einrichtung und vom Management darauf ausgerichtet, ein Alpenhotel zu sein, wie man es vom Baumgartnerhaus am Schneeberg gewohnt war.

Zusammen mit der ständig bewirtschafteten Pehoferalm, am Westrand der Rax nahe dem Grieskogel gelegen, blieb das Karl-Ludwig-Haus für 15 Jahre die erste Adresse für die Raxbegeher. Insgesamt 18 der Klettersteige wurden in dieser Zeit erstmalig durchstiegen oder wieder gefunden.

Die Zahl der Jahresnächtigungen im Karl-Ludwig-Haus stieg von 174 Übernachtungen in den Jahren 1877 bis 1881 jährlich an bis zu 10.000 Nächtigungen in den Jahren 1901 und 1915. In der goldenen Zeit des Raxtourismus zwischen 1918 und 1930 waren es dann jährlich sogar 20.000 Personen, die das Haus besuchten.

Aus der Zahl der Pächter des Karl-Ludwig-Hauses soll *Karl Souschek* hervorgehoben werden wegen seiner Individualität. Souschek bewirtschaftete das Karl-Ludwig-Haus von 1918 bis zu seinem plötzlichen Tod im Jahre 1930, also in der goldenen Zeit des Tourismus zwischen den beiden Weltkriegen. Er kam aus einem anderen Beruf, war kurze Zeit Pächter der Fischerhütte am Schneeberg. Zum Zeitpunkt seiner Tätigkeit auf der Raxalpe war Souschek bereits über 50 Jahre alt und ein Original.
Folgen wir nun einigen Berichten über den Kauz Souschek: „Tritt man in das Karl Ludwig Haus, so kommt einem ein fast

Fotos: Archiv Otto Braun

Links: „... der eher einem Berggeist glich."
Karl Souschek, der Herr
auf dem Karl-Ludwig-Haus

Unten: Die beiden größten Originale unter
den Hüttenwirten der Rax an einem Tisch:
Karl Souschek und Camillo Kronich

zwei Meter großer, breitschultriger Mann entgegen. Vorerst wird man erschreckt, aber sofort strahlt die Erscheinung etwas Gutmütiges zu sehr Vertrauenerweckendes aus. Sein gedrungener, fester, runder Körper steckt in einer Lederhose, die Spuren vieljähriger und nicht sehr behutsamer Benützung stolz zur Schau trägt. Die lange Unterhose läßt er nach Art der steirischen Holzknechte gerne zwischen den Wadenstrümpfen und der Lederhose in bequemer Falte hervorhängen. Eine wunderliche Besonderheit ist der Kopf. Wie von einem silbrig schimmernden, mächtigen Wald von Haaren gekrönt, deren jedes einzeln aus der Gesichtsmitte hinausstrebt ..."
Nach Gewöhnung an sein Äußeres, das einem „Berggeist" glich, konnte man in Souschek einen gewandten und liebenswerten Wirt finden, der seine Speisen und Getränke geschickt zu verkaufen verstand. Trotz seiner optischen Absonderlichkeit ein tüchtiger und beliebter Hüttenwirt, war er auch im Alter noch immer ein leistungsstarker Bergsteiger.
Ständigen Besuchern des Schutzhauses fiel bald auf, daß Karl Souschek abends selbst in der Küche stand. Auf die fesche, großgewachsene Wirtschafterin, Frau Wimmer, war der Hüttenwirt sehr heikel. Die ging jeden Tag punkt 20.30 Uhr zu Bett, damit sie sich nicht überanstrenge. Denn am nächsten Morgen zeitig in der Frühe ging für sie der Dienst wiederum an. Rund um die Uhr Dienst, Wochentag für Wochentag und erst recht zu den Sonn- und Feiertagen, war ja die Regel. Eine 40-Stunden-Woche und zwei arbeitsfreie Tage konnte und wollte man sich damals im Gastgewerbe nicht leisten!

Frei von jeglicher Servilität war unser Kauz Souschek, mit einem Mittelmaß zwischen Freundlichkeit und Unfreundlichkeit. Jedenfalls hatte er nie ein imperatives Gehabe nötig, für seine Gäste war seine Hütte auch Gasthaus und jederzeit ein Ort der Begegnung. Einige Beispiele aus seinem heiteren Verbarium: „Eine Gesellschaft ungarischer Magnaten, im ganzen sieben Personen, kommt in die Hütte und erkundigt sich nach einer Unterkunft. Der Pächter zeigt ihnen ein Vierbett- und ein Dreibettzimmer. Eine Dame aus dieser Gesellschaft richtet an den Pächter die Frage: ‚Sind hier keine Wanzen?' Pächter: ‚Nur wenn s' die Gäst' mitbringen, sonst nöt.' "

Politisch angehauchten Gesprächen ging der Pächter stets aus dem Wege, wie folgender Dialog zeigt:
„Gast zum Pächter: ‚Na, was sag'n Sie zu Schober? Hab'n Sie schon gehört? Schober geht!'
Pächter: ‚Wohin denn?' (Sich umsehend:) ‚Hat er schon bezahlt?'
Gast: ‚Aber ich meine ja nicht einen Gast von Ihnen, sondern den Wiener Polizeipräsidenten Schober! Schober geht!'
Pächter: ‚Aber schaun S', erschreck'n S' an net, wenn er ka Gast von uns ist, interessiert er mi ja gar net.' "
Aber auch die Unhöflichkeit eines Gastes nahm Souschek stoisch hin: „Ein häufiger Besucher der Hütte kommt wieder einmal herauf. Der Pächter, ihn freudig begrüßend: ‚O, Heil!

Das ist schön, daß Sie auch wieder einmal kommen!' Der Gast: ‚Ja, aber ich komm' ja nicht weg'n Ihnen, sondern weg'n dem guten Rindfleisch, was Sie hier ob'n hab'n.' "

Abschließend noch die Wiedergabe eines heiter-satirischen Vorschlages aus den dreißiger Jahren zum Entsorgungsproblem auf den Schutzhütten, wobei damals noch niemand ahnen konnte, daß dies fünfzig Jahre später zu einer wirklichen Bedrohung werden sollte: „Man stellte damals fest, daß bisher in den 50 Jahren des Bestandes des Karl-Ludwig-Hauses, oder den 33 Jahren des Ottohauses sich um die Häuser nur die Eigentümer – also die alpinen Vereine – und die Steuerbehörden gekümmert haben. Das sollte nun anders werden. In kurzen Abständen wurden die Häuser auch vom Kommissionen heimgesucht, die sich lebhaft für die Ergebnisse des Stoffwechsels der Schutzhausgäste interessieren. Man wollte eine neue Abart von Bakterien entdeckt haben, oder auch erst entdecken, die ‚Schutzhausbakterien'. Welche Bereicherung der Bakteriologie. Die Gefährlichkeit der Bakterien kann daraus ermessen werden, daß sie sich die ganzen Jahrzehnte hindurch zu verbergen verstanden, sodaß sie nicht einmal der Pächter sah.
Wie festgestellt wurde, bewegen sich diese Parasiten schnell weiter und benützen in ihrer angeborenen Schlauheit nicht die gebahnten oder markierten Wege. Das Feld ihrer Betätigung soll immer die Ferne, nie ihr Geburtsort, sein. Deshalb der Vorschlag zu erwägen: jeder Bergsteiger solle vor Antritt seiner Tour an seinem in Betracht kommenden Körperteil einen Behälter anbringen. Diese Behälter könnten dann zu Hause wieder vorschriftsmäßig entleert und entsorgt werden. Dem Pächter bliebe dadurch eine unangenehme Arbeit erspart, und die Bakterien-Gefahr wäre beseitigt."

Zusammen mit dem Pächter des Habsburghauses Karl Swoboda errichtete Souschek vom Preiner Gscheid zum Karl-Ludwig-Haus eine Materialseilbahn aus eigenen Mitteln. Die Sorgen und die Aufregungen im Zusammenhang mit dem Bau

der Seilbahn haben zu seinem plötzlichen Herztod geführt. Nur einmal konnte Souschek mit seiner Seilbahn abfahren – allerdings nur mehr als toter Mann.

Jeder der auf Souschek folgenden Pächter(innen), Swoboda, Schrittwieser ..., war eine Persönlichkeit für sich und so recht für den Berg geschaffen. Als man auch auf der Rax das geänderte Reiseverhalten der Menschen zu spüren bekam, wurden die Besucher weniger und kamen vorwiegend zu den Wochenenden. Die Pächter wechselten in kurzen Abständen, oft innerhalb eines Jahres. In der Letztzeit scheint sich wieder mehr Stabilität abzuzeichnen. Mit neuen Marketing-Konzepten wird man sich auf die geänderten Verhältnisse einstellen und sich der massenhaft erscheinenden Laufkundschaft zuwenden.

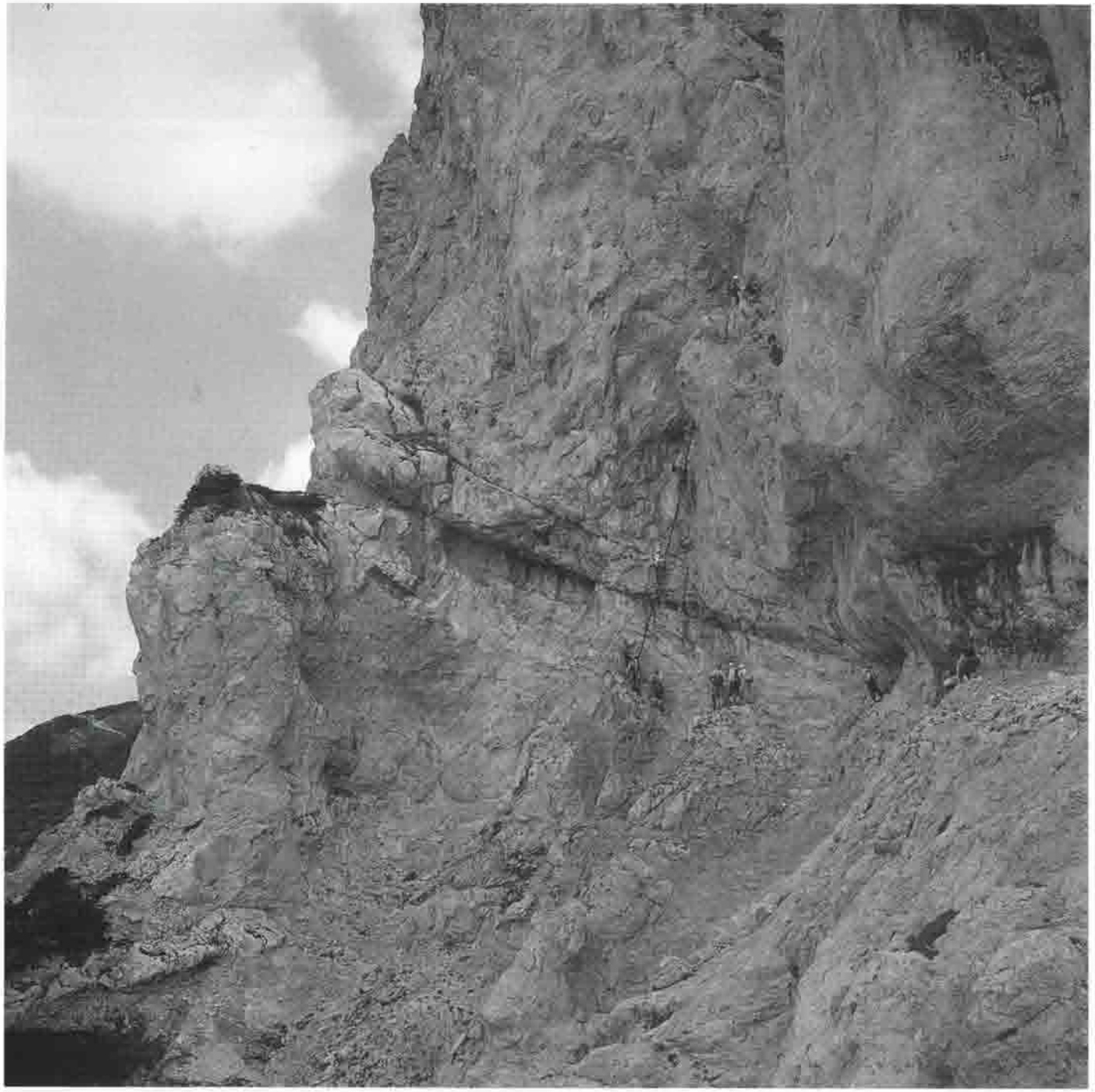
Die Familie Kronich und das Ottohaus auf der Raxalpe

Reichenau und Umgebung waren viel- und gern besuchte Fremdenverkehrsgegenden geworden. Im Jahre 1886 wurde in Reichenau eine Sektion des DÖAV gegründet. Um deren Vereinsleben attraktiver zu gestalten und gleichzeitig dem steigenden touristischen Trend der Zeit Rechnung zu tragen, beschloß man, am vorderen Teil der Rax ein Schutzhaus zu errichten. 1893 wurde am Jakobskogel das Erzherzog-Otto-Schutzhaus feierlich eröffnet.

Frau *Gertrude Kronich* mit ihren Kindern, vom Baumgartnerhaus her bestens bekannt, wurde mit der Pachtung betraut. Ungehindert und selbständig wurde Frau Kronich zur veritablen Geschäftsfrau. Im Jahre der Eröffnung zählte man auf dem Schutzhaus bereits 4000 Gäste; es sollten noch mehr werden.
Julius und Camillo, die Söhne, unterstützten die Mutter tatkräftig beim Betrieb des Hauses. Der Besucherkreis stammte zum überwiegenden Teil aus der Haupt- und Residenzstadt Wien, deren Bevölkerung immer mehr den Bergstock zu würdigen wußte. Die Raxalpe, dem Rang nach dem vor ihr erschlossenen Schneeberg ebenbürtig, übertraf diesen bald in der Gunst der Städter. Eine Tatsache, für die die Familie Kronich – und insbesondere *Camillo Kronich* – zu einem nicht geringen Teil verantwortlich zeichnete.
Durch den Einsatz der ganzen Familie wurde aus dem Ottohaus ein Betrieb, der einem guten Unternehmen des Tales ebenbürtig war. Ein besonderes Anliegen war von Anfang an die Betreuung der Gäste in touristischer Hinsicht. Alle Familienmitglieder verdingten sich als Fremden- oder Bergführer, und eine familiäre Atmosphäre sorgte dafür, daß das Ottohaus zu einem gerne besuchten Ort der Begegnung wurde.
Nachdem er die Obliegenheiten eines Hüttenwirtes schon einige Jahre übernommen hatte, wurde Camillo Kronich 1903 offiziell von der Alpenvereinssektion zum neuen Pächter bestellt. Ihm zur Seite stand seine Frau Hedwig. Seine Mutter kehrte mit ihrem jüngsten Sohn Bruno nochmals auf das Baumgartnerhaus zurück und bewirtschaftete schließlich bis zu ihrem Tode 1919 den unterdessen von Camillo und Hedwig am Törlweg neu erbauten Knappenhof. Steigende Besucherzahlen brachten steigende Umsätze und Gewinne. 1908 konnte der Knappenhof auf eigenem Grund errichtet werden.

Gedacht war das Haus als Zwischenstation bei der Materialienbringung durch Trag- und Fuhrtiere zum Ottohaus. Weniger Berg- und Gehtüchtige wurden von der Bahnstation zuerst mit Pferdefuhrwerken, später mit Autobussen, zunächst zum Knappenhof gebracht, wo sie einkehrten und von wo aus sie ihr Gepäck mit Mulis auf den Berg transportieren lassen konnten. Schließlich konnten sie sich sogar selbst auf dem Rücken eines Tragtieres auf den Berg bringen lassen, wenn sie eine Gebühr von 30 Gulden zahlten. Wegebau und Markierungen waren ein besonderes Anliegen Kronichs. Zusammen mit zwei Freunden, dem Maler *Gustav Jahn* und dem Kunstschlosser *August Cepl*, legte er im hinteren Höllental den Alpenvereinssteig an. Nicht ohne Hintergedanken, denn die Kletterer des Höllentales sollten an der unterdessen erbauten Speckbacherhütte vorbeigeführt werden. Diese Hütte ist längst abgetragen, aber heute noch zählt der Alpenvereinssteig zu den beliebtesten und gerne begangenen versicherten Klettersteigen der Rax. Auch der Weg über die Brandschneide wurde verbessert, sein oberer Teil heißt seit 1962 übrigens Camillo-Kronich-Weg.

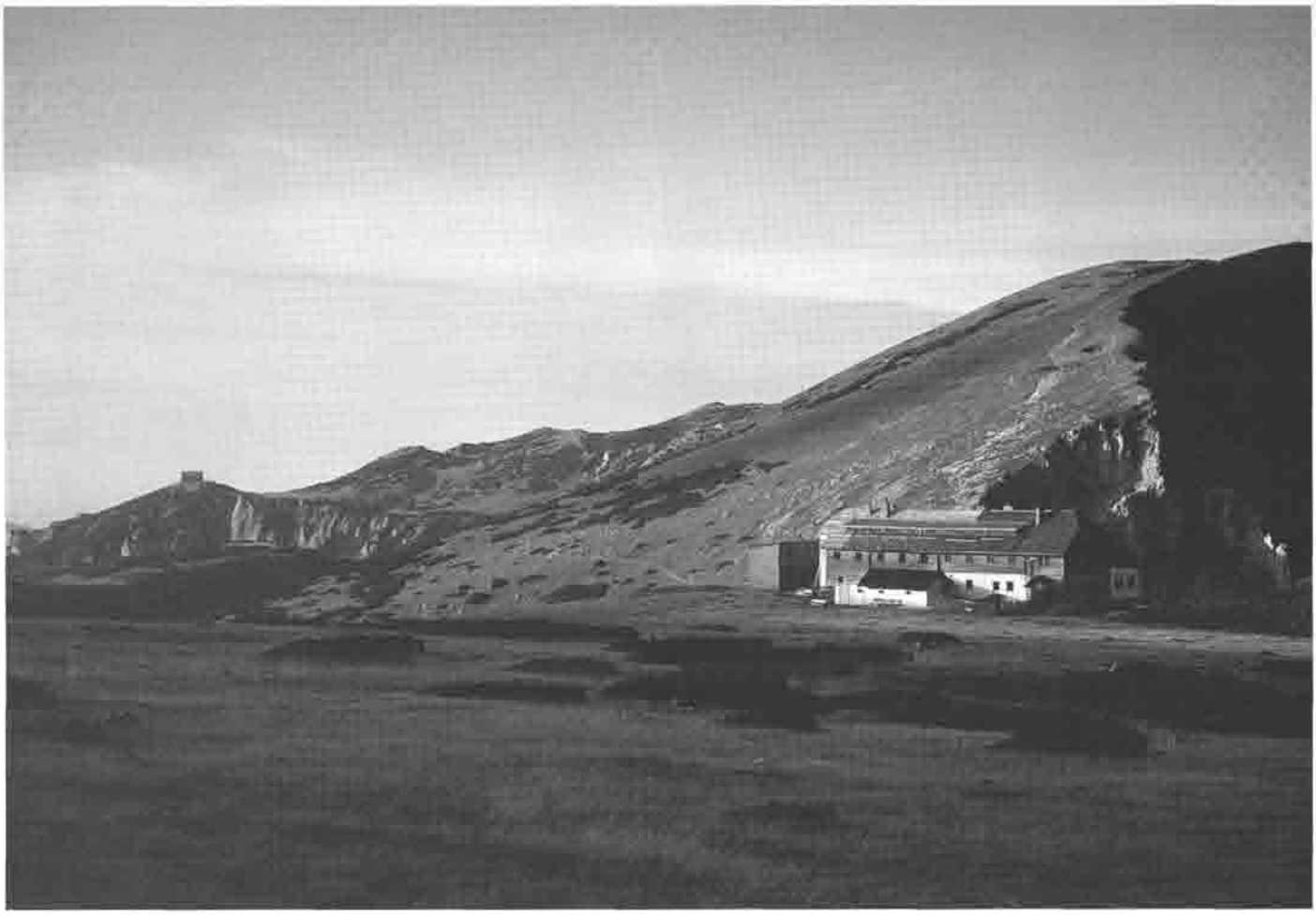
Einer der grandiosesten Aufstiege auf das Raxplateau von der vorderen Seite aus, der Hans-von-Haid-Steig, wurde ebenfalls von Cepl, Jahn und Kronich geschaffen.
Das Ottohaus sollte das Ziel aller Besteigungen sein. Systematisch wurden auf sämtlichen Wegen Tafeln und Hinweise aufgestellt, die das Ottohaus bewarben. „Camillo Kronich-Ottohaus", „(C. K.) Ottohaus", schließlich „Camillo Kronich-Rax" wurden zu einem Begriff, der für Qualität bürgte.
Dem aufkommenden alpinen Skilauf trug Kronich dadurch Rechnung, daß er 1906 Mitglied des vom Skipionier *Mathias Zdarsky* gegründeten „Internationalen Alpenskivereines" wurde. Gemeinsam mit Zdarsky führte er auf der Rax den Skilauf ein. Der „Österreichische Wintersportklub" hatte im Ottohaus ein eigenes Zimmer. Skikurse und Veranstaltungen, von Kronich durchgeführt, zeigten ihn als Promotor des Skilaufes auf der Rax. Für unzählige Skiläufer wurde das „Lavoir", eine Senke vor dem Schutzhaus, zum ersten Übungsgelände. Natürlich mußten auch die Talabfahrten gefunden und gepflegt werden. Kesselgraben, Staudengraben und die Schöllerabfahrten sind noch heute befahrene Routen.
Vielseitige Facetten des Marketings entwickelte der Hüttenpächter Kronich um sein Ottohaus, um die Rax bei seinem Wiener Publikum bekannt zu machen und zu erhalten. „Ich werde den Wienern ihre Rax ins Haus bringen", sagte er einmal und meinte damit seine fotografische Tätigkeit und seine Lichtbildervorträge vor dem Publikum alpiner Vereine



Fotos: Adolf Mokrejs

Der Hans-von-Haid-Steig durch die Preiner Wand an der Rax war ursprünglich ein Gemeinschaftswerk eines Hüttenwirtes, eines Malers und eines Kunstschlossers: Kronich, Jahn, Cepl

Unten: Das Erzherzog-Karl-Ludwig-Haus vom Anstieg zur Heukuppe, der höchsten Erhebung der Rax. Aus dieser Perspektive sieht man auch, links hinten, das Habsburghaus. Man war kaisertreu, damals, zur Zeit der Rax-Erschließung



Fotos: Adolf Mokrejs

Wiens. Besonders die Rax im Winter hatte es ihm angetan, war doch um diese Jahreszeit der Besuch des Ottohauses geringer und mußte vermehrt werden.

Wie haben wir uns Camillo Kronich in dieser Zeit zwischen den beiden Weltkriegen vorzustellen? „Herr Kronich trägt eine Lederhose, denn er weiß was sich auf einem an der steirisch-niederösterreichischen Grenze gelegenen Berg gehört. Es ist beileibe keine ‚urige' wie die des Herrn Souschek, sondern stets eine sehr, sehr hübsche." Im Laufe seiner jahrzehntelangen Tätigkeit im Hüttenbetrieb hatte er sich im Umgang mit einem großen Teil seiner Besucher – der Wiener Intelligenz – weltmännische Formen angeeignet. Als erfahrener und geübter Gastronom war er bestrebt, jedem das zu bieten, was er gerne hatte. Neben seinen Fähigkeiten als „Rax-Sacher" wurde von seinem Publikum ebenso geschätzt, daß Kronich durchaus Bergerfahrung hatte und in den Felswänden seines Berges zu Hause war. Auch „gewöhnliche Touristen", deren Zahl besonders nach dem Ersten Weltkrieg zunahm, waren im Ottohaus durchaus gerne gesehene Gäste, die höflich bedient wurden. Wenn diese sich zwischen den tafelnden anderen Gästen nicht recht wohl fühlten, konnte schließlich Kronich am allerwenigsten dafür. Von den kleinen Zuschlägen zu mitgebrachten Speisen war noch kein Hüttenwirt zu Wohlstand gekommen. Sicherlich auch nicht von den Bergsteigeressen, deren Bereitstellung den Pächtern von den Vereinen verordnet wurde.

1926 wurde als erste Personenseilbahn der Republik Österreich jene auf die Raxalpe in Betrieb genommen. Camillo Kronich war bei ihrer Installierung mit seinem Fuhrwerksbetrieb dabei und bewirtschaftete das ebenfalls errichtete Berghotel. Bald schon waren es über 100.000 Besucher, die jährlich die Seilbahn benützten. Der größte Teil von ihnen kehrte auch im Ottohaus ein.

Die Scheinkonjunktur des Massentourismus konnte in den folgenden Jahren nicht darüber hinwegtäuschen, daß mit viel privatem Risiko aufgebaute Tourismusunternehmungen zusehends weniger Einnahmen abwarfen. Besonders das Jahr

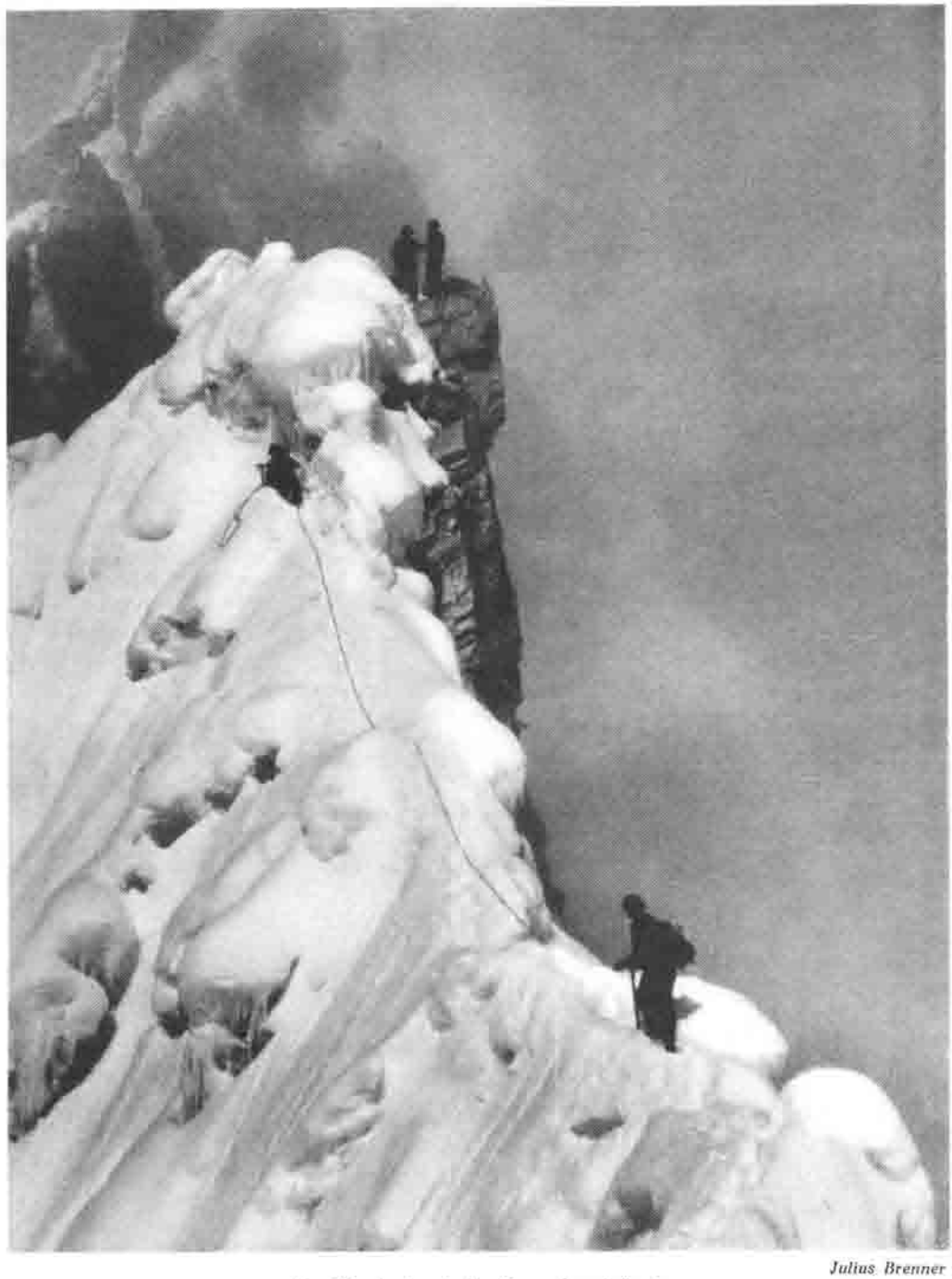
Unten: Eines der kulturhistorisch interessantesten Schutzhäuser, das Ottohaus am Jakobskogel auf der Rax, geprägt durch sechs Jahrzehnte von Camillo Kronich

1938 brachte für die Unternehmensstruktur des Camillo Kronich eine grundlegende Änderung. Noch konnte der Betrieb des Ottohauses einigermaßen gewinnbringend gestaltet werden. Nach sechzigjähriger Tätigkeit für das Ottohaus nahm Camillo Kronich am 20. September 1952 in einer von Freunden angeregten Feier Abschied von der Rax. Im Bergsteigergewand, so wie ihn alle Raxfreunde kannten, und mit Rucksack auf dem Rücken begab sich der ungekrönte „Herr von der Rax" ins Tal. Drei Jahre später starb er.

Noch konnten drei folgende Pächter bis in die siebziger Jahre ganzjährig den Betrieb offenhalten. Geblieben sind letztlich aber nur mehr eine saisonale Bewirtschaftung und ein Wochenendbetrieb. Und geblieben ist eines der kulturhistorisch interessantesten Schutzhäuser. Probleme ergeben sich bei dem großzügig konzipierten Haus einerseits gegenüber den Ansprüchen des Freizeittourismus, andererseits mit den Wünschen und Auflagen der Behörden.

Von den weiteren Schutzhütten der Rax werden das Habsburghaus und das Waxriegelhaus bis heute ganzjährig bewirtschaftet, die Seehütte saisonal. Von heute noch lebenden ehemaligen Hüttenwirten soll *Josef (Sepp) Eggl* erwähnt werden. Nach Tätigkeiten als Hausbursche am Karl-Ludwig-Haus, am Waxriegelhaus und kurz am Ottohaus baute er nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft nach und nach die Neue Seehütte auf, nachdem die alte Hütte der Besatzungszeit der Nachkriegsjahre zum Opfer fiel.
Von 1952 bis 1964 blieb die Familie Eggl meist von Pfingsten an bis zu Allerheiligen am Berg. Vollkommen auf sich allein gestellt, teilweise mit Vorfinanzierung aus eigenen Mitteln, richtete sie die Schutzhütte ein. Am Seeweg zwischen Ottohaus und Karl-Ludwig-Haus neben der Preiner Wand gelegen, wird sie bis heute gern besucht.
Von 1965 bis 1980 bewirtschafteten Josef und Gertrude Eggl das im Siebenbrunnkessel gelegene Waxriegelhaus des TV „Die Naturfreunde". Mit dem stärksten Mitgliederzuwachs nach dem Ersten Weltkrieg suchte der TVN einen Stützpunkt im Raxgebiet. Dieser fand sich in der Hermannshütte, einer übriggebliebenen Militärunterkunft, die durch einen Lawinenabgang 1923 weggerissen wurde. 1924 eröffneten die Naturfreunde an der heutigen Stelle ihr Waxriegelhaus. Es war von Anbeginn als Jahreswirtschaft gedacht. Von 1924 bis 1950 bewirtschafteten nacheinander Mitglieder der *Familie Kremsl* das Haus, auch während der Zeit, als es vorübergehend zu einer Deutschen Jugendherberge umfunktioniert wurde. Dementsprechend war der Besucherkreis: Ausbildungskurse im Gelände und Gebirge, auch für Soldaten.
Besonders schmerzvoll für das an der späteren Zonengrenze gelegene Haus waren Kriegsende und Nachkriegszeit. Langsam normalisierten sich die Verhältnisse. Besonders gern genutzt wurde der Standort des Hauses für den Wintersport. In der Zeit zwischen 1951 und 1965 waren *Adolf und Hilde Roßmann* als Pächter tätig, und auf diese folgte das *Ehepaar Eggl*. Durch Adaptierungen und Zubauten hatte das Haus nunmehr 28 Betten und 38 Lager. Diese zu belegen, gelang durch Stammgäste, vorwiegend aus Wien, die bis zu drei Wochen blieben, durch Jagdgäste und vor allem durch Bergwanderer und Bergsteiger. Schließlich mußte auch der Tagestourismus gefördert weren. Die Liechtensteinstraße, die bis zur Hütte führt, brachte die Besucher busweise; besonders waren es Pensionisten-Ausflügler.
Als von 1980 bis 1985 Johanna, die Tochter des Ehepaares Eggl, als Hüttenwirtin tätig war, halfen die Eltern bei der Arbeit mit. Ein Beispiel des Wertes einer funktionierenden Familie für den Hüttenbetrieb.
Unterdessen geht Eggl auf den Siebziger zu, ist Hüttenwart für die Seehütte und noch bei Wegmarkierungen und anderen vereinseigenen Aktivitäten voll im Einsatz für seine Rax. Auf die Frage an das Ehepaar Eggl, ob es nochmals ganz auf den Berg gehen möchte, kommt spontan sofort und unisono die Antwort: „Ja. Wir helfen noch immer auf der Neuen Seehütte aus bei unserem Sohn, der neuerdings die Hütte bewirtschaftet. Das hält jung."

Bergsteigen ist zu einem Teil der Kulturgeschichte der Menschen geworden. Vom elitären, entdeckungsreichen Beginn bis zum Tages- und Massentourismus der heutigen Zeit sind Entwicklung und Ausbreitung des Bergsteigens nicht verständlich ohne Beachtung der Wirkungsgemeinschaft zwischen alpinen Vereinigungen und Herbergsvätern. Deren Persönlichkeit, ihre Lebens- und Arbeitsumstände sind ein großes, interessantes und vielfach noch ungeschriebenes Kapitel der alpinen Geschichte.



Julius Brenner

Am Nordostgrat des Kangchendzönga

Am Kantsch erreichten die AAVMler unter der Führung von Paul Bauer im Jahre 1929 eine Höhe von 7545 m – zu der Zeit der Höhenrekord deutscher Bergsteiger. Bild aus: „Der Bergsteiger", 2. Jahrgang, 1931/32

Studenten sind auch solche weiblichen Geschlechts

Hundert Jahre Akademischer Alpenverein München

Von Fritz März

1892: Das 19. Jahrhundert geht seinem Ende entgegen, die Belle Époque strebt ihrem Höhepunkt zu. Die Industrialisierung hat, auch wenn das Los mancher noch armselig ist, in Mitteleuropa breiten Wohlstand gebracht, und die Eisenbahn lieferte dazu die Mobilität. Eine wesentliche Veränderung der europäischen Kultur und Geistesgeschichte bahnt sich an. In der Wandlung der Kunst zeigt sich das am auffälligsten. War das 19. Jahrhundert geprägt vom Verlust eines eigenen Kunststiles, so findet eine neue Zeit im Jugendstil ihren angemessenen Ausdruck, entzündet sich in den europäischen Metropolen ein durchdringendes, neues Lebensgefühl. Stilmittel, Denk- und Verhaltensweisen von Eklektizismus und Historismus werden überwunden. In der Kunst wird damit die Grundlage für die moderne Malerei des 20. Jahrhunderts gelegt, in der Musik kommt eine Tendenz zu formaler Auflösung zum Ausdruck. In der Philosophie arbeitet Husserl an der Phänomenologie der Lebensumstände, in der Physik Planck an der Quantentheorie. Umwälzende Erfindungen und Entdeckungen machen das Leben der Menschheit gesünder, sicherer und einfacher. Die erste Fernleitung von elektrischer Energie wird realisiert, die Lochkartenmaschine, eine Art Vorläufer des Computers, erfunden, der Tuberkelbazillus entdeckt, die Dampfmaschine, das Telefon und die Kunstseide machen das Leben leichter. Schließlich tritt das Automobil seinen Siegeszug an. In der Literatur wirbelt der Sturmwind des Naturalismus die herrschende Spätromantik beiseite und versucht eine neue, reale und sozial gerechte Welt aufzubauen. Balzac gilt als Ahnherr der neuen Epoche, Zola, Flaubert und andere sind ihre Verkünder in Frankreich, Shaw und Wilde in England, die Skandinavier, wie Hamsun, Strindberg, Wedekind, Ibsen, ihre Meister.

In Deutschland beginnt sich diese neue Strömung vor allem in München durchzusetzen. Viele ihrer damals maßgebenden Vertreter sind heute vergessen, wie Geibel, Greif, Heise und Halbe. Der Weltruhm der Gebrüder Mann hingegen strahlt ungebrochen. Vor allem die satirische Zeitschrift „Simplicissimus", gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegründet, prägte mit unerbitterlicher Kritik und Treffsicherheit, zusammen mit der ebenfalls um diese Zeit entstandenen Zeitschrift „Jugend", die mehr den besinnlichen Humor pflegte und dem Stil der Zeit ihren Namen gab, die typische Atmosphäre Münchens. Thomas Mann schrieb damals sein berühmtes Wort „München leuchtet". Das Bürgertum stand in einer Blütezeit, was Wohlstand und auch Wohllebigkeit bedeutete, wobei letzteres zu einem aufgeplusterten, oft protzigen Lebensstil führte. Dies vor allem in der Reichshauptstadt Berlin und im industriellen Westen, weniger in Süddeutschland, zumal in München. Der zeitgenössische Dichter Max Halbe schreibt in „Jahrhundertwende": „Der Götzendienst des Geldes und der seine Schleppe tragende Luxus sind für den Komplex München (als Ganzes genommen) immer Fremdkörper geblieben ... Die Menschen, die darin wohnen – dieses Gemisch von Alteingesessenen und Zugereisten –, trugen auch ferner nach Vätersitte den Lodenmantel ..., aßen abends ihren Radi und tranken ihre Maß, pilgerten zur Weißwurst, zu Bock- und Salvatorpartien, begannen eben damals radzufahren und anderlei Sport, zumal den autochtonen des Bergkraxelns, zu treiben." Wozu bemerkt werden darf, daß die fürchterliche Bezeichnung „Bergkraxeln" auch 100 Jahre später noch in Gebrauch ist. Rückblickend wird diese Zeit auch die Prinzregentenzeit genannt und gilt als glückliche, friedliche Epoche, was sie für viele Menschen auch war, vor allem für jene, die sich das Bergsteigen leisten konnten.

Gleichzeitig erreicht die Entwicklung des Bergsteigens einen Wendepunkt. Die Epoche des klassischen Alpinismus ging zu Ende. Die wesentlichen Gipfel waren erstiegen, manche schon auf recht schwierigen Wegen. Es war die Zeit der großen Bergsteiger, wie Stephen, Tyndall, Ball, Whymper, Purtscheller, die Brüder Zsigmondy, Barth, Winkler. Es war aber auch die Zeit der großen Führer, wie Croz, Carell, Innerkofler, Dimai, Bettega. Nun beginnt man die Berge von den schwierigen Seiten anzugehen, Grate und Wände werden erobert, das führerlose Gehen wird modern, das moderne Klettern beginnt. Die alpinen Vereine waren schon länger gegründet, voran der Alpine Club in London, die Alpenvereine und Alpenclubs auf dem Kontinent folgen, 1862 in Wien, 1863 in Olten, 1867 in Turin, 1869 in München, 1872 in Trient, 1874 in Paris.

Doch offenbar genügte das dort gepflegte Bergsteigen nunmehr den Vertretern der neuen Richtung, den Jungen, nicht mehr, zudem sich die Kraft der Alpenvereine auf den Hüttenbau konzentrierte. So fand sich als erste Gemeinschaft auf deutschem Boden, die Bergsteigen schärferer Richtung pflegen wollte, der Akademische Alpenverein München im Jahr

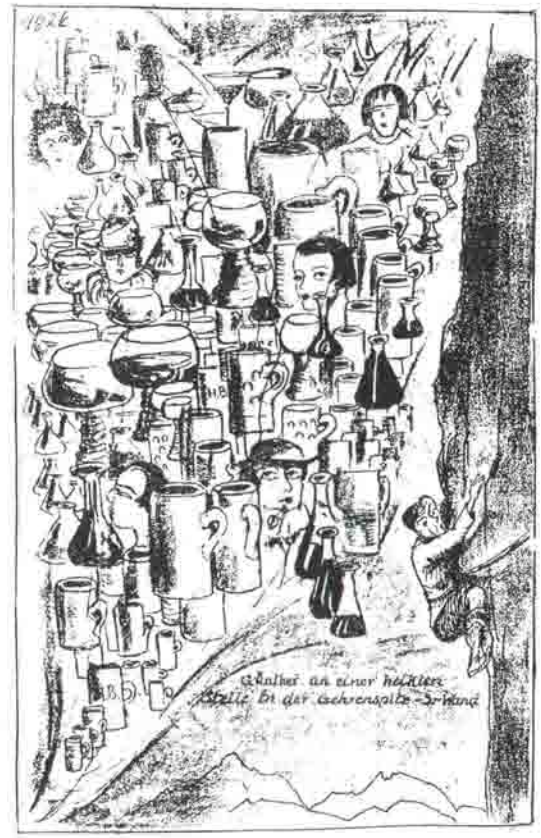
„... und in diesem Moment zog noch einmal mein ganzes bisheriges Leben blitzartig an meinem geistigen Auge vorüber ..." Geklettert wurde von den AAVMlern vor allem im Kaiser, im Wetterstein, im Karwendel ...

1892 zusammen, nachdem schon 1878 in Wien der Österreichische Alpenclub als Sammelbecken einer Elite, die hochalpine Ziele im Sinn hatte, gegründet worden war. Die vornehmlich im deutschsprachigen Raum nunmehr entstehenden akademischen Alpenvereine waren sowohl Sammelstätten im Kampf um die Gleichberechtigung der Führerlosen, wie sie auch Bewegung in die Stagnation der Hochtouristik in den heimischen Bergen brachte. Der AAVM wurde im alten Bergsteigerzentrum München führender Mittelpunkt der neuen Richtung. Er fand bald einen wertvollen Bundesgenossen in der jungen Alpenvereinssektion Bayerland, die sich 1895 als Sammelstätte aktiver, „schärferer" Bergsteiger von der großen Mutter, der Sektion München, gelöst hatte. Es war dies die erste Sektion des Alpenvereins überhaupt, die ausschließlich das Bergsteigen schärferer Richtung pflegte und deren Zahl bis heute gering geblieben ist.

Viel mehr Zeit zum Bergsteigen ...

Als ob die Bergsteiger unter den Studenten nur darauf gewartet hätten, entwickelte sich der AAVM geradezu explosiv. Kein Wunder, denn die jungen Akademiker der damaligen Zeit verfügten, obwohl sie eine wesentlich bessere, vor allem tiefergehende Bildung erhielten als spätere Generationen, über viel mehr Zeit zum Bergsteigen. Mein Vater, selbst Kletterer, sagte mir einmal: „Wenn wir am Samstag spät in der Nacht nach Hinterbärenbad kamen (man arbeitete damals, um die 50-, manchmal auch 60-Stunden-Woche zu erfüllen, meist noch am Samstagnachmittag), waren die Studenten schon seit Freitag oder Donnerstag da. Und wenn wir am Sonntag auf den letzten Zug hetzten, konnten sie sich Zeit lassen." Die Zeiten haben sich geändert!

Die Aktivitäten der AAVMler erstreckten sich, bedingt vornehmlich durch die Verkehrsverhältnisse, hauptsächlich auf die Ostalpen und hier wiederum stark auf Kaiser, Wetterstein, Karwendel sowie das damals im Gegensatz zu heute von München aus viel mehr besuchte Allgäu. Manche AAVMler entwickelten sich zu Spezialisten für bestimmte Gebirgsgruppen. Aber auch die Dolomiten wurden bereist, die Brennerbahn machte es möglich, und in den Westalpen aufsehenerregende Fahrten unternommen. Namen wie Angermann, Botsong, Christa, Joseph und Ernst Enzensperger, Herr, Leuchs, Leberle, Distel, Pfann, Adolf und Gustav Schulze, Oskar Schuster, v. Saar und viele andere sind heute noch durch Routen bekannt, die teilweise viel begangen werden. Allerdings hat sich mittlerweile die Art des Bergsteigens geändert, vom heroischen Bergsteigen zum sportlichen Genuß, so daß viele der wagemutigen Führen von damals heute in Vergessenheit geraten sind. Wer würde heute auf den Spuren Dülfers durch die Mädelegabel-Nordwand steigen? Doch ist beispielsweise die Kleine-Halt-Nordwestwand eine Genußtour im heutigen unteren Schwierigkeitsbereich. Daß angesichts dieser Einstellung im AAVM das Tun als Bergsport bezeichnet und verstanden wurde, versteht sich. Für manche Gebirgsgruppen ist



es ganz selbstverständlich, daß ein gut Teil der Ersteigungsgeschichte von AAVMlern bestritten wird. Heute noch suchen manche die Alpenvereinsbibliothek in München auf, um in den AAVM-Jahresberichten nach den Quellen zu suchen.

Obwohl die Verkehrsverbindungen, gemessen an heutigen Verhältnissen, geradezu archaisch waren, drängte es die AAVMler schon bald hinaus in die große weite Welt. Platz erstieg mit Herrn Professor Meyer den höchsten Gipfel des Kilimandscharos, v. Krafft weilte mit Rickmers in Turkestan und Buchara. Felix v. Cube wurde zum Erschließer Korsikas, das er dreimal besuchte, jeweils mit AAVMlern, wie Scheck, Otto Schlagintweit, Vollnhals, Mayerhofer. Ein Höhepunkt war das Jahr 1903, wo Adolf Schulze im Rahmen einer von Rickmers veranstalteten Expedition den Südgipfel des Uschba erstmals erstieg, wobei Platz, Scheck und Schuster mit von der Partie waren, während Distel, Pfann und Georg Leuchs mit ihrer eigenen, kleinen Expedition den Uschba wenige Tage darauf erstmals überschritten. Pfann und einige Jahre später Leuchs begleiteten Merzbacher in den Tien Shan, Reschreiter Prof. Meyer in die Kordilleren von Ecuador.

Eine Wurzel des Bergsteigens ist bekanntlich die Wissenschaft. Auch in der nunmehr angebrochenen sportlichen Epoche des Bergsteigens war es selbstverständlich, daß die Bergsteiger auch alpin-wissenschaftlich tätig waren. Viele wurden durch den engen Kontakt mit der Natur, der bekanntlich sogar

... und die Kneipzeitung war sozusagen „live" dabei, ebenso bei den Touren des Korsika-Erschließers Felix v. Cube

IN DEN HOCHGEBIRGEN VON CORSICA

manchmal schmerzhaft sein kann, veranlaßt, sich intensiv mit dieser Natur zu beschäftigen, und wandten sich dem Studium verschiedener naturwissenschaftlicher Disziplinen zu, nachdem sie vorher anderes studiert hatten, wie etwa Jura, was schon damals offenbar eine Art Verlegenheitsstudium für manche war. Das führte viele AAVMler weit hinaus nach Europa und in die Welt zu wissenschaftlichen Reisen und Expeditionen, wobei sie natürlich den Bergsteiger in sich nicht verleugnen konnten und recht respektable Bergerfolge verbuchten. Manchen wurde dies auch zum Schicksal, wie Albrecht v. Krafft, der im Dienst des *Survey of India* starb, oder Joseph Enzensperger, der 1901 auf den Kerguelen an einer Mangelkrankheit buchstäblich einging. Herzog war in den Kordilleren von Bolivien wissenschaftlich und bergsteigerisch tätig, Schlagintweit in Peru. Diehl erstieg als Bezirksamtmann in der damals deutschen Kolonie Kamerun verschiedene Hochgipfel, eine Expedition von vier AAVMlern in den Kaukasus war vornehmlich wissenschaftlich, hatte aber erfreuliche hochtouristische Ergebnisse, während Platz gleichzeitig mit zwei Wissenschaftlern dort war und mehrere Erstbesteigungen ausführte. Daß die europäischen Gebirge praktisch alle besucht wurden, wobei Gustav Schulze in den Picos de Europa die zweite Ersteigung des Naranjo de Bulnés gelang, versteht sich von selbst, erstaunlicher waren schon Bergfahrten in Brasilien, auf den Kanarischen und Kapverdischen Inseln, in Lappland, Japan, China und den Rocky Mountains. Einer besonderen Erwähnung bedarf der heute nur noch in Fachkreisen bekannte Forschungsreisende Tafel, der damals mit abenteuerlichen Reisen (teilweise mit Filchner) nach Tibet, in den Kaukasus und nach Persien (Demawend und Elburs) Aufsehen erregte.

... auch im Winter

Man kann sich heute kaum noch vorstellen, daß für die meisten Bergsteiger der Winter damals tote Saison war. Die bei vielen Mitgliedern anfangs bestehende Abneigung gegen den Skilauf war vor allem auf einen Mangel jeglichen Vorbildes und jeder Anleitung zurückzuführen. Trotzdem ist es erstaunlich, daß man schon um die Jahrhundertwende beinahe an die 100 Skitouren im AAVM verbuchen konnte. Für viele waren jedoch Wintertouren die einzige Form des Bergsteigens im Winter, mit der damaligen Ausrüstung noch recht problematisch. Schneereifen waren noch das beste. Das änderte sich, als mehrere Freiburger, an der Spitze Karl Gruber, der bald dem AAVM beitrat, die Schwarzwälder Schule nach München verpflanzten. Sie gründeten den *Akademischen Skiclub München*, der seitdem dem AAVM freundschaftlich verbunden ist. Einer der Väter des alpinen Skilaufes war der AAVMler Paulcke, der mit einer total archaischen Ausrüstung schon vor der Jahrhundertwende aufsehenerregende Fahrten unternahm, z. B. eine Durchquerung der Berner Alpen. Nicht zu vergessen Madlener, der den Skilauf im Allgäu überhaupt erst einführte.

Nicht entziehen konnte sich der AAVM der damaligen Hüttenbaueuphorie, obwohl das ja seiner Zielrichtung eigentlich nicht entsprach. Doch muß man sich einmal die Bedeutung der Hütten in der damaligen Zeit vergegenwärtigen, um deren Wichtigkeit zu erfassen. Die Hermann-von-Barth-Hütte, deren Platz die Allgäuer Brüder Enzensperger aussuchten, nachdem man vorher einige andere Standplätze erwogen hatte, erreichte man damals von München aus, indem man zuerst mit der Bahn nach Oberstdorf fuhr, das auch erst seit kurzem Bahnanschluß hatte, und von dort aus über die Kemptner Hütte, die ebenfalls kurz vorher erbaut worden war, zu Fuß lief. Also eine Unternehmung, die zwei, wenn nicht drei Tage erforderte. Das zeigt die Notwendigkeit solcher Stützpunkte, wobei der Hüttenbau im AAVM grundsätzlich umstritten war. Nachdem man sich aber auf den Platz geeinigt hatte, eilte praktisch der ganze Verein ins Hüttengebiet, doch nicht um den Grund auszuheben und Balken zu schleppen, sondern das Gebiet nach Neutouren zu plündern. Einige Dutzend Erstbegehungen heimste man ein, ehe man mit viel Gemeinschaftsarbeit und großen finanziellen Opfern 1900 die Hütte einweihen konnte. Diese damals noch sehr einfache Behausung erlebte dann manch überschäumendes Fest. Doch nach dem Krieg besann man sich darauf, daß einer so kleinen Gemeinschaft von sportlichen Bergsteigern eigentlich andere Aufgaben als Hütten gemäßer seien. Drum verkaufte man sie,

„Eine weitblickende Entscheidung." Die „Kneipzeitung" des AAVM kommentiert den Verkauf der Hans-v.-Barth-Hütte

als 1924 das Geld nach der Inflation wieder Wert hatte, an die Sektion Düsseldorf, die den Zuschlag vor anderen Konkurrenten erhielt, weil sie ihre Hütte im Ortlergebiet als Kriegsfolge verloren hatte. Weitblickend schrieb damals der AAVM: *„Die Aufgabe der Zukunft liegt nicht mehr im Bau von Hütten und Wegen, sondern in der weiteren Erschließung der Ostalpen. Der Akademische Alpenverein will daher in klarer Erkenntnis dieses Wandels der Zeit sich freie Hand schaffen zur Erfüllung neuer Ziele. Seine bewußte und betonte Abkehr von einer Aufgabe, die bisher als die wichtigste eines alpinen Vereins galt, soll zeigen, daß die Erhaltung des echten Bergsteigergeistes und enger Kameradschaft in den Bergen auch auf andere Weise zu erreichen sind als die meisten Sektionen des großen Alpenvereins heute noch glauben."* Die Erinnerungshütte zu Füßen der Südwand der Schüsselkarspitze, die die Familie Schlagintweit, dem AAVM vielfach verbunden, zum Andenken an den im Ersten Weltkrieg gefallenen Leutnant Otto Schlagintweit und alle weiteren 30 gefallenen AAVMler stiftete, paßt als bessere Biwakschachtel durchaus zum AAVM.

Rascher Wechsel der Aktiven

Wenn auch die meisten der zwölf Gründer des AAVM (die mit Aposteln allerdings wenig gemein hatten) sich schon aus der gemeinsamen Gymnasialzeit kannten, so war es doch ein Glück für die ganze Unternehmung, daß ein Bergsteiger von höchstem Rang, der über ein erhebliches Organisationstalent verfügte und dessen Menschlichkeit große Ausstrahlung hatte, Vorstand wurde: *Albrecht Krafft von Delmensingen*. Volle fünf Semester wußte er die in seiner Hand liegenden Zügel klug zu gebrauchen und entwickelte eine Eigenschaft, die Aufgabe aller guten Vorstände heute noch ist, nämlich die typische Atmosphäre des AAVM zu erzeugen und zu fördern. Er erhielt einen gleichwertigen Nachfolger in *Joseph Enzensperger*, der ebenfalls fünf Semester ein vorbildlicher Vereinsvorstand war. So bildete sich ein Zusammenhang, eine Gemeinschaft, die völlig zwanglos war, jedoch eine brüderliche Solidarität ohnegleichen schuf. Die Schwierigkeit eines studentischen Bergsteigervereins lag und liegt im schnellen Wechsel der Aktiven. Viele verließen nach dem Studium trotz der damals schon hohen Anziehungskraft der Stadt den Studienort München. Mancher verlor auch dadurch die Beziehung zum AAVM. So blieb dem AAVM im Laufe dieser hundert Jahre ein ständiges Auf und Ab nicht erspart. Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg waren solche Intervalle noch kurz, denn eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten führte in der Nachfolge von Krafft und Enzensperger den Verein mit sicherer Hand. Übrigens war dem AAVM damals von seiten der Universitäten das Studentische Herbergswesen übertragen, eine Einrichtung, die es längst nicht mehr gibt. Wie in damaliger Zeit üblich, waren die meisten AAVMler Mitglied einer studentischen Verbindung. Der AAVM aber, wiewohl er in der Form einer Verbindung mehr ähnelte als einer Alpenvereinssektion, war keine solche. Manche Verbindungsbräuche, wie z. B. der Bier-Komment, wurden bewußt nicht gepflogen. Jedoch wohnt dem AAVM heute noch das Hauptmerkmal einer Verbindung inne, nämlich den Mitgliedern eine Art Lebensgemeinschaft zu sein. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg setzte wiederum ein Wandel im Bergsteigen ein, der am besten durch den Namen *Dülfer* gekennzeichnet wird. Sicher hatte sich das Bergsteigen um die Jahrhundertwende in verschiedenen Einzelheiten, etwa der Seilverwendung, von der Gründerzeit, wenn man die Epochen Barths und Winklers so nennen darf, unterschieden. Doch verwendete Joseph Enzensperger anfangs im Fels noch Steigeisen! Überhaupt war die Ausrüstung damals von einem Standard, der uns heute, vor allem vom Gesichtspunkt der Sicherheit aus gesehen, erschauern läßt. Umso höher sind die damals ausgeführten Touren, die immerhin heute noch respektable Schwierigkeitsgrade aufweisen, zu bewerten. Dülfer, mit ihm vor allem Saarschmidt, setzte nun neue Maßstäbe und veränderte zugleich die alpine Technik. Hatte man z. B. bis dahin beim Abseilen den lebensgefährlichen Turnerkletterschluß verwendet, erfand Dülfer seinen bis in die heutige Zeit hinein benützten Abseilsitz. Natürlich wurde der „New Look" dieses Kletterns im Verein sofort höchst freudig auf-

genommen. So stieg das alpine Allroundgenie Pfann als Dritter durch die Fleischbank-Ostwand. Im Grunde blieb die Kletterkunst von Dülfers Zeiten bis Ende der fünfziger Jahre unverändert. Überhaupt muß man sagen, daß in diesen etwa 20 Jahren seit Gründung des AAVM das Klettern so entwickelt wurde, wie es sich bis in die Zeit des technischen Kletterns mit Strickleitern usw. Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre behauptete. Ohne das Verdienst anderer, voran Paul Preuß und nicht zu vergessen Otto Herzog, schmälern zu wollen, war der AAVM an dieser Entwicklung maßgeblich beteiligt. Gleich blieb im Prinzip auch die Ausrüstung. Zunächst stritt man sich um Haken, überhaupt keine, höchstens drei oder so viele wie nötig. Enzensperger verfocht, gleich später Preuß, hier einen recht sportlichen, beinahe puritanischen Standpunkt. Nicht einmal den Kletterhammer wollten viele akzeptieren. *„Wo sich eine Ritze für Haken findet, findet sich immer auch ein Stein zum Hineinschlagen"*, meinte *Nieberl*. Die Verwendung des Karabiners war die Folge der Tatsache, daß sich die Haken doch durchgesetzt hatten. Die Kletterpatschen bekamen Manchonfilz anstelle oft schauderhaften Materials, wie Fleckerlsohlen, die Durchzugnägel an den Bergschuhen wurden erst später durch die Tricounis ersetzt, das Seil blieb aus Hanf, 30 m war die Normallänge, schon weil das Ding sauschwer war, die Pickel wurden erst langsam kürzer und Schneide wie Haue verbessert. Wie gesagt, bis in die fünfziger Jahre hinein änderte sich nichts entscheidend. Auch die Eistechnik wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg, vor allem von Welzenbach, gründlich geändert.

Über diese Zeit, die uns als besonnte Vergangenheit erscheinen mag, schoben sich dunkle Wolken, das Licht, das München leuchten ließ, wurde jäh gelöscht. Der Erste Weltkrieg, der schon lange in der politischen Luft lag, begann. Die Begeisterung, mit der man sich damals in diesen Krieg stürzte, ist uns heute nicht mehr verständlich. Freilich hatte auch niemand die geringste Ahnung, welches Inferno sich damals auftat. Schließlich war es der Anfang einer turbulenten Epoche der Geschichte, die ein Historiker kürzlich als den 30jährigen Krieg Europas bezeichnete. Wer vom AAVM nur irgend konnte, meldete sich freiwillig. Ab 1915 war das Alpenkorps eine begehrte Truppe, und schlußendlich kamen 31 junge, hoffnungsvolle Menschen aus dem großen Morden nicht wieder.

„Ein jeder Krieg löst irgendwie auf. Der Weltkrieg 1914–1918 tat dies mehr als viele andere Kriege. Mit ihm schien alles Hergekommene unterzugehen und schien Grundlegendes umgewertet und entwertet zu werden. Der Akademische Alpenverein München war ein Gebilde aus der Zeit von vorher und er trug Züge, die befürchten lassen mußten, daß auch er umgewertet, daß auch er aufgelöst würde. Da mußte sich erweisen, ob diese alpine Vereinigung weitgehend bestimmt war durch ihr Äußeres, durch ihren Namen, durch die äußere Herkunft der Menschen die ihr angehörten oder durch deren Gesinnung. Da mußte es sich erweisen, ob der AAVM ein Verein war gleich vielen anderen, nur mit besonderen jetzt gefährdeten Formen oder ob er eine bergsteigerische Geisteshaltung war." So schrieb *Helmut Zebhauser* 1952 im 60. Jahresbericht des AAVM über diese Zeit.

Offenbar war die von ihm genannte zweite Alternative der Fall, denn der AAVM formierte sich unglaublich schnell wieder. Ein Glücksfall war, daß sich in der Person *Herbert Kadners* eine Persönlichkeit fand, die sofort als Vorstand Mittelpunkt und Motor des Vereins wurde. Als Bergsteiger knüpfte er unmittelbar an Dülfer an, der im Jahr 1915 vor Arras gefallen war (mein Vater rückte als Ersatzmann in seine Gruppe). Kadner ging nicht nur die modernen Felswege und fand neue, vor allem durchdrang er geistig klar das Wesen des neuen Tuns. Er scharte schnell eine Aktivitas um sich, die der Keim für die folgende Blüteperiode war. Gretschmann, Sager und dann bald Ernst von Siemens, Allwein sind Namen, die heute noch bekannt sind. Die Not war groß. Zwar herrschte nicht mehr der Hunger der letzten Kriegsjahre, doch mangelte es hinten und vorn. Die Inflation vernichtete einen Großteil der Vermögen. Das Phänomen Bergsteigen schien kaum darunter zu leiden. Wenn schon Bauer und Brenner im Sommer im Isartal beim Klettergarten zelteten, um das Geld für die Bude zu sparen, so konnten sie auch schon 1922 mit dem Fahrrad, das in der Folgezeit beliebtes Verkehrsmittel der Bergsteiger wurde, in die Westalpen fahren. Einen schweren Schlag erlitt der Verein durch den Tod Kadners auf einer Skitour im Ötztal im Frühjahr 1921, doch hatte sich bereits eine Gilde gebildet, die den Fortbestand verbürgte. Wiederholungen schwerster Felsfahrten, Neutouren, Westalpenfahrten ereigneten sich in reicher Zahl. Die Zermatter Hoteliersfamilie Seiler hatte die kluge Idee, nachdem die Mark wieder Wert hatte, einige AAVMler zu einem Aufenthalt einzuladen. Es rentierte sich, denn das Wallis wurde dann von AAVMlern förmlich berannt, jedoch der Montblanc keineswegs vergessen. Pfann führte *Welzenbach* ins Westalpeneis ein. Zusammen mit Allwein versuchte Welzenbach den Südgrat der Aiguille Noir de Peuterey, der dann später von Schaller (zusammen mit Brendel) bezwungen wurde. Welzenbach war der große Neuerer im Eis. In der Wiesbachhorn-Nordwestwand verwendete er zusammen mit Fritz Rigele erstmals Eishaken, was die Möglichkeit eröffnete, wesentlich steileres Eis als bisher zu bewältigen. Das Stufenschlagen allerdings war keineswegs überflüssig, denn auf die glorreiche Erfindung der Zwölfzacker-Steigeisen (die allerdings erst mit steifen Schuhsohlen, die es auch in den fünfziger Jahren noch nicht in der notwendigen Härte gab, ihre volle Wirkung zeigen) war man damals noch nicht gekommen. In der Dent-d'Herens-Nordwand übertrug Welzenbach Dülfers Idee vom Seilquergang ins Eis. Das von Allwein in der gleichen Wand angewandte Verfahren, eine überhängende Eisschwarte von unten dadurch zu überlisten, daß er seinen langen Pickel von unten her durch die Schwarte stieß und Welzenbach sich dann an der Spitze des Pickels hinaufschwingen konnte, empfiehlt sich nicht zur Nachahmung, wie ja die Sicherungsmethoden in dieser Zeit überhaupt recht prekär blieben.

Welzenbach übertrug in der Wiesbachhorn-Nordwest-Wand die Fels- auf die Eistechnik. Das Bild rechts ist auch schon fast historisch. Es zeigt Pit Schubert 1962 in dieser Wand

Welzenbach hatte zusammen mit Allwein, Karl von Kraus, Pfann, Schulze sowie Bechtold, Drexel, Rigele und Merkl (letztere gehörten dem AAVM nicht an) eine Erfolgsserie, die unglaublich klingt. Nur ein paar Schlaglichter: die Nordwände von Großglockner, Wiesbachhorn, Eiskögele, von Dent d'Herens, Breithorn, Fiescherhorn, Großhorn, Gspaltenhorn, Lauterbrunner Breithorn, Nesthorn usw. Seinen Erfolg verdankt Welzenbach vor allem einer höchst exakten Planung. Die Technik war im Grunde eine ins Eis übertragene Felstechnik, häufig schlug man mit dem Pickel Griffe für die Finger.

Wenn diese Führen heute wenig oder gar nicht mehr gemacht werden, so hat das verschiedene Gründe. Vielfach ist der Eispanzer geringer geworden. Dadurch haben viele Routen an Reiz verloren, doch oft an Gefährlichkeit zugenommen. Dann hat es die moderne Eistechnik einfacher gemacht. Mit modernen Steigeisen und Eisgeräten wurde senkrechtes Eis – Wasserfallklettern! – begehbar. Und schließlich hat die Geschmacksveränderung weg vom heroischen hin zum sportlichen Genußbergsteigen auch einiges bewirkt. Wobei zu bemerken wäre, daß das heroische Bergsteigen keineswegs ausgestorben ist. Sein Schwerpunkt hat sich heute auf das Höhenbergsteigen verlagert. Der Himalaya, die Anden, Patagonien sind heute das Revier.

War Welzenbach der kühle Intellektuelle unter den Kletterern, erscheint *Paul Bauer* als Gegenteil. Nicht, daß er keine Planung gehabt hätte, er dachte sogar weit, sehr weit voraus. Und doch war seine Art des Bergsteigens eine romantische. Bei jedem Wetter war er am Berg, ein Biwak wurde sogar bewußt in Kauf genommen, „biwakare necesse est" lautete ein Spruch, der nicht zuletzt auf Bauer zurückgeht. Aus dem Augenblick heraus wurde oft umgeplant, im Improvisieren war er Meister, er bewahrte sich die Entscheidungsfreiheit bis zum letzten. AAVMler sorgten aber auch dafür, daß heutige Genußkletterer auf ihre Rechnung kommen, wie z. B. Gunter Langes mit der Schleierkante.

Die goldenen zwanziger Jahre

Das Vereinsleben erreichte in den zwanziger Jahren ungeahnte Höhepunkte. Man kann getrost von den „goldenen Zwanzigern" im AAVM reden. Eine kleine Kostprobe: 1928, sieben AAVMler auf der Dent Blanche, fünf überkletterten den Nadelgrat, elf waren auf dem Zinalrothorn, 16 auf dem Matterhorn (das damals noch keinen Massenansturm kannte und auch von den AAVMlern von verschiedenen Seiten her erstiegen wurde). Dann war da die erste AAVM-hausgemachte Expedition nach dem Krieg. Bauer, Beigel, Niessner und Tillmann fuhren in den Kaukasus und brachten schöne Erfolge heim, u. a. die Dychtau-Kante. Pfann war Leiter der Anden-Expedition des DuOeAV in die Cordillera Real in Bolivien, wo u. a. der fast 6500 m hohe Illampu fiel. Allwein, Kohlhaupt und Wien erstiegen als Teilnehmer der deutschen Pamir-Expedition verschiedene Fünftausender und Sechstausender, Allwein stand als Erster auf dem 7124 m hohen Pik Lenin, dem höchsten bis dahin erstiegenen Berg. Daß in den Pyrenäen und anderen europäischen Bergen in diesem Jahr auch AAVMler um die Wege waren, fällt schon gar nicht mehr ins Gewicht. Und dann war da natürlich die alte, immer wieder neue Bergheimat, der Kaiser. Der Kaiser, die Gaudihütte und die Mutter Maria! Eigentlich, de jure, gehörte die „Gaudi" damals der Akademischen Sektion Berlin (heute in der Sektion Berlin aufgegangen), aber de facto hatte sie der AAVM nebst breitem Anhang einfach okkupiert. Geklettert wurde nach Gusto, bei jedem Wetter und sogar manchmal in nicht unbedingt nüchternem Zustand. Und Feste wurden gefeiert! Allein das Pfingstgebrenzel stand man anno 1928 eine volle Woche durch, der Pamir-Mannschaft wurde ein rauschendes Abschiedsfest zelebriert. Das waren Feste mit Witz und Esprit. Natürlich wurde auch getrunken. Doch: „Mir ham net gsoffn, mir hams vertragn", kommentierte das einer.

In diesem Jahr reifte auch der Gedanke einer großen Himalaya-Expedition ganz aus dem Verein. 1929 wird er verwirklicht. Im letzten Moment trifft die Genehmigung für den Kantsch ein. Bauer, Allwein, Aufschnaiter, Brenner, Beigel, Fendt, v. Kraus, Leupold und Thoenes bilden die Mannschaft. Anfahrt natürlich per Schiff und Bahn, Erfahrungen im Himalaya absolut Null, Ausrüstung der Zeit entsprechend und damit nach heutiger Erfahrung ungenügend. Zehn Lager wurden am Nordostsporn vorangetrieben, eine Höhe von 7545 m erreicht, zu der Zeit die höchste von einem deutschen Bergsteiger erreichte Höhe. Dann erstickte alles im Monsun. „*Erfahrene Männer haben übereinstimmend erklärt, daß der Angriff auf den Kantsch niemals übertroffen worden ist, sei es an Kühnheit, sei es in Urplan und Ausführung, sei es an methodischer Berücksichtigung der Einzelheiten, d. h. in der Vorbereitung und am Berg selbst. Kenntnis, Mut, Bergtechnik und Instinkt, hartnäckiger Entschluß, Initiative und Originalität kamen in höchstem Maß zum Ausdruck.*" Dieses Zitat von *Younghusband* möge genügen.

1931 versuchte es Bauer noch einmal am Kantsch. Zu den Alten vom Kantsch, Bauer, Allwein, Aufschnaiter, Brenner, Fendt und Leupold kamen als Neue Hartmann, Pircher, Schaller und Wien. Diesmal ist die Unternehmung von einem Unglück überschattet: Schaller und der Träger Pasang stürzen ab. Und wieder wird die Mannschaft abgeschlagen, wird vom Neuschnee erstickt.

Doch Bauer gibt nicht auf, 1936 fährt er zum Siniolchu und Simvu, beide werden erstiegen, Hepp, Wien und Göttner sind mit von der Partie. Bauers Prinzip war, eine Mannschaft zusammenzubringen, die harmonierte. Größere Einzelstars hätten die Harmonie gestört. So hatte er jeweils eine Mannschaft, in der wirklich alle für einen da waren, wenn es nottat. Und das noch ein ganzes Leben lang. Sogar Col. Tobin, der britische Verbindungsoffizier von 1929, wurde AAVMler.

Foto: Jürgen Winkler

Akademischer Bauernbund?

Was war das eigentlich für ein Verein? Manchmal schon ein wüster Haufen, akademischer Bauernbund nannten ihn manche. Die meisten Bergsteiger glauben, sie seien Individualisten. Angesichts des heutigen Massentourismus mag man vielleicht kleine Zweifel daran haben. Doch der AAVM hatte stets eine schöne Sammlung von Einmaligkeiten, die manchmal schon den Anspruch auf Originalität erheben konnten. Die das Bergsteigen so betrieben, wie sie es wollten, die auch einmal beim schönsten Wetter faulenzten, um dann bei Sauwetter einzusteigen, nach dem Motto: „Bei schönem Wetter kann jeder bergsteigen." Da gab es die Gilde der „Schluchtner", die sich den Weg am liebsten durch abweisende Schluchten suchten. Eines der herrlichsten Originale war Eugen Allwein, genannt „Alisi". Ob er sich bei der Ausreise in den Pamir wirklich ins Klo einsperrte, als der Zug Berlin passierte, ist nicht aktenmäßig bewiesen, doch den Ehrennamen „Lawinentratzer" führte er zu Recht. Er, der noch nach alter Sitte mit einem Stock Ski fuhr, hatte einen unwahrscheinlichen Instinkt für Lawinen. „Man muß nur rechtzeitig aussteigen", war sein Motto. Solche und ähnliche Typen gaben dem Verein sein Gepräge, das einfach einmalig war. Dazu trug natürlich auch ein entsprechend heimeliges Vereinsheim bei. War es zunächst der Bauerngirgl (vis-à-vis der Residenz, heute verschwunden, so später der erste Stock im Spöckmeier, der ganz vom AAVM gemietet war. So feudal bekam man es nicht wieder, doch hat die Atmosphäre im Hinterzimmer im ersten Stock des Torbräu viel zur Renaissance nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen. Das höchste Fest war natürlich das Stiftungsfest. In unserer Zeit, die zur Auflösung jeglicher Formen tendiert, ist es schwierig, die Atmosphäre so eines Festes nachzuvollziehen, in dem einfach überschwängliche Lebensfreude zum Ausdruck kam. Mag man im offiziellen Teil, dunkler Anzug war Pflicht, der Form gehuldigt haben, schäumte im inoffiziellen Teil nicht nur das Bier. Vorsichtige „Alte Herren" verzogen sich rasch, spätestens wenn die „Revolution" angestimmt wurde. Übrigens wurde der Gesang eifrig gepflegt im AAVM, wobei eigene Lieder, nicht immer vom Feinsten, dabei waren. Eine gewisse Arroganz, die da und dort zum Ausdruck kam, kann nicht geleugnet werden.

Einen ganz wesentlichen Beitrag bildeten die *Kneipzeitungen*. Teilweise von Künstlern wie Platz, Reschreiter und Jürgen Klein liebevoll gestaltet, waren sie ein vorzügliches Instrument, die Vereinsgrößen, aber auch die anderen durch den Kakao zu ziehen. Das führte manchmal zu Austritten (und späteren Wiedereintritten) wie auch zu diplomatischen Verwicklungen, z. B. mit dem Deutschen Alpenverein, die dann den Vorstand zu einem Gang nach Canossa veranlaßten. Ein hohes Fest war und ist ein *Gebrenzel*. Das Wort ist unbekannter Herkunft, das Fest, von jeder Generation auf ihre Weise zelebriert. Und es ist immer noch schön. Ganz schööööön. Auch wenn nicht Feuerwehr, Gendarmerie oder Carabinieri kommen. Gelegentlich gab's auch Abfahrtsläufe mit Massenstart und Ziel an einem bestimmten Wirtshaustisch. Einer großen Beliebtheit erfreuten sich auch Kletterziele in der Münchner Innenstadt, wie z. B. die Propyläen, die mit Hilfe eines Stemmkamins bezwungen wurden.

Eine ständige Einrichtung im AAVM waren die Stammgäste. Das waren Leute, die möglicherweise nach der Satzung, weil Nichtakademiker, nicht Mitglieder werden konnten. Doch war das kein absoluter Hinderungsgrund, weil die AAVMler zumeist Satzungsignoranten waren. Der Hauptgrund war, daß die betreffenden Individuen einfach nicht Mitglieder werden wollten, weil ihnen die Rolle des Gastes viel besser gefiel. Das waren Nieberl, Bechtold, Dreher, Rebitsch, Niesner, Hüttenhofer, Gäbler, Hermüller, H. Michel vulgo „Struppi". Manche von ihnen wurden weich und traten, wie alte Sünder, die fromm werden, doch noch bei. Ein besonderes Exemplar von Stammgast war *Walter Schmidkunz*. Der Journalist, Ghostwriter von Trenker und Ertl, war geradezu eine Institution im Verein, ein Mann, der die alpine Literatur seiner Zeit beherrschte. Vieles davon hatte er aus dem AAVM aufgeschnappt, wo er stets Papier und Bleistift griffbereit hatte. Mancher Gag wurde so der Nachwelt überliefert.

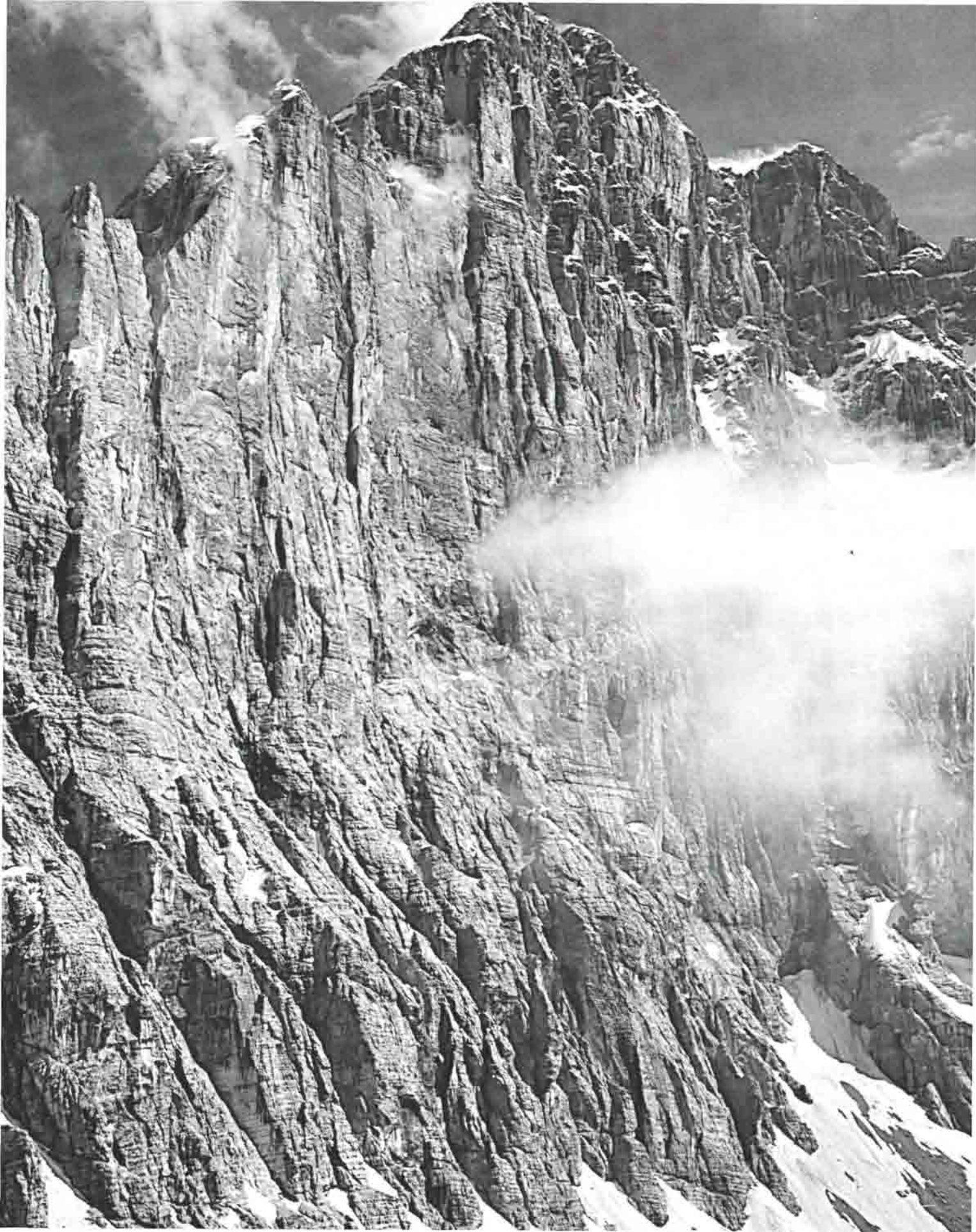
Ein besonderes Kapitel ist die Verbindung des AAVM zum Alpenverein. Bis auf die Zeit, wo er es sein mußte, ab 1938, war der AAVM keine Sektion des Alpenvereins. Die Art der Organisation des AAVM, mehr einer Verbindung ähnlich, war nicht geeignet für eine Sektion. Der ständig wechselnde Vorsitz sorgte nicht für die in einer Sektion notwendige Kontinuität. Hinzu kam eine gewisse Mentalität (vgl. Satzungsignoranten), die manche als Schlamperei bezeichnen. So mußte mehrere Jahre der Vorstand vom Registergericht bestellt werden, weil man einfach die Mitteilung ans Gericht unterließ und dabei noch Geld sparte. Doch die Verbindung zum Alpenverein war immer da, auch wenn es zuzeiten eine Haßliebe war. Jedenfalls war es stets der Brauch im AAVM, daß jeder dem Alpenverein angehören mußte. Viele AAVMler waren in der Führung des Alpenvereins tätig. Ernst Enzensperger als erster Jugendreferent, Allwein und Welzenbach im Hauptausschuß, Reuter als Vorsitzender der Sektion Essen und im Hauptausschuß, Schraube als Sektionsbeisitzer in Passau, Ruths in Hamburg und viele andere. Bauer hatte eine schwierige Position, nachdem im Dritten Reich der NS-Sportbund für Leibesübungen eine Fachschaft für Bergsteigen und Wandern geschaffen hatte. Bauer übernahm die Führung, um keinen Parteibonzen hin zu lassen. Der Alpenverein hatte als multinationaler Verein bis 1938 eine Sonderstellung. Nach dem Anschluß Österreichs wurde auch er gleichgeschaltet. So übernahm Bauer dann im DAV die Position eines der beiden stellvertretenden Vorsitzenden, mit der Aufgabe, die bergsteigerische Richtung zu pflegen. Reuter, im Vorstand der RWE, war bei der Wiedergründung des DAV nach 1945 im Rheinland aktiv, während der DAV im letzten Dutzend Jahre vom AAVM geradezu „heimgesucht" wurde. Manche sprechen von einer AAVM-Mafia: März, Zebhauser, Kirch. Daß sich der

„Führte manchmal zu diplomatischen Verwicklungen ..."
Bilder aus der „Kneipzeitung" des AAVM,
zur Verfügung gestellt von Dr. Fritz März.

Links: „Die ersten 20 oder 30 Meter bereiteten uns keine besonderen Schwierigkeiten ... Dann halfen uns die Seile zu einem kleinen Überhang, der das erste Hindernis von größerer Bedeutung bildete ... Über die ersten Meter wurde ich hinaufgezogen ... aber ich war von Herzen froh ..." So Oskar Schuster über seinen Vormann Adolf Schulze, genannt „Frosch", bei der ersten Ersteigung des Uschba-Südgipfels, 4698 m, im Jahre 1903

Links: Ein besonderes Kapitel waren die „Vereinsgäste", unter ihnen Walter Schmidkunz, Ghostwriter von Luis Trenker und Hans Ertl und Herausgeber des Maduschka-Buches „Junger Mensch im Gebirg".

Oben: Liebevoll auf die Schaufel genommen wurde von der „Kneipzeitung" auch immer wieder der Nanga-Parbat-Mann Paul Bauer



S. 258
Civetta-Nordwest: die Todeswand des „jungen Menschen"

AAVM 1950 wieder vom Alpenverein löste, war kein unfreundlicher Akt, doch angesichts der oben geschilderten Umstände einfach notwendig. Die Verwaltung des DAV hätte graue Haare bekommen! Eng war immer die Verbindung zu einzelnen Sektionen, voran der „Allmutter" Sektion München, dann Bayerland und Hochland, die die Expeditionen Bauers gewaltig unterstützt hatte, wie auch Oberland.
Der Vereinsbesitz ging wieder in jüngere Hände über. *Schorsch von Kraus* verstand es, strahlende Integrationsfigur zu sein, bis ihn mitten aus dem Schwung heraus der Tod holte. Dann *Maduschka*, Kletterer, Ästhet, Literat, Dichter, Urform des „jungen Menschen im Gebirg". Es gibt keinen Zweiten nach ihm. Er registriert „ein Jahr von Format". Das Pfingstgebrenzel 1932 am Misurinasee, vielleicht das herrlichste Gebrenzel überhaupt. Der alpine Standard wurde gehalten, zu übertreffen war er in dieser Zeit ohnehin nicht. Herbert Kunigk nimmt an der deutsch-amerikanischen Nanga-Parbat-Expedition teil, erreicht den Rakhiot Peak, 7062 m. Damit ist die Verbindung des AAVM zum „Schicksalsberg der Deutschen" hergestellt. Zwei Jahre später ist Welzenbach bei der Schicksalsexpedition zum Nanga Parbat, die ihm, Drexel, Merkl und Wieland den Tod bringt. Und 1937 noch einmal eine Schicksalsexpedition. Sieben Bergsteiger, darunter die AAVMler Pfeffer, Hepp, Wien, Hartmann und mit ihnen Göttner, Fankhauser und Troll, sind nicht mehr. Als einziger überlebt Uli Luft. Bauer und Kraus fliegen mit Bechtold sofort hinüber, um in mühseligster Fron die Toten zu bergen. Unverwüstlich war Paul Bauer 1938 noch einmal am Nanga Parbat. Mit bei der Mannschaft Ruths, Rebitsch, Bechtold, v. Chlingensperg und Luft. Wenn ihnen auch der Gipfel versagt blieb, so kamen sie doch heil wieder zurück, bekanntlich auch heute noch der erste Erfolg einer Expedition. 1939 sind Chicken, Aufschnaiter, Lobenhoffer mit Harrer noch einmal am Nanga Parbat, um die Diamirseite zu erkunden. Alle vier geraten bei Ausbruch des Krieges in britische Internierung. Das Schicksal von Aufschnaiter und Harrer ist bekannt. Eigentlich gelangte Peter Aufschnaiter mit der Flucht nach Tibet ins Land seiner Träume. Schon gleich nach dem Ersten Weltkrieg lernte er, ohne Aussicht, jemals nach Indien zu kommen, Hindi. Er war ein Mensch, der ganz in Asien aufging. Vielleicht waren seine Vorfahren im Weg der Seelenwanderung Brahmanen?

Der Tod des „jungen Menschen im Gebirg"

Die Nachricht „Maduschka in Civettawand erfroren" und der Tod vom Nanga Parbat erschütterten den AAVM bis in seine Grundfesten. Dieses Ausbluten, Aderlaß kann man es nicht mehr nennen, hätte kaum eine Gemeinschaft überstanden. Doch der AAVM scheint das Leben einer Katze zu haben. Er lebte! Dann aber brach das Ungewitter wieder über Europa herein, der Krieg begann. Keine Begeisterung wie anno 1914 war zu spüren. Ich erinnere mich noch an die haltlosen Tränen meiner Mutter am 1. September 1939. Sie hatte alle ihre Brüder 1914 – 1918 verloren. Und doch zogen viele AAVMler ins Feld. Die Pflicht rief ganz einfach.

Mag auch das Bergsteigen in dieser Epoche im Prinzip sich nicht wesentlich von dem vor dem Ersten Weltkrieg unterschieden haben, so gab es doch über den Alpinismus Debatten, an denen der AAVM selbstverständlich beteiligt war. Da war z. B. die Schwierigkeitsskala, mit der sich schon Dülfer beschäftigt hatte. Welzenbach hatte auch hier wegweisende Gedanken, im Grund geht die sechsstufige Skala auf ihn zurück. Recht interessant ist die Beteiligung des AAVM an der alpinen Literatur. Thomas Mann läßt im Zauberberg seinen Settembrini meinen, daß alle Menschenwürde untrennbar mit der Literatur verbunden sei. Wenn dem wirklich so ist, gibt's bei der Bergsteigerei viel Menschenwürde, denn kaum eine andere Sportart hatte eine derartige Fülle von Literatur hervorgebracht und damit aber auch bewiesen, daß es sich um eine ganz besondere Sportart handelt. Bergsteiger sind offenbar ein sehr mitteilungsfreudiges Volk. Doch muß man zugeben, daß die alpine Literatur nicht gerade zur großen Literatur zählt, aber dann und wann gibt es einen Höhepunkt. Maduschka war wohl ein solcher, doch sollte nicht vergessen werden, daß es im AAVM durchaus Schriftsteller gab, die heute noch lesenswert sind. Langes, der nebenbei den Riesentorlauf erfunden hat, war einige Jahre in München Schriftleiter einer alpinen Zeitschrift wie Max Rohrer auch. Vor allem gibt die Lektüre des von AAVMlern Geschriebenen ein ungemein farbiges Bild der Zeit. Man könnte durchaus heute noch eine lesbare kleine Bibliothek damit zusammenstellen.

Wiederanfang nach dem Krieg 1939 – 1945. Noch einmal geschah das, was manchem als Wunder dünkte oder aber ganz einfach damit zu erklären war, daß dieser kleine AAVM doch das Leben einer Katze hatte. Ein Verein, der von Zwanzigjährigen geleitet wird, kann so einen krassen Einbruch wie diesen Krieg natürlich nur dann überleben, wenn im kritischen Augenblick Ältere einspringen. Das war der Fall, und nun geschah etwas, was man vielleicht als Renaissance des AAVM bezeichnen kann, der Geist erwies sich stärker als die Zeitumstände. Mögen die Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg auch epigonenhafte Züge getragen haben, der AAVM erfüllte seinen Zweck, jungen, extremen Bergsteigern Gemeinschaft zu sein. Zwischen alt und jung entwickelte sich damals ein Verhältnis, das sich wohl nur in einer Zeit entwickeln kann, in der alle irgendwie in Not sind. Ob solche Gemeinsamkeit zwischen alt und jung je vorher war, ist nicht überliefert. Fest steht, daß sie nachher nicht wieder kam. Die Jungen mußten sich durchs Studium schlagen, heimgekehrt aus der Hölle des Krieges oder als halbe Kinder an ihrem Rand entlang getorkelt, die Alten ihre durch Krieg und Währungsreform zerstörten oder bedrohten Existenzen aufbauen und sichern. Irgendwie verband das. Ähnlich wie Pfann nach dem Ersten Weltkrieg die Jungen ins „große Gebirg", damals die Westalpen, einführte, übernahm *Tillmann* das ganz selbstverständlich nach dem Zweiten. Doch diese Hochblüte des Vereinslebens kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es nicht gelang, die führende Stellung wieder einzunehmen. Wohl gab es AAVMler, die Maßstäbe setzten, etwa Hausmann, den manche heute rückblik-

Foto: Jürgen Winkler

Foto: Jürgen Winkler

Links: „Ich mag die Weiber zwar nicht im Verein, aber es wäre ein Fehler, sie nicht aufzunehmen" (Ernst v. Siemens). Im Bild eine „gemischte" Seilschaft an den Aiguilles von Chamonix

kend als den „ersten Sportkletterer" bezeichnen. Dann gab's z. B. noch Jürgen Wellenkamp, der Besten einer damals, unheimlich stark (und eigenwillig).
Dafür, daß der AAVM seine frühere Stellung nicht wieder behaupten konnte, gibt es mehrere Gründe. Zum einen verbreiterte sich die Spitze des Bergsteigens ganz ungemein. Setzte man früher beim AAVM für die Aufnahme eine gewisse Leistung, etwa V+, voraus, gibt es heute genügend Jungmannschaftsgruppen und andere Gemeinschaften, in denen ein Niveau von VII selbstverständlich ist. Und dann haben sich einfach die Verhältnisse geändert. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Studiker viel Zeit hatten, mehr als die anderen. Heute ist dies eher umgekehrt. Dabei hat die Entwicklung den Lauf genommen, daß Spitzenleistungen, sei es beim Höhenbergsteigen oder beim Sportklettern, nur noch von Profis oder wenigstens Halbprofis erbracht werden können. Nichts für Leute, die das Studium möglichst in der Regelzeit beenden wollen und eine ordentliche Berufskarriere anstreben. Von einigen Ausnahmen abgesehen, ist der heutige Aktive, wie das auch in der Vergangenheit war, berufsorientiert. Bergsteigen ist Nebensache, sicher die herrlichste Nebensache der Welt, aber halt Nebensache. Immerhin konnte dieser winzige Verein in seinem Jubiläumsjahr zwei große Expeditionen in den Himalaya entsenden.

Die Leistung, die der AAVM in dieser Zeit geschaffen hat, ist eine zunehmend systematische Beschäftigung mit den geistigen Grundlagen und Auswirkungen des Bergsteigens. Eine Diskussion über alpine Zeitschriften war ein Anfang, Diskussionen (es war eine sehr diskussionsfreudige Zeit damals) über das Risiko im Alpinismus, über die soziologischen Aspekte des Bergsteigens folgten. Staub, viel Staub wirbelte 1971 die vom AAVM initiierte Kreuzeck-Tagung „Gesellschaftliche Aspekte des Alpinismus" innerhalb und außerhalb des Vereins auf. Das Presseecho war gewaltig, das Geschrei auch. Der DAV, an den die gefaßte Resolution (ohne eine solche ging es damals nicht) ging, zeigte sich zunächst nicht berührt. Doch wenn man jetzt, 20 Jahre später, zurückblickt, muß man vielleicht erstaunt feststellen, daß durchaus manche Grundgedanken von damals Eingang in die Vereinspolitik des DAV gefunden haben, vor allem gesellschaftspolitisches Engagement in bergsteigerischen Fragen. In bergsteigerischen Fragen wohlgemerkt! Die Alpinismus-Tagungen der Evangelischen Akademie in Bad Boll waren regelmäßig ein Forum, auf dem AAVMler mithalfen, die Frage nach dem „Warum" des Bergsteigens zu beantworten. Aktivitäten dieser Art wurden fortgesetzt. Artikel in alpinen Zeitschriften, im Alpenvereinsjahrbuch und anderen Organen vertreten eine alpine Grundhaltung, die im AAVM heimisch ist. Der Chefideologe Zebhauser schreibt über den Unsinn des Bergsteigens (obwohl er letzteres nicht lassen kann) und verfaßt viele kluge Artikel über das Bergsteigen und über kulturelle Probleme, z. B. Malerei, die mit dem Alpinismus zusammenhängt. Schließlich ist das Alpine Museum in Kempten sein Werk. *Judith Huber* mischt bei dem vom DAV, ÖAV und AVS veranstalteten Symposion in Brixen 1984 „Bergsteigen heute – morgen" der fundamentalistisch festgefahrenen Jugendfunktionäre des Alpenvereins gehörig auf. Übrigens ist das Symposion von der Idee her Kraut, das auf dem Boden des AAVM gewachsen ist, wobei das Ergebnis auch AAVM-Erwartungen entsprach.
Im Laufe der Jahrzehnte konnte es einfach nicht ausbleiben, daß der AAVM von der Woge der Parteipolitik Spritzer abbekam. Doch wenn sich einer zu weit aus dem Fenster hängte, bekam er von der Kneipzeitung eine aufs Dach. Und staatlich verordnete Vorschriften, die z. B. Juden als Vereinsmitglieder verboten, wurden zwar befehlsgemäß aufs Papier geschrieben, doch in der Praxis einfach nicht befolgt. Satzungsignoranten eben! Die auch bei Burschen, die einfach zum Verein paßten, nicht nach dem Studium fragten. Nur als einmal ein Student weiblichen Geschlechts aufgenommen wurde, schrien verschiedene Alte Herren auf und beriefen sich auf die heilige Tradition. Doch da war's schon geschehen. Eine stürmische Vollversammlung beschloß 1979, daß unter dem Begriff „Studenten" auch solche weiblichen Geschlechts zu verstehen seien und daher ganz ordentlich in den AAVM aufgenommen werden könnten. Typisch Ernst von Siemens: „Ich mag zwar die Weiber nicht im Verein, aber es wäre ein Fehler, sie nicht aufzunehmen." Nun, schlecht ist er wohl nicht gefahren, der AAVM, mit seinen AAVMlerinnen. Nur die verehrliche Altherrenschaft mußte man in Altmitglieder umtaufen, denn „Alte Damen" ging ja nun wohl nicht. So hat man diesen Bruch mit der Tradition doch gut verdaut. Überhaupt, Tradition! Die ist für den, der sie braucht, hieß es nicht nur einmal im Verein. Wie oft wurde sie totgesagt, über Bord geworfen, und doch war sie wieder gegenwärtig, einfach da. Noch mal: Der AAVM ist eine Gemeinschaft. Fortgesetzte Gemeinschaft ist ohne eine gewisse Geschichtlichkeit, und das bedeutet einfach Tradition, nicht möglich. Im AAVM wurde sie immer im Sinne Max Frischs praktiziert, nämlich an die Aufgaben seiner Zeit heranzugehen mit dem gleichen Geist, mit dem die Vorfahren zu ihrer Zeit an ihre Aufgaben herangegangen sind.

Der Antichrist im Himalaya

Die unbekannte Geschichte des Alpinisten Aleister Crowley (1875 – 1947)

Von Peter Meier-Hüsing

Kennen Sie Aleister Crowley? Wenn ja, dann wahrscheinlich nicht den Alpinisten Crowley. Denn der 1875 in England als Edward Alexander Crowley geborene Erbe einer großen Brauerei ging in die Geschichte der jüngeren Vergangenheit eher mit Attributen wie „größter Magier des Jahrhunderts", „Vater des Neosatanismus" oder „verderbtester Mensch seiner Zeit" ein. In der Tat besaß Crowley einige – vorsichtig formuliert – sehr provokative Charaktereigenschaften, die seine Zeitgenossen zu meist deutlichen Stellungnahmen nötigten. Seine Eltern waren Anhänger einer extremen bibel- und sittenstrengen Sekte, den Plymouth Brethren. Seine Mutter beschimpfte ihren Sohn oft als „Das Große Tier". Das ist jene furchterregende Vision des Antichristen, des Satans aus der Johannes-Apokalypse. Doch anstatt dies als Vorwurf oder Tadel zu empfinden, identifizierte sich der junge Crowley immer stärker mit dieser christlichen Negativfigur. Bald nannte er sich selbst „The Great Beast" oder griechisch „To Mega Therion". Mit diesem Selbstverständnis und einem reichen väterlichen Erbe versehen, geisterte das „Große Tier" in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts durch die Okkultszene Europas und Amerikas, gründete Orden, die wieder eingingen, fand Schüler und verlor sie wieder, suchte später ständig neue Geldgeber, deren Zuwendungen alsbald wieder verflossen waren. Er war ein belesener Esoteriker, ein charismatischer Hochstapler und ein Meister der Verstellung und wechselnder Rollenspiele. Er war egomanisch und provokativ, immer getrieben von seinem abgrundtiefen Haß auf das Christentum. 1904, im Alter von 29 Jahren, schuf er seine eigene Religion. In einem Kairoer Hotelzimmer nahm eine „höhere Wesenheit" namens Aiwass zu ihm Kontakt auf und diktierte ihm die 220 Verse des „Liber Al Vel Legis" in die Feder. Dieses „Buch des Gesetzes" ist bis heute die Bibel aller Crowley-Anhänger. „Tu, was du willst, soll sein das Ganze von dem Gesetz!" ist ihr heiligstes Credo. Der Text verkündete ein Neues Äon, in dem die Menschen gottgleich sind und alle traditionellen Religionen zerstört werden sollten. Crowley huldigte einem unkontrollierten, unzensierten Gebrauch aller Spielarten des Eros und des Drogenrausches. Er propagierte die Mißachtung aller gesellschaftlichen Normen, Tabus und Konventionen, denn all das sah er durchdrungen von „christlicher Sklavenmoral".

1947 starb er in England, einsam und heroinsüchtig, aber immer noch erfüllt von der Gewißheit seiner historischen Mission als Prophet des „Neuen Äons", in dem ein magischer neuer Mensch angeblich stark und frei sein werde. Viele der dunkelsten und obskursten Gruppen der religiösen Subkultur haben sich mehr oder weniger deutlich auf Crowley berufen und seine Lehren adaptiert, so etwa der kalifornische „Satan" Charles Manson, dessen ihm völlig hörige Teenager 1969 die Schauspielerin Sharon Tate und ihre Freunde bestialisch umbrachten, oder der 1984 verstorbene Gründer der umtriebigen Scientology Church, Ron L. Hubbard.

Aber Aleister Crowley war auch bis zu seinem 30. Lebensjahr einer der fähigsten Bergsteiger und Alpinisten seiner Zeit. Da er durch seine Lehren und sein öffentliches Wirken überall in England und auf dem Kontinent geächtet war, wurde er auch in der Alpingeschichte langsam, aber sicher zur Unperson. Der British Alpine Club wurde nie müde, sich von allen Aktivitäten Crowleys zu distanzieren, wobei dieser allerdings sowieso keinen Wert auf engeren Kontakt zu den Clubhonoratioren legte. Crowley war für die Entwicklung des britischen Felskletterns von einiger Bedeutung und erschloß hier einiges Neuland. Er war einer der ersten führerlos gehenden Bergsteiger im Alpenraum und absolvierte sehr viele der klassischen Hochtouren in den Westalpen allein. Nach Exkursionen in Mexiko war er dann an zwei der ersten Expeditionen in den Himalaya und das Karakorum beteiligt, die sich das für diese Zeit ungeheure Ziel einer Achttausender-Besteigung gesetzt hatten. In vielen der alpinhistorischen Werke ist dieser umstrittene Engländer oft gar nicht, am Rande oder im falschen Zusammenhang erwähnt, denn zu sehr scheint sein egozentrisches Verhalten auch am Berg den „vorbildlichen Tugenden" der Bergsteigerei widersprochen zu haben. Doch trotz aller berechtigten emotionalen Ablehnung dieses Charakters

Links: Der englische Esoteriker, Ordensgründer, Schwarzmagier, Hochstapler und – Alpinist Aleister Crowley.
Aus: John Symonds: Aleister Crowley – Das Tier 666, hrsg. von Wolfgang Bauer. Sphinx Medien Verlag, Basel 1983, mit freundlicher Genehmigung des Verlages

angesichts seiner Taten sei hier der Versuch unternommen, eine nicht unwesentliche Episode der Alpinhistorie genauer als bisher zu beleuchten. Außerdem glaube ich, daß es nicht ohne Bedeutung für uns Heutige ist, auch einmal zu realisieren, daß das alpine Tun – gleich zu welcher Zeit – nicht nur aus „edlen" und „vorbildhaften" Motiven und Taten bestand, sondern ebenso ein Ventil für seelische Abgründe sein kann.

Frühe Jahre: „... daß es hier oben kein Christentum gab!"

Zum Bergsteigen kam Aleister Crowley durch einen Ferienaufenthalt mit seiner Mutter 1892 in Skye. Er war ein 17jähriger Schuljunge, der in sehr selbstsicherer Manier bereits den extrem christlichen Glauben der Eltern ablehnte, seinen Aufenthalt an der Internatsschule Tonbridge als noch nicht mal notwendiges Übel betrachtete – allerdings weniger aus geistiger Trägheit, sondern wegen „Schikaniererei und Mangel an intellektueller Freundschaft" – und ansonsten in seinen Ferien „fischte, mich der Bergsteigerei widmete und den Mädchen nachjagte". Unter Bergsteigen war bis zu diesem Zeitpunkt einfaches Wandern zu verstehen, und erst im Sommer 1892 bekam Crowley durch Kontakte mit Einheimischen und Touristen eine Vorstellung vom Klettern im Fels und dem Gebrauch des Seiles. Fortan trieb es ihn allein und mit wechselnden Partnern in die Berge Cumberlands. Im damaligen Bergsteiger- und Ferienort Wastdale traf er „einige der brilliantesten Männer Englands" oder auch den einheimischen Bauern J. W. Robinson, den Erfinder des „Cumberland-Kletterns". Crowley bemerkte, daß sich „sein ganzer athletischer Ehrgeiz auf das Bergsteigen konzentrierte" und er seine „glücklichsten Augenblicke erlebte, als ich mich allein in den Bergen befand". Wobei für ihn allerdings nicht nur der bekannte Kanon alpiner Reize zur Erklärung dieses Tuns ausreichte, sondern vor allem, „... daß es hier oben kein Christentum gab. Die Moral dort war eher männlich als alles andere." Seine in Haß umgeschlagene Ablehnung der christlichen Sekte seiner Eltern und die Geringschätzung der Frauen – außer als Sexualpartnerinnen – bestimmten nicht nur sein Leben als Enfant terrible der Esoterik und Magie, sondern auch seine alpinen Bestrebungen.

Crowley entdeckte bald darauf seinen Hausberg an den Kreideklippen der Kanalküste. Am Beachy Head unweit Brighton widmete er sich einige Sommer lang meistens allein dieser eigenartig diffizilen Spielart des Felskletterns – vor allem bei der häufig recht feuchten Wetterlage am Kanal. Liegt es vielleicht doch an einem verstärkten Hang zur Exzentrik der Inselbewohner, jedenfalls turnte zur selben Zeit der damals wohl bekannteste Bergsteiger Englands, A. F. Mummery, an den Klippen von Dover herum. Er reagierte zuerst sehr skeptisch auf die Mitteilungen über Crowleys Touren im Kreidefels, ließ sich dann aber überzeugen und zollte Crowley hohe Anerkennung. Dieser veröffentlichte seine Routen samt Karte im Scottish Mountaineering Journal (Vol. III), jedoch fanden seine todesmutigen Erstbegehungen schon damals wenig Nachahmer.

1894 besuchte Crowley erstmals die Alpen, und zwar das Suldental, damals noch zu Österreich gehörend. Sein Ziel war es, in Eis und Schnee eine ähnliche Geschicklichkeit zu bekommen wie im Fels. Neben einer Besteigung der Königsspitze will er in diesem Sommer eine nicht weiter belegbare und nachvollziehbare Erstbesteigung des Ortlers über den „Hinteren Grat" durchgeführt haben. 1895 dann besuchte er das Berner Oberland. Es wurde, wie T. S. Blakeney in einer Rezension der Crowley-Biographie von Symonds im Alpine Journal bemerkte, sein erfolgreichstes Jahr. Er bestieg unter anderem den Eiger im Alleingang, die Jungfrau über die Schneehorn-Silberhorn-Route, den Mönch von Wengen aus, Petersgrat, Wetterlücke und Tschingelhorn. Dann rief ihn ein Telegramm nach England zurück, sein Aufnahmegesuch ans Trinity College in Cambridge war angenommen worden.

In diesen Jahren gewann Crowley seine drastischen und für seine Egomanie typischen Ansichten über das Bergsteigen, den englischen Alpine Club und die einheimischen Führer in den Alpen. In seiner weitschweifigen Autobiographie (er selbst sprach immer von „Autohagiographie") tauchen die Schweizer und Tiroler Bergführer immer wieder als ängstliche, abergläubische, mißgelaunte Tollpatsche auf, denen anscheinend selbst die grundlegendsten Fähigkeiten der Bergsteigerei abgingen. Crowleys Fazit: „Das Bergsteigen ist im wesentlichen ein wissenschaftliches Problem. Wie konnten also die abergläubischen und unwissenden Bauern der Alpen ein solches meistern oder überhaupt angehen?" So verzichtete er konsequenterweise bei seinen weiteren Unternehmungen auf Unterstützung durch einheimische Führer. In der Tat sind einige seiner Besteigungen klassischer Alpengipfel die ersten führerlosen. Entsprechend war seine Einschätzung des ehrwürdigen Alpine Clubs in London. Sowohl Norman Collie wie auch Martin Conway schlugen Crowley zur Aufnahme in den Club vor, trotzdem wurde er abgelehnt. Sein eingereichter Tourenbericht sei „viel zu gut" gewesen, meinte er in der Rückschau, der Alpine Club sei ja nichts anderes als ein „inkompetenter, bis zum Wahnsinn eifersüchtig hinsichtlich ihrer erworbenen Interessen und unglaublich unsportlicher" Club. Der „durchschnittliche Clubmensch qualifiziert sich, in dem er ein paar Führer dafür entlohnt, daß sie ihn ein, zwei abgedroschene Gipfel hochzerren". So überzogen Crowleys Charakterisierungen des Clubs und der alpinen Führer sein mögen, auch Mummery als damals Englands bekanntester Bergsteiger wurde auf Grund seines führerlosen Gehens nicht aufgenommen, und das Verhalten vieler englischer „Gentlemen" gegenüber den angeheuerten Führern war in Taten ebenso arrogant wie Crowleys Worte über die „unwissenden Bergbauern".

Bekannte englische Bergsteiger wie A. F. Mummery, Norman Collie oder Oscar Eckenstein sahen in Crowley einen der

begabtesten Alpinisten auf der Insel, obwohl er auch als „reckless" angesehen wurde. In den Sommern 1896 und 1897 findet man Aleister Crowley wieder in den Schweizer Alpen, vornehmlich im Berner Oberland und im Wallis. Er war mit Norman Collie und dessen Assistenten am University College in London, Morris Travers, unterwegs. Viele klassische Hochtouren wurden durchgeführt, erwähnenswert empfand Crowley selbst vor allem den ersten Abstieg über die Westseite des Trifthorns und die zweite Besteigung des Nordnordostgrates am Mont Collon.

1898 kam es am Wastdale Head in Cumberland für Crowley zu einer seine alpine Laufbahn sehr prägenden Begegnung. Er lernte dort den in Deutschland geborenen, aber in England lebenden Alpinisten Oscar Eckenstein kennen. Eckenstein war in Bonn aufgewachsen, und seine Eltern waren aus politischen Gründen bald nach England emigriert. Er war 20 Jahre älter als Crowley, jedem Rummel um sein bergsteigerisches Tun ebenso abgeneigt wie der englischen Sitte des Vereinslebens. Ein bescheidener, stiller Einzelgänger, der für den heutigen Alpinisten solch elementare Geräte wie Pickel und Steigeisen entwickelte, verfeinerte und so einer völlig neuen Form des Gehens am Berg, auf Schnee und Eis zum Durchbruch verhalf. Sein Name ist uns durch die Fortbewegung auf Steigeisen im Stil der „Eckenstein-Technik" erhalten geblieben, bis heute Grundrepertoire eines jeden „Grundkurses Eis". Eckenstein und Crowley waren in physischer wie charakterlicher Hinsicht Antipoden, aber Crowley war fasziniert vom alpinen Stil des Deutschen wie von seinen „moralischen Idealen und seiner unnachgiebigen Aufrichtigkeit", Wesenszüge, die ihm zeit seines Lebens fremd blieben. Sooft Crowley in seiner langatmigen Lebensbeschreibung sich in egomanischer Selbstbeweihräucherung ergeht und (fast) alle erwähnten Zeitgenossen mit Negativvokabeln en gros belegt – Oscar Eckenstein ist (neben Allan Bennett, der ihn in den Buddhismus und den Gebrauch der Drogen einführte) der einzige Mensch, von dem Crowley ausnahmslos in bewundernden und freundschaftlichen Tönen sprach. Und auch umgekehrt muß es eine tiefe Sympathie gegeben haben, wobei jedoch die Motive Eckensteins für diese ungleiche Freundschaft mangels authentischer Aussagen im dunkeln bleiben müssen.

Im Sommer des gleichen Jahres hatte Crowley in den Schweizer Bergen eine weitere Begegnung, die seinem Leben eine entscheidende Wende geben sollte. Ein bisher eher nebensächliches Interesse an Okkultismus und Magie hatte Crowley bereits seit längerem bei sich verspürt, jedoch keine weiteren Anstrengungen in dieser Richtung unternommen, sich weiterzubilden. Einer der englischen Seilpartner bot ihm daraufhin an, ihn in London mit einem „wirklichen Magier", der Mitglied eines Geheimordens sei, bekannt zu machen. Der geheimnisvolle Magier war der Chemiker George Cecil Jones, und er war Mitglied im „Order of the Golden Dawn", einer rosenkreuzlerisch-kabbalistischen Geheimgesellschaft, der einige Künstler, Bohemiens und Wissenschaftler des damaligen Londons angehörten. Das bekannteste Mitglied war wohl der Schriftsteller William Butler Yeats. Crowley wurde sofort Mitglied des Ordens und durchlief die unteren Grade in Rekordzeit, so daß er bald über den Orden urteilte, seine „Mitglieder seien größtenteils kleine, stümperhafte Geister aus der Mittelklasse". Es dauerte dann nur wenige Jahre, bis er sich mit dem Ordensleiter MacGregor Mathers endgültig überwarf und seinen eigenen Orden gründete. Auf jeden Fall hatte Crowley erkannt, daß die „Magic" sein eigentliches Lebensziel und seine Berufung sei.

Er hatte sich mit Oscar Eckenstein für das Jahresende 1900 in Mexiko zum Bergsteigen verabredet. Dieser teilte Crowleys okkulte Ambitionen überhaupt nicht und verspottete ihn, „sich mit solchem Unsinn zu beschäftigen". Crowley verletzte dieses Urteil, trotzdem führten sie in den nächsten Wochen einige erfolgreiche Bergtouren durch. Dabei erklommen sie auch die beiden Vulkane Popocatepetl und Ixtaccihuatl. Am Ixtaccihuatl, der „Schlafenden Frau", verbrachten sie mehrere Wochen auf großer Höhe, denn sie hatten beschlossen, eine Himalaya-Expedition zu organisieren. Damals war der Everest an der nepalesisch-tibetischen Grenze für Europäer nicht zugänglich, und so entschieden sich die beiden für einen ersten Besteigungsversuch des zweithöchsten Berges der Erde, des K2 im Karakorum.

Eckenstein war bereits Mitglied der Expedition von William Martin Conway zum K2 von 1892 gewesen. Bis dahin hatten nur zwei Europäer den Chogori, den Großen Berg, zu Gesicht bekommen. Henry Haversham Goodwin Austen hatte ebenso wie der Münchner Adolf Schlagintweit versucht, den Mustagh-Paß in der Karakorum-Kette als Übergang nach Norden zu bezwingen. Beide scheiterten, erst der britische Offizier Younghusband kam bei einem waghalsigen Trip von Peking nach Indien im Jahre 1888 als erster über den 5800 Meter hohen Paß und sah den Chogori, der „ihm den Atem nahm". Conways Expedition sollte die erste wissenschaftliche und alpine Erkundungsexpedition in dieses abgelegene Hochgebirge sein, dessen Zugang bereits einen mindestens zweiwöchigen Anmarschweg von der letzten Oase Askole aus erforderte. Leiter waren der Kunstprofessor Conway und der britische Major Bruce, als Bergsteiger waren der Crew Oscar Eckenstein und Matthias Zurbriggen angeschlossen. Oscar Eckenstein trennte sich jedoch schon früh wieder von der Mannschaft, da er sich über Organisationsmängel der Expedition ärgerte und die alpine Rückständigkeit Conways nicht akzeptieren wollte. Ging dieser mit der klassischen Alpenstange über den Baltoro-Gletscher, benutzte Eckenstein die gerade von ihm entwickelten Zehnzacker und einen nur 85 Zentimeter langen Eispickel. Ein Erfolg der Expedition war neben verschiedenen medizinischen und meteorologischen Experimenten und Beobachtungen die Ersteigung eines bisher unbenannten Berges von 6890 Metern Höhe. Damit stellte man den bislang geltenden Höhenrekord der Brüder Schlagintweit ein.

Am K2 –
oder eine Kiste voll Lyrik auf dem Baltoro

Am 23. März 1903 begann die Chogori-Expedition in Delhi. Außer Oscar Eckenstein und Crowley waren anwesend: der Engländer Guy Knowles, ein erst 22jähriger Gentleman-Bergsteiger aus Cambridge, der bisher alpinistisch nicht besonders in Erscheinung getreten war, dann der 32jährige Schweizer Arzt Jules Jacot Guillarmod sowie die beiden Österreicher Heinrich Pfannl und Victor Wessely.

Pfannl war Richter in Wien und hatte erstmals die Hochtor-Nordwand und eine neue Route am Dent de Géant im Montblanc-Massiv durchstiegen. Victor Wessely war bei vielen dieser Unternehmungen sein Seilpartner gewesen. Eckenstein und Crowley hatten einen Vertrag über die Regularien der Expedition erstellt und unterschrieben, der jetzt auch von den anderen unterzeichnet werden mußte. Neben der Festlegung Eckensteins als Leiter der Gruppe und Crowley als seinen Stellvertreter hieß es dort, daß Crowley 1000 Pfund in die Expeditionskasse eingezahlt habe. Guy Knowles bestätigte viele Jahre später dem Crowley-Biographen Symonds, daß kein Pfennig von Crowley eingebracht worden sei. Vielmehr habe Knowles, ein gutsituierter Kunstsammler, den Löwenanteil der Kosten getragen. Crowley war mit seiner persönlichen Einschätzung der Expeditionsmitglieder, wie immer, schnell zur Hand. Außer Eckenstein hielt er allenfalls Knowles für einen tauglichen Partner für diese Tour. Guillarmod verstand in seinen Augen „von den Bergen ebensowenig wie von der Medizin", und Pfannl wie Wessely charakterisierte er in seinen Memoiren – einfühlsam und zurückhaltend, wie er war – mit einer Vielzahl von Eigenschaften: von „verfressen" über „unfähig" bis „dumm" und „alpin unerfahren".

Eine eigenartige Begebenheit verzögerte dann noch den Fortgang der Expedition. Kurz vor der Grenze zu Kaschmir kam ein Abgesandter des englischen High Commissioner und verbot ohne genaue Angabe von Gründen Eckenstein die Einreise nach Kaschmir. Drei Wochen lang setzte Eckenstein die englische Kolonialverwaltung in Bewegung, um seine Weiterreise zu erwirken, während seine Expeditionsteilnehmer schon vorreisten, um in derselben Sache zu intervenieren. Schließlich wurde eine „höhergestellte" Person tätig, und Eckenstein traf mit seinen Kollegen in Srinagar drei Wochen später wieder zusammen. Nachträglich interpretierte er den Vorfall als einen hinterhältigen Versuch Conways, ihn am Zutritt ins Karakorum zu hindern. Denn dieser hatte Eckensteins Trennung von seiner Expedition nie verwunden und war im selben Jahr Präsident des British Alpine Clubs geworden, dem Leute wie Eckenstein und Crowley ohnehin ein Dorn im Auge waren.
Crowley hatte bereits einige Reiseerfahrungen im Orient gemacht und lernte extra für die K2-Expedition den Balti-Dialekt. Er rühmte sich lang und breit seiner tiefen Kenntnisse der muslimischen Seele und der orientalischen Mentalität. Die Anheuerung von Trägern oblag dann auch ihm, ebenso wie ihr weiterer Einsatz auf dem Baltoro-Gletscher und die Entlohnung der Balti. Trotz seines für einen Europäer der Jahrhundertwende tatsächlich großen Wissens über die Religion der Muslime war Crowleys Verhalten europäisch-chauvinistisch. Nicht unbedingt deshalb, weil er schon mal zuschlug oder zur Peitsche griff, um die Disziplin zu erhalten, sondern eher, daß er daraus den Schluß zog: „Das erste Geschäft eines Reisenden ... besteht darin, seine moralische Überlegenheit zu beweisen."
Am 28. April verließ der Treck aus sechs Europäern und 170 einheimischen Trägern nebst Schafen, Ziegen und Hühnern Srinagar – jetzt ohne weitere Unterstützung durch Ekkas, den einheimischen, zweirädrigen Pferdekarren. Als Orientierung dienten ihnen die Karten Conways. Über drei Tonnen Ausrüstungsmaterial nahm die Expedition mit auf den Weg, dabei eine Kiste von Büchern, die Crowley sich weigerte, zurückzulassen, denn er war der Überzeugung, ein Mensch in der Wildnis könne eher auf Essen denn auf geistige Nahrung verzichten. Die erste Etappe führte den Treck in 16 Tagesetappen nach Skardu über den Grenzpaß zwischen Kaschmir und Baltistan, Zoji La. In den zu passierenden Dörfern errichtete Guillarmod stets eine improvisierte Praxis und behandelte kranke Einheimische, wobei seine medizinischen Kenntnisse von Crowley äußerst bissig und herablassend kommentiert wurden. Man versorgte sich so mit neuer Nahrung und erreichte am 14. Mai Skardu, eine künstlich bewässerte Oase und Hauptstadt Baltistans. Die Expedition bereitete vier Tage lang die nächste Etappe vor, überquerte den Indus, marschierte über Shigar und erreichte Askole am 29. Mai. Dies war die letzte Möglichkeit, frische Nahrungsmittel zu kaufen. Man rastete dort zehn Tage. Crowley wurde beauftragt, mit einer ausgesuchten Gruppe von Trägern den weiteren Zustieg zum Gletscher bis hin zur Errichtung eines geeigneten Basecamps am Fuße des K2 zu erkunden. Am 5. Juni verließ er mit 20 Balti-Trägern Askole, erreichte vier Tage später die Zunge des Baltoro und ging am darauffolgenden Tag die erste Gletscheretappe bis zum Lager 1. Durch die Karte Conways kannte Crowley die geeigneten Lagerplätze entlang des Gletschers, die noch 52 Jahre später der italienischen Expedition Arturo Desios als Lagerplätze dienten. Nach sechs Tagen stand er am „Konkordiaplatz". Sah William Martin Conway sich angesichts der riesigen Kreuzung aus Gletscherströmen an den Place de la Concorde in Paris erinnert, dachte Crowley an den Konkordiaplatz im Berner Oberland, und seitdem beanspruchten beide, Namensgeber dieser gewaltigen Gletscherarena zu sein. Nun bog er auf den Godwin-Austen-Gletscher ein und erblickte erstmals den Chogori. Seine Lager 7 und 8 lagen am Westufer des Gletschers. Das Lager 9 lag direkt am Südfluß des K2 auf 5290 m Höhe, dort, wo Jahre später das Grab des Alpinisten Puchoz errichtet wurde. Auch das Basecamp der italienischen Expedition 1954 lag in unmittelbarer Nähe von Crowleys Lagerplatz.
Angemerkt sei hier, daß in der deutschen Übersetzung von Crowleys Autobiographie „Confessions" betreffs der Geographie, einiger Namen und der Höhenangaben ernste Fehler zu

verzeichnen sind. Wesentlich genauer ist die Karten- und Routenskizze Heinrich Pfannls im Jahrbuch des DÖAV von 1904. Ab hier bewegte man sich auf Neuland, denn Conways Erkundungsexpedition war nie so weit vorgedrungen. Crowley errichtete am nächsten Tag 400 Meter höher das Lager 10 direkt unterhalb des Südostgrates. Crowley hatte den Berg jetzt seit einigen Tagen durch den Feldstecher beobachtet und schrieb später: „Es sollte keine Schwierigkeiten machen, von Südosten bis zur schneebedeckten Schulter unterhalb der letzten Felspyramide hochzumarschieren. Von dort, in über 7000 m Höhe, kann der Gipfel an einem Tag erreicht werden." Instinktiv hatte er die tatsächlich geeignetste Route, den später Abruzzi-Sporn genannten Weg, erkannt. Schließlich waren am 20. Juni alle Expeditionsteilnehmer im Lager 10 versammelt – bis auf Eckenstein, der sich noch um Nahrungsnachschub kümmerte. Fünf Zelte standen auf dem Gletscher, aus einwandigem Baumwollstoff. Man schlief in Daunenschlafsäcken und auf rollbaren Korkmatratzen. Gekocht wurde mit schwedischen Petroleumöfen. Dann hielt für acht Tage schlechtes Wetter die Männer in den Zelten gefangen. Am 28. Juni klarte das Wetter auf, Eckenstein erreichte das Lager, und man plante den Aufstieg auf den K2. Crowley, Pfannl und Guillarmod sollten den ersten Versuch beginnen, doch das Wetter schlug wieder um. Am 1. Juli stiegen Pfannl und Wessely mit Skiern weiter den Gletscher hinauf und errichteten auf 5950 m Höhe an einem Ausläufer des Nordostgrates das Lager 11. Sie schickten einen Träger mit der Nachricht ins Lager 10 zurück, daß die Besteigung über diesen Grat aussichtsreicher sei als der von Crowley vorgeschlagene Weg. Man stimmte im Lager 10 mehrheitlich für die Route der Österreicher. Crowley bezeichnete die Route als „absurd". Die anderen rückten langsam alle ins Lager 11 nach. Von dort gab es mehrere Möglichkeiten, den Kamm des Nordostgrates zu erreichen. Eine Möglichkeit erkundeten Guillarmod und Wessely, und zwar einen Aufstieg zum ersten Gratgipfel im Nordostgrat des K2. Sie gelangten auf eine Höhe von etwa 6700 m Höhe. Sie drehten wetterbedingt um und erklärten diese Route für aussichtslos, da sie von den unzureichend ausgerüsteten Trägern nicht erstiegen werden konnte.

Erste Krankheiten machten den Bergsteigern zu schaffen. Fieber, Schneeblindheit und Durchfall plagten wiederholt alle Teilnehmer und außerdem verschlimmerte sich das Wetter zunehmend, da die ganze Expedition aus meteorologischer Sicht viel zu spät am K2 lagerte. Am 12. Juli marschierten Pfannl und Wessely in Richtung eines Schneecouloires zum Nordostgrat und errichteten auf 6300 m Höhe das Lager 12. Pfannls Lungenbeschwerden und andauernder Neuschneefall machten aber eine Rückkehr notwendig. Crowley litt selbst an Malariaanfällen mit Fieber von 40 Grad Celsius und halluzinierte. Dabei bedrohte er einmal Guy Knowles mit seinem Revolver, der jedoch sogleich den fieberwirren Crowley mit einem Haken außer Gefecht setzte. Pfannl litt an einem beidseitigen Lungenödem, wie der medizinische Laie Crowley richtig diagnostizierte. Sobald das schlechte Wetter etwas nachgelassen hatte, wurde ein Schlitten gebaut und Pfannl bergab transportiert. Eckenstein, Knowles und Crowley blieben aber vorerst noch im Lager 10, ganz hatte man die Hoffnung auf einen weiteren Besteigungsversuch noch nicht aufgegeben. Nach weiteren Krankheitsfällen und schlechtem Wetter waren die Nerven und die Gesundheit der Zurückgebliebenen so geschwächt, daß der Abbruch der Expedition beschlossen wurde. Am 3. August wurde trotz schweren Sturms der Rückweg begonnen. Crowley schrieb: „Wir hatten unser Überlebenskapital erschöpft. Keiner von uns war fit genug, um irgend etwas besteigen zu können. Insbesondere mangelte es uns an der Blüte der Vitalität: an spiritueller Energie und Begeisterung."

Man hatte keinen neuen Höhenrekord aufgestellt (obwohl Crowley das noch bis zu seinem Tod glaubte), hatte von den 68 Tagen auf dem Baltoro-Gletscher nur acht Schönwettertage gehabt, aber noch nie hatten sich vorher Bergsteiger über einen so langen Zeitraum in einer Höhe von über 6500 m aufgehalten. Der Abstieg verlief bis auf weitere Streitereien zwischen den Österreichern und Crowley problemlos. Heinrich Pfannl konnte nach dieser Expedition nie wieder bergsteigen. 132 Tage nach dem Aufbruch von Srinagar erreichte man wieder die Hauptstadt Kaschmirs, und die erste Expedition auf einen Achttausender war beendet.

„Ich hatte bewiesen, daß es eine leichte Route nach oben gab." – Katastrophe am Kangchendzönga

Zwei Jahre später, am 27. April 1905, besuchte Dr. Jules Jacot Guillarmod Crowley in dessen kleinem Anwesen Boleskine am schottischen Loch Ness. Crowley war über den Besuch hocherfreut. „Ich war äußerst beglückt, ihn zu sehen, er war noch immer derselbe fröhliche Esel wie eh und je." Guillarmod brachte ihm ein Exemplar seines Buchs „Six Moins dans l'Himalaya" über die gemeinsame K2-Expedition mit und versuchte, ihn zu einer weiteren Exkursion zu überreden. Die Gründe Guillarmods, trotz seiner Erfahrungen mit Crowley und dessen unzweifelhafter Meinung über ihn, diesem eine weitere Expedition vorzuschlagen, müssen unverständlich bleiben. Tatsache ist, daß Crowley begeistert einwilligte, unter der Bedingung, ihn vertraglich als alleinigen Führer der Partie zu bestimmen. Guillarmod stimmte naiverweise zu, doch weder Oscar Eckenstein noch Guy Knowles konnten wegen dieses Vertrages für eine Teilnahme gewonnen werden. Zu groß erschien ihnen das Risiko, einem so unberechenbaren Führer wie Crowley auf Gedeih und Verderb in der Extremsituation einer Himalaya-Expedition ausgeliefert zu sein. Crowley selbst schreibt in seinen „Bekenntnissen", Eckenstein habe allein auf Grund der Teilnahme Guillarmods verzichtet! Der Schweizer wollte eine Expedition nach Sikkim, zum dritthöchsten Gipfel der Erde, dem Kangchendzönga, organisieren, ein für die damalige Zeit nicht weniger riskantes und ehrgeiziges Unternehmen als der Versuch der K2-Besteigung. Nach Crowleys

S. 269:„... daß die Dämonen des heiligen Gipfels ihren Tribut gefordert haben." Nach der Katastrophe am Kantsch gingen alle Alpinisten auf Distanz zu Crowley

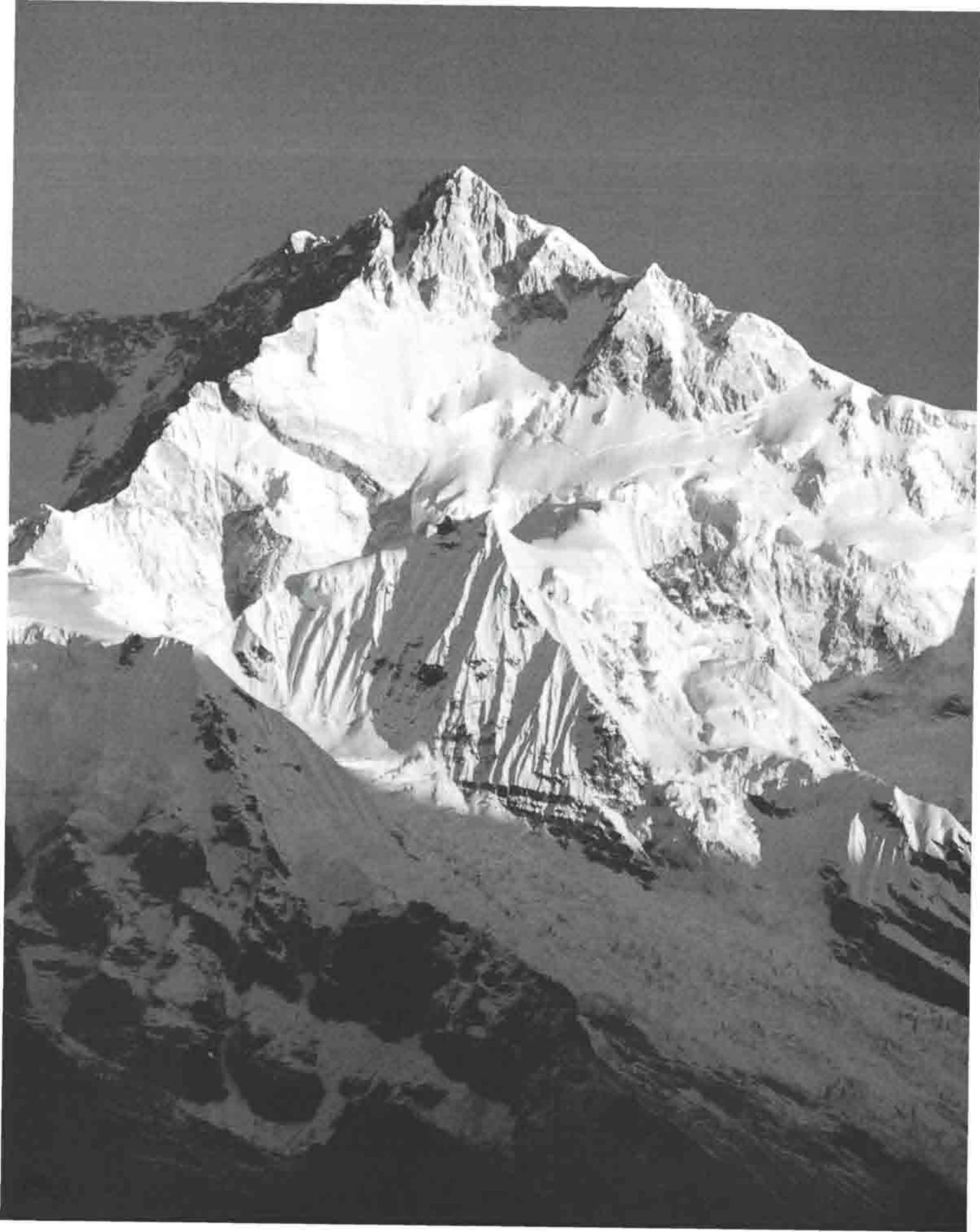
Zusage erklärte sich Guillarmod bereit, sofort in Europa noch weitere Expeditionsteilnehmer zu rekrutieren, Crowley hingegen sollte bereits nach Indien vorausreisen, um den Transport zu organisieren, Träger anzuheuern und die Formalitäten mit den lokalen Behörden zu regeln.

Am 6. Mai verläßt Crowley England per Schiff. Am 9. Mai erreicht er Bombay und reist sofort nach Darjeeling weiter, wo er sich im Drum-Druid-Hotel niederläßt. Von Darjeeling aus ist das isoliert liegende, riesige Massiv des Kangchendzönga über Hunderten dicht bewaldeter Hügel gut zu erkennen, und Crowley ist fasziniert: „Und dann – guter Gott! Ist es ein Wunder? Ist es ein Trugbild der Hoffnung, geschaffen von der Tapferkeit aus dem Chaos des Alptraums? Denn dort, über den höchsten Höhen, in einem Winkel, auf den mich meine Erfahrung auf dem Chogori nicht vorbereitet hatte, dort steht der Kangchendzönga, schwach rosa, blaßblau, strahlend weiß, in der Morgendämmerung!" Crowley hatte sich bereits in England mit der Topographie des Massivs des Kantsch anhand der großartigen Fotografien Vittorio Sellas vertraut gemacht. Dieser Altmeister der Gebirgsfotografie hatte den englischen Bergsteiger Douglas W. Freshfield im Herbst 1899 bei einer Erkundungsexpedition ohne weitere alpinistische Ziele rund um den Kangchendzönga begleitet. So waren die Täler, Pässe und Gletscher rund um den Berg den Europäern etwas bekannter geworden, allerdings hatte es noch keinen ernsthaften Versuch einer Besteigung gegeben. Crowley beurteilte schon vom Hotelfenster in Darjeeling durch sein Fernglas den Aufstieg zum Gipfel als „sehr wahrscheinlich leicht von der Vertiefung in der Bergkette im Westen aus" zu bewältigen! Dabei verließ er sich auf seine ungewöhnliche Fähigkeit, „daß ich akkurat Teile von Bergen zu beschreiben vermag, die ich gar nicht sehen kann". Er glaubte auch in diesem Fall, daß sich „mein Hellsehen als absolut richtig erwiesen" hatte. Umso erstaunlicher, daß die Expedition in einer Katastrophe endete. Auf Grund seiner Sprach- und Landeskenntnisse heuerte Crowley den italienischen Manager des Drum-Druid-Hotels, R. de Righi, für die Expedition an. De Righi, bar jeder alpinistischen Erfahrung, wurde allein aus diesem Grunde von Crowley zur Teilnahme gedrängt, ansonsten hielt er ihn für einen „niederträchtigen und mißtrauischen" Charakter, der ein „Stecknadelhirn" besaß. Positiver kamen da schon die beiden Schweizer Armeeoffiziere Charles A. Raymond und Alexis A. Pache weg, die Guillarmod für eine Teilnahme an der Expedition gewinnen konnte. Raymond sei ein „ruhiger, wenn nicht sogar strenger Mann" und Pache „gewann mein Herz in dem Moment, als ich ihn kennenlernte – ein einfacher, ungekünstelter, bescheidener Gentleman". Die drei kamen per Schiff nach Bombay, ihre Ankunft verzögerte sich allerdings durch einen Schiffbruch im Roten Meer nicht unerheblich.

Am 8. August 1905 – mitten in der Monsunzeit – verließ eine Karawane aus 230 Trägern mit acht Tonnen Gepäck, fünf Europäern nebst aus dem Kaschmir importierten persönlichen Dienern (von der K2-Expedition) Darjeeling Richtung Norden. Der Anmarschweg zu diesem östlichsten Achttausender war ungleich leichter als der wochenlange Treck im Karakorum. Man wanderte durch Rhododendronwälder, nur behindert durch Dauerregen und die penetranten Blutegel. Über den Kang-La-Paß ereichten sie die kleine Siedlung Tseram auf 3810 m Höhe bereits nach zehn Tagen Marsch. Hier trennte sich wieder Crowley vom Haupttroß der Expedition, um den Weiterweg auf dem Yalung-Gletscher zu erkunden. (Es sei auch hier nochmals erwähnt, daß sämtliche Höhenangaben und die Numerierung der Lager in Crowleys „Confessions" völlig falsch sind. Da Guillarmods eigene Angaben in seinem Expeditionsbericht für das Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs von 1906 wesentlich exakter sind, muß man die falschen Angaben Crowleys wohl seiner maßlosen Selbstüberschätzung zuschreiben.)

Über Yakweiden, Schutt und Moränen leitete Crowley die Expedition in das große Gletscherbecken unter den Südwestabstürzen des Kangchendzönga. Hier kam es zum ersten Streit zwischen ihm und Guillarmod, der sich über Crowleys Nachlässigkeit, auf dem Gletscher seinen Weg nicht durch Steinmännchen oder andere Orientierungsmerkmale zu kennzeichnen, beschwerte. Crowley schildert den Vorfall als Fehlverhalten Guillarmods und meinte lakonisch: „Ich begann zu vermuten, daß mit diesem Mann ernsthaft etwas nicht in Ordnung war." Auf 5700 m Höhe wird Lager 5 errichtet. Ab hier beginnen die alpinistischen Schwierigkeiten, denn bisher führte der Weg sanft ansteigend über den schuttübersäten Gletscher, so daß die Träger barfuß gehen konnten. Jetzt stellte sich heraus, daß es weder Kälteschutz noch geeignetes Schuhwerk für einen Aufstieg über Schnee und Eis für die Träger gab. Aber genau das hatte Crowley Guillarmod immer wieder versichert. „Welch eine Enttäuschung!" schreibt Guillarmod. Er hält die Expedition in diesem Moment für gescheitert. Die Europäer geben den Trägern von ihrer Ersatzausrüstung das Notwendigste, was aber weniger als ein Tropfen auf den heißen Stein ist. Hunderte von Stufen werden von Crowleys Diener in den bis zu 50 Grad steilen Eishang mit trügerisch lockerer Schneeauflage gehauen, um den Trägern einen gefahrlosen Aufstieg zu gewährleisten. Lager 6 wird auf 6000 m Höhe errichtet, einem Platz, „völlig unwegsam, aber das Schönste, was dort zu finden war", schreibt Guillarmod. Die Träger leiden an Schneeblindheit und Höhenkrankheit. Am 27. August fliehen einige, dabei stürzt einer 500 Meter ab. Guillarmod birgt die Leiche einen Tag später, Angehörige des toten Trägers beerdigen ihn in einer Gletscherspalte und erklären, daß die Dämonen des ihnen heiligen Gipfels ihren Tribut gefordert haben. (Interessanterweise respektieren die englischen Erstbesteiger des Kangchendzönga 1954 diese sakrale Bedeutung des Berges für die einheimische Bevölkerung und betreten den eigentlichen Gipfel nicht!) Pache, Crowley und Raymond errichten das Lager 7 auf 6300 m Höhe. De Righi kommt mit der großen Nachschubtruppe im Lager 5 an. Am 31. August kommen einige Träger ins Lager 6 zu Guillarmod und beschweren sich, daß Crowley sie geschlagen hätte. Am 1. September machen Raymond und Pache einen Vorstoß von Lager

Foto: Jürgen Winkler



Die K2-Expedition 1903. Stehend: V. Wessely, H. Pfannl. Mitte: O. Eckenstein, A. Crowley. Vorne: Dr. J. Guillardmond, G. Knowles. Aus: John Seymonds: Aleister Crowley – Das Tier 666, hrsg. von Wolfgang Bauer. Sphinx Medien Verlag, Basel 1983, mit freundlicher Genehmigung des Verlages

7 aus und erreichen eine Höhe von etwa 6500 m. Auf Grund der einsetzenden Dämmerung drehen sie jedoch um und treffen im Lager 7 mit den aufsteigenden Guillarmod und de Righi zusammen. Obwohl Guillarmod davon nichts in seinem persönlichen Bericht über die Expedition erwähnt, scheint er zusammen mit dem Italiener auf Grund der vielen Fehlentscheidungen Crowleys diesem das Expeditionskommando entziehen zu wollen. Crowley spricht nur von „Schwachsinn, Hysterie und Meuterei". Guillarmod gibt ihm zu verstehen, daß die Expedition gescheitert sei, man solle absteigen. Guillarmod, de Righi und Pache wollen absteigen. Crowley warnt vor einem Abstieg am Nachmittag durch den weichen Schnee und will nach eigenen Angaben den von ihm so geschätzten Pache noch persönlich gewarnt haben: „Geh nicht. Ich werde dich nie wiedersehen. In zehn Minuten bist du tot!" Zynischerweise bemerkt er, daß er sich geirrt hatte, den 15 Minuten später lebte Pache immer noch. Aber nicht mehr viel länger.
Sie binden sich zu sechst ins Seil. Vorn Guillarmod, dahinter de Righi, beide gut ausgerüstet, dahinter zwei Träger ohne Schuhe und Pickel. Dann Pache und zuletzt Guillarmods persönlicher Diener, der von seinem „Sahib" ebenfalls ausgerüstet worden war. Das Seil ist gespannt und kann die Ausrutscher der beiden Träger auffangen. Dann folgt eine lange Traverse, der Träger vorn rutscht, reißt seinen Gefolgsmann mit, Pache kann sie nicht mehr halten und Guillarmods Diener wird auch von den Füßen gerissen. De Righi und Guillarmod können noch geistesgegenwärtig ihre Pickel in den Schnee einrammen, doch als das Seil sich mit einem Ruck spannt, geht der ganze Hang als Schneebrett ab und reißt auch sie beide mit. Benommen findet sich Guillarmod auf den Schneemassen liegend wieder, in der Nähe den leicht verletzten de Righi. Er ist vom Schnee halb begraben und kann sich nicht selbst befreien. Guillarmod befreit ihn, und beide versuchen, das in den gepreßten Lawinenschnee führende Seil zu verfolgen. Sie graben mit bloßen Händen, da die Pickel beim Sturz weggerissen wurden, vergeblich. Das Lager 7 ist nicht sehr weit entfernt, Guillarmod ruft um Hilfe. Trotz der Entfernung kann er sich mit dem auftauchenden Raymond gut verständigen. Dieser steigt mit Ausrüstung ab, und mit vereinten Kräften versuchen sie, die Verschütteten zu befreien. Doch alle Mühen sind vergeblich, die Nacht bricht herein, sie sind völlig erschöpft und erste Erfrierungen machen sich bemerkbar. Mit letzter Kraft steigen sie im Dunkeln über das verwaiste Lager 6 ins Lager 5 ab, wo sie versorgt werden können.

Wo war Crowley? Als sich das Unglück ereignete, war er bereits ausgezogen und mit Teekochen beschäftigt. Er achtete nicht weiter auf die Rufe Guillarmods und de Righis, da die beiden „ja schließlich schon den ganzen Tag lang gebrüllt hatten". Raymond wollte nachsehen und gegebenenfalls Bescheid sagen. Raymond wußte aber nach Darstellung Guillarmods durch die Rufverständigung genau Bescheid, denn er kam mit Ausrüstung abgestiegen. Crowley legte sich trotzdem schlafen und wollte am nächsten Tag die Lage inspizieren. Er passierte am nächsten Morgen die Unglücksstelle und erreichte bald Lager 5. Alles, was ihm zu den Vorgängen einfiel, war: „Ich hätte viel wütender sein müssen, als ich es tatsächlich war, denn das Verhalten der Meuterer hatte sich zu fahrlässiger Tötung ausgewachsen. Indem sie ihren Vertrag brachen, übernahmen sie auch die volle Verantwortung. Es war mir unmöglich, die Expedition weiter fortzusetzen. Meine Autorität war zunichte gemacht worden und ich wollte kein Leben riskieren." Er behauptete, noch die Vorkehrungen zur Bergung der Leichen getroffen zu haben, und stieg dann nach Darjeeling ab, wo er am 18. September eintraf. Tatsächlich mußten die Zurückgebliebenen noch drei Tage an der Unglücksstelle schuften, bis sie die Leichen unter einer drei Meter dicken Schneedecke bergen konnten. Die Träger beerdigten ihre toten Kameraden aufrecht stehend mit gekreuzten Armen in einer Gletscherspalte. Ein Lama vollzog die Beerdigungszeremonie, und sie sagten: „Der Gott des Kangchendzönga hat sie genommen, sie werden ihm für die Ewigkeit näher sein." Der Schweizer Kavallerieleutnant Alexis Pache, gerade einunddreißig Jahre alt, wurde zum Lager 5 transportiert und dort auf einer kleinen Felseninsel unter einem Steinhaufen beigesetzt. Raymond meißelte zwei Tage lang seinen Namen sowie den Geburts- und den Todestag in eine Granitplatte. Der Unfall machte die Yalung-Flanke des Kangchendzönga für Jahre berüchtigt – ungerechtfertigterweise, wie G. O. Dyhrenfurth meint. Dann schließlich kommt 1954 eine englische Expedition über die Yalung-Zunge und beginnt nach einigen Erkundungstouren ihren Weg dort, wo das Lager 5 der Crowley-Expedition stand. Den richtigen Weg hatten sie 1905 gefunden, nur nicht den richtigen Leiter. Das Basislager der englischen Expedition 1954 lag in unmittelbarer Nähe von „Paches Grave".

Nach seiner Rückkehr vom Kantsch begann Crowley in mehreren Artikeln für die Zeitungen Daily Mail (London) und Pioneer (Allahabad) eine mehr als peinliche Rechtfertigungskampagne seines Verhaltens und verurteilte weiterhin die Unfähigkeit und charakterliche Unzulänglichkeit seiner Mannschaft, insbesondere die Guillarmods und de Righis. De Righi schoß publizistisch zurück und wollte mit diesem „Gentleman" nichts mehr zu tun haben, der sein, de Righis, Leben als nicht rettenswert bezeichnet hatte. Guillarmod, dem Crowley vorgeworfen hatte, das Seil im entscheidenden Moment des Unglücks durchgeschnitten zu haben, überlegte eine Zeitlang, ob er Klage gegen Crowley erheben sollte (auch wegen unsauberer finanzieller Transaktionen mit der Expeditionskasse), schwieg dann aber doch, ob aus Enttäuschung, Vornehmheit oder Angst bleibt unsicher. Crowley blieb in gewohnter Verkennung aller Realitäten und ungebrochener Arroganz bei seinem Urteil. „Ich hatte jenseits aller Zweifel bewiesen, daß es eine einfache Route nach oben gab. Ich war sicher, daß es möglich war, ein Hauptcamp in erstaunlicher Nähe zum Gipfel zu errichten, und ich hatte mich mit allen Launen des Wetters und Schnees vertraut gemacht. Obwohl die Expedition im ersten Anlauf abgebrochen werden mußte, war der Erfolg doch nicht unbedeutend. Wir hatten eine Höhe von 8300 m erreicht (er selbst erreichte maximal 6300 m, P. M. H.) und herausgefunden, daß man das Leben in dieser Höhe durchaus genießen und so leicht arbeiten konnte wie überall sonst auch. Ich hatte Eckenstein einen detaillierten Vorschlag zugesandt, der zum Inhalt hatte, daß wir den Berg noch einmal 1906 in Angriff nehmen sollten – aber diesmal keine Fremden."

Doch auch Eckenstein ging nach dieser Eskapade am Kangchendzönga auf Distanz zu Crowley, und aus der Expedition wurde nichts. Für Crowley war es überhaupt die letzte alpinistische Betätigung, er widmete sich die weiteren 42 Jahre seines Lebens nur noch dem „großen Ziel", seiner Religion des Neuen Äons, dessen einziger und größter Prophet er war. Als er 1945 mit zittriger Hand seine täglichen Heroinrationen fein säuberlich auf kleine Papierschnipsel notierte, beschrieb er seinen Seelenzustand als „Kangchendzönga-Phobie". „Nur die Agonie des Rauschgiftsüchtigen konnte seine Furcht vor dem Großen Berg annähernd umschreiben. In der Schnee- und Eiswüste hatte er Stimmen gehört – die Stimmen der Toten oder der Dämonen der Fünf Heiligen Gipfel. Von nacktem Grauen überfallen, hatte er den Kopf verloren und war geflohen".

Literatur

Aleister Crowley: Confessions, Bd. 1, Bergen/Dumme, o. J.

John Symonds: Aleister Crowley – Das Tier 666, Basel, 1989.

Günter Oskar Dyhrenfurth: Der Dritte Pol, München, 1960.

Ders.: Das Buch vom Kantsch, München, 1955.

Arturo Desio: K2 – Zweiter Berg der Erde, München, 1956.

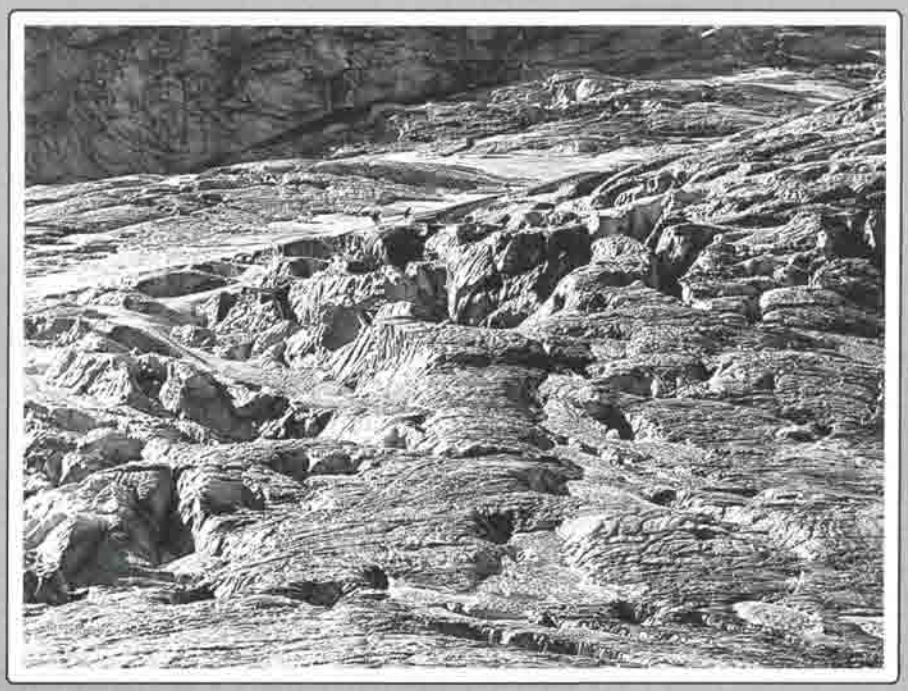
Heinrich Pfannl: Von meiner Reise zum K2 in den Bergen Baltistans, in: Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien, Bd. XLVII, 1904, S. 247–260.

Ders.: Eine Belagerung des Tschogo-Ri in der Mustaghkette des Hindukusch (8720 m), in: Zeitschrift des DÖAV, Bd. XXXV, 1904, S. 87–104.

Jules Jacot Guillarmod: Vers le Kangchinjunga (8585 m), in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, Bd. 41, 1905/06, S. 190–205.

T. S. Blakeney: Review of Symonds: The Great Beast, The Alpine Journal, 1952, S. 423.

Fotos: Adolf Mokrejs



Devastierte Almen, wie im Bild links die Admonter Alm in den Haller Mauern, und ausapernde Gletscher sind die auffälligsten Zeichen, daß etwas anders geworden ist mit dem Klima in den Alpen. Stehen wir vor einer Klimakatastrophe? Sterben die Gletscher? Was wirklich dran ist an solchen Horrorszenarios, untersucht der folgende Beitrag

Klimaveränderungen in den Alpen — einst und jetzt

Auswirkungen und Konsequenzen

Von Johann Karl

Klimaschwankungen — erdgeschichtliche „Alltäglichkeiten"

Das Klima unseres Planeten hat sich im Laufe von 2,3 Milliarden Jahren mehrfach drastisch verändert. Erdweite oder Kontinente umfassende Kaltzeiten, auch Eiszeiten genannt, wechselten mit Warmzeiten, Trockenzeiten mit feuchten Klimaten. Die insgesamt sechs Kaltzeiten des Erdaltertums können uns für eine Betrachtung der Alpen ebensowenig interessieren wie die rund 225 Millionen Jahre andauernde Warmzeit des Erdmittelalters, da die Alpen erst ganz am Ende dieses Zeitalters vor etwa 25 Millionen Jahren aufgefaltet wurden. Vor 2 bis 3 Millionen Jahren begann eine neue Kaltzeit, die Eiszeit des Quartärs, und dieser Abschnitt der Erdgeschichte hat insbesondere in seinem jüngsten Teil, der geologischen Jetztzeit, dem Holozän, in den Alpen und ihren Vorländern sehr deutliche Spuren hinterlassen.
Die Gesamtheit des Quartärs brachte in Europa keineswegs eine durchgehende Vergletscherung der Alpen und Skandinaviens. Die inzwischen festgestellten neun Kaltzeiten werden nach den alphabetisch gereihten Flüssen Alz, Amper, Atter, Biber, Donau, Günz, Mindel, Riß und Würm benannt. Sie wurden immer wieder von Warmzeiten von zum Teil beträchtlicher Länge unterbrochen. So dauerte die Warmzeit zwischen der Mindel- und Rißeiszeit mit 100.000 Jahren etwa ebensolang wie die Eem-Warmzeit zwischen der Riß- und Würmeiszeit. Gemessen an diesen Zeiträumen sind die 12.000 Jahre seit dem Rückzug der Alpengletscher aus den Vorländern und den großen Alpentälern in die alpinen Hochlagen erdgeschichtlich ein Nichts, für uns Menschen jedoch von entscheidender Bedeutung, da erst in den letzten 10.000 Jahren der Mensch in den Alpen heimisch wurde, wenn man von den wenigen Spuren altsteinzeitlicher Neandertalmenschen und einer noch älteren Menschenform am Südrand der Alpen absieht.
So gut wir heute auf Grund morphologischer, physikochemischer, erdmagnetischer, pollenanalytischer Untersuchungen und direkter Messungen über den zeitlichen Ablauf und auch die absoluten Temperaturen dieses jüngsten Abschnittes der Erdgeschichte Bescheid wissen, umso geringer sind unsere Kenntnisse über die natürlichen Ursachen dieser Temperaturschwankungen und deren mittelbaren und unmittelbaren Auswirkungen auf die Witterungsabläufe. Zwar lassen sich innerhalb der seit 120 Jahren festgestellten erdweiten Erhöhung der mittleren Jahrestemperatur der bodennahen Luftschicht um 0,7 °C zwei Depressionen als Folge von Vulkanausbrüchen erklären, doch haben diese Einzelereignisse keinen erkennbaren Einfluß auf den allgemeinen derzeitigen Trend zum Temperaturanstieg.

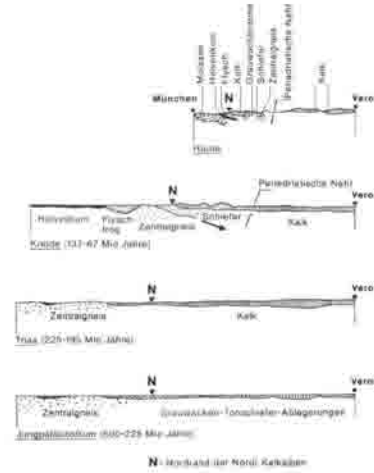
Zu den weitgehend unbekannten natürlichen Ursachen der Klimaschwankungen kommt in unserem Jahrhundert ein neuer, ebenfalls mit zahlreichen Unbekannten behafteter Faktor: Der Mensch verändert die Anteile der klimarelevanten Spurengase der Atmosphäre. Die Verbrennung der fossilen Energieträger Kohle, Erdöl, Erdgas in Kraftwerken, Kraftfahrzeugen, Haushalten sowie die großflächige Brandrodung tropischer Wälder setzen Kohlendioxid in großen Mengen frei, desgleichen werden Stickoxide in die Atmosphäre entlassen, die vor allem den Kraftfahrzeugen entstammen. Die moderne Landwirtschaft, insbesondere die Massentierhaltung und der Reisanbau, liefern Methan. Indirekt wirken sich waldzerstörende Schwefelverbindungen und ungezählte chemische Kunstgase aus, bei denen vor allem Fluorkohlenwasserstoffe wegen ihrer Einwirkung auf die Ozonschicht von Bedeutung sind. Diese als Treibhausgase bezeichneten Emissionen tragen zur gegenwärtigen Klimaänderung und damit auch zur Veränderung von Witterungsabläufen bei. Wo, wann, in welcher Form und in welchem Ausmaß dies eintritt, läßt sich auch mit aufwendigen mathematischen Klima- und Witterungsmodellen nur mit großen Vorbehalten abschätzen. *Schönwiese*

Das Phänomen des Gletscher-Rückganges können wir Menschen erst seit 10.000 Jahren beobachten. Vorher gab es uns nicht in den Alpen. Erdgeschichtlich sind aber 10.000 Jahre ein Nichts. (Bild Seite 273 und links: Pasterze in der Glocknergruppe)

Fotos: Adolf Mokrejs

Fotos: Lilo Baumgartner

Die Alpen sind ein sehr junges Gebirge. Noch vor 67 Millionen Jahren lagen die Kalkmassen, die heute den Alpen-Nordrand bilden, weit nördlich von der heutigen Lage Münchens. In diesem von Wasser, Wind und Wetter noch nicht richtig aufgeräumten jungen Gebirge gibt es Landschaften, die den Witterungsexzessen gegenüber sehr wenig oder sehr anfällig sind, mit entsprechend geringem oder hohem Gefährdungspotential für die Menschen.
Bild oben: Gleich einem einsamen Stockzahn ragt der Plankenstein in den Chiemgauer Alpen aus dem rundherum erodierten Gelände.
Bild rechts: Auffaltung der Alpen nach K. Bögel/H. Schmidt: Kleine Geologie der Ostalpen. Ott-Verlag, Thun 1976



bemerkt dazu: „Es darf ohne Übertreibung gesagt werden, daß das physikalische Verständnis der Klimasysteme (und damit auch der Klimaschwankungen d. V.) eines der kompliziertesten Probleme der Naturwissenschaften darstellt, von deren Lösung wir sehr weit entfernt sind."
Trotz dieser großen Unsicherheiten hat eine Aussage einige Wahrscheinlichkeit für sich, nämlich, daß wir uns erdgeschichtlich immer noch in einer Kaltzeit befinden. Dies hat seinen Grund unter anderem im Vorhandensein von Landmassen an den Polen als wesentliche Voraussetzung für die Entstehung mächtiger Eiskappen und damit verknüpften Kaltzeiten. Lägen die Pole, wie im warmen Erdmittelalter, inmitten von Ozeanen, wäre eine Eiszeit nicht möglich. Erst die zur heutigen Verteilung der Landmassen führende Kontinentaldrift, der übrigens die Alpen und mit ihnen die jungen Faltengebirge Asiens, Nordafrikas und beider Amerikas ihre Entstehung verdanken, schuf die Voraussetzung für die Kaltzeiten des Quartärs.
Solche Verhältnisse traten in der Erdgeschichte mehrmals auf; zuletzt in der Karbon-Permischen Kaltzeit vor 250 bis 300 Millionen Jahren. Insgesamt wurden im etwa 2,3 Milliarden Jahre umfassenden Erdaltertum die Spuren von sechs Kaltzeiten festgestellt, die jeweils 30 bis 50 Millionen Jahre dauerten. Die vor 2 bis 3 Millionen Jahren einsetzende Kaltzeit des Quartärs ist schon wegen der geographischen Verhältnisse an den Polen nicht als abgeschlossen zu betrachten, auch die bisher im Vergleich geringe Dauer läßt Schlüsse auf die derzeitige Klimasituation zu, wobei die in Frage stehenden Zeiträume für uns Menschen nicht nur unvorstellbar, sondern auch völlig uninteressant sind. Lassen wir deshalb die letzte Jahrmillion mit ihren Jahrhunderttausenden von Jahren andauernden Vereisungsperioden und warmen Zwischeneiszeiten außer Betracht und nähern uns über einen Rückblick auf die letzten 10.000 Jahre der Gegenwart.
Die zeitlichen Anteile der warmen und kalten Abschnitte dieser jüngsten Zeit gliedern sich in 6500 Jahre mit mittleren Jahrestemperaturen von 1 bis 2 °C über dem Mittel des Jahres 1850 n. Chr., in 1300 Jahre mit mittleren Jahrestemperaturen von 1 °C unter diesem Mittel und 2400 Jahren mit kurzfristigen Temperaturschwankungen. Die längste der Warmzeiten, von den Klimatologen „Optimas" genannt, dauerte etwa 5000 Jahre, die kürzeste 300 Jahre, die derzeitige Erwärmung ist gerade 120 Jahre alt. Von einer bisher einmaligen Situation, einer erstmaligen Katastrophe, kann demnach im derzeitigen Stadium keine Rede sein. Einmalig ist allerdings der massive menschliche Eingriff in die Atmosphäre mit seinen unabsehbaren Folgen. Es ist dies allerdings nur eines der zahlreichen Risiken, die die Menschheit derzeit auf sich nimmt, wenn man an die atomaren Zeitbomben, die Bevölkerungsexplosion, die durch Raubbau erzeugten Wüsten, an vergiftete Böden und Gewässer, an künstlich genetisch veränderte Organismen denkt.
Die Welt-Umweltkonferenz 1992 in Rio de Janeiro hat im großen Stil gezeigt, was im europäischen Miniformat auch die Alpenkonvention des gleichen Jahres zeigte: Die Menschheit ist derzeit nicht in der Lage, die entscheidenden Konsequenzen aus ihren umweltzerstörenden Handlungen zu ziehen, sie sägt weiterhin kräftig an dem Ast, auf dem sie sitzt. Trotzdem weisen einsichtige Menschen immer wieder auf die Notwendigkeit einer Besinnung auf andere Werte als auf Macht- und Raffgier hin; es sei jedoch bezweifelt, ob gutgemeinte Horrorszenarien geeignet sind, den einen oder anderen Mächtigen aufzuschrecken, wenn beim Nichtstattfinden vorausgesagter Katastrophen auch die Glaubwürdigkeit plausibler Prognosen sinkt.
Es gibt eine Möglichkeit, von der allerdings bisher kaum Gebrauch gemacht wurde, die Lebensmöglichkeiten des Menschen in den Alpen zumindest in Abhängigkeit von den naturgegebenen Bedingungen in den unterschiedlichen Klimaperioden realistisch abzuschätzen: Es sind dies unsere Kenntnisse über die wirtschaftlichen, kulturellen, politischen Verhältnisse zumindest der letzten 2000 Jahre, mit einiger Einschränkung weiterer 8000 Jahre. Bevor jedoch die Lebensbedingungen des Menschen dieser 10.000 Jahre in den Alpen näher betrachtet werden, seien die naturgegebenen, vor allem die witterungsbedingten Gefährdungen dieses Hochgebirges und die menschlichen Einflüsse darauf dargestellt.

Die naturgegebenen und menschlich beeinflußten Gefährdungen des Lebensraumes Alpen

Die Alpen sind, geologisch betrachtet, ein junges Faltengebirge. Ihre Formen sind dementsprechend unausgereift und starkem Abtrag durch die Schwerkraft, durch physikalische und chemische Verwitterung, durch Oberflächen- und Hangwasser unterworfen. Das heutige Erscheinungsbild der Alpen mit steilen Gipfeln und Wänden bis hin zu sanft gerundeten Bergen ist das Ergebnis sowohl der mannigfaltigen harten bis lockeren Gesteine als auch der Jahrmillionen andauernder Angriffe durch Verwitterung, Wasser und schürfende Gletscher. Je nach Gebirgsbildung, Gesteinen und Vegetation finden sich in den Alpen gegenüber Witterungsexzessen weniger empfindliche bis sehr anfällige Landschaften mit entsprechend geringem oder hohem Gefährdungspotential für den Menschen.
Die wichtigsten dieser naturgegebenen und auch der menschlich beeinflußten Ereignisse seien im Folgenden kurz dargestellt:

- Erdbeben, als Verursacher von Fels- und Bergstürzen selten, sind tektonisch bedingt und vom Menschen nicht beeinflußbar.
- Gletschervorstöße und -rückzüge mit Ausbrüchen von Gletscherseen, Verschüttung hochgelegener Siedlungen und Bauwerke fanden mehrfach ohne menschlichen Einfluß statt.
- Bergstürze als Folge tektonischer Instabilitäten und Niederschlagsexzessen fanden in der frühen Nacheiszeit häufig, später selten statt. Mit Ausnahme des durch einen Stausee beeinflußten Bergsturzes am Monte Toc 1963 mit 2000 Toten

in Longarone sind menschliche Einflüsse auszuschließen. Zur Größenordnung prähistorischer und jetztzeitlicher Bergstürze: Der Bergsturz von Flims im Rheintal war tausendmal größer als der von Bormio des Jahres 1987.

● Kurzandauernde Starkregen, meist als Gewitter, tagelang andauernde Starkregen als atlantische oder mittelmeerische Tiefs, rasche Schneeschmelze sind die Ursachen zahlloser großer Hochwasser in den Alpen und ihren Vorländern. Erosionen, Rutschungen, Wildholz sind in der Regel als Feststoffe Teil der Hochwasserabflüsse. Sie können bei Muren bis zu einem Drittel des Abflusses erreichen. Ein Einfluß des Menschen auf die Hochwasser auslösenden Niederschläge ist bisher nicht nachgewiesen, wohl aber für den oberflächlichen Abfluß und das Eindringen von Wasser in den Untergrund. Neben der Versiegelung des Bodens in Siedlungen und bei Straßen sind es Eingriffe in die Vegetation, die Veränderungen in Abfluß und Versickerung bewirken. Die Umwandlung von Wald in Grünland oder Ackerland führt zu einer erheblichen Steigerung der Oberflächenabflüsse, die zu erosiven Angriffen vor allem an den Einhängen der Wildbäche führen. Eingriffe in die Vegetation können auch Rutschungen auslösen, die ebenfalls zu starken Einträgen von Gesteinsmaterial, Böden und Holz in die Wildbäche und Alpenflüsse führen. Da die großflächigen Eingriffe in die Vegetation in den Alpen spätestens im Mittelalter geschahen, lassen sich die Auswirkungen der damaligen Rodungen in der heutigen Kulturlandschaft zwar für die verschiedenen Vegetationsformen experimentell nachweisen, eine Quantifizierung dieser Eingriffe auf die Hochwasserereignisse stößt jedoch angesichts der komplizierten Formen und der flächenhaft kaum darzustellenden Gesteinseigenschaften auf größte Schwierigkeiten. Eine historische Analyse der Hochwasserereignisse und ihrer Häufigkeit scheitert einmal an den zeitgebunden lückenhaften Überlieferungen und in jüngerer Zeit an der sehr subjektiven Einstufung schadenverursachender Ereignisse. Es sei nur an die in den letzten 150 Jahren rapide angestiegene Empfindlichkeit zivilisatorischer Infrastrukturen gegenüber Schäden erinnert, die früher kaum registriert wurden. Neben die großflächigen Eingriffe in die Vegetation treten seit dem vorigen Jahrhundert zahllose Eingriffe in die Gewässer in Form von Wildbachverbauungen, Flußregulierungen, Wasserspeichern, die ebenfalls das Abflußgeschehen und den Feststoffhaushalt teils verschärfend, teils abmildernd beeinflussen.

● Bei den Lawinen ist zu unterscheiden zwischen solchen, die über der natürlichen Waldgrenze anbrechen, dort liegenbleiben oder den Waldgürtel durchbrechen, und solchen, die auf Rodungsflächen oder in aufgelichteten Wäldern entstehen. Bei ersteren ist menschlicher Einfluß weitgehend auszuschließen, wenn man von unabsichtlichem oder absichtlichem Auslösen absieht; bei letzteren spielt die Behandlung der Wälder eine ebensogroße Rolle wie das Vordringen von Siedlungen und Verkehrswegen in lawinengefährdete Räume.

● Waldzerstörende Stürme treten lokal in den Alpen vor allem bei Föhn auf. Die verursachende Großwetterlage schließt hier menschlichen Einfluß aus. Bei den atlantisch bedingten Orkanen der letzten Jahre erhob sich die Frage, ob forstliche Monokulturen anfälliger sind als naturnahe Waldbestände. Die räumliche und bestandsbezogene Analyse des Orkans Wiebke ließ die Beantwortung offen.

● Die ausschließlich durch menschliche Einwirkung ausgelösten Erkrankungen der Waldbäume und der Latsche treten in den Alpen noch nirgends in der als Waldsterben in den Mittelgebirgen im Umkreis der Republik Tschechien manifest gewordenen Katastrophe auf, die Zahl der stark geschädigten Bäume liegt jedoch deutlich über der in umgebenden Landschaften. Die Gründe dafür seien dahingestellt, als Verursacher sind auszumachen der inneralpine enorme Kraftfahrzeugverkehr, die Abgase aus Siedlungen und wohl auch als Fernemittenten kohlebetriebene Kraftwerke. Die dadurch verursachte Schwäche der Schutzwälder macht sich derzeit bereits in Wäldern an Steilhängen in vermehrten Abgängen von Waldlawinen bemerkbar; es sind jedoch bei diesen schleichenden Prozessen auch erhebliche Veränderungen im Abflußverhalten zu befürchten. Dieser derzeit vor allem ältere Bäume betreffende Verlust wirkt sich auf die Schutzwirkung künftig umso gravierender aus, als in diesen Wäldern großflächig seit Jahrzehnten die Verjüngung durch jagdlich überhöhte Wildbestände so gut wie total verhindert wird.

Insgesamt ist festzustellen, daß der menschliche Lebensraum in den Alpen von einer Vielzahl von Naturereignissen bedroht wird, die ihre Ursachen im Gebirgsbau ebenso wie in Klima und Witterung haben. Dazu kommen menschliche Eingriffe in älterer wie in jüngster Zeit, die diese Gefährdung verstärken. Den objektiven Gefahren der Hochgebirgslandschaften ist der Mensch seit seinem Eindringen in die Alpen in der Jungsteinzeit ausgeliefert, seit mindestens 1000 Jahren trägt er aktiv dazu bei. Er ist ihnen wohl zunächst möglichst aus dem Weg gegangen, später suchte er sich dagegen zu schützen und zu wehren. Dies wurde spätestens im Mittelalter notwendig, als eine kräftige Bevölkerungszunahme einsetzte und Ausweichräume knapp wurden. Noch mehr gilt dies für unsere Zeit, in der die Alpen nicht nur zum am dichtesten besiedelten, sondern auch zum verkehrsmäßig am stärksten frequentierten Hochgebirge der Erde wurden.

Unter diesen Voraussetzungen seien nunmehr die Lebensumstände der Alpenbewohner und -benutzer seit der Jüngeren Steinzeit bis zum Beginn des industriellen Zeitalters betrachtet.

10.000 Jahre menschliche Lebensumstände in den Alpen

Vor etwa 12.000 Jahren war die Kaltzeit des Würmglazials zu Ende und die Nacheiszeit, in der wir uns derzeit befinden, nahm ihren Anfang. 2000 Jahre später waren die Sommer über einen Zeitraum von 2500 Jahren zwar ebenso warm wie heute, die Winter jedoch noch sehr kalt. Die Vegetation ergriff allmählich Besitz von den eisfrei gewordenen Flächen, der

Foto: Klaus Puntschuh

Erkrankungen der Waldbäume, die ausschließlich durch menschlichen Einfluß ausgelöst sind, treten in den Alpen noch nirgends so stark auf wie in den Mittelgebirgen. Dennoch ist eine fortschreitende Schwächung der Schutzwälder nicht zu übersehen: Schutzwald im Namloser Tal, Lechtaler Alpen

Mensch drang jedoch noch kaum in die Alpen ein. Kleine Populationen von Sammlern und Jägern fanden in den Alpenvorländern ausreichend Nahrung, sie waren auf das abweisende Hochgebirge nicht angewiesen.
Die nachfolgenden 2000 Jahre waren die wärmste Periode seit dem Ende der Würmvereisung. Sehr milde Winter und hohe Niederschläge zeichneten sie aus. An Stelle der kaltzeitlichen Tundren, Zwergstrauchbestände und Grasheiden waren bereits Waldbäume eingewandert; als erste Kiefernarten, denen bald die Fichte folgte. Die Pollenanalyse erlaubt es leider nicht, die in den Alpen heimischen Kiefernarten Waldkiefer, Latsche, Spirke, Zirbe zu unterscheiden, so daß bezüglich der damaligen Höhengrenzen dieser Bäume keine Aussagen möglich sind. Sie würden über die klimatischen Verhältnisse noch nähere Aussagen ermöglichen. Gegen Ende dieser Warmzeit, die als Atlantikum bezeichnet wird, waren die Hauptbaumarten der alpinen Wälder mit Ausnahme der Buche bereits vollzählig vertreten. Die klimatische Waldgrenze lag mindestens so hoch wie heute, und es ist anzunehmen, daß die milden, schneearmen Winter auch erstmals an Steilhängen eine Waldvegetation erlaubten. Letzteres ist insofern von großer Bedeutung, als diese Steilhangwälder nachfolgende Kaltzeiten bis in unsere Tage als geschlossene Waldstandorte überdauerten und damit die Besiedelung zahlreicher Alpentäler erst ermöglichten. Es bleibt unserer Zeit vorbehalten, diese Wälder mit Hilfe von Luftschadstoffen und überhöhten Wildbeständen zu ruinieren und damit die Täler ihres Schutzes zu berauben.
Aus dieser längsten Warmzeit des Holozäns stammen die ersten Spuren des Menschen in den Alpen, wenn man von Funden aus Zwischeneiszeiten absieht, die jedoch für unsere Betrachtung ohne Belang sind. Diese Menschen sind kulturell der Jungsteinzeit zuzuordnen, glichen bereits dem modernen Homo sapiens und waren Ackerbauer und Viehzüchter. Wie aus den Keramikfunden erkennbar ist, nahmen diese ersten alpinen Dauersiedler an den Kulturen der umgebenden Länder teil, ohne zunächst eigene Formen zu entwickeln. Die Jagd spielte noch eine große Rolle, und insgesamt ist über lange Zeiten hinweg ein deutlich konservativer Zug festzustellen, der sich bei den Alpenvölkern bis heute nicht verloren hat. Auffallend sind die vielen Kultstätten in Höhenlagen über 2000 Metern, deren Erinnerung möglicherweise noch in der Wallfahrt Latzfonser Kreuz in den Sarntaler Alpen auf 2298 Meter Seehöhe nachlebt. Ein besonders deutliches Licht auf die jungsteinzeitlichen Lebensumstände wirft der 5400 Jahre alte, 1991 am Hauslabjoch in den Ötztaler Alpen gefundene Mann. Er war als Bauer und Jäger für ein Leben im Hochgebirge gut ausgerüstet; unter anderem trug er gut wärmende, mit Heu ausgepolsterte Schuhe aus Birkenrinde, wie sie noch im vorigen Jahrhundert in Norwegen von den sogenannten Birkebeenern getragen wurden.
Die nächsten 2000 Jahre waren zunächst etwas trockener mit einer kurzen, von Gletschervorstößen geprägten Kaltzeit, der Priora-Oszillation. Siedlungsgeschichtlich ist bezeichnend, daß die damals entstandenen Pfahlbauten nicht, wie ursprünglich angenommen, im Wasser der Alpenseen standen, sondern an deren Ufern. Die Seespiegel lagen als Folge des trockeneren Klimas um 3 bis 4 Meter tiefer als heute.
Im folgenden Jahrtausend, einer als Subboreal bezeichneten Warmzeit, erreichte die Kupferverarbeitung aus Vorderasien kommend Mitteleuropa, und damit veränderten sich die Verhältnisse auch in den Alpen um eine Dimension, als man dort Kupfererze fand. Über die „Prospektoren" dieser Bodenschätze ist nichts bekannt, die einheimische Bevölkerung dürfte jedoch an ihrer Ausbeutung teilgenommen haben. Die Legierung von Kupfer und Zinn zu Bronze gab der nächsten Metallzeit den Namen. Im warmen Klima der Bronzezeit konnte der Abbau der Kupfererze in den Alpen bis in große Höhen vorgetrieben werden. Die Handelswege zwischen den alpinen Kupfervorkommen und den Zinnlagern in Spanien, Britannien und den deutschen Mittelgebirgen führten über hohe Alpenpässe. Es ist davon auszugehen, daß die Bergbausiedlungen nicht autark und in ihrer Versorgung mit Nahrungsmitteln auf die Landwirtschaft der näheren Umgebung angewiesen waren. Dies bedeutet jedoch bereits eine gewisse Überschußproduktion, die auf günstige Erzeugungsbedingungen hinweist. Für den bergmännischen Abbau und die Verhüttung der Erze sind erste größere Eingriffe in die Bergwälder anzunehmen. Insgesamt sind für die Bronzezeit auch anhand der Bodenfunde, der kunstvoll gegossenen und geschmiedeten Waffen, Werkzeuge, Schmuckstücke und Kultgegenstände keineswegs lebensfeindliche Verhältnisse festzustellen, wie sie des öfteren für die sich derzeit abzeichnende Warmzeit prophezeit werden. Ähnliches gilt auch für die anschließende, 700 Jahre andauernde Kaltzeit, das sogenannte Hauptpessimum.
Am Übergang zu dieser kalten Epoche steht die Laugener Kultur, die einen regen Verkehr in den Tälern und über die Pässe zwischen dem Alpenrhein und der Drau dokumentiert und ungefähr das Siedlungsgebiet des später von den Römern als Raeter bezeichneten Volkes umreißt. In diese, etwa von 1200 bis 500 v. Chr. reichende, Kaltzeit fällt eine wiederum für die Nordostalpen entscheidende Entwicklung. Mit dem Auffinden von Salz und der Erfindung der Eisenherstellung erwuchs ein Machtfaktor, der in der Hallstattzeit einen in den Alpen bis dahin unbekannten Luxus erlaubte. Die mehr als 1000 Gräber in Hallstatt mit ihren Beigaben von Einfuhrwaren aus den Hochkulturen der Mittelmeerländer und Asiens zeugen nicht nur vom Reichtum, sondern auch von den damals weltweiten Beziehungen dieser Alpenbewohner. Nahrung für Mensch und Tier, Holz und Holzkohle für die Salz- und Eisengewinnung mußten allerdings an Ort und Stelle erzeugt und gewonnen werden. Die gegenüber den Warmzeiten ungünstigen Klimaverhältnisse müssen dies zugelassen haben, auch wenn das unentbehrliche Salz und das begehrte Metall die Bereitschaft zu Opfern und Entbehrungen sicher gefördert hat.
Um 200 v. Chr. begann eine neue Warmzeit, das Optimum der Römerzeit. Mit der Eroberung Galliens durch Julius Caesar setzte eine 400 Jahre anhaltende Periode regelmäßiger Alpenüberquerungen ein, nachdem bereits im 4. Jahrhundert

Die Hallstattzeit, eine Periode von bis dahin in den Alpen unbekanntem Luxus, fällt in eine von 1200 bis 500 v. Chr. reichende Kaltzeit. Das unentbehrliche Salz ebenso wie das begehrte Eisen wurden also unter ungünstigen Klimaverhältnissen gewonnen. Bild oben: alter Solebehälter vor dem Hallstätter Salzbergwerk. Links: einst Quelle des Reichtums, heute Touristenattraktion – der Salzbergbau in Hallstatt

Fotos: Lilo Baumgartner

v. Chr. Brennus mit seinen Kelten über die Alpen hinweg Italien überrannt und Rom erobert hatte. Ein weiterer Angriff über die Alpen führte Hannibal 216 v. Chr. mit seinen aus dem marokkanischen Atlas bezogenen Kriegselefanten zu seinem Sieg in Cannae. Wenig später zeigte Rom sein Interesse an den Alpen durch seine Handelsbeziehungen nach Noricum. Um die Zeitwende änderte sich diese lange Zeit friedliche Beziehung, die Alpenvölker wurden unterworfen und dem römischen Weltreich einverleibt; die Alpen waren ein strategisch bedeutsames Verbindungsglied zwischen den römischen Provinzen Germaniens und Galliens und dem Mutterland geworden. Hier entstanden in der Folgezeit an die 2500 Kilometer gut ausgebauter Straßen, die alle Haupttäler durchzogen und 20 Pässe überquerten. Bedeutende Städte wie Aosta, Virunum, Teurnia entstanden ebenso wie zahllose Rast- und Poststationen, Truppenunterkünfte, Gutshöfe und andere Versorgungseinrichtungen. Sowohl die Truppenbewegungen wie der lebhafte Warenverkehr erforderten eine ausgefeilte Logistik auf der Basis einer alpenländischen Landwirtschaft bis hin zum Weinbau. Diese hohen Anforderungen konnten nur unter günstigen Klima- und Witterungsumständen erfüllt werden. Ebenso wäre der Unterhalt der Straßen bei zahlreichen katastrophalen Hochwasserereignissen, Muren und Lawinenabgängen auf Dauer genauso unmöglich gewesen wie die Aufrechterhaltung einer umfangreichen Verwaltung ohne die winterliche Benutzbarkeit vieler Pässe. Es sei daran erinnert, daß die römischen Kaiser ihren Sitz zeitweise in Trier und Köln hatten und auf die ständige Erreichbarkeit ihrer mediterranen Reichsteile über die Alpen hinweg angewiesen waren. Aus all dem geht hervor, daß die warme Römerzeit dem Menschen in den Alpen durchaus passable Lebensbedingungen und keineswegs Verhältnisse bot, wie sie von Katastrophenprognostikern für unsere beginnende Warmzeit behauptet und für die nähere Zukunft an die Wand gemalt werden.

Auf das Klimaoptimum der Römerzeit folgte um 400 n. Chr. eine Kaltzeit, die als Pessimum der Völkerwanderungszeit bezeichnet wird und etwa um das Jahr 800 zu Ende ging. Wieweit diese Temperaturdepression ursächlich mit dem Niedergang des weströmischen Reichs und dem Aufbruch der Germanen in Skandinavien und ihre Landsuche bis an das Schwarze Meer und Nordafrika zusammenhängt, ist umstritten. Sei dem wie es sei, feststeht, daß auch diese Kaltzeit die Alpen nicht unbewohnbar machte. Die Goten beherrschten das Etschtal als Zugang zu Brenner und Reschenpaß. Das Bern des sagenumwobenen Dietrich heißt heute Verona. Die Vorfahren der Slowenen drangen von Südosten bis an den Eisack vor, und wie wichtig der Zentralalpenraum für die karolingische Machtpolitik war, zeigte sich, als Karl der Große umgehend von Chur aus Müstair im Tauferer Tal gründete, als Tassilo III. im 200 Kilometer entfernten Innichen im Pustertal einen bayerischen Stützpunkt gegen die Alpenslawen errichtet hatte. In diese Klimaperiode fällt auch die bayerische Kolonisation in den Nordostalpen und in Südtirol und ebenso das Vordringen der Alemannen in die Zentralalpen bis ins Goms am Oberlauf der Rhone, und am Ende dieser bewegten Zeit stand das karolingische Kaiserreich als Erbe Roms.

Je näher wir an die historisch-schriftlich dokumentierten Zeitläufe im zentralen Mitteleuropa heranrückten, umso deutlicher wurde bisher, daß in dem für den Menschen als Lebensraum wie als Transitland gefährlichen und für Naturkatastrophen anfälligen Alpenbogen die mit Änderungen der mittleren Jahrestemperaturen von 1 bis 2 °C doch beträchtlichen Klimaschwankungen die menschlichen Lebensumstände nie soweit gestört hatten, daß ein Exodus stattfand. Es waren vielmehr technische, kulturelle, zivilisatorische Innovationen und machtpolitische Eingriffe, die das Leben in den Alpen entscheidend bestimmten, wenn auch punktuell beispielsweise durch das Vorrücken oder den Rückzug der Gletscher, durch Seespiegelschwankungen, durch die klimabedingt wechselnde Obergrenze des Gerstenanbaues Anpassungen der Lebensweise notwendig wurden.

Für die um das Jahr 900 n. Chr. beginnende und um 1250 endende mittelalterliche Warmzeit liegen uns nicht nur zahlreiche schriftliche Nachrichten vor, es ist auch eine Vielzahl von Bauwerken erhalten, und vor allem wurden die alpinen Kulturlandschaften in der bis in unsere Tage erhaltenen Form geschaffen. Damit sind wir in der Lage, zumindest was die objektiven Gefährdungen menschlicher Lebensräume anlangt, einigermaßen plausible Vergleiche mit unserer Zeit zu ziehen und die Gewichte der jetztzeitlichen subjektiven Gefahren gegenüber dem Mittelalter abzuschätzen.

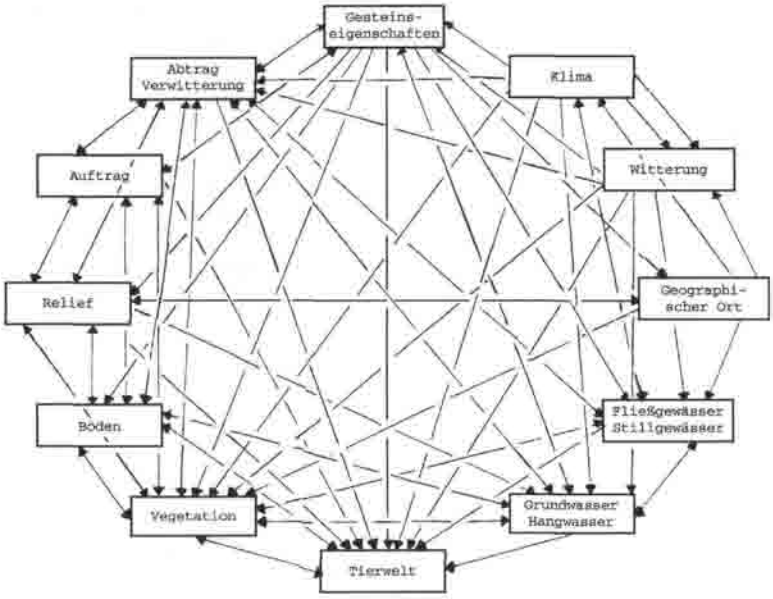
Beginnen wir mit den überlieferten Hochwasserereignissen. Es ist klar, daß wir aus vielerlei Gründen für das Mittelalter nur wenige Nachrichten finden. Zum einen sind zahlreiche Aufzeichnungen verlorengegangen, zum anderen wurden wohl nur die ganz großen Ereignisse für wert gefunden, der Nachwelt überliefert zu werden. Die einzelnen Alpengebiete sind sehr unterschiedlich dokumentiert beziehungsweise untersucht; die genauesten Angaben liegen für die Schweiz vor. Hier werden für das 9. bis 13. Jahrhundert acht katastrophale und zwölf sehr schwere Hochwasser berichtet. Die Katastrophengeschichte Südtirols beginnt mit der Zerstörung Neumarkts durch ein Hochwasser der Etsch im Jahre 1221, also am Ende der mittelalterlichen Warmzeit. Den Klimamodellen entsprechend müßten sich die Niederschlagsexzesse gehäuft haben und wären dann wohl eher in die Chroniken eingegangen, zumal die großen Talorte bereits bestanden und im Gebirge nicht die Möglichkeit bestand, den gefährlichen Gewässern aus dem Weg zu gehen. Bei einem Blick auf die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in den mittelalterlichen Alpen fallen zwei Bevölkerungsgruppen besonders ins Auge: einmal die Ritterschaft und zum anderen der Klerus, die beide zwar die tragenden gesellschaftlichen und politischen Pfeiler, wirtschaftlich und existentiell jedoch auf das Fundament einer leistungsstarken Landwirtschaft angewiesen waren. Die als Ruinen erhaltenen oder zu Schlössern umgebauten Burgen aus dem 11. bis 13. Jahrhundert sind Zeugnis des Wohlstandes und der machtpolitischen Bedeutung der Alpen. Das zu erkennen, genügt eine Reise über den Brenner

oder den Reschenpaß. Die Burgen beginnen bereits in Bayern in Oberaudorf und Neubeuern, die Feste Kufstein markiert den Eintritt nach Tirol, und von hier an reißt die Reihe nicht mehr ab bis zur düsteren Haderburg an der Salurner Klause. Ähnlich ist es auf dem Weg über den Reschenpaß. Im oberen Inntal, im Vinschgau, im Burggrafenamt reiht sich Burg an Burg, und Schloß Tirol bei Meran war lange Zeit der Herrschaftssitz Tirols. Insgesamt waren es in Tirol 241 Burgen und 275 herrschaftliche Türme und Ansitze, in Kärnten waren es 142 Burgen, die die südöstliche Flanke der Alpen sicherten. Über die Bevölkerungsentwicklung des mittelalterlichen Alpenraumes liegen mir keine Zahlen vor, es sei jedoch der Schluß gewagt, daß sie in etwa der des benachbarten Italien und des südlichen Mitteleuropas ähnelte. Dort ist eine Bevölkerungszunahme innerhalb dieser wenigen Jahrhunderte auf das Dreifache festgestellt. Die Gründe dafür sind sicher komplexer Natur. Zunächst ist das mildere Klima zu nennen, das allerdings die großen Hungersnöte der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht verhindert hat. Es erlaubte jedoch in den Alpen ein Vordringen der bäuerlichen Dauersiedlungen bis auf 2000 Meter Seehöhe und die Gründung Hunderter grundherrlicher Viehhöfe, sogenannter Schwaigen, in ebendieser Höhenlage. Heute sind diese Höhensiedlungen fast zur Gänze in saisonal genutzte Almen und Alpen umgewandelt. Erinnert sei an den noch bestehenden Hof in Kühtai und an die in der Steiermark gebräuchliche Bezeichnung „Schwoagerin" für Sennerin. Außerhalb der Alpen hat das warme Klima im Umkreis des Nordatlantiks deutliche Spuren hinterlassen. Die Besiedelung Islands, Grönlands, nordamerikanischer Küstenbereiche durch die Wikinger sowie die Raubzüge der Normannen deuten nicht nur auf ein für die Landwirtschaft günstiges Klima in der Subarktis hin, sondern auch darauf, daß ein starker Bevölkerungszuwachs auf den kargen Böden Skandinaviens nicht mehr ernährt werden konnte. Ein weiterer Grund für diese geradezu explosive Bevölkerungsentwicklung war eine wesentlich verbesserte Landwirtschaft. Der Hakenpflug wurde vom heute noch gebräuchlichen Pflug mit Schar, Sech und Streichbrett abgelöst, der die Bearbeitung schwererer, fruchtbarerer Böden ermöglichte, die Zugleistung der Pferde wurde durch die Erfindung der Kummetanspannung und des Hufeisens entscheidend verbessert, die Dreifelderwirtschaft erlaubte höhere Ernten und nicht zuletzt wurde durch die Rodung von etwa zwei Dritteln der Bergwälder und ihre Umwandlung in Acker- und Grünland die Landwirtschaft auf eine neue Grundlage gestellt. Wieweit all dies Ursache oder Folge eines enormen Bevölkerungsdruckes war, läßt sich kaum sagen. Mit dem Verlust der Bergwälder ging der Schutz gegen Lawinen und Wildbachhochwasser zurück. Daraus resultierende Schadensereignisse sind uns jedoch nicht überliefert. Die damals entstandene Wald-Feld-Verteilung hat sich zwar bis in unsere Tage erhalten und damit auch die Voraussetzung für veränderte Abflüsse und Lawinenanbruchgebiete; es läßt sich jedoch schwer abschätzen, wieweit sich die anfänglich wohl als labil anzunehmenden Zustände im Laufe der seither vergangenen 700 bis 1000 Jahre nach der stabilen oder labilen Seite hin verändert haben. Insgesamt ist für die mittelalterliche Warmzeit festzuhalten, daß sie in den Alpen einer großen Bevölkerung Heimat und Nahrung bot, darüber hinaus mit dem Bau von Burgen, eindrucksvollen Kirchen und Klöstern kulturelle Werke erlaubte, die weit über eine auf das Notwendigste beschränkte Lebenshaltung hinausgingen. Zur Weltpolitik ist anzumerken, daß Kaiser aus den Dynastien der Ottonen, Salier und Staufer die Alpen nicht nur in 40 Romfahrten überschritten, sondern insgesamt das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zur Blüte brachten. Der Zusammenbruch der Bevölkerung um die Mitte des 14. Jahrhunderts auf den Umfang der mittelalterlichen Ausgangspopulationen war nicht die Folge der Klimaänderung am Ende der mittelalterlichen Warmzeit, sondern der 1347 über Marseille eingeschleppten Pest, die als Schwarzer Tod innerhalb weniger Jahrzehnte ganze Landstriche in Europa entvölkerte.

In der nachfolgenden kühleren Periode, die zwischen den Jahren 1600 und 1750 in der „Kleinen Eiszeit" gipfelte, erholte sich die Bevölkerungszahl nur sehr langsam; Kriege und Seuchenzüge suchten Europa ebenso heim wie Hungersnöte. Die Zahlen über Hochwasserereignisse in der Schweiz sind insofern ambivalent zu sehen, als ihre gegenüber dem Mittelalter starke Zunahme zwischen den Jahren 1400 und 1799 auf 18 katastrophale und 91 sehr schwere Hochwasser möglicherweise einer Mehrung der Starkniederschläge ebenso zuzuschreiben ist wie dem vermehrten Fleiß der Chronisten. Die erstmals in diesem Zeitraum vermerkten schweren Lawinenunglücke in Tirol und Vorarlberg sind dagegen ziemlich sicher den mittelalterlichen und später von Walsern durchgeführten Rodungen in Schutzwäldern anzulasten. Trotz dieser klimatisch für die Landwirtschaft als Ernährungsbasis ungünstigen Zeiten erfuhren die Alpen eine kulturelle Blüte nach der anderen. Die Gotik ist mit zahllosen Kirchen, umgebauten Burgen, Bürgerhäusern vertreten, Schnitzkunst und Malerei brachten bedeutende Meister hervor. Dem konservativen Denken entsprechend, reichte die Gotik vielerorts weit in das 16. Jahrhundert hinein und wurde erst vom Barock der Gegenreformation in hervorragenden Beispielen abgelöst. Vielleicht ist es für die Lebensqualität der alpenländischen Bevölkerung des 17. und 18. Jahrhunderts kennzeichnend, daß damals mit Bauernhäusern, bäuerlichen Möbeln, Kleinkunst, Krippen, Trachten eine noch unsere Zeit prägende Volkskunst entstand, die in ihrer Fülle in Europa ihresgleichen sucht. Alles in allem scheint der Einfluß des Klimas auch in dieser Kaltzeit für die Lebensbedingungen nicht entscheidend gewesen zu sein.

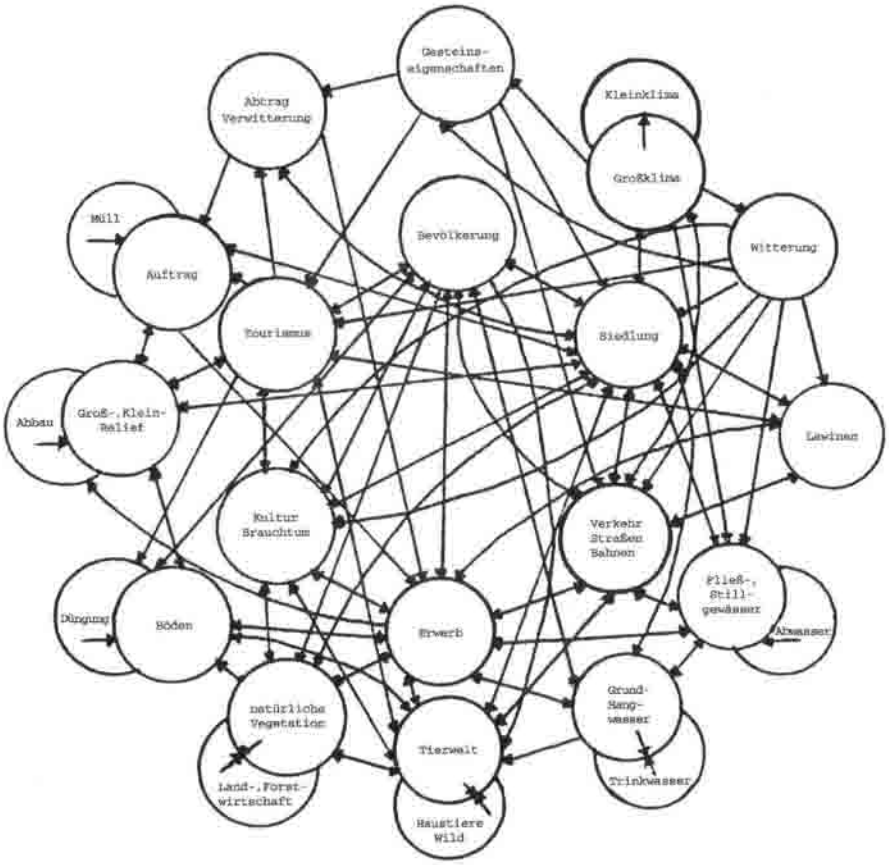
Alpines Klima und Mensch – heute

Wenden wir uns nach diesem Rückblick auf 10.000 Jahre menschlicher Anwesenheit in den Alpen der gegenwärtigen, sich seit 120 Jahren als Erwärmung abzeichnenden Klimaänderung zu. Die mittlere Jahrestemperatur der bodennahen Luftschicht hat sich weltweit um 0,7 °C gegenüber dem Mittelwert von 1850 erhöht. Die natürlichen Ursachen dafür sind



Unbelebte wie belebte Natur in den Alpen sind in einem äußerst komplizierten Ökosystem vernetzt.

Die Abbildung links zeigt die Verknüpfung der wichtigsten naturgegebenen Komplexe in den Alpen.
Bei der unteren Abbildung handelt es sich um eine – wie der Autor betont – „schematisch ansatzweise Darstellung" der Vernetzung zwischen natürlichen, naturnahen und menschlich bestimmten Komplexen im Gesamtsystem Alpen



Aus: Johann Karl: Unsere Umwelt Alpen. Jahrbuch 1993 des Vereines zum Schutze der Bergwelt, München

ebensowenig bekannt wie für die vorausgegangenen Temperaturschwankungen. Neu und bisher einzigartig ist der menschliche Einfluß darauf in Form einer Erhöhung des Anteils von Spurengasen in der Atmosphäre, die als sogenannter Treibhauseffekt zur Erwärmung insbesondere der Nordhemisphäre beitragen. Den aufwendigen Modelluntersuchungen über die derzeitigen und vor allem die künftigen Auswirkungen dieses Phänomens „Temperaturschwankungen" werden derzeit nahezu ausnahmslos die vom Menschen verursachten Veränderungen der physikalischen Eigenschaften der Atmosphäre zugrunde gelegt, die zweifelsfrei vorhandene natürliche Komponente bleibt als Komplex unbekannter Größen außer Betracht. Die allein schon bei dieser reduzierten Form der Berechnungen auftretenden Unsicherheiten bedingen stark differierende Prognosen über Umfang und Auswirkungen einer weiteren Erwärmung. Dabei werden auch Ausblicke auf katastrophale Lebensbedingungen des Menschen in den Alpen gewagt, obwohl uns die Vergangenheit zeigt, daß bei den bisherigen Klimaschwankungen keine existentiellen Einbrüche für den Menschen stattfanden, ganz gleichgültig, ob es kälter oder wärmer war als heute. Das ist jedoch kein Grund zur Beruhigung: Einmal sind die Auswirkungen der massiven Eingriffe des Menschen in die Atmosphäre für das alpine Klima und vor allem für die Witterungsabläufe nicht vorhersehbar und zum anderen ist bereits der gegenwärtige Zustand des Ökosystems Alpen einschließlich der menschlichen Umwelt alles andere als befriedigend.

Zunächst sei festgestellt, daß die unbelebte wie die belebte Natur in den Alpen in außerordentlich komplexen Ökosystemen vernetzt sind. Der Mensch ist nicht nur in ein gesellschaftliches System mit unzähligen Bindungen verknüpft, er unterliegt den Vorgaben der naturgegebenen Ökosysteme ebenso, wie er in sie hineinwirkt. Ursachen und Wirkungen lassen sich in derart komplizierten Zusammenhängen nur in Einzelfällen darstellen, geschweige denn voraussagen. Wenn im Folgenden trotzdem die eine oder andere Prognose gewagt wird, so nur unter deutlichem Hinweis auf historische Beispiele oder als Gedankenspiel.

Beginnen wir damit, was wir von früheren Warmzeiten über natürliche Vorgänge in den Alpen wissen. Am auffälligsten waren und sind die jeweiligen Vorstöße und Rückzüge der Gletscher, die für die letzten 150 Jahre auch in Karten und Fotos, für das Mittelalter in vom Gletscher freigegebenen Bergwerksanlagen, für prähistorische Zeiten in Moränenablagerungen belegt sind. Die derzeitigen und künftigen Auswirkungen eines weiteren klimabedingten Rückzuges der Alpengletscher auf den Menschen sind als gering einzuschätzen. Die Masse der die Gletschergebiete aufsuchenden Touristen nimmt die Landschaft als typisch hochalpin so an, wie sie sich ihr darstellt; sie kennt ja nur in Ausnahmefällen den Zustand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dem Hochalpinismus und schon gar dem Massentourismus hat der Gletscherrückgang der jüngsten Vergangenheit keinen Abbruch getan, und das kann auch für künftige Zeiten angenommen werden. Für die Vegetation bedeutet diese Entwicklung neue Standorte für Pionierpflanzen, denen mehr oder weniger rasch Wald folgt, soweit dies die Höhenlage zuläßt. Für die auf den Lebensraum Gletscher angewiesenen Organismen verbleiben immer noch ausreichend Firn und Eis, um die Arten zu erhalten.

Auf die Bergwälder wirkten sich die Klimaschwankungen wegen der langen Lebensdauer und der großen ökologischen Spannweite der bestandsbildenden Baumarten, wenn überhaupt, nur langsam und stark zeitversetzt aus. So konnten Fichten, Zirben, Lärchen mit ihrer Lebenserwartung von 500 Jahren kürzere Klimaschwankungen mit einer Baumgeneration überbrücken, ganz abgesehen davon, daß sich Wälder ein eigenes Bestandsklima schaffen, das auch nachfolgenden Generationen ein Fortkommen ermöglicht. Die Höhenverbreitung der Wälder steht zwar in engem Zusammenhang mit dem Großklima, daneben spielen aber auch Standortsverhältnisse wie Moore, Schutthalden, Felswände eine Rolle. Pollenanalysen und Holzfunde belegen, daß in Warmzeiten die Waldgrenze, standörtliche und klimatische Eignung vorausgesetzt, um 200 bis 300 Meter höher lag als in der Gegenwart. Am Artengrundbestand hat sich seit 5000 Jahren nichts geändert, der Artenanteil wurde allerdings seit mindestens 1000 Jahren vom Menschen mehr oder weniger stark verändert. Die ökologische Spannweite der Waldbäume ist in den Alpen erstaunlich groß. Sehen wir von wärmebedürftigen, frostempfindlichen Arten ab, so stellen wir beispielsweise bei der Fichte eine Höhenverbreitung in den Alpen zwischen Höhenlagen von 2000 Metern und Vorkommen in Talbereichen um 100 Meter fest. Ähnliches gilt für die Bergkiefer und die Lärche. Die prognostizierten schneearmen Winter würden die in jüngster Zeit von der Zerstörung durch Kriechschnee und Waldlawinen bedrohten Steilhangwälder bewahren und damit ganz wesentlich zur Sicherheit der besiedelten Täler beitragen.

Die Unwetterereignisse und die damit zusammenhängenden Hochwasser-, Abtrags- und Lawinenkatastrophen haben zwar in der Statistik des 19. und 20. Jahrhunderts mit 15 katastrophalen und 56 sehr schweren Ereignissen stark zugenommen, die Gründe dafür dürften jedoch nicht nur beim Klima zu suchen sein. Nachrichtentechnik und höchst empfindliche Infrastrukturen stilisieren manches zur Katastrophe hoch, was noch vor 200 Jahren kaum registriert worden wäre, und lokale Witterung und Großklima lassen sich ohnehin noch nicht kausal verknüpfen.

So bleiben letztlich als eindeutig menschlich verursachte Eingriffe in die Atmosphäre der Alpen die Abgase aus Kraftfahrzeugen und Siedlungen. Die Kraftfahrzeuge haben nicht nur in den letzten Jahrzehnten enorm zugenommen, es wird ihnen auch noch eine starke Zuwachsrate vorausgesagt. Daran wird wohl auch ein teilweises Ausweichen auf die Eisenbahn nichts Wesentliches ändern, eher ist da schon an andere Vorgänge zu denken. Es sei nur an die Ölkrise von 1973 erinnert, die sich auf Grund der instabilen politischen Verhältnisse in vielen ölerzeugenden Regionen durchaus wiederholen könnte, oder an den Rückgang scheinbar „lebensnotwendiger" Transitfahrten von Lastkraftwagen nach dem Hochwasserschaden an der Autobahnbrücke über den Inn bei Kufstein. Auch eine

europaweite Rezession könnte sowohl die autofahrenden Touristenströme wie die Kommunikation der Märkte über die Alpen hinweg einschränken und damit den Schadstoffausstoß verringern.
Katastrophale Auswirkungen hätten häufig schneearme Winter für die in weiten Teilen der Alpen auf die Einnahme aus dem Wintertourismus angewiesene Bevölkerung und die damit verknüpfte Industrie. Die zu keiner Zeit autarke alpine Wirtschaft würde damit sehr empfindlich betroffen. Da hülfe auch Kunstschnee nur sehr bedingt. Ein Blick in die Historie lehrt allerdings auch hier, daß Not erfinderisch macht und den Alpenbewohnern und den Finanziers schon etwas einfallen wird, was hoffentlich die Umwelt und die Gesellschaft nicht allzusehr belastet und für eine ausreichend große Zahl von Touristen auch bezahlbar ist.
Alles in allem gilt es, Auswüchsen menschlicher Aktivitäten in den Alpen zu wehren oder sie auf ein umweltverträgliches Maß zurückzuschrauben. Angesichts des auch in unserem Jahrhundert rational nicht faßbaren Verhaltens der Spezies Mensch bleibt beim Komplex Klimaänderung nur das Prinzip Hoffnung oder Fatalismus. Die Umweltkonferenzen 1992 in Rio de Janeiro und alpenbezogen in Schwangau haben beides offengelassen.

Weiterführende Literatur

Bätzing, W., 1991: Die Alpen – Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft. 287 Seiten. C. H. Beck, München.

Karl, J., 1991: Naturkatastrophen in den Alpen – naturgegeben oder provoziert? Alpenvereinsjahrbuch Berg '91; S. 216–226. München-Insbruck-Bozen.

Ders., 1993: Unsere Umwelt Alpen. Jahrb. d. Ver. z. Schutz d. Bergwelt, 58; 25 Seiten. München.

Pauli, L., 1991: Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter. 346 Seiten. C. H. Beck, München.

Röthlisberger, G., 1991: Chronik der Unwetterschäden in der Schweiz. Ber. d. Eidgen. Forschungsanst. f. Wald, Schnee u. Landschaft. 330. Birmensdorf.

Schönwiese, C. D., 1979: Klimaschwankungen. 181 Seiten. Springer-Verlag, Berlin-Heidelberg-New York.

Niemand sucht hier Ausreden für Umwelt-Ignoranten. Doch so einfach, wie manche Unheils-Propheten das glauben, sind die klimabestimmenden Zusammenhänge eben nicht zu durchschauen. Auch der „stumme Frühling" ohne Vögel und Schmetterlinge, wie man ihn uns Anfang der sechziger Jahre vorhersagte, blieb uns bis heute zum Glück erspart

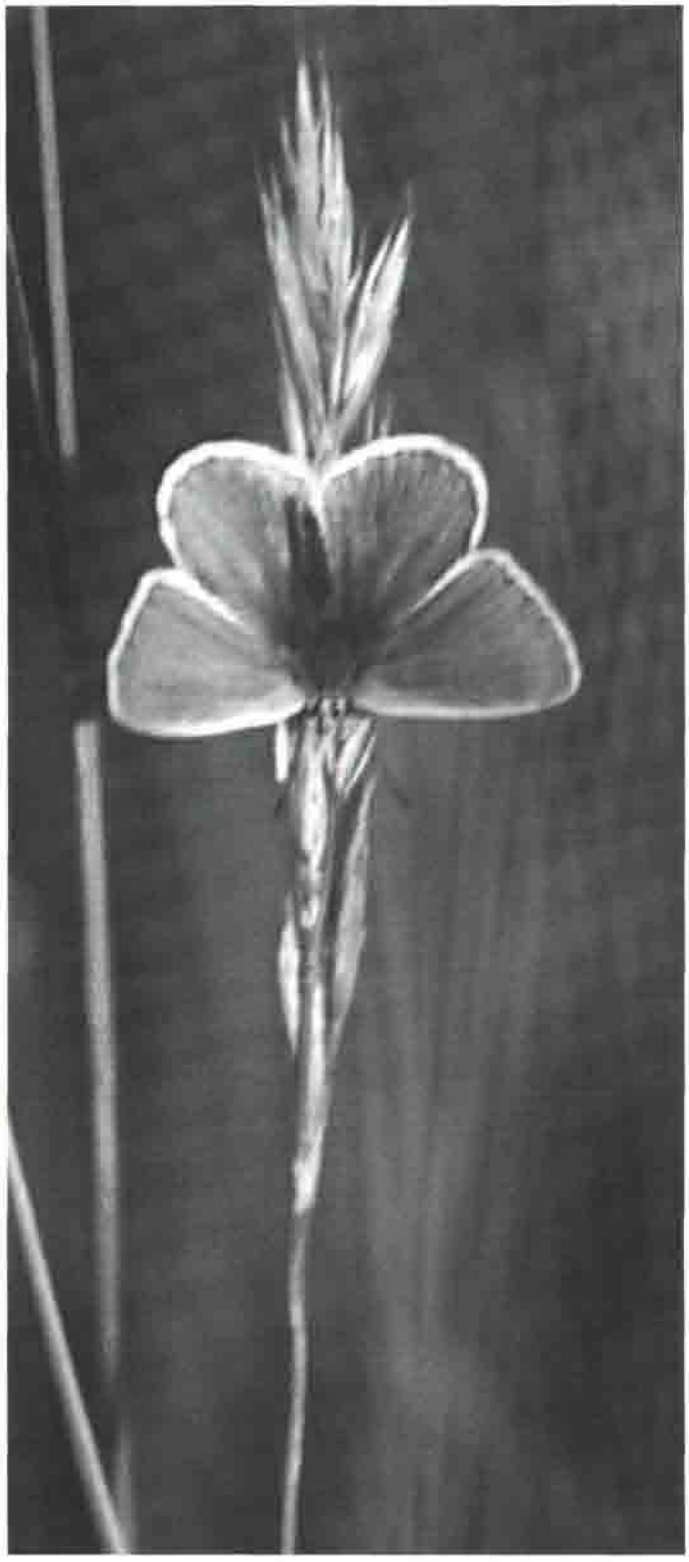


Foto: Lilo Baumgartner

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Karlheinz Baumgartner, geb. 1939, seit 18 Jahren Pfarrer von Steeg, Gründungsmitglied des Arbeitskreises Lebensraum Lechtal.

Lilo Baumgartner, geb. 1942 in Lutherstadt-Wittenberg, Lehrerin und Fotografin, zahlreiche Reisen in vier Kontinenten und Mitarbeit an Zeitschriften und Büchern.

Peter Baumgartner, Ing. f. techn. Chemie, Prof. h. c., geb. 1941, macht zusammen mit seinem Sohn Harry die Redaktion und Gestaltung des AV-Jahresbuches und schrieb mehrere Bücher, u. a.: „Kleine bucklige Welt, Monographie einer Landschaft".

Otto Braun, Dr. med., Facharzt für Pathologie, geb. 1992, lebt abwechselnd in Wien und am Knappenhof in Reichenau. Beschäftigung mit der Biographie von Hüttenwirten auf Schneeberg und Rax besonders mit Camillo Kronich. Leihgeber und Autor bei der Niederösterreichischen Landesausstellung 1992 in Gloggnitz „Die Eroberung der Landschaft Semmering – Rax – Schneeberg".

Wolfram Cosmus, geb. 1940, Zahntechnikermeister, Hobby-Bergsteiger: Kilimandscharo, Cotopaxi, Chimborazo, Aconcagua und viele Viertausender in den Westalpen (Dufourspitze, Castor, Pollux).

Christian Dialer, Dr. Ing., geb. 1959, selbständiger Bauingenieur, Autor des ersten alpinen Mountainbike Führers „Mit dem MTB in den Bergen (1988)", verbrachte zwei Jahre an Universitäten und in den Bergen der USA.

Peter Donasch, geb. 1958 in Malans, Schweiz; Journalist, Buchautor und Fotograf. Informationsbeauftragter des Schweizer Alpen-Clubs (SAC) von 1986 – 1988. Einige Werke: „Bergwärts unterwegs", „Menschen am Piz Bernina", „Schritte in Tibet". Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften. Zahlreiche Diavorträge zu den Themenkreisen „Mensch – Kultur – Natur". Im Frühling 1994 erscheint im Verlag Bündner Monatsblatt, Chur, sein Bildband „Walser heute".

Walther Dorfmann, Dr., geb. 1941, Mathematik- und Biologielehrer, Publizist, Korrespondent der Südtiroler Tageszeitung „Dolomiten" für das Eisacktal. Expeditionen in Grönland, Pamir, Fangebirge. Naturschutzreferent der AVS-Sektion Klausen.

Dieter Elsner, geb. 1954, Studium Geographie und Sport (Lehramt). Sportlehrer an der TU München. Bergführer. Mitglied im DAV- und Bergführer-Lehrteam. Buchveröffentlichung, Zeitschriftenbeiträge.

Gaby Funk, geb. 1957, lebt in Konstanz, Germanistin und Romanistin, Hotelfachfrau, Reiseleiterin in Alaska und Kanada, Produktmanagerin Touristik, freie Mitarbeiterin beim Bayrischen Rundfunk und bei Zeitschriften. Seit 20 Jahren Bergsteigerin.

Kurt H. Gerstle, Dr., geb. 1923, Professor emeritus of civil engineering, lebt in Boulder/Colorado am Fuß der Rocky Mountains, seit vierzig Jahren Mitglied im Colorado Mountain Club.

Elisabeth Godai, geb. 1947, kfm. Angestellte in Wien, seit frühester Jugend in den Bergen zu Hause. Klettern in Fels und Eis wie auch Bergsteigen weltweit seit 20 Jahren. Vorträge in Volkshochschulen.

Franz Grassler, Dr. jur., geb. 1912, lebt in München. Nach Krieg und Gefangenschaft „Mädchen für alles" beim Bergverlag Rudolf Rother, u. a. Redakteur „Bergkamerad" und „Winter", Aufbau des Alpenvereinsführerwerks. Seit 1957 im bayerischen Staatsdienst, Oberlandesanwalt a. D., aber weiterhin ständiger Mitarbeiter an der Bergsteigersendung des Bayerischen Rundfunks und an alpinen Zeitschriften. 1962 – 1971 Beauftragter des DAV für die Alpenvereinsbücher, 1981 – 1984 Referent für Öffentlichkeitsarbeit im VA des DAV. Veröffentlichungen u. v. a.: „Register der Alpenvereins-Jahrbücher 1926 – 1968" (1969).

Reinhard Haessler, Dr. med., geb. 1957, Anästhesist an der Ludwig-Maximilians-Universität München, z. Z. Lehr- und Forschungstätigkeit an der „Oregon Health Sciences" Universität, Portland, Oregon, USA. Als Bergsteiger: mittelschwere Klettertouren und Eistouren. Eröffnung einiger neuer Anstiege bei Oberammergau: Kofel: „direkte Nordwand", „Stinkverschneidung" (Vogelmist), Falkenwand: „Michelangelo" und „Dachquergang" (alle Routen 3 – 7 Seillängen, VI, VII-, A 0, einige Stellen A 1).

Barbara Hauler, Dr. med., geb. 1957, Psychotherapeutin, Buchbeiträge zum Thema Psychiatrie und Literatur. Sportklettern, Skitouren, klassische Alpenrouten.

Herbert Hloch, geb. 1961 in Wilhelmsdorf, Diplom-Physiker. Öfters in den Bergen unterwegs mit der Vorliebe für Skitouren, sowie begeisterter Fotograf und Reisender.

Marianne Hofinger-Koblmüller, Mag., geb. 1958, AHS/BHS-Lehrerin für Französisch/Leibesübungen; nach acht Jahren Unterrichtstätigkeit seit 1989 karenziert; staatl. geprüfte Berg- und Skiführerin – führt für Alpinschule „Die Bergspechte" in Linz –, staatl. geprüfte LA-Trainerin, Lehrbeauftragte für Tourenskilauf, Klettern und Sportmassage an der Päd. Akademie der Diözese Linz, Lehrwart für Skilanglauf und Badminton.

Tobias Heymann, geb. 1965 in Wolfenbüttel, Pianist und Bergsteiger. Viele Solounternehmen in Fels und Eis und große klassische Anstiege wie Walker- und Frêneypfeiler, Eiger-Nord etc. „Garant" von Mountain Wilderness und Teilnehmer der „Free K2-Expedition".

Johann Karl, Dr. rer. nat., geb. 1923, Studium Biologie, Geographie, Geologie, 1959 bis 1988 Sachgebietsleiter Vegetations- und Wildbachkunde am Bayer. Landesamt für Wasserwirtschaft. Zahlreiche Veröffentlichungen in Fachorganen. Naturschutzarbeit für den Deutschen Alpenverein und den Verein zum Schutz der Bergwelt.

Anna Lauwaert, geb. 1946 in Belgien, Psychotherapeutin, verbrachte ihre Kindheit in Belgisch-Kongo, kletterte später mit Claudio Barbier und nahm an der „mountain wilderness"-Expedition zum K 2 im Jahre 1990 teil; derzeit ist sie als Sozialarbeiterin in den Slums von Kalkutta beschäftigt.

Rudolf Malkmus, geb. 1940, Lehrer. Über 140 Veröffentlichungen zur Verbreitung, Ökologie und Taxonomie von Amphibien, Reptilien und Libellen Mitteleuropas (Bayern, Alpen), Marokkos, Portugals und Nord-Borneos, ferner Reisebeschreibungen. Erste Gesamtkartierung der Amphibien und Reptilien Portugals.

Fritz März, Dr. jur., geb. 1927, Rechtsanwalt, Fachanwalt für Steuerrecht, in der Wirtschaft tätig. Erster Vorsitzender des DAV von 1980 bis 1992.

Peter Meier-Hüsing, geb. 1958, lebt mit Frau und zwei Kindern in der Nähe von Bremen, Religionswissenschaftler und Journalist, tätig für Zeitschriften und Rundfunk. Leidet zwar manchmal an der Entfernung der Alpen von seiner Heimatstadt, geht aber trotzdem seit Jahren in die Berge: Wandern, Klettern, Skitouren und journalistische Recherchen.

Andrea Schamschula, geb. 1964 in Wien und seither, wie sie sagt, „mehr oder weniger lebendig; kein Bergführer, Fotograf oder

Journalist – einfach gerne unterwegs", bisher in Afrika und Asien.

Sandra Schernhuber, geb. 1968, Mag. phil.; studierte in Wien Leibeserziehung und Deutsche Philologie für das Lehramt. Staatlich geprüfte Skilehrerin und Wanderführerin des ÖAV. Arbeitete jahrelang neben dem Studium in verschiedenen österreichischen Skischulen. Derzeit am Semmering für einen mit Freunden selbst gegründeten „Aktiv-Club" tätig (Ski, Mountainbike, Tennis, Wanderungen ...). Seit drei Jahren begeisterte Mountainbikerin.

Dieter Seibert, geb. 1940 in Prien am Chiemsee, lebt heute im Füssener Land (Allgäu). Bergsteiger ab 4 Jahren. Einer der besten Ostalpenkenner, seit gut 20 Jahren beruflich Buchautor und Fotograf (vor allem für alpine Themen), etwa 30 Veröffentlichungen bei Büchern, Lehrbüchern, Führern, Fachmann für Skitouren, Bergwandern, Klettersteige (und für unbekannte Berge und Gebiete). Seit 1956 in den Lechtaler Alpen unterwegs, Besuch aller Täler und Winkel, Besteigung fast aller wichtigen Gipfel.

Walter Siebert, geb. 1958, freiberuflich im Outdoor-Bereich tätig. Spezialgebiete: Persönlichkeitsbildung, Teamentwicklung und soziales Lernen durch Outdoor Development Training. Zielgruppen: Breit gestreut von Studenten der Universität Wien über Manager und Mitarbeiter von Betrieben bis zu sozial Benachteiligten (z. B. geistig Behinderten).

Tilman Steinert, geb. 1957, Dr. med., Arzt für Neurologie, Psychiatrie und Psychotherapie, Veröffentlichungen in Fachzeitschriften. Zahlreiche klassische Extremtouren in den Alpen, Skitouren, Sportklettern.

Ruth Steinmann-Hess, geb. 1936 in Zürich, ist seit vielen Jahren in den Bergen der Welt unterwegs: Mt. McKinley in Alaska, sechs Siebentausender in Afghanistan, Rußland, Nordindien und Nordpakistan, und ein Schweizer Höhenrekord für Frauen am Lhotse. Seit 1980 organisiert und leitet sie Trekkins in Asien. Zu Hause, im schweizerischen Bergdorf Versam, unterrichtet sie verschiedene Maltechniken.

Dagmar Wabnig, geb. 1947, Dr. med., lebt in Wolfsberg/Kärnten, praktische Ärztin, Sport- und Notärztin, Leiterin einer sportärztlichen Untersuchungsstelle, medizinische Betreuung von mehreren Vereinen und Verbänden; begeisterte Allroundbergsteigerin, Teilnahme an mehreren außereuropäischen Expeditionen, Mitarbeit beim Alpenverein und der Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin, einige wissenschaftliche Untersuchungen über Alpinmedizin.

Horst Wirt, Dr. med., Medizinalrat, geb. 1920, besucht seit vielen Jahren Nationalparks und Reservate in Osteuropa. Schrieb mehrere Bücher u. a.: Geschützte Wildnis und Geschützte Natur – Streifzüge durch Naturreservate Europas; Europa pro Natura, auch in einer englischen Ausgabe. Mitautor in: Natur als Erlebnis – Die Nationalparke in Mitteleuropa.

Helmuth Zebhauser, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927. Kulturreferent des Deutschen Alpenvereins.

Universitäts-Bibliothek Innsbruck